This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

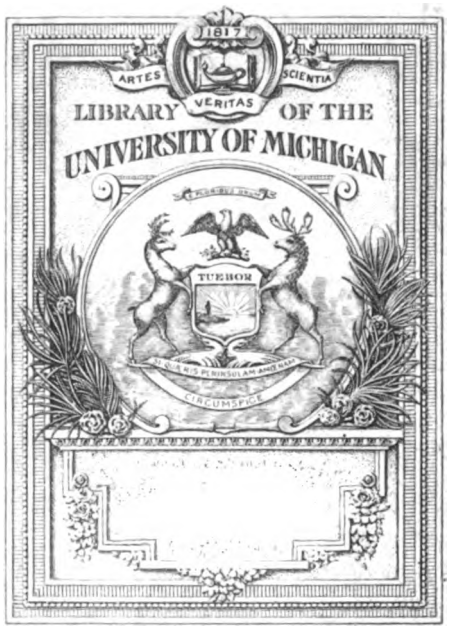
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

505
L77

Digitized by Google

Digitized by Google

Literaturblatt

für

germanische und romanische Philologie.

Herausgegeben

von

Dr. Otto Behaghel und **Dr. Kurt Glaser**

o. ö. Professor der germanischen Philologie an der Universität Giessen.

o. ö. Professor der romanischen Philologie an der Universität Giessen.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Kurt Glaser.

Zweiundfünfzigster Jahrgang.
1931.

Leipzig.
Verlag von O. R. Reisland.

Digitized by Google

Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.
Altenburg, Thür.

Digitized by Google

Register.

I. Verzeichnis der besprochenen Werke.

Agrip af Noregs konunga sögum (Golther) 426.
Alpers, Mittellateinisches Lesebuch (Rheinfelder) 245.
Ammon, Deutsche Sprache und Literatur (Götze) 167.
Appel, Beiträge zur Textkritik der Lieder Bertrans von Born I. II. (Mulertt) 212.
Appel, Raimbaut d'Aurenga und Bertran de Born (Mulertt) 212.
Auerbach, Dante als Dichter der irdischen Welt (Leo) 131.

Baldensperger, Vigny (Karl) 367.
Bally, Crise du français (Glaser) 442.
Behrsing u. a., Grundriss einer Geschichte der baltischen Dichtung (Klein) 37.
Beinhauer, Spanische Umgangssprache (Riegler) 373.
Berceo, Veintitrés Milagros, ed. C. C. Marden (Moldenhauer) 301.
Berger, Grundzüge evangelischer Lebensformung nach ausgewählten Schriften Martin Luthers (Götze) 414.
Beriger, Grillparzers Persönlichkeit in seinem Werk (Jantzen) 351.
Bethune, Leçons élémentaires de grammaire historique de la langue française (Brüch) 270.
Blümel, Der neuhochdeutsche Rhythmus in Dichtung und Prosa (Heusler) 177.
Boehler, Die altenglischen Frauennamen (Holthausen) 356.
Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (Maurer) 350.
Boulanger, L'Art poëtique de Jacques Peletier du Mans (Glaser) 279.
Braue, Beiträge zur Satzgestaltung der spanischen Umgangssprache (Beinhauer) 375.
Brunot, Histoire de la langue française. VI. (Glaser) 124.
Brutsch, Essai sur la poésie de Verhaeren (Glaser) 369.
Bücheler, Französische Einflüsse auf den Strophenbau bei den deutschen Minnesängern (Gennrich) 250.
Burdach-Klapper, Vom Mittelalter zur Reformation. VI. (Behaghel) 411.
Burssens, Dat Boeck van der Voirsienicheit Godes (Ramondt) 102.

Cameron, The influence of Ariosto's epic and lyric poetry on Ronsard and his group (Glaser) 280.
Carlyle, A., Die Liebesbriefe von Thomas Carlyle und Jane Welsh (Fischer) 41.
Carmina Burana, hrsg. von A. Hilka und O. Schumann (Spanke) 112.
Cassou, Les Nuits de Musset (Fey) 368.
Cassou, Panorama de la littérature espagnole contemporaine (Karl) 62.
Chmeliček, Die Gerundialumschreibungen im Altspanischen (Meyer-Lübke) 135.
Chrestien de Troyes, Perceval oder die Geschichte vom Gral, übersetzt von Sandkühler (Golther) 21.
Cidade, Ensaio sôbre a crise mental do sécolo XVIII (Giese) 218.
Cohen, Le théâtre en France au moyen âge II (Glaser) 446.
Constantin-Weyer, William Shakespeare (v. Schaubert) 109.
Curtius-Bergsträsser, Frankreich (Glaser) 52.

Damourette-Pichon, Des mots à la pensée (Glaser) 442.
Dantes Veelzijdigheid (Braun) 449.
Deibel s. Literaturberichte.
Dempe, Was ist Sprache? (Otto) 321.
Dörken, Lord Byrons Subjektivismus (Vowinckel) 357.
Drougge, Schwedisches Lesebuch (Götze) 36.

Eck, Vier deutsche Schriften gegen Martin Luther (Götze) 329.
Edward, James Clarence Mangan (Bersch) 269.
Ellinger, Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im 16. Jahrhundert I (Newald) 26.
Eloesser, Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart I (v. Wiese) 415.
Essays and studies by members of the English Association (Flasdieck) 104.

Fahrner, Wortsinn und Wortschöpfung bei Meister Eckehart (Witte) 89.
Fassbinder, Der Trobador Raimbaut von Vaqueiras (Lewent) 283.
Fliedner, Goethe und Christentum (Fritzsche) 257.
Flothuis, Die Partikel in Wörtern, Redensarten und Sätzen (Overdiep) 87.
Foulet, Le Couronnement de Renard (Spanke) 360.
Franke, Euripides bei den deutschen Dramatikern des 18. Jahrhunderts (Jantzen) 342.
Franz von Sales, Briefe, übertr. von G. Heine (A. Hämel-Stier) 278.
Freiburg-Rüter, Der literarische Kritiker Karl Gutzkow (Viëtor) 181.
Frenzel, Studien zur Persönlichkeit Johanns von Würzburg (Ehrismann) 22.

Gaiffe, Mariage de Figaro (Karl) 281.
Gassert, Stimmhaftigkeit und Länge der Verschlusslaute im Konstanzer Dialekt (Panconcelli-Calzia) 9.
Gérard de Nevers, Prose version of the Roman de la violette (Suchier) 209.
Gjelsvik, Juridisk ordliste (Götze) 427.
Glaser, Neologismus und Sprachgefühl im heutigen Französisch (Laue) 57.
Gougenheim, La langue populaire dans le premier quart du XIXe siècle (Riegler) 127.
Grein, Dichtungen der Angelsachsen (Fischer) 428.
Grieshammer, Sprachgestaltende Kräfte im geistlichen Schauspiel des deutschen Mittelalters (Teske) 408.
Groeneweg, J. J. David in seinem Verhältnis zur Heimat, Geschichte, Gesellschaft und Literatur (Körner) 29.
Gui de Cambrai, Le vengement Alixandre (Suchier) 209.

Häfele, Die Godivasage und ihre Behandlung in der Literatur (Asanger) 410.
Hagen, Zwei Urschriften der Imitatio Christi in mittelniederdeutschen Uebersetzungen aus Lübecker Handschriften (Behaghel) 23.
Hamburg und Island (Spehr) 351.
Hartig-Schellberg, Frankreichkunde (Klemperer) 193.
Hartliebs Uebersetzung des Dialogus Miraculorum von Caesarius von Heisterbach (Behaghel) 87.
Heepe, Lautzeichen und ihre Anwendung in verschiedenen Sprachgebieten (Bretschneider) 6.
Heggstad, Gamalnorsk Ordbok med nynorsk tyding (Götze) 427.
Heine-Pedrosa, Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache (Ruppert y Ujaravi) 216.
Heiske, Ludwig Uhlands Volksliedersammlung (Götze) 418.
Helff, Studien zur Kaiserchronik (Ehrismann) 253.
Hellquist, Det svenska ordförrådets ålder och ursprung (Götze) 36.
Heun, Satzbau in der Prosa des jungen Goethe (Behaghel) 409.
Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied (Behaghel) 326.
Hoffmann, Johann Christian Günther (Jantzen) 343.
Holthausen, Alt- und mittelenglische Texte 3 (Beowulf). (Wild) 188.
Hoppe, Der junge Wieland (v. Wiese) 255.
Horber, Echtheitsfragen bei Abraham a Sancta Clara (Stumpfl) 91.
Howald-Sigerist, Antonii Musae de herba vettonica liber (Meyer-Lübke) 56.

Digitized by Google

Hughes, Virgil and Spenser (Bersch) 268.
Humboldts Briefe an G. Hermann, mitgeteilt von A. Leitzmann (Götze) 100.

Islendingabók, ed. Hermannsson (Golther) 263.
Islendingabók, udgiven ved Finnur Jónsson (Golther) 263.

Jean Pauls Werke, hrsg. von Bach und Berend (Kommerell) 258.
Jeschke, Angel Ganivet (Hämel) 453.
Jespersen, A grammatical miscellany offered to Otto Jespersen on his seventieth birthday (Fischer) 266.
Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens (Maurer) 331.

Kempner, Raleghs staatstheoretische Schriften (Flasdieck) 104.
Kindermann-Kluckhohn-Müller, Deutsche Literatur (Viëtor) 258.
Klemperer, Idealistische Literaturgeschichte (von Jan) 201.
Klemperer, Weltliteratur und europäische Literatur (Kalthoff) 243.
Kochs, Das deutsche geistliche Tagelied (Brinkmann) 336.
Köberle, Moderne Tendenzen in Colettes Sprache (Glaser) 442.
Kommerell, Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik (Fahrner) 92.
Kriedte, Deutsche Bibelfragmente (Götze) 252.
Krome, Palatalisierung der Dentale (Scheludko) 454.
Küchler, E., Das Stadterlebnis bei Verhaeren (Glaser) 369.
Küster, Mittelalter und Antike bei William Morris (Asanger) 358.
Kummer, Romantiker Otto Heinrich Graf von Loeben und die Antike (Greiner) 421.

Lang, Eminescu als Dichter und Denker (Klein) 380.
Lange, Gerhard Anton von Halem als Schriftsteller (Jantzen) 98.
Langenbucher, Das Gesicht des deutschen Minnesangs (Ehrismann) 248.
Langosch, Asinarius und Rapularius (Schumann) 169.
Lapa, Das origens da poesia lirica em Portugal na idade media (Scheludko) 219.
Leidinger, Münchener Dichter des 14. Jahrhunderts (Ehrismann) 91.
Leite de Vasconcellos, Antroponimia portuguesa (Zauner) 65.
Lerch, Die französische Sprache im 19. und 20. Jahrhundert (Glaser) 442.
Levander, Dalmålet (Nordlund) 182.
Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch (Behaghel) 407.
Libro del Cauallero Zifar, ed. Ch. Ph. Wagner (Moldenhauer) 298.
Liechtenhahn, Anthimi de observatione ciborum ad Theodoricum regem Francorum epistula (Meyer-Lübke) 56.
Liptzin, Lyric pioneers of modern Germany (Streuber) 347.
Literaturberichte der Archivalischen Zeitschrift (Deibel, Spanien und Portugal) (Pfandl) 378.
Lloyd, Heinrich von Beringens Schachgedicht (Ehrismann) 253.
Lombard, Constructions nominales dans le français moderne (Spitzer) 437.
Lombard, Les membres de la proposition française (Moldenhauer) 120.
Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache (E. Fischer) 352.

Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum (Künzig) 324.
Martin, Deux cents locutions et proverbes (Gottschalk) 359.
Matthias, Das neue deutsche Wörterbuch (Götze) 14.
Maurer, Die deutsche Sprache (Götze) 82.
Mausser, Bayrisches ABC (Götze) 342.
Mélanges Baldensperger (Glaser) 161.
Meredith, Introito and Loa in the Spanish Drama of the Sixteenth Century (Fey) 451.
Meyer-Benfey, Goethes Dramen (Collin) 415.
Michels, Barockstil bei Shakespeare und Calderón (Hämel) 452.
Müller, Das naturalistische Theater in Frankreich (Kalthoff) 282.
Müller, Die altprovenzalische Versnovelle (Appel) 370.
Müller, Vornamen als appellative Personenbezeichnungen (Berthold) 12.
Muller, A chronology of Vulgar Latin (Moldenhauer) 110.
Muret, Les noms de lieu dans les langues romanes (Kübler) 191.
Mohme, Die freireligiösen Anschauungen im Drama und Roman der neueren deutschen Literatur (Barnikol) 425.
Momigliano, Saggio su l'Orlando Furioso (Schürr) 213.
Moser, Frühneuhochdeutsche Grammatik I. (Teske) 332.

Neumann, Cervantes in Frankreich (Heinermann) 365.
Nicolet, Der Dialekt des Antronatales (Rohlfs) 60.
Northup, El cuento de Tristan de Leonis (Golther) 137.
Novalis Schriften, hrsg. von R. Samuel und P. Kluckhohn (Behaghel) 99.

Obra del Cançoner Popular de Catalunya (Giese) 295.
Olschki, Galilei und seine Zeit (Hämel) 372.
Orend, Zur Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen (Bach) 179.

Pavia, Nuovi studi sulla parlata milanese e i suoi connessi (Rohlfs) 59.
Pedrotti-Bertoldi, Nomi dialettali delle piante indigene del Trentino (Brüch) 448.
Petersen, W. von Olshausen, Lessings Werke (Behaghel) 28.
Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen (Hübener) 37.
Piguet, L'évolution de la Pastourelle du XII^e siècle à nos jours (Spanke) 205.
Placzek, Das historische Drama zur Zeit Hebbels (Jantzen) 263.
Poème moral, ed. Bayot (Spanke) 272.
Praz, Machiavelli and the Elizabethans (Flasdieck) 104.

Rabotine, Le Boece provençal (Appel) 128.
Ransmeier, A Spanish Recognition Grammar (Ruppert y Ujaravi) 62.
Rehm, Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik (May) 412.
Richter, Entwicklungsweg des neuesten Französisch (Glaser) 442.
Richter, Shakespeares Gestalten (Schütt) 189.
Rodó, Ariel, hrsg. von W. F. Rice (Ruppert y Ujaravi) 137.
Rohlfs, Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität (v. Wartburg) 289.
Rueff, Das Rheinische Osterspiel (Maurer) 24.
Rust, Die Chansons-Sammlung der Universitätsbibliothek Greifswald (Glaser) 209.

Sân-Giorgiu, Eminescu si Goethe (Klein) 380.
Saran, Das Uebersetzen aus dem Mittelhochdeutschen (Behaghel) 86.
Scheit, Lobrede von wegen des Meyen (Götze) 255.
Schottenloher, Flugschriften zur Ritterschaftsbewegung des Jahres 1523 (Götze) 174.
Schröfl, Und dennoch — die Nibelungenfrage gelöst (Behaghel) 327.
Schröter, Walafrids deutsche Glossierung (Maurer) 20.
Schulte-Kemminghausen, Briefwechsel zwischen Jenny von Droste-Hülshoff und Wilhelm Grimm (Götze) 420.
Schumann, Das Künzelsauer Fronleichnamsspiel (Maurer) 24.
Seege of Troye, ed. Hibler (Wild) 432.
Seiler, Anne de Marquets (Glaser) 447.
Shaw, Essays on the Vita Nuova (Leo) 291.
Sievers, Zur englischen Lautgeschichte (Holthausen) 186.
Southern Passion, ed. B. Daw Brown (Wild) 430.
Sperl, Naturalismus und Idealismus in der althochdeutschen Literatur (Witte) 83.
Spitzer, Die klassische Dämpfung in Racines Stil (Heiss) 121.
Spoerri, Präludium zur Poesie (Winkler) 2.
Springer, Die Flussnamen Württembergs und Badens (Götze) 247.
Strakosch-Grassmann, Der Dichter des Nibelungenliedes (Menhardt) 411.
Strauch, Schriften aus der Gottesfreund-Literatur (Götze) 173.
Strauss, Friedrich Nicolai und die kritische Philosophie (Gebhardt) 346.
Subak, Epitesi ed epentesi di e nel tedesco antico e moderno (Behaghel) 8.

Digitized by Google

Tardel, Bremen im Sprichwort (Künzig) 19.
Teaciuc, Heinrich Heine in der rumänischen Literatur (Klein) 180.
Teatro antiguo español (Hämel) 450.
Thoma, Uhlands Volksliedersammlung (Götze) 418.
Thon, Die Sprache des deutschen Impressionismus (Koch) 100.
Tieck-Schlegel, Briefe, hrsg. von Lüdeke (Gumbel) 422.

Unger, Gesammelte Studien I. (Glockner) 403.

Vetter, Das frühdeutsche Lied (Künzig) 340.
Vossler, Frankreichs Kultur und Sprache (Glaser) 124.
Vriend, Blessed Virgin Mary in the Medieval Drama of England (Wild) 428.

Wartburg, Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft (Spitzer) 401.
Wechssler-Festschrift (Gamillscheg, Philologisch-Philosophische Studien) (Engwer) 42.
Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung (Behaghel) 81.
Wellander, Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen (Schwyzer) 14.
Welter, Mundartliche und hochdeutsche Dichtung in Luxemburg (Klein) 179.
Wenzel, Wortatlas des Kreises Wetzlar (Stroh) 101.
Wild, Englische Literatur der Gegenwart (Schröer) 433.
Wildi, Arthur Symons als Kritiker der Literatur (Asanger) 110.
Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben (Götze) 176.
Wright, The role of the auditive sense in Baudelaire's work (Kalthoff) 211.

Xenia Pragensia (Behaghel) 1.

Year's work in modern language studies (Glaser) 323.

Ziesemer, Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc (Behaghel) 328.
Zipf, Relative frequency as a determinant of phonetic change (Sütterlin) 241.

II. Verzeichnis der Buchhandlungen, deren Verlagswerke im Jahrgang 1931 besprochen worden sind.

Almquist & Wiksell, Uppsala-Stockholm 437.
Appelberg, Uppsala 182.
Aschendorff, Münster 174, 329. 336. 420.

Baer & Co., Frankfurt a. M. 422.
Bamberg, Greifswald 209.
Belles Lettres, Paris 127. 279.
Berkely (University of California Press), California 268.
Bibliographisches Institut, Leipzig 99.
Boccard, de, Paris 369.
Böhlau, Weimar 258. 321. 415.
Bondi, Berlin 92.
Bong & Co., Berlin-Leipzig 28.

Cassirer, Berlin 415.
Champion, Paris 161.
Chicago Press, Chicago 137.
Clarendon Press, Oxford 104.
Colin, Paris 124.
Columbia University Press, New York 347.
Cornell University, New York 263.

Delachaux et Niestlé, Neuchâtel-Paris 442.
Delagrave, Paris 359.
Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig 52.
Diesterweg, Frankfurt (Main) 193.
Dieterich, Leipzig 342. 350.
Dioskuren-Verlag, Leipzig 433.
Dümmler, Berlin-Bonn 373.
Duncker, Weimar 91.

Ebering, Berlin 22. 253. 263. 356.
Eichblatt, Leipzig 98. 181.
Elwert, Marburg 89. 101. 167. 179. 189.
Emile-Paul, Paris 368.

Fehr, St. Gallen 82.
Fernau, Leipzig 37.
Füssli, Zürich und Leipzig 41.
Furche, Berlin 2.

Glasul Bucovinei, Czernowitz 180.
Gleerup, Lund 36.
Gronau, Jena und Leipzig 42.
Gruyter, de & Co., Berlin und Leipzig 26. 131. 358.

Helios-Verlag, Münster 340.
Hirzel, Leipzig 186. 407.
Horgen, Zürich 351.
Hueber, München 100. 216. 282.
Hugendubel, München 342.

Imprensa da Universidade, Coimbra 218.
Imprensa Nacional, Lissabon 65.

Jörgensen, Kopenhagen 263.
John Hopkins Press, Baltimore 280.
Junker & Dünnhaupt, Berlin 403.

Klotz, Gotha 245. 257.
Kohlhammer, Stuttgart 247. 346. 418.
Konkordia, Bühl 176.
Kra, Paris 62.

Laterza, Bari 213.
Leroux, Paris 191.
Levin & Munksgaard, Kopenhagen 266.
Librairie universitaire, Löwen 270.
Librairie universitaire d'Alsace, Strassburg 128.

Malfere, Amiens 281.
Marcus, Breslau 331.
Mayer & Müller, Leipzig 409. 418.
Minerva, Klausenburg 380.
Monauni, Trento 448.
Moordhoff, Groningen 87.
Moser, Graz 432.
Muusses, Purmerend 428.

Niemeyer, Halle 20. 60. 83. 86. 110. 173. 252. 255. 283. 289. 328. 370. 372. 412. 426.
Norske Samlaget, Oslo 427.

Olsen, Oslo 427.
Orient-Occident, Stuttgart 21.

Pavia, Bergamo 59.
Priebatsch, Breslau 343.

Ramuri, Craiova 380.
Reclam, Leipzig 258. 414.
Reichsdruckerei, Berlin 6.
Reinhold, Wien 324.
Rieder, Paris 109. 446.
Romanisches Seminar, Giessen 57.
Ruhfus, Dortmund 326.

Schildt, Helsingfors 265.
Schröfl, München 327.
Seminar für romanische Sprachen und Kultur, Hamburg 135. 369. 375.
Staats- u. Universitätsbibliothek, Hamburg 351.
Standaard-Boekhandel, Brüssel-Antwerpen-Löwen 102.
St. Paulus-Gesellschaft, Luxemburg 179.

Tauchnitz, Leipzig 37. 352. 357.
Teubner, Leipzig 56.
Theatiner-Verlag, München-Rom 278.

University Press (Otto F. Bond), Chicago 62.
University Press (H. Milford), London 323.
University Press, Princeton 209. 291.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 81.
Van Stockum, Haag 449.
Velhagen-Klasing, Bielefeld und Leipzig 201.

Wächter-Verlag, Graz 29.
Weidmann, Berlin 23. 24. 87. 411.
Westermann, Braunschweig 36.
Winter, Heidelberg 112. 124. 169. 177. 187. 188. 248. 332. 410. 428.

Digitized by Google

III. Verzeichnis der Zeitschriften usw., deren Inhalt mitgeteilt ist.

Acta Philologica Scandinavica 72. 230. 310. 461.
Alt-Hildesheim 228.
Altpreussische Forschungen 227. 309.
Altpreussischer Flurnamensammler 228.
Altschlesien 386.
Anglia 146. 231. 388. 464.
Anglia Beiblatt 74. 146. 231. 311. 388. 464.
Anhaltische Geschichtsblätter 386.
Annalen der Philosophie 68.
Annales de l'université de Paris 234. 313. 392.
Annales du Midi 313. 468.
Anthropos 227.
Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 228.
Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 72.
Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 69. 140. 305. 461.
Archiv für die gesamte Psychologie 68. 312. 390.
Archiv für Kulturgeschichte 144. 387. 394.
Archiv für Religionswissenschaft 143.
Archiv für Urkundenforschung 144.
Archivio storico italiano 149. 393.
Archivum Romanicum 75. 232. 391. 468.
Arkiv för Nordisk Filologi 230. 309.
Arsredogöselsen för högre allmänna läroverket i Borås 387.
Arthuriana 233.
Aschaffenburger Geschichtsblätter 228.

Badische Schulzeitung 228.
Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 386.
Bayerische Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 143. 387.
Bayerischer Heimatschutz 144.
Bayreuther Blätter 228. 308.
Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 70. 306. 456.
Bibliothèque universelle et Revue de Genève 76. 232.
Bilychnis 149. 468.
Blätter des Schwäbischen Albvereins 144.
Boletín de la biblioteca Menéndez y Pelayo 149. 235. 394. 471.
Bulletin de la coopération intellectuelle 468.
Bulletin de la société de linguistique de Paris 68.
Bündnerisches Monatsblatt 308.
Byzantinisch-neugriechische Jahrbücher 309.

Christliche Frau 71. 227.
Codrul Cosminului 76.
Communications edited for the folklore fellows 460.
Cultura 76. 148. 233. 313. 391. 470.
Curme volume of linguistic studies 224.

Danske Studier 229. 461.
Deutsch-französische Rundschau 76. 234. 313. 392. 470.
Deutsch-Ungarische Heimatsblätter 144. 229. 309.
Deutsche Blätter in Polen 144.
Deutsche Literaturzeitung 68. 141. 225. 303. 383. 456.
Deutsche Rundschau 227.
Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 141. 227. 303. 457.
Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen 144.
Deutsches Dante-Jahrbuch 76.
Dialect Notes 311.

Elsass-Lothringen 143. 392.
Englische Studien 231. 389. 465.
English Historical Review 384.
English Studies 74. 146. 232. 389. 466.
Erziehung 392. 470.
Estudios eruditos in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martín 150.
Ethik 143.
Euphorion 141. 226. 383. 457.

Folklore brabançon 149. 470.
Folklore italiano 235. 471.
Folkminnen och Folktankar 145. 310.
Forschungen und Fortschritte 144.
Frankfurter Zeitung 234.
Frau 143. 227.
Friedberger Geschichtsblätter 228. 309.
Fünfzig Jahre Lahnsteiner Altertumsverein 387.

Geisteskampf der Gegenwart 71.
Geographische Zeitschrift 72. 144.
Germania 394.
Germanic Review 70. 226. 307. 456.
Germanisch-romanische Monatsschrift 69. 230. 306. 384. 462.
Giornale storico della letteratura italiana 234. 393. 470.
Göteborgs Högskolas årsskrift 312.
Goetheanum 459.
Göttingische gelehrte Anzeigen 70. 227. 307.
Grai Si Suflet 394.
Gral 71. 143. 226. 308. 384. 458.

Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter 386.
Handelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden 387.
Hannoverscher Kurier 228.
Hannoversches Magazin 386.
Heimat, Die 72.
Heimat, Unsere 72, 144. 387.
Heimatblätter für den Kreis Alsfeld 228.
Heimatland 309.
Hessenland 72. 228.
Hessische Blätter für Volkskunde 309.
Het Boek 388.
Historische Vierteljahrschrift 143.
Historische Zeitschrift 308. 384. 459.
Historisches Jahrbuch 143. 235.
Hochland 392. 459.
Hochschulwissen 71. 143. 227. 308.

Ibero-Amerikanisches Archiv 235. 471.
Imago 227.
Indogermanische Forschungen 137. 305. 455.
Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie 309.
Internationales Archiv für Ethnographie 143.
Italia dialettale 149. 394.

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 459.
Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 387.
Jahrbuch der Sammlung Kippenberg 70.
Jahrbuch des nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe 144.
Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 309.
Jahrbuch des Vereins für westfälische Kirchengeschichte 386.
Jahrbuch für Volksliedforschung 229.
Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken 144.
Journal de psychologie 68. 149.
Journal of English and Germanic philology 73. 140. 385. 463.

Kant-Studien 387.
Klio 71.
Kölnische Zeitung 234.
Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 72.
Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 144. 309.

Language 68. 139. 390.
Leuvensche Bijdragen 72. 229. 311. 388. 460.
Linde 387.
Língua Portuguesa 314. 394. 471.
Literarischer Handweiser 71. 147. 226. 314. 384.
Literatur 227.
Logos 308.
Luther 143.

Digitized by Google

Maal og Minne 310.
Mannheimer Geschichtsblätter 228.
Mannus 145. 309.
Mercure de France 76. 149. 234. 313. 391. 469.
Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums 226.
Mitteilungen der Deutschen Akademie 144. 307.
Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 228.
Mitteilungen des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn 227.
Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins 228.
Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg 386.
Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 227.
Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt 143.
Modern Language Notes 138. 223. 304. 381.
Modern Language Review 69. 224. 382. 462.
Modern Philology 138. 305. 381. 456.
Moderna Språk 72.
Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 387.
Monatsschrift für höhere Schulen 308.
Morgen 143. 308.
Moyen-âge 313. 468.
Mühlhäuser Geschichtsblätter 387.
Münchener Neueste Nachrichten 72. 143. 228. 308.
Muttersprache 143. 227. 308.

Nachrichten der Giessener Hochschulgesellschaft 228.
Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 70. 307.
Namn och Bygd 72. 145.
Nassauische Heimatblätter 72.
Nederlandsch tijdschrift voor volkskunde 227. 309.
Neophilologus 139. 231. 385. 462.
Neuburger Kollektaneen-Blatt 386.
Neue Deutsche Schule 308.
Neue Erziehung 227. 467.
Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 71. 143. 226. 308.
Neue Rundschau 71. 226. 313. 383. 459.
Neue Schweizer Rundschau 313.
Neuere Sprachen 73. 145. 230. 310. 384. 461.
Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 387.
Neuphilologische Mitteilungen 140. 305. 382.
Neuphilologische Monatsschrift 73. 145. 231. 311. 385. 462.
Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 460.
Nieuwe Taalgids 72. 145. 228. 388. 461.
Norsk folkekultur 145.
Nouvelle Revue Française 391. 469.
Nuova Antologia 76. 148. 234. 314. 394.
Nysvenska Studier 461.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 72. 144. 228. 387.
Open court 69. 226. 311. 390.
Opetatud eesti seltsi aastaraamat 387.

Pfad 71.
Pfälzisches Museum 386.
Philological Quarterly 224. 303. 466.
Philologische Wochenschrift 223. 455.
Philosophical Review 68. 384.
Preussische Jahrbücher 71. 227.
Prussia 386.
Publications of the Modern Language Association of America 70. 146. 303. 463.

Review of English Studies 75. 146. 311. 389. 466.
Revista Critică 77. 235. 314.
Revista de Filología Española 235. 394. 471.
Revista Lusitana 149.
Révolution de 1848 et les révolutions du XIXe siècle 468.
Revue belge de philologie et d'histoire 234. 458.
Revue critique d'histoire et de littérature 69. 139. 225. 305. 457.
Revue de Hongrie 76. 234.
Revue d'histoire et de philologie religieuses 468.
Revue d'histoire littéraire de la France 148. 233. 392. 468.
Revue de littérature comparée 68. 139. 457.
Revue de Paris 76. 148. 234. 313. 392. 470.
Revue de philologie française 233. 312. 392.
Revue des deux mondes 69. 149. 234. 313. 392. 469.
Revue des études hongroises 384.
Revue du XVIe siècle 234.
Revue hispanique 76. 314. 471.
Revue internationale des études basques 149.
Revue philosophique 305. 470.
Rheinische Vierteljahrsblätter 460.
Romania 148. 312. 467.
Romanic Review 148. 312. 467.
Romanische Forschungen 390.

Schildgenossen 470.
Schweiz 313.
Schweizer Volkskunde 144. 229. 309. 387. 460.
Schweizerisches Archiv für Volkskunde 72. 229. 387. 460. 470.
Schweizerisches Idiotikon: Bericht über das Jahr 1930 227.
Scientific monthly 467.
Shakespeare-Jahrbuch 232.
Siegerland 228.
Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien 144. 227. 308.
Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 227.
Sitzungsberichte der Preuss. Akademie der Wissenschaften 227. 307.
Societas Scientiarum Fennica 144.
Stader Archiv 144.
Stimmen der Zeit 227. 392.
Studi danteschi 234.
Studi e materiali di storia delle religioni 227.
Studies in English 74.
Studies in Philology 75. 139. 225. 381. 455.
Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin 144.
Süddeutsche Monatshefte 71.

Theologische Literaturzeitung 71. 143. 227. 308. 387.
Theologische Rundschau 308.
Theologisches Literaturblatt 71. 143. 227. 308. 387.
Theosophische Kultur 227.
Theutonista 70. 307. 386. 456.

Ungarische Jahrbücher 227. 309, 387.

Veröffentlichungen des Historischen Vereins der Grafschaft Ruppin 144.
Volk und Scholle 72. 144. 228. 308.
Volkstum und Kultur der Romanen 147. 390. 467.

Waisenhilfe 308.

Yale Review 311.

Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 228.
Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins: Wiss. Beihefte 308.
Zeitschrift des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens 387.
Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 144.
Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 228.
Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 228.
Zeitschrift für Aesthetik und allg. Kunstwissenschaft 71. 226. 383. 459.
Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 309.

Digitized by Google

Zeitschrift für Bücherfreunde 143. 314. 460.
Zeitschrift für deutsche Bildung 72. 142. 226. 308. 386. 456.
Zeitschrift für deutsche Philologie 142. 306.
Zeitschrift für Deutschkunde 70. 142. 226. 306. 386. 456.
Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 141. 306.
Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 143. 386. 455.
Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche 387.
Zeitschrift für Ethnologie 234. 460.
Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht 73. 145. 230. 310. 384. 463.
Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 76. 233. 312. 392.
Zeitschrift für Kirchengeschichte 71. 308.
Zeitschrift für Musikwissenschaft 144. 227. 313.
Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 143.
Zeitschrift für Psychologie 68.
Zeitschrift für romanische Philologie 147. 232. 312. 390. 467.
Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 309.
Zeitschrift für slavische Philologie 230.
Zeitschrift für Theologie und Kirche 308.
Zeitschrift für ungarische Landesgeschichte 144.
Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 455.
Zeitschrift für Volkskunde 387. 460.
Zeitwende 143.
Zentralblatt für Bibliothekswesen 143. 314.

IV. Verzeichnis der in den Personalnachrichten erwähnten Gelehrten.

1. Anstellungen, Berufungen, Auszeichnungen.

Alewyn 320.
Auerbach 80.
Foerster 480.
Fricke 480.
Funke 480.
Janner 480.
Leitzmann 80.
Leo 480.
Maurer 480.
Merian-Genast 320.
Moldenhauer 156.
Nadler 480.
Naumann 480.
Newald 80.
Petriconi 240.
Raymond 240.
Reichardt 240.
Rheinfelder 156.
Richter (Helene) 480.
Rosenfeld 320.
Schmidt 320.
Siebs 156.
Spanke 156.
Thibaudet 480.
Tzadzowski 400.
Wellander 400.

2. Todesfälle.

Gundolf 400.
Henning 80.
Herford 320.
Kuttner 400.
Meringer 240.
Nyrop 320.
Saran 320.
Wihan 240.

Digitized by Google

JAN 24 1931

LITERATURBLATT

FÜR

GERMANISCHE UND ROMANISCHE PHILOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. OTTO BEHAGHEL UND DR. KURT GLASER

o. ö. Professor der germanischen Philologie an der Universität Giessen.

o. ö. Professor der romanischen Philologie an der Universität Giessen.

VERLAG VON

O. R. REISLAND, LEIPZIG, KARLSTRASSE 20.

Preis halbjährlich: Goldmark 10.—.

LII. Jahrgang. Nr. 1—2. Januar—Februar. 1931.

Xenia Pragensia (Behaghel).
Spoerri, Präludium zur Poesie (Winkler).
Heepe, Lautzeichen und ihre Anwendung in verschiedenen Sprachgebieten (Bretschneider).
Subak, Epitesi ed epentesi di e nel tedesco antico e moderno (Behaghel).
Gassert, Stimmhaftigkeit und Länge der Verschlusslaute im Konstanzer Dialekt (Panconcelli-Calzia).
Müller, Vornamen als appellative Personenbezeichnungen (Berthold).
Matthias, Das neue deutsche Wörterbuch (Götze).
Wellander, Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen (Schwyzer).
Tardel, Bremen im Sprichwort (Künzig).
Schröter, Walahfrids deutsche Glossierung (Maurer).
Chrestien de Troyes, Perceval oder die Geschichte vom Gral, übersetzt von Sandkühler (Golther).
Frenzel, Studien zur Persönlichkeit Johanns von Würzburg (Ehrismann).
Hagen, Zwei Urschriften der „Imitatio Christi" in mittelniederdeutschen Uebersetzungen aus Lübecker Handschriften (Behaghel).
Schumann, Das Künzelsauer Fronleichnamsspiel. — Rueff, Das Rheinische Osterspiel (Maurer).
Ellinger, Geschichte der neulatein. Literatur Deutschlands im 16. Jahrh. I (Newald).
Petersen-W. von Olshausen, Lessings Werke (Behaghel).
Groeneweg, J. J David in seinem Verhältnis zur Heimat, Geschichte, Gesellschaft und Literatur (Körner).
Drougge, Schwedisches Lesebuch (Götze).
Hellquist, Det svenska ordförrådets ålder och ursprung (Götze).
Behrsing u. a., Grundriss einer Geschichte der baltischen Dichtung (Klein).
Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen (Hübener).
Carlyle, Alex., Die Liebesbriefe von Thomas Carlyle und Jane Welsh (Fischer).
Gamillscheg, Philologisch-Philosophische Studien. Wechssler-Festschrift (Engwer).
Curtius-Bergsträsser, Frankreich (Glaser).
Howald-Sigerist, Antonii Musae de herba vettonica liber (Meyer-Lübke).
Liechtenhahn, Anthimi de observatione ciborum ad Theodoricum regem Francorum (Meyer-Lübke).
Glaser, Neologismus und Sprachgefühl im heutigen Französisch (Laue).
Pavia, Nuovi studi sulla parlata milanese e i suoi connessi (Rohlfs).
Nicolet, Der Dialekt des Antronatales (Rohlfs).
Ransmeier, A Spanish Recognition Grammar (Ruppert y Ujaravi).
Cassou, Panorama de la littérature espagnole contemporaine (Karl).
Leite de Vasconcellos, Antroponimia portuguesa (Zauner).
Bibliographie.
Literarische Mitteilungen.
Personalnachrichten.

Xenia Pragensia Ernesto Kraus Septuagenario et Joseph Janko sexagenario ab amicis collegis discipulis oblata. Pragae 1929. VI, 471 AS. 8°.

Die vorliegende Festschrift will den Versuch machen, „vor einem internationalen Forum durch einen Sammelband auf Wege und Ziele der čechischen Germanistik (dieses Wort im weitesten Sinne genommen) aufmerksam zu machen".

Der weitaus überwiegende Teil des Bandes gilt literaturgeschichtlicher Darlegung, und hier wieder fällt der Löwenanteil den deutsch-tschechischen Beziehungen zu. Sehr umfangreich ein Aufsatz von Karl Polák: Heine und die tschechische Dichtung, der einen überaus starken Einfluss Heines erweist. Antonin Grund zeigt Einwirkungen Blumauers auf Havlíček auf. Hugo Siebenschein zieht in Ervín Špindler einen unbekannten Goetheübersetzer ans Licht. Jan Krcjči behandelt in „Goethe und Bratranek" die Beziehungen Bratraneks zu Goethes Familie, wofür das Archiv des Brünner Augustinerklosters anziehende Beiträge liefert. Eine andere Reihe gilt lebenden deutschen Dichtern: R. Messer, Karl Spitteler, ein episches Problem, Jac. Vlašinský, Studie zu Wassermanns Jugendromanen, Vitězka Pibertowá, Zur Geschichtsforschung des George-Kreises. Aeltere Schriftsteller erfahren Beleuchtung in bestimmter Beziehung: A. Wellek, Carlyle und German Romanticism, Stan. Sahánek, das tschechische Dorf bei Marie von Ebner-Eschenbach. Die Sprachgeschichte tritt stark zurück. In nenne eine nicht sehr eindrucksvolle Parallele zu got. ddj., die Jos. Chlumský aus dem Spanischen beibringt, von Fr. Halda Beiträge zur deutschniederländischen Lexikologie, die mit *p* anlautende Wörter ohne besonderes Ergebnis behandeln, nützliche Feststellungen zum sogenannten bestimmten Artikel im Altisländischen, wobei ich jedoch die Unterscheidung zwischen einzigartigen und nicht einzigartigen Grössen vermisse; dass der Vokativ den Artikel entbehre, erleidet doch starke Einschränkung; vgl. meine Syntax 1, 72. Arbeiten von Mathesius und Trnka gelten allgemeinen und speziell englischen phonologischen Problemen. Fr. Kalda, Zur niederländischen und deutschen Sagenepik des Mittelalters, mustert die ältere Epik nach Stämmen und Motiven. Eine Zusammenstellung der Arbeiten von Kraus und Janko macht den Beschluss. Die Aufsätze sind zum grossen Teil in deutscher Sprache geschrieben, zwei in englischer, einer in französischer. Deutsche Sprache und deutscher Stil verdienen im allgemeinen volle Anerkennung; am wenigsten bei Kalda, der u. a. folgendes schreibt (S. 14): Nach Abschluss der fränkischen Expansionsepoche erstand in Lothars Reich das fränkische Rückgrat für West und Ost, das sich von der Nordsee zur Azurküste ausdehnte.

Im ganzen macht die Sammlung, soweit ich sie beurteilen kann, einen erfreulichen Eindruck, den Eindruck des ernsten, tüchtigen, vorurteilsfreien Strebens.

Giessen. O. Behaghel.

Theophil Spoerri, Präludium zur Poesie. Eine Einführung in die Deutung des dichterischen Kunstwerks. Berlin, Furche-Verlag. 1929. 333 S.

Von allen den Büchern, die sich in den letzten Jahren um eine erneute Grundlegung und vertiefte Sinngebung der

Digitized by Google

Literaturwissenschaft bemühten, ist dieses eines der bedeutendsten, gewiss eines der fesselndsten. Es einzureihen, fällt schwer; es ist durchaus sui generis. Der Verfasser greift über die Literaturwissenschaft, über „Wissenschaft" überhaupt weit hinaus. Was ihm am Herzen zu liegen scheint, ist vor allem Transzendentes: die Frage nach dem letzten Sinn von Dichtung und Dichtkunst. Der Autor spricht überall aus festgefügter Weltanschauung und feinem künstlerischen Empfinden. Weltanschauung, Glaube nähren das Buch; sie geben allen Erörterungen jene eigenartige Kraft, die suggestiv wirkt, auch wo kühlere „Fachwissenschaft" widersprechen möchte. Sie dringen bis in die letzten Äderchen der sorgsamen künstlerischen Analysen, auch bis in die äussersten Verästelungen der zünftig-literaturgeschichtlichen Probleme. Dann und wann brechen sie als Bekenntnis durch: „... sagen wir's zum Schlusse geradeheraus: es ist hier nicht die Rede vom Erkennen des Kunstwerkes, es handelt sich hier nicht nur um Schönheit. — Wie heisst denn im Munde der Frommen der Sinn für das unfassbar Fliessende, für das allen Gesetzen entbundene Wunderbare, für das unendliche Strömen, für die allumfassende Einheit des göttlichen Lebens? — Glaube, Hoffnung, Liebe! ... traute, süsse Klänge, die ihr wie versunkene Glocken in unseren Herzen tönt! Darf man euch im kleinlichen Werkstattlärm dieser armseligen Untersuchung erklingen lassen? Aber woher kämen uns Kraft und Freudigkeit zur Arbeit, wenn nicht von euch? Denn nicht für romantische Traumspiele, nicht für mystische Schwärmereien braucht man die Kraft, die aus Glauben, Lieben und Hoffen strömt. Wir brauchen sie für die grosse schöpferische Tat, nach der alle Menschen dürsten. Denn weder Weltflucht noch Weltgenuss ist das Heil der Menschheit, sondern Weltarbeit, Weltüberwindung! ..." (S. 285). Das Bekenntnis setzt sich fort; andere könnten ihm zur Seite gestellt werden. Der Verfasser hält auch mit seinem Urteil über Zeiterscheinungen nicht hinter dem Berge. Die „Objektivität" der Gesinnungslosigkeit, noch heute Fetisch einiger Geister, wird man bei ihm vergeblich suchen. Man lese (auf S. 302) Spoerris Meinung über das moderne Lichtspiel nach: „Am besten kann sich der Zeitgeist im Kino äussern. Da ist Maschine, Tempo und Photographie zur wahren Teufelsmischung zusammengebraut. Und wer da Seele suchte, der würde sich dem allgemeinen Gelächter aussetzen. Wozu denn Seele? Kann man Seele essen oder ins Bankbüchlein eintragen lassen? Der Mensch des Kinodramas ist nur Maschine: Genussmaschine, Mordmaschine, Spassmaschine, was man will. Und so ist auch das Publikum ..." Dabei war, als Spoerri dieses schrieb, noch nicht einmal die (100 %ige) Barbarei des Sprechfilms erfunden oder wenigstens noch nicht allgemein verbreitet. — Das warme Ethos der gläubigen Ueberzeugung beseelt und durchleuchtet auch Spoerris Definitionen. Die Durchleuchtung ist freilich keine verstandesmässige. An Klarheit und Durchsichtigkeit lassen die gegebenen Begriffsbestimmungen manchmal zu wünschen übrig; sie sind eher erfühlt, erschaut, wenn man will: gelebt, als mit dem Verstande von den Erscheinungen abstrahiert. Man kann sich davon an beliebigen Stellen des Buches überzeugen. „Wird Form auf dem Gebiete des Erkennens erlebt, so sprechen wir von Wahrheit ... Wird Form auf dem Gebiete des Fühlens erlebt, so sprechen wir von Schönheit. Schön ist jede Erscheinung, die dem Gefühl die Richtung auf Ganzheit gibt. Da das Gefühl das Bewusstsein von der fliessenden Bewegung des Lebens ist, erscheint die Ganzheit als Fülle des Lebens ... Wird Form auf dem Gebiete des Wollens erlebt, so sprechen wir vom Guten. Das Gute ist das Sichtbarwerden des auf die Ganzheit gerichteten Willens ..." (S. 125/126). „Was das Gefühl so anregt, dass es rein in sich schwingt, das nennt man schön. Der dynamische Mensch erlebt die Welt als ästhetisches Schauspiel" (S. 27). „Wie wenn abgelenktes Wasser wieder zum Strombett zurückkehrt, so entsteht durch diese Rückkehr des Gefühls in sich selbst ein beschleunigtes Anschwellen des Lebensgefühles. Das drückt sich physiologisch in der Erschütterung des Lachens aus ..." (S. 131). Der verstandesmässig abstrahierte Begriff wird dementsprechend von Spoerri als etwas bloss Aeusserliches, Praktisches, Totes gewertet oder entwertet. Die Lebendigkeit der Idee, die im Begriffe doch wirkt, ist einigermassen übersehen: „Der Begriff ist dasjenige an den Dingen, was man von aussen (sic!) greifen und begreifen kann. Der Begriff sieht von allem ab, was man nicht fassen kann, von aller Sonderheit und Spontaneität. Durch den Begriff wird das Passive an den Dingen hervorgehoben. Durch den Begriff werden die Dinge greifbar, verfügbar" (S. 29).

Wie nun im einzelnen Stellung nehmen zu den reichen Gedanken dieses „Präludiums zur Poesie"? Die Fülle des Buches kann hier nicht annähernd ausgeschöpft werden. Des Verfassers philosophisch-erkenntnistheoretisches Bemühen tritt gleich und am sichtbarsten im ersten Teile des Werkes zutage, der von der „Deutung der Wirklichkeit" handelt. Spoerris System baut auf drei Kategorien (Erscheinungsformen der Wirklichkeit, Erscheinungsform des Ichs) auf, die da sind: statisch, dynamisch, normativ (S. 25); normativ bedeutet dabei „inneres Gerichtetsein auf ein frei gewähltes Ziel, — nicht äusseres Gesetz und Mass" (S. 25, Fussnote), bedeutet „das Beharrende, innerlich Konstante, in frei gewählter Richtung Strebende", bedeutet „Gestalt, Ganzheit, Richtung" gegenüber dem Statischen („Bestehenden, äusserlich Konstanten, Starren") mit seinen Korrelaten „Grenze, Vielheit, Gesetz" und gegenüber dem Dynamischen („Wechselnden, innerlich Bewegten, Fliessenden") und seinen Entsprechungen „Unbegrenztheit, Einheit, Freiheit" (S. 321). Die allgemein erkenntnistheoretische Nützlichkeit dieser Kategorien zu erörtern, hier zuzustimmen oder zu verneinen, fiele aus der Kompetenz des Rezensenten. Die drei Kategorien bilden indes auch die Stützpfeiler des Hauptteiles des Buches, „Die Deutung der Poesie"; wendet Spoerri sie doch auf die (mit vollem Rechte beibehaltenen) Typen episch, lyrisch und dramatisch an; ja, er findet sie in diesen geradezu wieder: „Das Epische ist dichterischer Ausdruck in statischer Form, das Lyrische in dynamischer Form, das Dramatische in normativer Form." Da muss man sich denn fragen, ob die Gleichsetzung episch = statisch, lyrisch = dynamisch, dramatisch = normativ wirklich unterscheidende künstlerische Wesenszüge der drei Dichtungsgattungen trifft. Für das Epische mag man es in dem weitgespannten, eigentümlich beseelten Sinne, den Spoerri seinen Kategorien gibt, zugestehen. In solchem Verstande ist dann die Formel „Die Welt des Epos ist die statische Wirklichkeit grossen Formates" (S. 152) wohl berechtigt. Sowie man aber den Gedanken mit dem Verfasser in die technischen Einzelheiten der

Digitized by Google

Dichtungsgattung weiterführt, ergeben sich Aufstellungen, die der empirisch-psychologischen Erfahrung nicht mehr entsprechen, oder (um dem Verfasser besser gerecht zu werden): der neue philosophische Gehalt, mit dem die alten Termini erfüllt erscheinen, vermag sich gegen den wissenschaftlichen Alltagssinn, in dem wir sie sonst verwenden, in uns nicht durchzusetzen. Dadurch erscheinen diese Aufstellungen gewaltsam und übersteigert. Ich denke an Sätze wie: „Objektive Einstellung, Aufhören des Bewegungssinnes bedeutet sprachlich Prosa" (S. 155). Geht der Prosa wirklich immer und per definitionem das ab, was man gemeiniglich sprachliche Bewegtheit nennt? Oder (S. 175): „Die Prosa, die von Natur der unbewegten Tatsache und der nackten Nützlichkeit zuneigt, ist immer umwittert von der Angst vor dem Ennui und dem Tode" (Ennui und Tod wohl als Gegensatz zu Bewegtheit gedacht). — Lyrik mit Dynamik gleichzusetzen ist auch nur so lange möglich als man unter „Dynamik" Gefühl, Unbegrenztheit, Unendlichkeit, Stimmung und einiges andere, Verwandte, versteht. Solche überstraffe Spannung des Begriffs führt aber hier noch weiter aus der Sphäre des Aesthetisch-Empirischen hinaus ins Persönliche, Weltanschaulich-Transzendente: „Selbstvernichtung ist das letzte Wort der Lyrik. Wer die Gewalten seiner Seele auf sich selbst zurückwendet, der fühlt sich zuerst von ihnen erhoben, und er glaubt ein Gott zu sein, dann aber zerreissen sie ihn; denn kein Ich ist stark genug, allein die ganze Fülle des Lebens und Schwere des Daseins zu ertragen." (S. 184). — Das Drama ist nach Spoerri das normativ betonte dichterische Kunstwerk. Die Starrheit dieser Definition wird zwar sogleich gemildert: „(Im Drama) wird der Richtungssinn, der unterirdisch in jedem Kunstwerk strömt, zur zentralen, alles bestimmenden Kraft. In der epischen Poesie herrscht die Klarheit der intellektuellen Anschauung, in der lyrischen das dunkle Drängen der Stimmung, in der dramatischen aber ist Anschauung und Stimmung eingebettet in die alles mitreissende Gewalt des Richtungswillens. Im Drama waltet die Entscheidung." (S. 185.) Ist aber „alles mitreissende Gewalt" nicht Dynamik? Und so dünkt mich, dass man, psychologisch beurteilt, das Dynamische geradezu als das Wesentliche des Dramatischen ansehen und ihm das Lyrische, das Vorschwebende, als das Statische, das Epische aber als überhaupt auf einer anderen Ebene Liegendes entgegenstellen könnte. (Vgl. Rez., Das dichterische Kunstwerk, S. 51ff., S. 62ff.) Wechselt der Standpunkt, dann wechseln die Aspekte. Das Bedeutsame an Spoerris Buch ist, dass es seinen Standpunkt folgerichtig, in einer einheitlichen grossen geistigen Betrachtung festhält. Darum fühlt man sich als Rezensent beim Aufgreifen von Details hier so unbehaglich; wird man den Einzelheiten des Werkes doch nur gerecht, wenn man sie auf die philosophische Grundhaltung des Verfassers zurückführt. Dieser Grundhaltung gegenüber aber verliert jeder Einzeleinwand seinen Sinn; sie ist in ihrer weltanschaulichen Verankerung ein Ganzes und als Ganzes anzunehmen oder abzulehnen. Daher ist dieses Präludium zur Poesie nicht so sehr ein Werk der wissenschaftlichen Diskussion oder der fachlichen Forschung, als ein Buch philosophischer Besinnung.

Das will nicht heissen, der Verfasser ermangle der Gaben der Zunft. Ich verweise bloss auf seinen Blick in die „innerste Werkstatt des Dichters", S. 119. Ueberaus fein sind einige der eingestreuten oder als dritter Teil des Buches angeschlossenen Einzeldeutungen von Werken Goethes, Eichendorffs, K. F. Meyers, Rilkes, Valérys u. a. Dass sie „subjektiv" sind, ist im Rahmen des Buches nur rühmenswert.

Die Behauptung (S. 194), die Renaissance sei „Absage an Gott" (vgl. auch S. 195: „sie [die Renaissancemenschen] kannten den alttestamentlichen Gott nicht mehr", ... „sie gingen nicht mehr in die Kirche") ist so nicht haltbar. — Da das Zitat aus Vossler (S. 150, Fussnote) gegenüber dem Original bestimmte Kürzungen und Einschübe von dritter Hand enthält, hätte hier die Verantwortlichkeit festgelegt werden mögen. — Von den wenigen Druckfehlern, die mir aufgefallen sind, haben die Zitate aus Goethes Tasso anscheinend den Löwenanteil abbekommen: S. 250, letztes Zitat vor dem Absatz, lies *nach und nach* statt *nach uns nach*; S. 256, zweites Zitat von unten, lies *ihn der Dürftigkeit* statt *in der Dürftigkeit*; am schlimmsten aber spielt ein Druckfehler dem Papste Gregor XIII. mit in den Worten Antonios: *In seiner Nähe darf nichts mäßig* (liess: *müßig*) sein.

Wien. E. Winkler.

Lautzeichen und ihre Anwendung in verschiedenen Sprachgebieten. Von Fachgelehrten zusammengestellt unter Schriftleitung von M. Heepe. Berlin, Reichsdruckerei. 1928.

Die Reichsdruckerei hat im Anschluss an das früher erschienene Werk „Alphabete und Schriftzeichen des Morgen- und Abendlandes" eine Sammlung phonetischer Transkriptionssysteme für Sprachen aus aller Welt veröffentlicht, die zunächst als Hilfsbuch für das Buchgewerbe gedacht war und schliesslich, unter Mitarbeit namhafter Fachgelehrter, ein solches auch für die Sprachwissenschaft geworden ist. Den Inhalt des ersten Hauptteiles machen — auf systematisch-phonetischer Gesamtbasis ruhend — die Versuche und Ansätze zu einer Weltlautschrift als Forderung aus: Umschrift nach Lepsius, deren Weiterentwicklung durch Endemann und Meinhof (von C. Meinhof), die Anthropos-Lautschrift (von P. W. Schmidt), Lautschrift nach Lundell, die Weltlautschrift von Jörgen Forchhammer (von Jörgen Forchhammer), das System der Association Phonétique Internationale (von D. Jones), Vorschläge der Kopenhagener Konferenz (von M. Heepe). Den zweiten Hauptteil füllt die Darstellung der verschiedenen, aus der praktischen Notwendigkeit geborenen, lokal und phonetisch-systematisch begrenzten, bereits angewendeten Lautschriften auf Sondersprachgebieten aus: deutsche Mundarten (von H. Neumann), romanische Sprachen und Dialekte (von W. Paulyn), slawische, finnisch-ugrische und Türk-Sprachen (von E. Lewy), chinesische und — erst vor wenig Jahren eindeutig phonetisch bestimmt — birmanische Sprachen (von W. Simon) und schliesslich amerikanische Sprachen (von K. Th. Preuss). Die Systeme von E. Sievers: „Grundzüge der Phonetik" und W. Viëtor: „Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen" sind im zweiten Teil als Anhang beim Abschnitt „Deutsche Mundarten" untergebracht, während sie, zum wenigsten aber das Sievers'sche System, vom Benutzer doch zweifellos im ersten Teil gesucht werden.

Nach demselben Prinzip wie die beiden Hälften des Buches teilt H. Neumann die Transkriptionssysteme der deutschen Dialektforschung in zwei Gruppen: Uebergreifende Zeichensysteme (Kräuter, Bremer) heben sich ab

Digitized by Google

von einer Reihe Umschriften, die, ein engeres Mundartgebiet umfassend, dessen lokal gegebenen Lautstand ausschöpfen, wie hauptsächlich die Mundartwörterbücher. Die Umschrift des „Teuthonista", die zur ersten Gruppe zu rechnen ist, nimmt eine vermittelnde Stellung ein: sie „dehnt ihren Einflussbereich stetig aus . . . Ihr folgen z. B. das Rheinische Wörterbuch, das Siebenbürgische Wörterbuch . . ." u. a.

Die Tatsache der von Neumann angeführten elf grossen Transkriptionssysteme der deutschen Mundartenforschung — die kleineren lokalen Einzeluntersuchungen bleiben dabei ausgeschlossen — sollte den Phonetiker bedenklich stimmen. Die Vielfalt spiegelt zwar einerseits das liebevolle Bemühen wider, dem Reichtum der mundartlichen Laute gerecht zu werden, auf der anderen Seite aber auch eine bedauerliche Zerrissenheit innerhalb der deutschen Mundartforschung, deren partikularistische Neigungen, tieferliegenden Zusammenhängen entspringend, nicht immer mit sachlicher Differenzierungsnotwendigkeit erklärt werden kann. Dass sich durch den Einfluss des Teuthonista Anfänge zu einer Vereinheitlichung innerhalb der mundartlichen Umschriften zeigen, ist daher in mehr als einem Sinne zu begrüssen. Diese Zeitschrift steht in ihrem bewegten äusseren Schicksal wieder einmal an einem Wendepunkt: bei ihrer nötigen Neubelebung wird es sich empfehlen, das Augenmerk auch auf die Lautschrift zu richten, und zwar, bei schonendster Rücksicht auf das Erreichte, unter dem Gesichtspunkt der Ausdehnung ihres Einflussbereichs.

Aehnlich wie die germanistischen verwenden die romanistischen Linguisten für ihr weites Gebiet zahlreiche, nichteinheitliche Umschriften. Dreizehn Systeme sind angeführt. Doch ist dabei von W. Paulyn ein Schritt zur Vereinheitlichung dadurch getan worden, dass er ihrer Gliederung im einzelnen das System Jörgen Forchhammers zugrunde gelegt hat.

Die Darstellung der slawischen Lautsysteme von E. Lewy ist kurz und übersichtlich gehalten; am Schluss gelangt er zu einer fast handbuchmässigen Charakterisierung der slawischen Sprachen nach lautlichen Kriterien. Noch mehr erhebt er sich über das rein Beschreibende bei der Darstellung der finnisch-ugrischen Sprachen, wobei auch wieder die Uneinheitlichkeit der Systeme hervorgehoben wird: während ungarische und finnische Forscher sich auf die von E. N. Setälä dargestellte Lautschrift stützen, zeigen die übrigen Sprachen eine „geradezu verwirrende Kompliziertheit", so dass auch E. Lewy nach „einer Vereinfachung der Lautsysteme auf diesem Gebiete" ruft.

Es ist nicht möglich, auf alle Einzelabschnitte einzugehen. Sie zeigen dem Phonetiker in ihrem Lautreichtum und dem Widerstreit der Lautschrifterfinder, der schon auf kleinen Sprachgebieten kaum zu beschwichtigen ist. mit welchen Schwierigkeiten eine „Weltlautschrift" zu kämpfen hat. Der Wunsch nach Vereinfachung oder besser Vereinheitlichung, der direkt und indirekt aus den Kapiteln der einzelnen Fachgelehrten spricht, ist von der Direktion der Reichsdruckerei im Vorwort allgemein geäussert worden. Auf dem Wege zu diesem Ziel bedeutet die in bewunderungswürdiger, vorbildlicher Exaktheit durchgeführte Sammlung, als überzeugende Vorführung des Vielzuvielen, einen wesentlichen Schritt.

Marburg a. d. L. Anneliese Bretschneider.

Giulio Subak, Epitesi ed epentesi di e nel tedesco antico e moderno. Estratto dagli „Annali della R. Università degli Studi Economici e Commerciali di Trieste. Triest 1929. 26 S. 8°.

Es ist sehr erfreulich, dass sich italienische Forscher um deutsche Sprachgeschichte bemühen. Nur möchte man wünschen, dass es in anderer Weise geschähe. Subak findet es deploravile, wenn die deutschen Gelehrten das *t* in *Palast, Dechant, Habicht, Hüfte* usw. als Ergebnis einer lautlichen Entwicklung betrachten; er ist wie Chr. Rogge abgeneigt, Lautgesetze anzuerkennen. Er versucht, die t in der oder jener einzelnen Weise zu erklären, und er steht den geschichtlichen Tatsachen ebenso unbefangen wie Rogge gegenüber. Ich bemerke zunächst, dass es erheblich mehr Beispiele des epenthetischen *t* gibt als die, die S. zu deuten versucht. Ich erwähne nur einiges: mhd. *mittunt, zwirunt, zwischent*, mhd. *saf* = nhd. *saft*, nhd. mundartlich die *Leicht* (= die Leiche), *Senft* (der Senf). Das Seltsamste von Subaks Einzelerklärungen ist wohl die von *sonst*; es soll den Superlativ **sunist* fortsetzen, Superlativ von dem Wort, das „nel gotico suona *suns* e nell' anglosassone *sóna*"; es ist ihm also unbekannt, dass der Stammvokal von *sona* auf *á*, nicht auf *u* zurückgeht. Es gibt überhaupt im Wgerm. vor mhd. *sust, sunst* keine Spur einer Wurzelform *sun*. Das Schlimmste aber ist: S. hat die abgrundtiefe Kluft nicht bemerkt und also auch nicht auszufüllen versucht, die zwischen der Bedeutung von *sofort* und *sonst* klafft. *Allenthalben* soll eine ricompositione von *-halben* mit *allent* sein, das auf *allewend* zurückgehe. Leider hat dieses *allent* ebensowenig irgendwo und irgendwann im Hd. bestanden, wie *allewend*; auch hat S. nicht verraten, was dieses *allewend* für eine Form sein soll. *Morast* soll sein *t* Bildungen wie *Gischt, Gehöft, Gefährt* verdanken; aber wenn ein Wort ein anderes beeinflussen soll, muss doch irgendein geistiges Band zwischen beiden bestehen, oder irgendeine Möglichkeit, im Satzzusammenhang sie in enge Nachbarschaft zu bringen. Welche Verbindung besteht aber zwischen *Morast* und *Gefährt, Gehöft*? *Dechant* soll sein *t* den Partizipien wie *Primiziant, Officiant* verdanken, aber *Dechant* ist viel älter als diese Bildungen. Mhd. *wilent* habe sein *t* von den Participia Praesentis; aber erstens: welche Beziehung besteht zwischen einem Zeitadverb und dem Partizip? Und zweitens: Als das *t* von *wilent* aufkam, ging das Partizip noch auf *-ende* aus. *Palast* soll aus dem Französischen stammen, wo es zu *palas* gebildet wäre nach dem Muster von *os* (gibt's die Form überhaupt?), *oz*, Obliquus *ost*; leider ist den Romanisten eine solche Bildung gänzlich unbekannt. Aus dem Fehlen von *Habicht* im Gotischen erwächst Subak der Verdacht, dass es fremden Ursprungs sei; mein Gott, wie viele Wörter müssten danach als Fremdwörter anerkannt werden, und wo bietet der Text der gotischen Bibel denn Anlass, den Habicht anzubringen? Dass *Habicht* auch altnordisch und altenglisch ist, ist S. offenbar unbekannt, und so leitet er es mit Metathesis aus lat. accipiter < apikiter her; das *h* des deutschen Anlauts macht ihm keine Schmerzen. Auf *Hüfte* aus *huf* soll *Hälfte, Beichte, Leuchte* von Einfluss gewesen sein. Wieder muss ich fragen: Wo besteht das geistige Band, das *huf* mit diesen Wörtern verknüpft? Ich möchte zusammenfassend beinahe mit dem Verfasser sagen: e deploravile.

Giessen. O. Behaghel.

Digitized by Google

Alfred Gassert, Stimmhaftigkeit und Länge der Verschlusslaute im Konstanzer Dialekt. Eine experimentalphonetische Untersuchung. Freiburger Dr.-Dissertation 1929.

Schon aus der 1891 erschienenen Doktordissertation von Rousselot „Les modifications phonétiques du language" ist zu ersehen, dass dem französischen Phonetiker die Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit der Begriffe „Stimmhaftigkeit" und „Stimmlosigkeit" aufgefallen war; er bemerkt beispielsweise auf Seite 43. dass *j*, *z*. *v* am Anfang und Ende stimmhaft, aber in der Mitte oft stimmlos sind, sie sollten also als „halbstimmlos" bezeichnet werden. 1901 (in dem zweiten Teil der „Principes de phonétique expérimentale", S. 415—525) behandelt Rousselot den Gegenstand der Stimmhaftigkeit ausführlicher und hebt u. a. hervor, dass die Tätigkeit der Stimmlippen zahlreiche Zwischenstufen ermöglicht. Rousselot macht praktische Vorschläge, um diese verschiedenen Zwischenstufen durch die gewöhnliche Schrift darzustellen. Rousselot ist also der erste, der Grad und Ort der Stimmhaftigkeit erwähnt hat. Rousselots Feststellungen wurden aber erst dann verwertbar, als das Phonetische Laboratorium zu Hamburg 1919 in Vox seine Phonoposoto- und Phonotopometrie bekannt machte. Es wird danach ein für allemal bestimmt, nur die volle, d. h. die von Anfang bis zum Ende einer phonetischen Erscheinung gehende Stimmhaftigkeit als einzigen Ausgangspunkt zu betrachten. Die Dauer sämtlicher Laute wurde = 10 gesetzt und alle durch Ausmessung von Grad (π) und Ort (τ) gewonnenen Ergebnisse auf 10 reduziert. Grad und Ort der Stimmhaftigkeit wird also so gemessen, dass die Ergebnisse zahlenmässig dargestellt werden und folglich ohne weiteres vergleichbar sind.

Das hamburgische Messverfahren der Stimmhaftigkeit ist in einer Doktordissertation zum erstenmal 1922 durch Herrn von Wilczewski benutzt worden (Phonoposotische und phonotopische Untersuchungen von Lippenlauten, Vox 1922, S. 64 ff.). Die vorliegende Arbeit von Gassert ist die zweite Doktordissertation, die sich desselben hamburgischen Verfahrens bedient. Es wird vielleicht interessieren zu erfahren, dass im Sommersemester 1929 Herr de Villiers-Pienaar unter dem Titel „Die fonoposotie en die fonotopie van afrikaanse afsluitings- en vernouingsklanke binne die spraakmolekuul" eine Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hamburgischen philosophischen Fakultät verfasst hat.

Gassert bedient sich der üblichen experimentalphonetischen Apparatur, die für derartige Untersuchungen in Betracht kommt (Kymographion, Kehltonschreiber, Stative usw.). Die Verschlusszeit der zu untersuchenden Verschlusslaute wurde durch einen Elektromagneten angezeigt. Als Stromschliesser bediente sich Gassert zweier neuer Vorrichtungen, um die Verschlusszeiten der *b*-, *d*- und *g*-Verschlüsse aufzuzeichnen. Es handelt sich um zwei neue Vorrichtungen, und zwar a) den Elektro-Labiographen, den G. selbst ersonnen hat und b) um eine Elektro-Gaumenkontaktvorrichtung, die wir Prof. Schilling-Freiburg verdanken, und die er in der Zeitschrift für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde 1927, Band 18, Seite 497, unter dem Titel „Zur Registrierung der Verschlusszeit von Gaumenlauten" bekannt gemacht hat. Endlich bedient sich G. der Palatographie zur näheren Feststellung der Verschlussstellen, um die Kontaktplättchen der vorhin erwähnten Gaumenkontaktvorrichtung zu befestigen. Zwecks Ausmessung der gewonnenen Kurvenbilder äussert sich G. ausführlich über Beginn und Ende des Verschlusses, sowie über die Schablone zur Feststellung der synchronischen Punkte. Die Berechnung der Stimmhaftigkeit wurde — wie bereits in der Einleitung zu dieser Besprechung gesagt wurde — nach dem hamburgischen Messverfahren vorgenommen. Bevor G. zur Besprechung der Ergebnisse übergeht, behandelt er die wichtige Sonderfrage der Verschlusslaute. Hieraus geht hervor, dass Gasserts π- und τ-Werte (wie schon aus der Wirkung der Apparatur hervorgeht) nur aus der Berechnung der Verschlusszeit ohne Implosion und Explosion stammen. G. gibt hierfür eine ausführliche Begründung an. Er wendet sich gegen v. Wilczeski (vgl. oben, bzw. Vox 1922), dessen experimentelle Untersuchungen mit dem Labiographen Bedenken herbeiführten, die gegen eine Mitberechnung der Im- und Explosion sprachen, weshalb auch der Umbau des Labiographen des Herrn v. Wilczewski vorgenommen wurde. Gasserts Ausführungen sind wohl bemerkenswert, vermögen mich aber nicht völlig zu überzeugen. Experimentalphonetisch untersuchte Verf. nur sich selbst, subjektiv-akustische Erhebungen nahm er aber in grosser Anzahl bei zahlreichen Personen aus der fraglichen Umgegend vor.

Die Darstellung der Ergebnisse fasst G. unter drei Gesichtspunkten auf: 1. Gesetze über die Stimmhaftigkeit der Verschlusslaute, 2. Gesetze über die Länge der Verschlusslaute, 3. Beziehungen zwischen Stimmhaftigkeit und Verschlusslänge.

Es ist unmöglich aus dem reichhaltigen Material vorliegender Arbeit sämtliche Punkte ausführlich zu berücksichtigen, weil das zu weit führen würde, deshalb werde ich mich nachstehend auf einige kennzeichnende Beispiele beschränken.

1. Gesetze über die Stimmhaftigkeit der Verschlusslaute. Ueber die Bedingungen der Stimmhaftigkeit bei *b*, *d*, *g* und deren Gesetze sagt beispielsweise G. folgendes: Anlautende Verschlüsse sind in der Regel stimmlos; eine regressive Beeinflussung findet also nicht statt. Auslautende Verschlüsse zeigen zu Beginn Stimmhaftigkeit und dann grosse Schwankungen. Die Stimmhaftigkeit nimmt zu mit der Längung des vorhergehenden schwach geschnittenen Vokals. Starke Silbenschneidung erzeugt Stimmhaftigkeit, die mit zunehmender Stärke wächst usw. Wenn bei inlautenden Verschlüssen der Exspirationsstrom von dem Verschlusslaut unterbrochen wird, so werden die inlautenden zu anlautenden Verschlusslauten und sind folglich stimmlos (S. 35—36). Aus den speziellen Ausführungen über Stimmhaftigkeit mit Deutung und Ordnung der π- und τ-Werte sei folgendes hervorgehoben: anlautende Verschlüsse sind stimmlos. Eine regressive Beeinflussung durch folgende offene und geschlossene Vokale trat nicht ein. Die dynamischen und temporalen Verhältnisse dieser folgenden Vokale hatten demnach keinen Einfluss. Inlautende interphonische Verschlüsse sind stimmlos, wenn der Drucksilbeneinschnitt sich vor dem Verschluss befindet und dieser dadurch zum Anlaut wird. Auslautende Verschlüsse sind stimmlos, wenn ein zweisilbiges Wortgebilde mit einem Verschluss von grösserer Festigkeit beendet wird, wobei die Hauptstärke auf erster Silbe ruht (S. 37—39). Als Beispiele für Halb-Stimmhaftigkeit und Uebergangs-π-Werte nimmt G. Verschlusslaute im Auslaut, oder Verschlusslaute, die durch Silbentrennung Auslautgeltung erhalten haben; diese werden zu Beginn des Ver-

Digitized by Google

schlusses stimmhaft, wenn ihnen ein kurzer Vokal starker Silbenschneidung vorausgeht (S. 39/40). Betreffs der π-Werte inlautender Verschlüsse macht sich nach G. vor allem die Silbengrenze bemerkbar. Abnahme des Drucksilbeneinschnitts vergrössert die Verkettungsmöglichkeit und somit auch die Stimmhaftigkeit. Zunahme des Druckeinschnitts vermindert die Stimmhaftigkeit usw. (S. 40). Diesen Absatz schliesst G. mit Beispielen für volle Stimmhaftigkeit (S. 42).

2. Gesetze über die Länge der Verschlusslaute. Als Grunderkenntnis seiner Untersuchungen hebt G. hervor, dass die Länge von der Verschlussfestigkeit und somit von physiologisch-psychologischen Sprechvorgängen abhängig ist (S. 43). Aus den näheren Einzelheiten sei folgendes erwähnt: Für den Anlaut zeigt sich ein starkes Schwanken, jedoch mit der Tendenz zu langen Verschlusszeiten. Daraus lässt sich ein sprechphysiologisch-psychologisches Trägheitsgesetz bestimmen: Beginnt ein Wortgebilde mit einem Verschlusslaut, so ist zur Ueberwindung des Verschlusses ein Antrieb nötig, der je nach gedanklicher Aktivität oder Passivität des Unterbewusstseins, die das ganze kommende Wortgebilde ins Auge fasst, die Länge in negativem oder positivem Sinn variieren lässt (S. 44). Steht ein Verschlusslaut im Auslaut, so ist dieser gleichsam ein Unterbrecher des Sprechflusses und hat somit eine „Bremswirkung" zu leisten. Diese Bremswirkung ist abhängig von dem Sprechtempo (S. 45). Nach einem kurzen Ueberblick über die Wichtigkeit seiner Forschungen betreffs der Länge inlautender Verschlusslaute in sprachgeschichtlicher Beziehung schliesst G. diesen Abschnitt mit dem Hinweis, dass seines Erachtens als Rückblick dieses Kapitels das sprechphysiopsychologische Trägheitsgesetz als Erkenntnis über die Verschlusslängen bleibt mit der Proportion:

Anlaut: Inlaut : Auslaut = 2 : 1 : 2 (Seite 54).

3. Beziehungen zwischen Stimmhaftigkeit und Verschlusslänge. Es zeigt sich hier eine offen daliegende Korrelation, die sich etwa in den Satz fassen lässt: Stimmhaftigkeitszunahme von Verschlusslauten steht in direktem Verhältnis zur Abnahme der Verschlusslängen (S. 54).

In dem dritten abschliessenden Teil seiner Arbeit „Erörterung über die Relativierung von Media und Tenuis" (S. 56) nimmt G. Stellung nicht nur den bisherigen Begriffen und Auffassungen von Media und Tenuis gegenüber, sondern er versucht auf Grund der zahlenmässigen Ergebnisse und insbesondere für seine Mundart eine neue feste Grundlage zu schaffen.

In einem Anhang werden Tabellen, Kurvenbilder und Abbildungen der Gaumenplatten veröffentlicht.

Diese Arbeit zeichnet sich aus durch vorzügliche kritische Benutzung experimentalphonetischer Untersuchungsmittel, durch gründliche geistige Bearbeitung des auf maschinellem Wege erhaltenen Materials, durch angenehme übersichtliche Darstellung des spröden Stoffes, aber vor allem durch die Zurückhaltung des Verfassers, der wohl den Wert und die Tragweite seiner Forschungen richtig zu würdigen weiss, sich aber gleichzeitig vor jeder Verallgemeinerung in acht nimmt. Auch sehr angenehm wirkt der Schluss seiner Darlegungen:

Meine Untersuchungen ergaben experimentell nur die absolute Länge und Stimmhaftigkeit der Verschlüsse, sagen aber nichts über Akzentverhältnisse und Intensitätsunterschiede aus. Es wird also wohl eine dankbare Aufgabe sein, wenn die Experimentelle Phonetik die mangelhaften Beobachter dieser Erscheinungen, wie Ohr, Muskelempfinden, einerseits durch Apparate ersetzt und anderseits für deren Lösungen eine Masseinheit und Berechnung findet, die ähnlich der Phonoposotie und Phonotopie Licht in dieses Zwielicht bringt. Ohne Bedenken kann man heute nicht Mundartgrammatiken gegenseitig vergleichen. Die individuelle Lösung eines jeden Forschers auf diesem Gebiet wirft vielleicht auch ein Licht auf die Vorgänge in geschichtlicher Zeit, so dass der Schreibgebrauch mancher Schriftdenkmäler nur „individuell Gehörtes und Gefühltes" eines Schreibers und dessen Wirkungskreis darstellt, relativiert an eigenen Sprachverhältnissen oder nachbarlichen Erscheinungen, oder schliesslich an beiden (S. 59—60).

Der spiritus rector dieser Arbeit ist der bekannte Phoniater Prof. Dr. Schilling, der Leiter der phonetischen Abteilung der Universitäts-Hals-Nasen- und Ohrenklinik zu Freiburg i. Breisgau. Vorliegende Arbeit gereicht dem jungen phonetischen Freiburger Laboratorium zu grosser Ehre.

Wenn ich auch, wie bereits oben erwähnt, mit Gasserts Ausführungen, insbesondere mit der Berechnung der Verschlusszeit ohne Implosion und Explosion nicht völlig übereinstimme, so möchte ich trotzdem eingehende und fleissige Kenntnisnahme seiner Aufstellungen und Ergebnisse aufs wärmste empfehlen. Möge Gasserts Dissertation junge strebsame Dialektologen dazu anregen, ähnliche Untersuchungen auch über andere Mundarten vorzunehmen. Je grösser die Reihe derartiger Arbeiten sein wird, um so mehr werden die Linguisten einsehen, wie verheissungsvoll auch in sprachhistorischer Beziehung die Frage der Stimmhaftigkeit ist, vorausgesetzt, dass sie nach zeitgemässen, überzeugenden Verfahren bearbeitet wird.

Hamburg. Panconcelli-Calzia.

Ewald Müller, Vornamen als appellative Personenbezeichnungen. Onomatologische Studien zur Wortkonkurrenz im Deutschen. (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes humanarum litterarum III, 1.) Helsingfors 1929. 170 S.

Meisingers Buch „Hinz und Kunz", das bisher in dieser Frage die umfänglichste Orientierung bot, ist eine verdienstliche Materialzusammenstellung mit beigefügten Einzelerklärungen. M. begnügt sich nicht damit allein, sondern sucht zugleich Grundsätzliches über Wesen und Herkunft der Appellativnamen herauszuholen.

Sein Material, das in erster Linie den modernen Mundarten entstammt, aber auch interessante ältere Zeugnisse verwertet, hat Verf. semasiologisch geordnet. Ein erstes Hauptkapitel gibt die Appellativnamen, die auf den Stand (Beruf) oder auf die Heimat gehen, während ein zweites die zusammenstellt, die auf individuelle Eigenschaften gemünzt sind. Die semasiologische Einteilung ist auch innerhalb der beiden Kapitel durchgeführt, so dass also die verschiedenen Appellativnamen für Angehörige desselben Standes, Träger derselben Eigenschaften usw. zusammengehalten werden. Verf. erreicht so gleich eines der allgemeineren Ziele, das er sich gesteckt hat: schon durch die blosse Anordnung tritt hervor, „welche Begriffe vor allem durch Appellativnamen bezeichnet werden" (S. 5)[1], und ferner, wie reich die Synonymie hier oft ist. Dagegen tritt bei solcher Anordnung die Polysemie naturgemäss zurück, obwohl sie bei den Appellativnamen „ebenso gewöhnlich ist wie die Synonymie" (S. 49), und obwohl auch sie Interesse verdient. Allerdings vermag

[1] Bei den Appellativnamen, die auf individuelle Eigenschaften gehen, springt so z. B. ohne weiteres das ins Auge, was man „Pessimismus der Volkssprache" genannt hat. Sie heben ganz überwiegend die ungünstigen Eigenschaften hervor.

Digitized by Google

hier Meisingers rein alphabetisch geordnetes Buch in gewissem Grade zu ergänzen.

Wird die eine der allgemeineren Fragen, die M. sich stellt, mittelbar, d. h. durch die blosse Anordnung beantwortet, so versucht er auf zwei andere eine unmittelbare Antwort. Eine dieser Fragen geht auf die besondere semasiologische Leistung der Appellativnamen gegenüber den Normalwörtern (vgl. den Untertitel der Studie!). M. findet sie mit Recht in der Gefühlswirkung der Appellativnamen, der gegenüber ihr begrifflicher Inhalt zurücktritt[1]. Infolge dieser ihrer Leistung und solange sie ihr genügen, können sie den Kampf mit den Normalwörtern bestehen (S. 95; ferner S. 70. 151).

Endlich wirft M. die Herkunftsfrage auf. Wie kommt es, dass bestimmte Personennamen zu Appellativnamen werden? Appellativnamen, die auf den Stand (Beruf) oder auf die Heimat gehen, erwachsen vielfach, wenn auch durchaus nicht immer, aus Namen, die in dem betreffenden Stand (der betreffenden Gegend) besonders üblich sind. (Warum sie das dort sind, ist eine Frage für sich.) Dieser Gesichtspunkt lässt sich m. E. auch noch auf einen Teil jener Appellativnamen anwenden, die auf individuelle Eigenschaften zielen. Und zwar auf die unter ihnen, die dem Namen noch einen begrifflich kennzeichnenden Zusatz geben (*Märbartel, Lachbärbel* usw.). Denn die *-bartel, -bärbel* usw. darin werden oft gleichfalls nur besonders gebräuchliche Personennamen sein, die wegen ihrer Häufigkeit eine Art Suffix mit abschätzigem Beiklang ergeben haben (vgl. S. 150f.).

Weit grössere Schwierigkeiten aber machen die einfachen Appellativnamen, die auf individuelle Eigenschaften gehen. Warum bedeutet z. B. im Elsass *Ruedi* 'schmutziger Mensch', *Appel* ‚Schwatzbase' usw. usw.? Um hier aufzuhellen, muss M. denn auch (S. 94f.) eine ganze Reihe von Erklärungsgründen ins Feld führen: das mittelalterliche Drama, die Heiligenlegende, bildliche Darstellungen, die Möglichkeit zu volksetymologischer Anlehnung, sie alle entfalten hier ihren Einfluss.

Viel, ja das meiste bleibt hier dennoch im Dunkeln. Manches mag durch eingehendes Studium der einzelnen Namen und ihrer Geschichte noch aufgehellt werden (S. 95 Anm. 1; Verf. hätte diesen wichtigen Hinweis besser nicht bloss in eine Anmerkung gesteckt!). Anderes aber und besonders mundartliches Gut wird sich, wie M. gelegentlich anzudeuten scheint (S. 94), und wie ich betonen möchte, kaum je aufklären lassen. Denn bietet nicht jedes grosse Mundartwörterbuch Redensarten anekdotischer Art, die, obwohl sie sich einen grösseren Sprachkreis erobert haben, noch deutlich auf ein Geschehnis als ihren Ursprung zurückweisen? Sollten die mundartlichen Appellativnamen nicht vielfach ähnlichen Ursprungs sein, also z. B. ursprünglich dem Dorftrottel, der Dorfklatschbase usw. als Eigennamen zugehört haben? Und wer könnte, wenn das so ist, alle diese Bezüge nachträglich aufdecken? Wir werden daher von vornherein damit rechnen, dass hier viel dunkel bleiben muss. Was nicht hindert, dass man nach Möglichkeit aufzuklären sucht.

[1] Ja, er kann sich nahezu verflüchtigen (S. 96. 148). Wenn M. (S. 96) sagt: „Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, dass die Wörterbücher bei Scheltwörtern wie Hammärtel, Hansamel ... auf jede Deutung verzichten", so kann ich solche Deutungsschwierigkeiten bis -unmöglichkeiten aus eigener Wörterbucharbeit nur bestätigen.

Auf einige verbesserungs- oder ergänzungsbedürftige Einzelheiten weise ich nur gleichsam im Vorübergehen: ahd. *hrōd-* (S. 9) ist nur in Eigennamen belegt, der Ausdruck „Imperativsatz" (S. 67) ist angreifbar, die *Harfenjule* (S. 64) war allerdings eine bestimmte Berliner Strassenmusikantin, die ich um 1900 noch selbst mit ihrer Harfe herumziehen sah, usw. Im übrigen aber möchte ich dahin zusammenfassen: dass das Buch über seinen Gegenstand auch eine grundsätzliche Diskussion anstellt, ist dankenswert. Den Hauptergebnissen dieser Diskussion wird man im wesentlichen zustimmen können, wenn man sie auch mitunter schärfer herausgearbeitet wünschte. Dass er noch nichts Abschliessendes, sondern eine Vorarbeit lieferte, hat Verf. selbst klar genug gesagt (S. 5). Dagegen wird man ihm zugeben müssen, dass seine Vorarbeit durchaus fördernd und anregend ist.

Marburg. Luise Berthold.

Theodor Matthias, Das neue deutsche Wörterbuch. Unter besonderer Berücksichtigung der Rechtschreibung sowie der Herkunft, Bedeutung und Fügung der Wörter, auch der Lehn- und Fremdwörter. Mit Unterstützung des Deutschen Sprachvereins, des Leipziger Korrektorenvereins im Verband der Deutschen Buchdrucker und des Oberkorrektors der Reichsdruckerei P. Grunow bearbeitet von Joseph Lammertz und Karl Quenzel. Leipzig, Hesse u. Becker. 1930. XXIII, 428 S. 8°. geb. RM. 2.85.

Das vielbewährte Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung von Theodor Matthias erscheint in vierter, erheblich vermehrter Auflage. Dem Wortverzeichnis sind ausser vorzüglichen Vorbemerkungen über Zweck und Einrichtung die amtlichen Regeln für die deutsche Rechtschreibung vorausgestellt, desgleichen nützliche Ratschläge „Wie soll man korrigieren?" Das Rechtschreibgebiet der neuen Auflage hat Rektor Lammertz besorgt, durch seine „Rechtschreiblehre" rühmlich bekannt. Vielleicht kommt bei ihm unsere geltende Rechtschreibung doch zu gut weg. Das Urteil: „Kein Land der Welt hat eine so scharf durchdachte und so genau geregelte Rechtschreibung wie Deutschland, Österreich und die Schweiz sie besitzen" besteht zu Recht nur, weil die französische und englische Rechtschreibung noch weiter hinter der sprachlichen Entwicklung zurückgeblieben sind, als die unsre, der eine besonnene und massvolle Fortbildung in absehbarer Zeit gewünscht werden muss. Die Bearbeitung des im Wörterbuch dargestellten Wortschatzes, die Aufnahme neuer Wörter, die Abgrenzung des Lehn- und Fremdwortschatzes ist das Werk Karl Quenzels. Er hat die wertvolle Hilfe von Gelehrten wie Karl Scheffler in Braunschweig und Ernst Weissbrodt in Lemgo genossen, die Hauptlast hat doch wohl auf seinen eigenen Schultern gelegen. Jede Spalte zeigt die gründliche Ueberarbeitung durch die Herausgeber, die sehr viel geleistet haben, namentlich was die sachliche Richtigkeit angeht. Wieder einmal ist das Vorurteil, ein Wörterbuch müsse trocken und langweilig sein, glänzend widerlegt.

Giessen. Alfred Götze.

Wellander, Erik, Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen. Dritter Teil. Ellipse in semasiologisch einheitlichen Verbindungen. XI, 247. (Uppsala universitets årsskrift 1928. Filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper. 4.)

Der Verfasser unterrichtet über die Gesamthaltung des dritten Teiles seiner Studien in einer ausführlichen Vorrede (p. V—XI). Mit guten Gründen. Denn er vertritt hier jetzt einzelne Anschauungen über den Betrieb der semasiologischen Forschung, die in den früheren Teilen

Digitized by Google

nur beiläufig berührt wurden, in voller Schärfe und zieht auch die praktischen Folgerungen. So hatte der Verfasser schon im ersten Teile gelegentlich das reiche Beobachtungsmaterial lebender Sprachen und der in vollem Strome fliessenden Ueberlieferung hervorgehoben und fleissige Arbeit gefordert (so I 73. 79. 174); schon dort hatte er es, wenn auch nicht selten — und öfters recht glücklich — einer neuen Terminologie das Wort redend, gelegentlich abgelehnt, über terminologische Fragen zu streiten, wenn man in der Sache einig sei (I 41). Jetzt heisst es zum zweiten Punkt (p. VI):

„In gewissem Grade gleichgültig ist es vorläufig auch, wie Begriffe wie „Bedeutung", „Wort" und „Satz" definiert werden. Für die historisch-semasiologische Arbeit genügt eine sehr einfache Terminologie; in gewisser Hinsicht kann man sogar sagen: je weniger zu den sprachphilosophischen Streitfragen Stellung genommen wird, desto besser. Ebenso kann die psychologische Interpretation ruhig auf das Allereinfachste eingeschränkt bleiben; je weniger sich die Bedeutungsforschung in ihrer Terminologie dieser oder jener psychologischen Richtung anschliesst, desto grössere Aussichten hat sie, auf ihrem eigenen Gebiete Ergebnisse von bleibendem Wert zu schaffen."

Und anknüpfend an den ersten Punkt sagt der Verfasser jetzt nach einer persönlichen Bemerkung über die Herausgabe des dritten Heftes (p. Vf.):

„Zweitens wird es mir mit jedem Jahre klarer, dass der eigentlichen Bedeutungsforschung vorläufig mit theoretischen Erörterungen weniger gedient ist als mit praktischer Arbeit. Erst wenn ein umfangreiches und vielseitiges Material durchgearbeitet und nach genetischen Gesichtspunkten geordnet worden ist, wird eine weitere Uebersicht über das ganze Gebiet möglich, und es kann mit grösserer Aussicht auf Erfolg an die Ausarbeitung einer Theorie des „Bedeutungswandels" gegangen werden. Die sog. „Bedeutungslehre" scheint heutzutage einerseits an einer gewissen Hypertrophie, andererseits an Unterernährung zu leiden: sie wird überfüttert mit Theorien, hat aber dabei Mangel an frischem Stoff. Man spekuliert, auch in rein sprachwissenschaftlichen Kreisen, über Begriff und Wesen des „Bedeutungswandels" und scheint dabei vielfach kein stärkeres Bedürfnis danach zu fühlen, seine Aufstellungen durch frische Beobachtungen an moderner Sprache und lebendem Sprachgefühl zu stützen; auch kommt für die Lexikographie wie für die Etymologie oft recht wenig heraus. Es werden für eine neue „Bedeutungslehre" Pläne entworfen und für den „Bedeutungswandel" Theorien vorgelegt, welche, an einem umfassenderen Material geprüft, sich als nicht haltbar erweisen. Man will den eigentlichen Bahnbrecher der historischen Bedeutungsforschung auf dem Gebiet des Deutschen, Hermann Paul, gewissermassen als überwundenen Standpunkt betrachten, scheint aber von ihm eigentlich nur das vierte Kapitel der „Prinzipien" zu kennen, während sein semasiologisches Hauptwerk, sein „Deutsches Wörterbuch", unbeachtet bleibt... Eine „Bedeutungslehre", die dem Lexikographen und dem Etymologen wirklich Dienste leisten will, muss vorläufig in erster Linie streben, durch planmässiges Durcharbeiten eines möglichst allseitigen Sprachmaterials die verschiedenen und vielfachen Wege klarzulegen, auf welchen die Bedeutungsübergänge vor sich gehen."

Dieser Standpunkt, auf den den Verfasser jahrelange Beschäftigung mit den Problemen der Semasiologie geführt hat, ist um so beachtenswerter, als Wellander besonders im ersten Teile eine sehr genaue Kenntnis auch der sprachphilosophisch-psychologischen Literatur über den Gegenstand bewiesen hat und dieser dabei durchaus gerecht geworden ist.

Im dritten Teil, der eng an den zweiten anschliesst, wird aber der theoretischen Spekulation für einen auch quantitativ nicht geringfügigen Teil des Wortschatzes, der dabei bisher eine nicht geringe Rolle spielte, überhaupt der Boden entzogen. „Mit der Behandlung der Ellipse und der ‚Vertauschung' betreten wir nämlich den Boden des eigentlichen Bedeutungswandels", so hatte W. seinen ersten Teil beschlossen (I 201); jetzt erklärt er, was schon I 67 durchblickte, II 6 deutlich gesagt war, nochmals in aller Schärfe: Wo Ellipse vorliegt, haben wir es gar nicht mit einem semasiologischen, sondern mit einem morphologischen Vorgang zu tun. Alle Spekulationen über den angenommenen „Bedeutungsübergang", z. B. von „Korn" in gewöhnlicher Bedeutung zu „Kornbranntwein", sind nicht nur müssig, sondern verkehrt; dass z. B. „Korn" einfach eine Kürzung von „Kornbranntwein" ist, was schon Sandfeld-Jensen gesehen hat, zeigt schon das Geschlecht („der Korn"), das sich mit dem der Zusammensetzung, nicht mit dem des Grundwortes („das Korn") deckt.

Theorie und Abgrenzung der Ellipse hatte W. schon im zweiten Teil unternommen; dort war auch die syntaktisch bedeutsame Ellipse in lockeren Verbindungen an einem stattlichen Material dargestellt, das allerdings auch mit ausgiebigen theoretischen Erörterungen durchsetzt war. Im dritten Teil überwiegt, wie nach den oben angeführten Grundsätzen zu erwarten, die Vorführung von Material (aus der ganzen deutschen Sprachentwicklung, nicht selten auch aus dem Holländischen und Schwedischen) durchaus: etwa vier Fünftel der Schrift bestehen aus Beispielen (S. 16—43, 54—127 vorwiegend, 127—245). Sie belegen einerseits die Ellipse des Kernwortes („Roter" für „roter Wein"), worüber etwas kürzer auf S. 1—43 gehandelt ist, andererseits die Ellipse der Bestimmung („Schirm" für „Regenschirm"[1], „sprengen" für „das Pferd sprengen"), die W., mit Betonung der in der Semasiologie bisher wenig beachteten verbalen Beispiele, auf S. 44—245 untersucht; die Ellipse der Bestimmung *mit der Hand* in Ausdrücken wie *Einem an die Gurgel fahren* veranlasst zu einem langen Exkurs über Bestimmungen mit *mit* und *in* (S. 54—127[1] Dass die Belege für dieses *mit* ohne Schwierigkeit verzehnfacht werden könnten, wird jeder Leser dem Verfasser gerne zugeben, aber auch nicht unglücklich darüber sein, dass er „auf weitere Häufung von Belegen verzichten kann" (S. 85); der grundsätzlich gleichen Erscheinung in anderen Einzelfällen sind dann freilich noch ungefähr 100 Seiten am Schluss gewidmet. Wenn auch die Belegreihen in ihrer bunten Mannigfaltigkeit oft ganz ergötzlich zu lesen sind und etwa einmal auch sachlichen Wert haben[2], fühlte ich mich, obschon zur Wertschätzung des Stofflichen veranlagt und durch lexikographische Tätigkeit während eines reichlichen Vierteljahrhunderts erst recht dazu erzogen, doch angesichts der Ausschüttung der Zettelkasten mit *mit* und *in* etwa einmal versucht, den Verfasser an Korinnas freundliche Mahnung an Pindar zu erinnern (Goethe hat einmal das gleiche etwas derber ausgedrückt). Dass in den übrigen Beispielreihen besser Mass gehalten ist, sei dabei ausdrücklich anerkannt, auch dass in den Beispielen manche willkommene Beiträge zur deutschen und europäischen Wortgeschichte stecken. Ob sie alle nötig waren, um den nicht so verwickelten Vorgang

[1] Da Regen- und Sonnenschirm deutsche Wiedergabe der ital. bzw. frz. *paracqua parapluie parasol(e)* sind, hat der Uebersetzer sie vielleicht als „schirme gegen Regen, Sonne" verstanden und die Beziehung auf das Substantiv Schirm sich erst nachträglich eingestellt. Dazu müsste die Sachforschung ein gewichtiges Wort sprechen.

[2] Die Stelle über *lap* S. 70 hätte ich gern bei meinen Ausführungen über „Schooss" im Ἀναθοφορον für J. Wackernagel zur Hand gehabt.

Digitized by Google

der Ellipse in semasiologisch einheitlichen Verbindungen, der allerdings bisher in seinem Umfang nicht erkannt war, zu veranschaulichen, kann man doch bezweifeln.

W. betrachtet sein ganzes Material unter dem Gesichtswinkel der syntaktischen Ellipse, d. h. nach seiner Definition in Teil II der teilweisen oder gänzlichen Auslassung eines gemeinsamen Gliedes in korrespondierenden Verbindungen, z. B. *Jacob Grimms und seines Bruders Wilhelm*, im Fortgange nur noch *Jacob* bzw. *Wilhelm*, oder für *Korn- oder Kümmelbranntwein?* nur *Korn oder Kümmel?* Im ersten Beispiel besteht eigentlich eine partielle Ellipse nicht (*Grimms* bei *Jacob* ist bei *Wilhelm* durch *seines Bruders* vertreten); es erscheint gleich eine totale. Die partielle Ellipse im zweiten Beispiele mutet etwas papieren an (von der schriftlichen Ersparnis ist hier auch die mündliche ausgegangen); es gibt Fälle, wo man unklar wird, wenn man sie mündlich anwendet (z. B. „Bernhard Shaws Amateurphotograph und -sozialist Sidney Trefusis"). Die Ellipse z. B. von *-branntwein* bzw. *-likör* braucht nicht nur in korrespondierenden Verbindungen erfolgt zu sein: in einer Reihe wie *Cognac* (bzw. *Weinbrand*), *Curaçao*, *Steinhäger*, *Benediktiner*, *Kirsch*, *Kümmel?* kann die Ellipse bei den vier letzten auch (wenigstens mit-) veranlasst sein durch das Vorbild der beiden ersten (bei den fremdländischen denkt man wenigstens jetzt nicht mehr daran, dass sie eigentlich auch zweigliedrig sind, wie die folgenden), und angesichts der dargebotenen Flaschen ist die nähere Beziehung der aufgezählten Namen ohnehin klar, wie wenn statt *Roten oder Weissen?* etwa gefragt wird *rot oder weiss?* W. verkennt die Bedeutung der Situation bzw. der Standes- oder Gruppensprachen für die Entstehung und Festsetzung solcher Ellipsen durchaus nicht (S. 31, 1 und eingehender Teil II p. VII, S. 90ff.), lässt sie aber bei der Behandlung der Beispielmassen des III. Teiles m. E. viel zu wenig zu Wort kommen. Er gibt in seinen Studien wiederholt die Möglichkeit verschiedener Erklärungen für die gleiche wortgeschichtliche Erscheinung zu; ich würde in dem vorgeführten Material öfters mit (willkürlicher, bewusster) Abkürzung rechnen, so, wenn ein alter Chronist, nachdem er einige Male *die sturmglogg* erwähnen musste, sie weiter als *die sturm* anführt (das wird aus der Sprache der Turmwächter genommen sein, die für die Glocken, mit denen sie sich ständig beschäftigen mussten, einfach *die viur, waht, wîn* usw. sagen konnten, wie bei der Bestandsaufnahme eines Schirmgeschäftes einfach *Regen Sonnen Damen Herren* anstatt der Zusammensetzungen *Regenschirm* usw. möglich sind). Wenn auch hier korrespondierende Glieder erscheinen, bezweifle ich, dass dieser Umstand wichtiger ist als die Tendenz, abzukürzen, Unnötiges wegzulassen[1]. Man drückt sich in der lebenden Sprache vielfach durchaus nicht nach der Grammatik genau aus, sondern im Gegenteil oft so ungenau als eben möglich. Das gilt in besonderem Maße für Sondersprachen; so ist („Eier)legen" in der Sprache der Leute entstanden, die den Hühnerhof besorgen (übrigens auch aus der Situation und daraus verständlich, dass ein Huhn nichts anderes legen kann, was der Erwähnung wert erscheint); ebenso *schieben* = Zähne bekommen (Schweiz. Idiotikon VIII 68). An W.s Hauptergebnis, dass in sehr vielen Fällen nur scheinbar Bedeutungswandel, in Wahrheit Eintritt eines kürzeren Ausdrucks für einen volleren vorliegt, ändert es jedoch nichts, wenn man für einzelne Beispiele eine andere Erklärungsmöglichkeit als die rein syntaktische in den Vordergrund stellt. Auch die Semasiologie (wie die Etymologie) muss auf den Ergebnissen der Wortgeschichte weiter bauen. „Die meisten semasiologischen Neuerungen gewinnen nur in ihrem morphologischen Zusammenhang ihre volle Erklärung" (p. XI).

Aber es gibt freilich Fälle, in denen die urkundliche Wortgeschichte nicht weit genug zurückführt oder die von der Ueberlieferung einer einzigen Sprache aus nicht beurteilt werden können. Dass in der Bedeutungsentwicklung der Verba die Subjektvertauschung eine Rolle spielt, ist sicher. Aber der Fall *die Hand fährt: er fährt mit der Hand* dürfte gerade umgekehrt liegen, als W. auf Grund eines qualitativ nicht genügenden Induktionsmaterials annimmt. Die Hand, der Fuss und andere Körperteile kommen doch nicht isoliert vor, treten nicht selbständig handelnd auf, eignen sich daher schlecht als Subjekt bei Verben ausgeprägt aktiver Bedeutung. W.s, wie er selbst hervorhebt, spärliche Belege mit *Hand* als Subjekt (z. B. *Wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre* Goethe) sind verhältnismässig junge literarische Prägungen (was m. M. auch für die par homerischen Beispiele gilt, die es für χείρ als Subjekt von „Tätigkeitsverben" gibt).

Der dritte Teil von Wellanders Studien steht hinter dem zweiten und namentlich hinter dem ersten an allgemeiner Bedeutung zurück; das hängt mit den Gegenständen, aber doch auch mit dem Anwachsen des rein Stofflichen zusammen. Aber auch gerade wer das Allgemeine mehr schätzt als die geduldige Einzelarbeit, wird nur zu seinem eigenen Schaden an diesem dritten Teil vorbeigehen. W. hat bisher in seinen Studien, die kein abgeschlossenes System vorführen wollen (das für den Verfasser noch in weiter Ferne liegt), namentlich behandelt, was er vom eigentlichen, sprachlichen Bedeutungswandel ausschliesst. Da nach dem Vorwort zum dritten Teil eine Fortsetzung nicht so bald zu erwarten ist, bleibt man für Wellanders Anschauung vom eigentlichen Bedeutungswandel vorläufig auf die von den späteren Teilen schon etwas überholten letzten Seiten von Kapitel II des ersten Teiles angewiesen.

Bonn. E. Schwyzer.

[1] Wenn ein „Herr Ober" am Schanktisch *drei Pils* bestellt, wird er sicher die Kurzform (die Wellander II 49 nur als holländisch kennt) nicht deshalb anwenden, weil man *Pils- und Münch(e)ner* sagen könnte, und weil er das nächste Mal vielleicht *drei Münch* bestellt; denn das drittemal können es *drei Kulm* sein (etwa für *Erlanger, Dortmunder, Wicküler* habe ich nie eine Abkürzung gehört; bei *E.* kann es auch keine passende geben. Uebrigens muss ich gestehen, dass die drei erstgenannten Kurzformen mir nicht von nördlichen „Obern" geläufig, sondern von einer südlichen Rosa oder wie das „Fräulein" sonst heissen mochte, erinnerlich sind). Bei solch „prosodischen Kürzungen" (nach W.s Bezeichnung) spielt die Deutlichkeit eine Rolle; sie beschränken sich auf die wichtigste Wortsilbe, weil die unbetonten oder nachtonigen beim Rufen ohnehin verklingen. Wenn der Diener des Justizrates im „Weissen Rössl" seinen Herrn kurzerhand „den Justiz" nennt, wenn er zu andern Leuten von ihm spricht, werden allerdings Sanitäts- und andere Räte im Hintergrunde stehen. Aber wenn in einer Stadtverordnetenversammlung ein Mitglied einer extremen Partei den Herrn Oberbürgermeister mit „Herr Ober" anredet, klingt mindestens als Unterton die gastgewerbliche Bedeutung mit.

Digitized by Google

Tardel, Hermann, Bremen im Sprichwort. (Bremische Weihnachtsblätter, hrsg. von der Histor. Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen, Heft 2.) Bremen 1929.

Wenn auch seit Friedrich Seilers Arbeiten bekannt ist, dass viele Sprichwörter literarischen Ursprungs sind, ferner dass manche von der Antike oder dem christlichen Mittelalter herkommend in den Besitz der meisten europäischen Kulturvölker übergingen und so in gewissem Sinn international geworden sind, so hat doch das Sprichwort da, wo es sich Jahrhunderte lang erhielt, Fleisch und Blut aus seiner nächsten Umgebung angenommen und zeugt dann irgendwie für die Volksmeinung und Volksart des betreffenden Gebietes. Auch gibt es immerhin, wenn vielleicht auch in bescheidener Zahl, Sprichwörter von lokaler Entstehung und Verbreitung. Mit Recht verteidigt darum Tardel, der Bremer Volkskundler, in der vorliegenden aufschlussreichen Studie gegen andere Meinungen das Sprichwort als Quelle für volkskundliche Aufschlüsse; er zieht in seiner Arbeit dann freilich auch gereimte Redensarten, Inschriften, selbst Spottnamen und Ortsneckereien, für die das eben Gesagte in erhöhtem Maße gilt, hinzu. Aus dem Bremisch-niedersächsischen Wörterbuch (1767/71), aus einer Beschreibung Bremens von Karl Jul. Weber, dem bekannten Demokritos, ferner aus verschiedenster lokalgeschichtlicher Literatur und eigenen Beobachtungen gewinnt Tardel 75 Sprichwörter und Formeln, die er auf ihre Herkunft untersucht und deutet. Etwa sieben in lateinischem und hochdeutschem Gewand werden als nur der Oberschicht angehörig bezeichnet; die übrigen sind überwiegend volkstümliche niederdeutsche Wendungen. Zuerst bespricht Tardel Sprichwortbildungen, die auf kirchliche und profane Bauten der Hansestadt, ferner auf einzelne Strassennamen Bezug haben. Der Spott auf alte Jungfern, wonach selbe den Kopf des Ansgarikirchturmes scheuern müssen, hat, wie T. auch dartut, in vielen anderen Städten seine Parallele. Etwas verwundert ist man, dass nur zwei Wendungen auf den Roland sich beziehen. Sprichwörter, die Bremen oder die Bremer betreffen, sind zum Teil von den Umwohnern geprägt, zum anderen Teil als treffende Selbstcharakteristik der Hanseaten zu nehmen. In der ersten Gruppe finden sich neben dem derben Spottnamen Kokenschieter harmlosere Neckereien, etwa wegen der Aussprache des Zäpfchen-R: „De Brremerr hebbt Brree im Hals." Solcher Spott ist in allen Landschaften geläufig, vgl. z. B. Lienhart, Elsässische Ortsneckereien 1927 mit einer Reihe von Belegen. Ein interessanter Exkurs Tardels (S. 40ff.) beschäftigt sich mit der Bezeichnung Tagenbaren für den eingesessenen Bremer. Manche Worte wie das altbremische „Ick bin 'n Bremer Borger!" zeugen von aristokratisch-konservativem Bürgerstolz; die andere Seite, die „expansive", der Bremer findet ihren Ausdruck in der neueren Inschrift des Schütting:

Buten un binnen
Wogen un winnen.

In sorgfältiger Deutung und mit reicher Sachkenntnis hat der Verfasser uns so im Spiegel typischer Redewendungen und Sprichwörter bremisches bzw. hanseatisches Kulturmilieu vorgeführt. Was an den behandelten Stoffen aber „Eigenes und Angeeignetes" ist, wird man erst sicher beurteilen können, wenn von einer Anzahl weiterer Landschaften und Städte ähnliche Untersuchungen vorliegen.

Freiburg i. Br. Johannes Künzig.

Ernst Schröter, Walahfrids deutsche Glossierung zu den biblischen Büchern Genesis bis regum II und der althochdeutsche Tatian. (= Hermaea 16) Halle, Niemeyer 1926. 204 S. 8.

Georg Baeseckes Verdienst ist es mit in erster Linie, wenn wir heute in der Lage sind, die älteste deutsche Literatur über eine systematische Anordnung reiner Stoffmassen hinaus einzureihen in ein wirkliches Geschichtsbild. In unendlich mühevoller Kleinarbeit hat er das Schrifttum einzelner hervorragender Klöster der ahd. Zeit erforscht (St. Emmeram in Regensburg Beitr. 46; Reichenau und Murbach Beitr. 51; Fulda Zs. f. d. A. 58), und er hat dabei den Glossen seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ernst Schröter, ein Schüler Baeseckes, knüpft nun an eine dieser Arbeiten an, an den Versuch seines Lehrers, den Urtext für die Genesisglossen der Familie Rz. wiederzugewinnen (Zs. f. d. A. 61, 222ff.), wobei sich gezeigt hatte, dass die älteste deutsche Rz-Glossierung zwar eine Kompilation älterer Sammlungen darstellt, aber in der sprachlichen Form streng einheitlich ist. Baesecke wagte den Schluss, dass es sich in jenen Glossen um Teile eines Bibelkommentars handele, den Walahfrid Strabo zusammengestellt habe. Schröter sucht diese Behauptung zu beweisen, zunächst für die Bücher Leviticus, Numeri und Deuteronomium, sodann für Exodus und Josua bis Regum II. Die Einheitlichkeit des Kommentars wird durch Betrachtung der Sprache nachgewiesen, sein Verhältnis zur Tatianübersetzung untersucht. Es gelingt Sch., den Kommentar Walahfrid Strabos zu den Büchern Genesis bis Regum II wiederherzustellen und damit „ein bisher unbekanntes Literaturdenkmal aus der Ueberlieferung herauszuheben, unter der es begraben lag". Darüber hinaus glaubt Sch., auf Grund seiner Ergebnisse den von γ geschriebenen Teil des ahd. Tatian ebenfalls Walahfrid zuteilen zu können; doch sagt Sch. selbst, dass „der sprachliche Vergleich an sich nicht verpflichtend sei".

Während ich die literarhistorischen Ergebnisse als höchst wertvoll und überzeugend begrüsse, habe ich gegen Schröters sprachliche Folgerungen (S. 146) einige Bedenken. Von einer Schriftsprache in althochdeutscher Zeit zu sprechen, scheint mir auch jetzt noch nicht möglich, wenn auch gewisse Einflüsse zwischen verschiedenen Klöstern hin und her gegangen sein mögen. Dass in Fällen wie dem des Walahfrid Strabo eine Art „Ausgleichssprache" entstehen konnte, ist denkbar; aber ein „Gemeinalthochdeutsch" wird nach wie vor nur als Hilfsgrösse der Grammatik existieren. Dass man „in Fulda einen Dialekt schrieb, der mit der heutigen Ortsmundart nicht übereinstimmte", ist allerdings „allgemein bekannt"; aber Schröter darf daraus nicht schliessen, dass das in althochdeutscher Zeit geradeso gewesen sein müsse. Der ahd. Fuldaer Ortsdialekt darf nicht ohne weiteres mit dem heutigen gleichgesetzt werden; wir wissen heute, wie sich Lautlinien im Verlauf der Jahrhunderte verschieben, und dass einmal die *pfund*-Linie weiter nach Westen gereicht habe und später etwas nach Osten abgedrängt worden sei, ist gut denkbar. Wir müssen uns entschliessen, die Ergebnisse der modernen Mundartwissenschaft auf die älteren Zeiten zu übertragen, und dürfen nicht erwarten, für gewisse Erscheinungen (wie Lautverschiebung, Vertretung von germ. *ô* durch *ua* oder *uo* u. ä.), die sich in althochdeutscher Zeit in voller Bewegung befinden, dieselben ausgeglichenen Zustände in dieser Zeit zu finden, die wir heute kennen.

Digitized by Google

Aus dieser Erkenntnis fällt meiner Meinung nach mehr als aus der literarischen Ausgleichsprache „neues Licht auf Denkmäler, deren sprachliche Eigentümlichkeiten bisher notdürftig durch Entstehung im Grenzgebiet benachbarter Dialekte oder durch sprachliche Umsetzungen erklärt wurden."

Giessen. Friedrich Maurer.

Chrestien de Troyes, Perceval oder die Geschichte vom Gral übersetzt von Dr. Konrad Sandkühler. Stuttgart, Orient-Occident Verlag. 1929. 8°. XXXVIII, 207 S.

Die Verdeutschung von Wolframs französischer Vorlage ist unter allen Umständen verdienstlich. Um eine möglichst wortgetreue Uebersetzung zu bieten, wählte Sandkühler Prosa. Er folgt Potvins Ausgabe der Handschrift von Mons; der durch Baist besorgte Abdruck der Pariser Handschrift, die eine erheblich bessere Ueberlieferung bietet, wurde ihm erst während des Druckes bekannt! Die Verdeutschung hätte das unvollendete französische Gedicht darbieten sollen, das Wolfram vorlag, ohne die später hinzugefügte, arg verworrene Einleitung und ohne die überflüssige Fortsetzung S. 188ff. So wäre dem Leser eben nur Kristians Werk, frei von fremden Zusätzen, vorgeführt worden, woraus ein unbefangener unmittelbarer Vergleich mit Wolframs Parzival sich ganz von selbst ergab. Von der Einleitung war ein zuverlässiger wissenschaftlicher Bericht über Kristians Perceval zu erwarten. Der Verfasser zieht es leider vor, die „Gralforschung aus den Fesseln der rein philologisch-historischen Betrachtungsweise zu lösen und sie in den Strom der geistigen Entwicklung der Menschheit zu stellen". Er schliesst sich an Ernst Uehli (Eine neue Gralssuche 1921) und W. J. Stein (Weltgeschichte im Lichte des heiligen Gral 1928) an, an Schriften, die aus „anthroposophischer Welterkenntnis heraus entstanden". Den mittelalterlichen Dichtungen werden Leitgedanken unterlegt, die deren Urhebern völlig fern lagen. „Nie sagt Chrestien, was die Ereignisse bedeuten, ihm ist alles Geistige, alles Esoterische des Werkes wohlbekannt, aber er giesst es in die Bilder, die für sich sprechen sollen. Von der Bedeutung seiner Geschichte hätte Chrestien auch am Schluss, wenn er sie beendet hätte, nichts erzählt. Seine Aufgabe war es, die Geschichte zu erzählen und in schönen Bildern hinzustellen. Wer Ohren hatte, der hörte den Sinn". Nach Uehli legt Chrestien den Hauptwert auf die Bedeutung des Grales für die einzelne Menschenseele, Wolfram dagegen auf die makrokosmische Wirkung des Grales für die ganze Menschheit". Von der wissenschaftlichen Literatur über Perceval und Gral erwähnt und kennt Sandkühler ausser W. Foersters Einleitung zu Kristians Werken (1914) nur F. R. Schröders Parzivalfrage (LBl. 1929, Sp. 8), die auf Laienkreise, wie meine Anzeige befürchtete, unheilvolle Wirkung ausübt. Deshalb glaubt er auch an das Kiot-Gespenst, ohne sich über dessen Verhältnis zu Kristian und Wolfram Rechenschaft zu geben. Was der Gral bei Kristian einzig und allein ohne jedes Geheimnis ist, konnte Sandkühler neben dem Text aus dem seinem Buche vorangestellten farbenschönen Bild entnehmen, wo der Hostienbehälter mit der blutenden Lanze am Fischerkönig und seinem Gaste vorübergetragen wird. Auch Wolframs Gral bleibt ein Altargerät ohne Legende. Erst Robert von Boron hat den Gral zum Messkelch, Abendmahlskelch, Blutkelch gemacht. Jetzt heisst es nicht mehr, wen bedient man mit dem Gral, d. i. der Hostienbüchse, sondern der Gral wird bedient, d. h. dem aus den Tagen Christi stammenden Heiligtum wird ein kirchlicher Dienst geweiht. Aber alle diese, auf tatsächliche Ueberlieferung begründeten einfachen Ergebnisse sind für anthroposophische Ausleger aus R. Steiners Schule nicht vorhanden: „die Forschung ist aus den Fesseln der philologisch-historischen Betrachtungsweise gelöst". Das Buch ist vom Verleger sehr schön ausgestattet. Eine wertvolle Zugabe sind sieben Bilder aus einer Pariser Percevalhandschrift, deren erstes über Wesen und Bedeutung des Grales, wie ihn Kristian sich dachte, keinen Zweifel lässt.

Rostock. Wolfgang Golther.

Eckart Frenzel, Studien zur Persönlichkeit Johanns von Würzburg. [Germanische Studien, Heft 84.] Berlin 1930, Emil Ebering. 112 S. 8°.

Bei der Besprechung dieses Buches kann ich mich auf die Kapitel über Johanns v. Würzburgs Bildung und seine geistesgeschichtliche Stellung beschränken, da, wie mir bekannt ist, eine Untersuchung über die Dichtung jenes mhd. Epigonen bald in Druck gehen wird. Zunächst jedoch muss ich die Quellenfrage berühren. Verf. sucht eine orientalische Quelle wahrscheinlich zu machen, aber die angeführten Stoffteile, die das beweisen sollen, sind in der mhd. Literatur selbst geläufig.

Das Gewicht der Abhandlung liegt in den der mittelalterlichen Philosophie und Geistesgeschichte zugewandten Teilen. In dem philosophischen Bereiche bewegt sich der Verf. auf dem ihm angemessenen Boden. Eine Fülle von Rätseln bietet die Gelehrsamkeit, die der Dichter mit grossem Behagen in die Erzählung verwebt. Es ist ein Verdienst des Verf., auf seine „realwissenschaftliche Bildung" eingegangen zu sein (S. 47—63). Freilich hat er nur mehr allgemeine Grundzüge für seine Kenntnisse in den Naturwissenschaften und der Geographie geliefert, und für die Erklärung einzelner Worte und Begriffe bleibt noch ein weiter Spielraum. Vieles stammt aus halbverdauter Wissenschaft, vieles mag er aus eigener willkürlicher Erfindung beigebracht haben. Sein Naturbegriff ist der des Alanus (S. 52f.); wenn der Verf. aber weiter aus der Deutung des Feuerbergs auf neuplatonische Züge schliesst, so traut er der philosophischen Denkfähigkeit des Dichters zuviel zu. Diese Allegorie ist durchaus christlich: die „Welt" ist die Menschenwelt, die Menschheit, die im Weltsinn lebenden Menschen, und zwar im engeren Begriff die irdische Freudenwelt; es gibt zwei Menschenscharen, Arten, die einen haben die Liebe zum Guten, das sind die Ehrenwerten, die anderen zum Bösen, das sind die Weltgierigen, Ehrlosen. Jorafin, der freie Wille (*muotwille*), ist Pfleger dieser Welt, die Menschen können sich entscheiden zum Guten oder zum Bösen. Da Jorafin Verwalter dieser Welt ist, kann er nicht ein Engel Seraphim sein (S. 56 Z. 18 von unten l. *diu don*!). Auffällt, dass der Verf. in der Erklärung von *bdellium* schwankt (S. 49), das doch dem Mittelalter aus Genesis II, 12 bekannt war und mit *aromata* zusammen eine Geschichte hatte. Wohl gelungen ist die Feststellung der Kenntnisse, die Joh. v. Würzburg von Johannes v. Salisbury und von Albertus Magnus zeigt.

Unter einem hohen Gesichtspunkte begreift der Verf. seine Arbeit: er ist bestrebt, „den Dichter in den historischen, hier vor allem den geistigen Raum seiner Zeit einzuordnen" (S. 68). Die Voraussetzung für seine Beurteilung des geistesgeschichtlichen Gehaltes liegt in der

Digitized by Google

Annahme, dass J. v. W. dem geistlichen Stande angehört und die höheren Weihen empfangen habe (S. 22f., 40, 45). Aber die Beweise, dass J. v. W. Geistlicher gewesen sei, sind hinfällig. Der Satz „Der geistliche Stand drückt dem Dichter in erster Linie sein Gepräge auf" (S. 69) wird dahin einzuschränken sein: nicht der geistliche Stand, sondern die geistliche Bildung bestimmt das, was die Eigenart seines Werkes gegenüber der allgemein üblichen Auffassung der höfischen Romane ausmacht. Hier kann ich keinen so starken Abstand finden zwischen geistlicher und ritterlicher Einstellung. Das geistliche Element, das hat Verf. an vielen einzelnen Beispielen gut auseinandergesetzt, bildet gewiss einen hervortretenden Bestandteil, aber wiederum möchte ich den Satz, dass gewisse Verse nur ein Geistlicher geschrieben habe könne (S. 72), genauer beschränken auf einen „geistlich Gebildeten".

Aus den wirren Versuchen Jhs. v. W., ein Tugendsystem aufzustellen, zieht der Verf. mit Recht die Folgerung, dass sie einen Blick in die sittliche Vorstellungswelt des Dichters und seiner Zeit gewähren (S. 105). In der Tat ist hier nichts mehr vorhanden von dem festgefügten, auf historischer Ueberlieferung beruhenden System der Moralis philosophia, Grundlage ist auch nicht die Moraltheologie, es ist ein Gemächte von ritterlichen Tugenden und kirchlichen Vorschriften, keine Einheit wie die ritterliche Formel von Weltehre und Seelenheil.

Die Stellung Johanns v. Würzburg innerhalb der geistigen Gesamtlage seiner Zeit ist nicht in erster Linie bedingt durch geistliche Impulse, sondern er gehört dem an der Wende des 13. und 14. Jahrh. zur Herrschaft gelangten bürgerlichen Kulturkreise an, und diese Standesbildung beruhte in ihrer höheren Auswirkung auf geistlich-gelehrter Schulung; sie pflegte auch noch Lebensformen des Rittertums, hatte aber nicht mehr die diesen zugrunde liegende aristokratisch-höfische Gesinnung (s. Verf. S. 69 und Anm. 2).

Heidelberg. Gustav Ehrismann.

Zwei Urschriften der „Imitatio christi" in mittelniederdeutschen Uebersetzungen aus Lübecker Handschriften. herausgegeben von Paul Hagen. Berlin, Weidmann. 1930. XXVIII u. 94 S. 8. [Deutsche Texte des Mittelalters. hrsg. von der Preussischen Akademie der Wissenschaften. XXXIV.]

Die Aufnahme der deutschen Handschriften durch die Deutsche Kommission der Preussischen Akademie hat in der Lübecker Stadtbibliothek „zwei anonyme mnd., ursprünglich mnl. Traktate zutage gefördert, die sich als Uebersetzungen von Urschriften der Imitatio Christi erwiesen", die eine überschrieben: *„vormanynge de dar theyn to binnenwendighen dinghen,"* die andere: *„wo man sik hebben schal vor der missen"*. Ueber diese hat Hagen in der Ztschr. f. d. A. 59, 23 gehandelt, ferner in zwei mir nicht zugänglichen Zeitschriften: de Beiaard 1921, Studia Catholica 1926, und er legt sie nun in einer Ausgabe vor, die nach den bekannten Grundsätzen der Deutschen Kommission hergestellt ist und eine wertvolle Bereicherung des mnd. Schrifttums bedeutet. Ich sage mit vollem Bedacht „des mnd. Schrifttums". Denn ich habe mich vergebens nach wirklichen Gründen umgesehen für die Behauptung, dass die Texte Umschrift einer niederländischen Vorlage seien. Was Hagen S. IXff. an angeblich mnl. Schreibungen anführt, ist belanglos. Wenn in einem Text sich mittelniederländische Schreibungen, friesische Schreibungen neben westfälischen Schreibungen vorfinden sollen, wie können wir entscheiden, was das Ursprüngliche ist? Und was wissen wir denn Genaueres über die sprachlichen Verhältnisse im ndl.-deutschen Grenzgebiet in der Zeit, aus der unsere Hss. stammen? Eine bedenkliche Unkenntnis bezeugt S. XIV, wo H. drei sprachliche Erscheinungen anführt, die aus der ndl. Vorlage stehengeblieben seien. In 3, 16 *queme dy alle dynck* und einigen anderen Stellen soll der Plural *dinc* mit Singular des Prädikats stehen. Zunächst: H. hat nicht bemerkt, dass *alle vlesch* 9, 5 in der gleichen Verdammnis ist. Weiter aber: H. hat das Mnd. Wb. nicht aufgeschlagen; sonst würde er dort gesehen haben (1, 522), dass *alle dinc* für das Niederdeutsche als Singular bezeugt ist. Was er auch aus Germ. 21, 203 und meiner Geschichte der deutschen Sprache § 517 (alt 405) hätte entnehmen können; siehe übrigens auch 14, 25 *alle gud, dat.* Ferner soll „Abhängigkeit der Pronomina von nicht" (z. B. 22, 21 *ok schal me ore nicht teyn . . .*) aus der Vorlage stammen: H. weiss also nicht, dass im Altdeutschen in negativen Sätzen ganz gewöhnlich der Genitiv steht, wo in positiven der Akkusativ erscheinen würde. Auch dass beim Präpositionaladverb *da* fehlen kann (*vore* für *da vore*), ist nichts, was dem Mnl. gegenüber dem Deutschen eignete; vgl. meine Syntax 2, 7. Ich halte also bis auf weiteres an dem Augenschein fest, dass wir es mit Texten zu tun haben, die von Hause aus mnd. sind.

Auch sonst sind Hagens sprachliche Darlegungen nicht einwandfrei. Er nimmt an, dass die Hs. von der Hand einer Frau geschrieben sei, weil 2, 8 *eyne pelgrym* steht. Er hat übersehen, dass 7, 15 *de torne godes* mit „unorganischem" *e* sich findet. Auch wäre man dankbar für den Nachweis, dass *pilgrim* jemals für eine Frau gebraucht wird. Wenn H. weiter auf die Auslassung der Worte *unvledich* und *unvledicheit* verweist, so muss ich sagen, es gibt genug Hss., in denen Anstössiges beseitigt oder gemildert wird, ohne dass jemand daran gedacht hat, sie Frauen zuzuschreiben. Wenn H. S. XVIII es zu den „Eigenheiten" der Uebersetzung rechnet, dass ein lateinischer Ausdruck durch zwei deutsche Worte wiedergegeben wird oder zwei lateinische Ausdrücke durch ein einzelnes Wort, dass der Uebersetzer einzelne Worte unübersetzt lässt, dass er verbundene Ausdrücke der Vorlage umstellt, so möchte ich die Uebersetzung kennenlernen, die nicht die gleichen Eigenheiten hat. Wenn unser Text „mitunter den Superlativ durch den Positiv ersetzt", so ist das nicht ein „Ersetzen", nicht eine Abänderung; es handelt sich um lauter sogenannte Elative, und der ist bekanntlich dem Deutschen fremd. Der Uebersetzer hat also nur dem Deutschen sein Recht gegeben, wenn er die fremde Weise meidet.

Mit der Behandlung des Textes kann man wohl einverstanden sein; die Anmerkungen bringen zahlreiche gute Besserungsvorschläge. 2, 19 muss es natürlich heissen: *so bist du*, und 14, 17 ist das zweite *Godde* in *Goddes* zu ändern.

Giessen. O. Behaghel.

Das Künzelsauer Fronleichnamsspiel vom Jahre 1479, hrsg. von **Albert Schumann.** Oehringen o. J., Hohenlohesche Buchhandlung. XXIII, 230 S. 8°; **Das Rheinische Osterspiel** der Berliner Hs. Ms. germ. fol. 1219 mit Untersuchungen zur Textgeschichte des deutschen Osterspiels, hrsg. von **Hans Rueff.** Berlin, Weidmann. V, 224 S. 8°.

Obwohl seit nahezu einem Jahrhundert die Veröffentlichung der geistlichen Dramen des Mittelalters be-

Digitized by Google

trieben wird (1841 gab F. J. Mone seine altteutschen Schauspiele heraus), sind einige wichtige Texte bis heute nicht veröffentlicht. Zwei der wichtigsten sind uns in den letzten Jahren durch Ausgaben zugänglich gemacht. Der eine, das rheinische Osterspiel aus einer Berliner Hs., war z. B. Creizenach überhaupt nicht bekannt, während er den anderen, das Künzelsauer Fronleichnamsspiel, wenigstens nach dem Auszug H. Werners und aus der Marburger Dissertation von T. Mansholt (1892) kannte und in seinem Werk, soweit es danach möglich war, berücksichtigte.

Das Künzelsauer Spiel ist das einzige in deutscher Sprache, welches die gesamten biblischen Ereignisse von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht umfasst. Aus dem Zustand der Hs. folgerte schon Creizenach, und der neue Herausgeber schliesst sich ihm hierin an, dass das Spiel auch tatsächlich aufgeführt wurde, und zwar wurde es in Verbindung mit einer Prozession an verschiedenen Halteplätzen dargestellt. Creizenach scheint angenommen zu haben, dass die Dreiteilung des ganzen Textes in drei „stationes" diesen Haltestellen entsprochen habe, dass also das Ganze an einem Tag aufgeführt worden sei, an drei verschiedenen Stellen. Schumann macht meines Erachtens demgegenüber mit Recht geltend, dass die nach seiner Berechnung elf Stunden dauernde einfache Aufführung des Stückes kaum an einem Tag bewältigt werden konnte. Schumanns Ausgabe hat auch sonst den grossen Vorzug, dass sie sich die wirkliche Darstellung des Spiels plastisch vorstellt. Ihr Ziel ist, es weiteren Kreisen zu ermöglichen, sich in „ein Stück spätmittelalterlichen religiösen Volkslebens zu versenken". Dieser Zweck hat natürlich die Anlage der Ausgabe beeinflusst: sie musste weniger gelehrt gehalten sein. Um so mehr ist es zu begrüssen, dass Schumann den wissenschaftlichen Wert seiner Arbeit dadurch erhalten hat, dass er den deutschen Text völlig unangetastet lässt. Nur die lateinischen Spielanweisungen hat er verdeutscht; dagegen sind wieder die lateinischen liturgischen Texte erhalten und nur in den Fussnoten übersetzt. Auch anderes, was dem Laien unverständlich sein könnte, wird durch Fussnoten zu erklären versucht. Eine warm und anschaulich geschriebene Einführung ist geeignet, die ferner Stehenden an dies Stück mittelalterlicher Literatur heranzubringen. Alles Fachwissenschaftliche ist in die Anmerkungen am Schluss der Ausgabe verwiesen.

Ganz anderer Art ist die Ausgabe des Rheinischen Osterspiels. Edward Schröder übergibt hier die Arbeiten seines im Jahre 1918 gefallenen Schülers Hans Rueff der Oeffentlichkeit. Neben Teil I, dem Text des Spiels, der nebst Einleitung und Wortverzeichnis ursprünglich für die deutschen Texte bestimmt war, stehen als Teil II Untersuchungen zur Geschichte des deutschen Osterspiels, die als Grundlage für die von Rueff geplante Habilitation dienen sollten.

Diese Untersuchungen betrachten die einzelnen alten Szenen der Osterspiele für sich und suchen in jedem Fall die Beziehungen der verschiedenen erhaltenen Spiele zueinander, die Abhängigkeiten voneinander zu klären. Nur auf diesem Wege, nicht durch Betrachtung der ganzen Spiele, kann eine Aufhellung der ausserordentlich verwickelten Textgeschichte erhofft werden, die durch die nur sehr lückenhafte Ueberlieferung besonders erschwert ist. Wertvolle Ergebnisse kann R. buchen. Mitteldeutscher Bestand wird von späteren Elementen, die anderen Ursprungs sind, geschieden. Mehrfach gelingt es, für den Gang der Textentwicklung die auch zu dem geographischen Weg stimmende Richtung zu erweisen: Rheinhessen. Trier — Westthüringen — Schlesien. Eger.

Als Heimat des Osterspiels der Berliner Handschrift (und zwar für Verfasser wie Schreiber) stellt R. zunächst auf Grund einiger sprachlicher wichtiger Kriterien, sodann auch auf sachlichen Hinweisen fussend, das nördliche Rheinhessen und den Rheingau fest. Wenn R. zuerst nur bemerkt: „der Mittelpunkt dieses kleinen Gebiets ist Mainz" (s. 11), so wird er später deutlicher: „Unter den Orten des nördlichen Rheinhessens und des Rheingaues hat Mainz den ersten, fast möchte man sagen einzigen Anspruch auf ein Osterspiel, das einen erheblichen Aufwand an Personal fordert" (S. 37), und wenn Rueff bei der Würdigung des Spiels feststellt (S. 48ff.), dass es „mehr als andere Spiele seiner Verwandtschaft eine individuelle Leistung" ist, dass „der Rheinhesse (S. 61 wird auf den gelehrtesten und volkstümlichsten Prediger der Zeit, Gabriel Biel, hingewiesen) mit bestimmter ernster Aufgabe an das alte Material herantritt . . . und die Ordnung der Szenen bewusst nach seinen Tendenzen fügt", so ist es für uns Hessen-Darmstädter eine besondere Freude, diesen sprachlich und inhaltlich so bedeutsamen Text nun in so ausgezeichneter Ausgabe zu besitzen.

Giessen. Friedrich Maurer.

Georg Ellinger, Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im 16. Jahrhundert. I. Italien und der deutsche Humanismus in der neulateinischen Lyrik. Berlin und Leipzig W. de Gruyter. 1929[1].

Dieses Werk ist eine der dankenswertesten Neuerscheinungen der letzten Jahre. Niemand kann der geleisteten Arbeit seine Anerkennung versagen; hier haben wir endlich die neulateinische Lyrik von 1450—1618, soweit sie auf deutschem Boden entstand, bearbeitet.

Es lässt sich aber manches gegen die Anlage vorbringen: Die bibliographischen Hinweise sollen im 3. noch nicht erschienenen Band gebracht werden. Dies erschwert die Benützung, macht eine fördernde Kritik jetzt noch unmöglich, veranlasst Wiederholungen, welche den Umfang unnötig vergrössern; denn Bemerkungen über die Herausgabe (z. B. 263), Originaltitel von Gedichtsammlungen (369) oder deren deutsche Uebersetzung, Hinweise, mit denen nur der Belesene etwas anzufangen weiss, (347, 359, 363, 481) könnten dann fehlen. Der heutige Lehrer empfindet dies als überflüssige Bevormundung. Die umfangreichen Bände vergönnen uns keinen Blick auf die neulat. Lyrik anderer Nationen, so dass sie nicht als europäische Erscheinung gewertet wird. — Unter den nicht sehr zahlreichen Vorarbeiten, die das Vorwort (XVI) erwähnt, vermisst man die Literaturgeschichten von Nadler, Borinski, Stammler und Günther Müller, welche das Verdienst besitzen, die vernachlässigte neulat. Dichtung zusammenfassend zu behandeln und uns wenigstens teilweise zeigen, dass eine Darstellung dieses Stoffes auch andere Wege — z. B. in stofflicher Gliederung nach Liebes-, Freundschafts-, Geselligkeits-, panegyrischer oder politischer Lyrik — als Inhaltsangabe und Charakteristik gehen kann. Inwiefern diesen Weg die Sachlage weist (XI), hat uns der Verf. allerdings nicht mitgeteilt. Der Stoff mag ihn rechtfertigen, da wir

[1] Zum 2. Band dieses Werks vgl. bereits Literaturblatt 1930, S. 335 ff.

Digitized by Google

von den Studierenden und selbst manchen akademischen Lehrern der neueren deutschen Literaturgeschichte heute wohl kaum mehr besondere Lateinkenntnisse verlangen dürfen.

Die vielen biographischen und lyrischen Physiognomien, welche E. zeichnet, gestalten die Lektüre oft nicht erfreulich; manchen merkt man eine gewisse Ermüdung des Verf.s an, der mitunter (z. B. 440) seine Arbeit als zu erledigendes Pensum betrachtet, doch gerade in der Gesamtgruppierung des ungeheuren Materials eine vorbildliche Klarheit zeigt. Von den zwei Abschnitten des vorliegenden Bandes behandelt der 1. umfangreichere nach einem Rückblick auf das 14. Jahrh. die Entwicklung der humanistischen Poesie, worauf die Kulturzentren Neapel, Ferrara, Florenz, Rom folgen; den Abschluss bildet ein Kapitel über Stoffe und Formen und die Behandlung Deutschlands in der neulat. Lyrik der Italiener. Der zweite Abschnitt stellt die deutschen humanistischen Lyriker, deren Geburtsjahr vor 1500 liegt, dar, meist nach den Orten, an denen sie auftraten. Der 2. Band setzt dieses Hauptthema fort. Der 3. soll die niederländische Entwicklung mit einbeziehen und die Darstellung bis 1618 führen. Diese zeitliche Grenze lässt auf Höhepunkte in der Geschichte der neulateinischen Lyrik (Balde, Rettenbacher) verzichten. Die Anlage des 4. verheissenen Bandes ist: „Das Epos. Ausblick auf das Drama. Satire und Epigramm. Didaktik und Gnomik. Beschreibende Poesie (insbesondere die Landschafts- und Städtegedichte). Kleinere Gattungen: Fabeln, Parodien, Rätsel, Umschreibungen, Uebersetzungen und Verwandtes". Nach diesem grossangelegten Plan müssen einzelne Dichter in verschiedenen Bänden behandelt werden. Es fragt sich, ob dies von Vorteil ist; es fragt sich aber auch, ob die Bedeutung der Lyrik, wenigstens für den Anfang der italienischen Renaissance nicht überschätzt wurde; die Homerübersetzer scheinen mir in dieser Periode den Lyrikern mindestens gleichgestellt zu sein. Da der 1. Band nur lyrische Dichtungen als seinen Stoff deklariert (z. B. 47) und Epigramme nicht einbezogen werden (259), hätte konsequenterweise auch auf die Behandlung literarhistorischer (163) oder epischer Werke (171) verzichtet werden müssen.

Vor Werturteilen sollte sich eine Arbeit, die nur einen zeitlichen Ausschnitt aus einem umfangreicheren Gebiet behandelt, hüten! Ist Petrus Lotichius Secundus der grösste neulateinische Dichter Deutschlands (124), Friedrich III. der stumpfsinnige Kaiser (349)? Ein Autor wahrt seine Objektivität besser, wenn er sich in religösen Fragen (287, 297, 323) Zurückhaltung auferlegt. Selbst Bewertungen wie: ganz nett (146), erfreulich (302), entsetzlicher Grobianismus (274) werden als störend empfunden, ganz zu schweigen von der oft recht überflüssigen moralischen Entrüstung (41, 136f.); derartige Dinge sind Angelegenheiten des Sexualpsychologen oder Kriminalisten. Jedenfalls ist es nicht Aufgabe des Literarhistorikers über die Charaktereigenschaften von Dichtern zu Gericht zu sitzen, wie hier über Enea Silvio (32), dessen Briefe man stilistisch heranziehen müsste, ehe man vom Gegensatz zwischen seiner „verdünnten Lyrik" und dem vollen Klang spricht (37).

Die Darstellung eines Gebietes, das viel Oedland umfasst, würde dem Leser entgegenkommen, wenn sie in der so schwierigen doppelten Namengebung einheitlich vorginge: Buchwald-Fagilucus steht im Register unter B, Beussel-Tuberinus unter T. Auch für Namen wie Fuchsmag(en) würde sich eine Form empfehlen. — Mehr Sorgfalt hätte man der stilistischen Ausführung gewünscht. Wie eine schlechte Uebersetzung aus dem Lateinischen muten Wendungen an wie: „Aeneas, bevor er die Schiffe besteigt, um die Vatererde für immer zu verlassen, blickt noch einmal auf das zerstörte Troja zurück, sich das geschehene Furchtbare vergegenwärtigend" (254). „Aber wie der stille See zuweilen durch ein leichtes Kräuseln von den Bewegungen in seinen Tiefen Kunde gibt, so fehlt es auch in Castigliones Gedichten nicht ganz an Zeugnissen verhaltener Leidenschaft" (203). „Die meisten der entwickelten Gedanken sind dem Dichter in der Einsamkeit des Landaufenthaltes gekommen" (30). Verwandt damit sind Ausdrücke wie: „Das Gedichtbuch zeichnet sich trotz mancher Geschmäcklein durch Beweglichkeit des Geistes wie durch die Fähigkeit aus, den Ton für die beherrschende Stimmung zu treffen" (225). „Indessen eines wahrhaft poetischen Reizes kann sich nur eines dieser Gedichte rühmen" (208). Oder Bilder von einem Dichter, der „in etwas frühere Zeit zurückreicht" (306) oder in „die letzten Jahrzehnte hineinragt" (299), von „Grabliedern, die sich über einen grossen Teil seines (= des Dichters) Leben erstrecken" (267), von der Lyrik, die sich „zu einem Gerinsel verflacht" (190). Geschmacklosigkeiten sollen sich daraus erklären, dass der Dichter aus niederen Kreisen stammte und deren Lebensgewohnheiten unwillkürlich in die Poesie übertrug (126). Unklar ist, was man sich unter einem „zufälligen Zusammentreffen, das aber doch wieder nicht zufällig ist" (20) vorzustellen hat. Warum wird uns der Name der Komödie (Poliscena) L. Brunis (25) nicht gesagt? Als Druckfehler ist wohl (377) die Jahreszahl der Gefangennahme Maximilians (1488 nicht 1468) anzusehen.

Ohne die klassischen Vorbilder ist die neulateinische Dichtung überhaupt nicht zu denken. Dass sie vielfach Centopoesie ist, wenigstens bei den Diis minorum gentium, ist nur zu leicht erklärlich, aber das empfanden die Zeitgenossen, denen die neuentdeckte Antike unerreichtes und unerreichbares Vorbild war, durchaus nicht so tadelnswert wie wir. Eine derartige Beurteilung (z. B. 15, 145, 271) müsste sich also an geschmacksgeschichtliche Momente halten, ehe sie von „Poeten zweiten Ranges" (65) spricht. So könnten wohl auch die Hinweise auf die antiken Vorbilder zahlreicher sein: Statius und Lucan vor allem. Auch hätten Bemerkungen über Parallelerscheinungen in der Spätantike, zum Beispiel zwischen Sidonius und Angerianus (244) belehren können; es ist freilich fraglich, ob man diesen nicht auch als Vorläufer der Barockpoesie, auf die gelegentlich (97) hingewiesen wird, anzusehen hat. Anderseits werden die Zusammenhänge mit dem MA. kaum herausgearbeitet; sie bestehen allerdings weniger auf formalem Gebiet, wie dies (332) betont wird, obwohl sich dagegen Beziehungen der Dichtungen des Urceus (101) zu den Carm. bur. anführen liessen, als auf stofflichem. Gerade darüber würde uns eine Arbeit über die Ovidauffassung im MA. und der Renaissance schöne Aufschlüsse geben.

Freiburg i. d. Schw. Richard Newald.

Lessings Werke, hrsg. von **Julius Petersen** und **W. von Olshausen.** Anmerkungen zu T. 1—25. 3 Bde. Berlin-Leipzig, Bong & Co. 1102 S. 8°.

Zu den 25 Bänden der von Petersen und Ohlshausen geleiteten Lessingausgabe sind nun, hochwillkommen, dre Bände Anmerkungen hinzugetreten. Mit der grössten

Digitized by Google

Sorgfalt, mit weitestgehender Belesenheit, mit gründlichster Gelehrsamkeit wird alles beigebracht, was zum Verständnis von Lessings Ausführungen, bis hinein in die leisesten Anspielungen, notwendig ist. Aber nicht nur das. Die von Lessing behandelten Fragen werden nicht nur durch ihre Vorgeschichte beleuchtet, sondern auch über Lessing hinaus weitergeführt; ich verweise z. B. auf die Darlegungen über die Märtyrerdramen und die Katharsis. Man wird wenig Anlass haben, gegen die Anmerkungen Ausstellungen zu erheben. Aber eins muss ich zur Sprache bringen. Ich war gespannt, wie sich die Anmerkungen mit der bekannten Steigerung über die Gesten in der Dramaturgie (5, 40: „bedeutende, malerische, pantomimische") auseinandersetzen würden. Sie schreiben S. 183: „pantomimisch waren die Bewegungen, die an Stelle des gesprochenen Wortes treten." Aber Lessing spricht ganz deutlich von Bewegungen, welche die Hand bei moralischen Stellen macht; „oft kann man bis ins Malerische damit gehen; wenn man nur das Pantomimische vermeidet". Man soll also das Pantomimische beim Sprechen vermeiden. Was ein symbolischer Schluss sei (27, 7), hätte erklärt werden dürfen, ebenso zur Nennung von Hogarth dessen Schrift Analysis of beauty genannt werden können, die Lessings Freund Mylius 1754 übersetzt hat. Dass Lessings Schilderung über das Auftreten der Liebe in Romeo und Julia zu Shakespeare nicht stimmt, hat lange vor Wetz schon Eduard von Hartmann ausführlich gezeigt. Per combinazione d'accidenti würde ich nicht übersetzen: „durch Fügung der Umstände", sondern: „durch das Zusammentreffen von Umständen". Nun fehlt noch der Registerband.

Giessen. O. Behaghel.

Herman Groeneweg, J. J. David in seinem Verhältnis zur Heimat, Geschichte, Gesellschaft und Literatur. [= Deutsche Quellen und Studien. Hrsg. von Wilhelm Kosch. 4. Heft.] Graz 1929, Wächter-Verlag. 227 S. Gr.-8°.

Dem guten Lande Mähren haben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. drei bedeutende Schriftsteller liebevollste Anteilnahme gewidmet: Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar, Jakob Julius David. Sie alle bemühen sich um Dorf und Kleinstadt, schildern die Dreifalt deutscher, tschechischer, jüdischer Bevölkerung des Landes, ergreifen jeder auf seine Art etwas von dem sanft-schwermütigen, widerstandsschwachen, sinnenfroh-nachdenklichen, in allewege mehr betrachtsamen als tatkräftigen Menschenschlage der Marchebene. Als Dichter sind sie ungefähr gleichen Ranges: die Ebner steht voran durch äusseren Umfang und die soziale Reichweite ihres Werks, das aber unausgeglichen und im einzelnen sehr verschiedenen Wertes ist; Saar erscheint auf weitaus engerem Gebiet als der lautrere, stets das Mass beachtende, unermüdlich feilende Künstler; David, der Vorzüge beider Vorgänger mitunter entbehrend, beider Schwächen oft teilend, steht über ihnen durch den tieferen Ernst seines allemal schmerzlichstem Erleben entsprossenen, mit dem eigenen Herzblut genährten Schaffens. Aber sein Werk blieb Bruchstück, Beginn, Versuch; während den älteren Weggenossen die Patriarchenjahre gegönnt waren, raffte ihn, den von Anbeginn durch Armut und körperliche Anfechtungen Gehemmten, schweres Siechtum im besten Mannesalter hinweg. Auf dem Sterbelager hat er mit illusionsfreier und doch hoffnungsvoller Klarheit sein Schaffen also beurteilt: „Ich übersehe mein Werk: es ist ja natürlich Torso geblieben, wie es bei einem sein und bleiben musste, der zunächst Brot . . . zu beschaffen hatte. Ich vergleiche es mit dem, was andere vollbracht haben, die unsere Zeit mit ihrem Namen und ihrem Ruhm erfüllten . . ., und bei Anwendung all der strengen kritischen Schule, die ich einmal gelernt habe, ich meine bestehen zu dürfen, ich halte es für ein Unrecht, würd' ich ganz vergessen" (an Erich Schmidt, Ende Oktober 1906; S.W. I, S. V). Zu einem grossen, einem ganzen Erfolg hat er es zu Lebzeiten nie gebracht, und darunter hat nicht nur sein persönliches Geltungsbedürfnis (das, wie bei allen menschenscheuen und einsamkeitserstarrten Menschen, sehr gross war), sondern auch sein Werk gelitten, dem fraglos bessere Aufnahme den nötigen Schwung zum höchsten Bemühen und Gelingen verliehen hätte. „Ich wäre dorthin vorgedrungen", so lässt er selbstbekennerisch seinen „Jubilar" („Stromabwärts" S. 96) sprechen; „ich weiss es heute, wo ich mich nicht mehr über mich selber täusche . . . Der Zuruf aber blieb aus. Er klang wohl. Nun dem, nun jenem. Mir niemals seit meinen Anfängen. Und man sieht, wie einem immer wieder einer vorkommt, und manchmal weiss man warum, aber in den meisten Fällen begreift man nicht einmal, wieso das möglich war."

Die Berechtigung dieses bittern Worts, das Unrecht aller bisherigen Beurteilung Davids zu erweisen, einen verkannten Literaturschatz der Vergessenheit zu entreissen, macht sich die hier anzuzeigende Schrift ausdrücklich zur Aufgabe. Wir fragen: Tut sie recht daran, und wie wird sie dieser selbstgestellten Aufgabe gerecht?

Das Vierteljahrhundert, das seit Davids Tode dahingegangen ist, schafft gute Distanz. Wie vieles, was damals gelobt und gelesen wurde, liegt heute bereits unter dicker Staubschicht begraben. Davids seinerzeit wenig beachtete Erzählungen sind zum grösseren Teile noch frisch geblieben. Freilich nicht seine historischen Novellen; die waren (besonders der Band „Wiedergeborene") schon an ihrem Geburtstage nur mässiges Kunsthandwerk, in Technik, Motivik, Stilistik von Vorbildern bis zur Sklaverei abhängig; die beste, „Fortunats Tochter", eine reine (und schwache) Parodie C. F. Meyers; eine andere, „Der Letzte", mit ihrem schmunzelnden Humor handfester Diesseitsfrömmigkeit, nicht zu denken ohne Kellers „Sieben Legenden". Was aber in des Dichters Gegenwart spielt, aus den eigenen Erschaunissen, Erlebnissen, Erleidnissen im mährischen Heimatland und in der Kaiserstadt gespeist wird, blieb frisch, ja mutet heute fast zeitgemässer an als in den Erscheinungsjahren; was damals mitunter ein bisschen altfränkisch erschien, weil es hinter der augenblicklichen Tagesmode in etwa zurückstand, ist wieder gültig geworden: der keiner Uebertreibung holde, gemässigte Verismus, die ungetiftelte Psychologie, die sentimentalitätsfreie Sachlichkeit im Sozialen und Erotischen, das starke tendenzlose Ethos. Hinzu treten ungewöhnlich hohe sprachliche Werte. Wie wenigen der um 1900 berühmten Autoren und Bücher wird man heute noch solches Zeugnis ausstellen dürfen!

Aber Vollendung, auch im bescheideneren Sinne des Wortes, kommt Davids Hinterlassenschaft doch nirgends zu. Von seinen Hauptwerken, den beiden Wiener Romanen, ist der eine — „Am Wege sterben" — bei aller Kraft der Menschengestaltung zu lässig, zu kunstlos komponiert, bei aller Tiefe der Sozialkritik zu sehr mit dem bitterbösen Augen des Malkontenten geschaut; der andere — „Der Uebergang" —, dessen dunkle Schatten ein herzlicher Humor überglänzt, neigt sich zu sehr gegen das Niveau des besseren Unterhaltungsromans. Von den mährischen Novellen sind viele vortrefflich, wahrhaft meisterlich aber doch wohl nur die einzige „Růžena Capek" — eine der letzten Arbeiten Davids, der kurz vor seinem Ende erst auf den rechten Weg gekommen war. Was hier und in wenigen anderen Stücken gleicher Art geboten ist, lässt ähnliche Arbeiten Saars und der Ebner weit hinter sich. Der distinguierte Wiener Saar hat das mährische Dorf und seine Bewohner, deren Sprache ihm unbekannt und unsympathisch war, nur von aussen gesehen und als Kuriosität so betrachtet wie dargestellt; die Ebner, mit Umwelt und Idiom von Kindesbeinen vertraut, aber als hochgeborene Gräfin der Gesellschaftsstufe der Dörfler zu weit entrückt, sah nur von oben auf sie hinab; David allein, selber dem dargestellten Milieu entwachsen, stand zugleich in ihm, ausser ihm, über ihm. Als er, 1859 geboren, durch die heimatlichen Schulen lief, waren diese überall noch deutsch, wie ja auch Mährens Landes- und Gemeindevertretung vermöge einer den Besitz und die Bildung bevorrechtenden Wahlordnung überwiegend in deutschen Händen lag. Noch galt das slawische Idiom als Stapfe, ja Stigma des niederen Volkes, des Vulgus, vermieden sogar von den Sprachgenossen, die, solchen Niederungen sich entringend, zu Vermögen, Stellung, Anschen gelangt waren. Ein Menschenalter später hatte sich das Blatt gewendet: der deutsche Firniss bröckelte ab, in die Landes- und Gemeindestuben zogen tschechische Volksführer — Advokaten, Journalisten, Lehrer, Priester — ein, die Unterrichtssprache in den höheren Schulen konnte nicht länger die der zurückgedrängten Minderheit sein. Ein Menschenalter später — und David wäre ein tschechischer

Digitized by Google

Dichter geworden. Denn die Urerlebnisse seines jungen Auges und Herzens sind an Sprache und Sang, Leben und Lieben des tschechischen Dorfes gebunden, die nachmals in deutscher Sprache zu gestalten durch die restlos deutsche Bildung bedingt ward, so er an den Gymnasien zu Kremsier, Troppau und Teschen, an der Universität zu Wien genossen hat. Aber wie er in seiner Schreibweise die Slawismen nie los geworden ist (ein krasses Beispiel etwa S. W. II, S. 385: „Es ging sich ihr schlecht"), ja sie bisweilen absichtlich mehrt, um auch sprachlich das Milieu zu treffen, so stellt sich die Frage oft ein, ob dieses ganze Werk sich nicht noch besser, wurzelhafter, echter — und grösser in tschechischer Sprache ausgenommen hätte; mindestens hätte da vieles originaler geklungen, was jetzt bisweilen wie Uebersetzung anmutet. Was ich hier andeute, ist nicht in die blaue Luft geschwätzt. Otokar Fischer hat jüngst überraschend gezeigt (Xenia Pragensia, 1929), wie der Führer der tschechischen Romantik, Mácha, erst als deutscher Poetaster mit windiger Epigonenlyrik begann, um von dem Augenblick an, da er der angestammten slawischen Sprache sich bediente, zum grossen Dichter seines Volkes aufzusteigen, ohne dass im übrigen Motivik und Metaphorik seines Dichtens sich viel geändert oder vertieft hätten.

Wie als Sohn seiner Heimat, so fällt David auch als Vertreter deutschen Schrifttums in einen Zwischenraum. Groeneweg, dessen fleissige, aber oberflächliche, nur die greifbarsten Motive, nicht aber die hintergründigen Probleme gewahrende Schrift auch die vorstehenden Erwägungen vermissen lässt, ringt so mühsam wie vergebens nach Verständnis seiner geistesgeschichtlichen Stellung. Die ist schon mit Davids Geburtsjahr und der österreichischen Herkunft gegeben, als welche ja im ganzen 19. Jahrhundert ein Nachzüglertum bedeutete: er bildet die Fuge vom Spätrealismus der Saar, Anzengruber, Raabe, Fontane zum Frühnaturalismus und zur Heimatkunst. Sein Erstling, „Das Höferecht", weist in Struktur, Motivik, Welt- und Menschenanschauung auf jene Vorgänger hin; „Am Wege sterben" zeigt naturalistische Unerbittlichkeit; die Spätwerke bemühen sich um scharfe Wiedergabe einer Atmosphäre, sei's Wiens („Der Uebergang"), sei's der mährischen Heimat („Die Hanna"). An diesen beiden Stätten, dem eigenen Lebensraum des Dichters, siedelt nahezu sein ganzes Werk; nur ein paar historische Novellen sind in anderen Gegenden, meist Italiens, lokalisiert, von den Gegenwartsgeschichten die einzige, wenig bedeutsame Erzählung „Woran starb Sionida". Ausschliesslich in Wien spielen: „Ein Poet", „Frühschein", „Das königliche Spiel", „Digitalis", „Schuss in der Nacht", „Die Troika", „Der Talisman", „Der Uebergang"; teils in Wien, teils in Mähren das Schauspiel „Ein Regentag" und die Romane „Höferecht" und „Am Wege sterben"; letzterer ist ja nicht sowohl ein Wiener Roman als der Roman vom mährischen Studenten in Wien. Nahezu alles, was David sonst geschrieben hat, ist in Mähren beheimatet.

Es ist gewiss verdienstlich, das Werk dieses Heimatdichters auf die bodenständigen Elemente hin zu untersuchen, auf seine Echtheit zu prüfen; aber ist das nicht ein Unternehmen, das bloss dem Kenner von Land und Leuten, dem Sohn dieser Erde glücken kann? Bücherweisheit genügt da nicht, denn was der Dichter will und wirkt, geht doch gerade im Eigentlichen, im Besten weit hinaus über das, was die statistische, geographische, volkskundliche Wissenschaft mit ihren gröberen Arbeitsmitteln überhaupt erfassen kann. Groeneweg, der Davids Darstellung an den gedruckten Landeskunden der Vor- und Nachkriegszeit misst, erinnert mit solchen Vergleichen bisweilen an jenen Reisenden, der, den Bädeker in der Hand, an die Sehenswürdigkeiten herantritt, nicht um sie genau zu besehen, sondern um befriedigt festzustellen, dass die Angabe in seinem Führer stimmt. Andernorts wieder will der Verf. das Gras wachsen hören, wenn er etwa in dem vom Dichter selbst ganz anders erklärten Titel der Novelle „Troika" Einfluss eines kleinrussischen Volksliedes (S. 13), in dem rumänischen Schachmeister von „Königliches Spiel" (den jeder Kenner Altösterreichs auf den ersten Blick als rumänischen Juden agnosziert) eine „willkürlich zum Rumänen gemachte" mährische Gestalt (S. 22), in dem Gemeindekind Eduard Böhm einen Judensprössling (S. 29), in der Russin von „Sionida" eine tschechische Frau entlarven zu können meint.

Mit derselben fleissigen, aber bedauerlich geistlosen Methode wie hier Stamm und Landschaft, werden im zweiten Kapitel die geschichtlichen, im dritten die gesellschaftlichen Elemente von Davids Gesamtwerk herausanalysiert. Dies geschieht ohne jede Perspektive: Wichtigstes und Nebensächlichstes erfährt die gleiche Behandlung, Stoff und Motiv, Gehalt und Idee, Weltanschauung und Stilgebung kollern kunterbunt durcheinander; das Werk des Dichters wird heillos atomisiert, nirgends in seiner Ganzheit aufgebaut und geschaut und dergestalt gar keine Möglichkeit geboten, es in seiner völligen Gestalt zu bewerten.

Vorzüge wie Schwächen der Arbeit treten am sichtbarsten im vierten Kapitel hervor; es bemüht sich um die wichtige Frage nach Davids Verhältnis zu literarischen Vorgängern und Zeitgenossen. Viel Fleiss und gute Schrifttumskenntnis weiss der Verf. einzusetzen, aber beides verpufft sinn- und ergebnislos ins Leere infolge gänzlicher Begriffsverwirrung in den Prinzipien. Groeneweg arbeitet immer noch mit jener albernen, in den Verfallsjahren unserer Wissenschaft grassierenden, heut aber doch längst aufgegebenen Vorstellung von Einflüssen, die den Dichter gleich einem unselbständigen Gelehrten nicht aus dem Ingenium und der eigenen Weltempfängnis, sondern „auf Grund der vorhandenen Literatur" schaffen lässt. Statt mit der so wertvollen komparativen Methode, durch Erweis von Uebereinstimmungen und Abweichungen, Davids besondere Figur von der ihm örtlich, zeitlich, stofflich, stilistisch, weltanschaulich nahestehender Dichter abzuheben, gerät der Verf. in eine Art Plagiatschnüffelei, die besonders erheiternd dort wirkt, wo mangels jeden greifbaren Bezugs die selbstverständlichsten, in der Sache oder Sprache selbst gelegenen, Gleichungen als beweisend angeführt sind. So wird z. B. S. 179 ein „Einfluss" von Goethes „Iphigenie" auf Davids „Tochter Fortunats" allen Ernstes mit diesen Worten festgestellt:

> „Iphigenie schildert (IV, 4), wie ihr, der Einsamen, nur langsam die Gedanken und Entschlüsse reifen. Mit fast wörtlicher Uebereinstimmung heisst es von Renata (146): „Denn sie war in der Einsamkeit langsam von Gedanken und Entschlüssen geworden." Iphigenie beschleicht (IV, 5) die Furcht, dass der Fluch ihres Geschlechtes ewig sein könne. Renata glaubt fest an eine vorherbestimmte Glücklosigkeit (148)."

Eine — bestimmt nicht vorhandene — Abhängigkeit von Storm wird (S. 188) also begründet:

> „Wenn es in Davids ‹Höferecht› von Fanny Bermann heisst: ‹Sie fühlte sich heimatlos, und manchmal beschlich sie ein Heimweh› (I, 129) — ähnlich drückt sich der Dichter wiederholt aus —, so fällt uns unwillkürlich die Heimatsehnsucht Stormscher Helden ein."

Wo aber wirklicher Einfluss vorliegt, ja vom Dichter selbst bezeugt ist, da möchte Groeneweg, originalitätssüchtig, ihn wegleugnen: Davids Abhängigkeit von C. F. Meyer, die doch mit Händen zu greifen, durch die Widmung eines Aufsatzes (VII, 262) bestätigt ist; von Anzengruber, dem David eine eigene Schrift gewidmet und dessen Technik er als Dramatiker und Romancier („Der Uebergang" ist undenkbar ohne das „Vierte Gebot") sich zu eigen gemacht hat, — wird als „Legende" abgelehnt.

Das meiste Kopfschütteln erregt aber Groenewegs Bemühen, Davids Werk mit ganz inkommensurablen Schriftdenkmälern zu vergleichen, wie mit denen des Hieronymus Lorm, des Adalbert Stifter. Was sollte David, der sichtbarer- und eingestandenermassen zur Philosophie zeitlebens gar kein Verhältnis besass, mit dem mährischen Denker, was seine tragisch zugespitzte, dramatisch bewegte, impressionistisch-pittoreske Erzählkunst, Satire im Sinne der Schillerschen Terminologie, mit Stifters plastisch-starrer, episch-geruhiger Idyllik zu tun haben?

Ich fürchte, zu solchen Albernheiten und Abwegen ist der Verf. nicht aus eigenem Ungeschick gekommen, sondern verführt durch eine Methode, die — das Buch ging aus dem Nymweger Seminar von Wilhelm Kosch hervor — letzten Endes auf Sauers Schule zurückführt. Denn wo Groeneweg selbständig forscht, macht er manchen guten Fund; so hat er wohl als erster eine gewisse Verwandtschaft Davids mit Raabe aufgezeigt und auf eine solche mit K. E. Franzos hingewiesen, der ja gleich David ein innerhalb slawischer Umgebung in deutscher Kultur aufgezogener Jude war; nur wird leider auch hier wieder innere Strukturähnlichkeit als äussere Beeinflussung missdeutet.

Wunderlicherweise hat sich der Verf. einen Vergleich entgehen lassen, der fruchtbarer gewesen wäre als die Mehrzahl der überflüssigerweise von ihm vorgebrachten: den mit Arthur Schnitzler. In Davids Erstlingswerk, dem 1890 als

Digitized by Google

Buch (und ein paar Jahre vorher als Zeitungsfeuilleton) erschienenen Roman „Das Höferecht" erzählt die Heldin Fanny dem verlassenen Jugendgeliebten Gustav Lohner von ihrem Leben an der Seite eines Hektikers, dessen verwöhnte Mätresse sie geworden ist (I, 204 f.): „Es sei ihr gar so entsetzlich, an Friedrich von Eck gebunden zu sein; diese lebendige Mahnung an den Tod, der Tag für Tag nachrechne, wieviel von jener Frist, die er noch zu leben habe, bereits verstrichen sei . . . Nur die Originalität seiner Werbung, die offene Erklärung, mit der er vor sie hintrat: er wisse, er habe höchstens noch fünf Jahre zu leben, ob sie ihm helfen wolle, diese geniessend hinzubringen, habe sie bestochen." Es ist das Problem von Schnitzlers berühmter Jugendnovelle „Sterben". Aber als David diese beim Erscheinen aus des Dichters Hand empfing, hatte er offenbar jene Stelle nicht mehr im Gedächtnis, sonst hätte er doch wohl mit einem Worte ihrer Erwähnung getan in dem kurzen Schreiben, das für die Gabe also dankte[1]:

[Wien] 23./12. [18]94.

Werther Herr Doctor!

Ich habe Sterben bis nun zwei mal gelesen, und werde wohl noch darauf zurückkommen. Es ist eine höchst tüchtige und eine wirklich merkwürdige Arbeit; in der Analyse von wirksamster Feinheit und Tiefe. Bewundernswerth ist die Kunst, mit welcher Sie den zeitlich so knappen und doch für die Vorgänge fast zu weit gesteckten Rahmen mit Leben zu füllen wissen. Es ist ein vollkommen zielbewusstes Schlendern; was Abschweifung erscheinen könnte, führt nur desto sicherer zum letzten Ende. Manchmal möcht' ich mir mehr Leidenschaftlichkeit verlangen; besonders am Schlusse könnte ein stärker Temperament durchbrechen. Aber: Sie haben in dieser Arbeit einen mächtigen Ruck vorwärts gethan und will ich Ihnen sagen, in wie ferne mir Arbeit das Höchste dünkt: im Sinne der Arbeit an sich selbst. Da nun sind Sie tüchtig und ehrlich am Werke und darum rücken Sie vor in schönen Erfolgen und zu einer ersten Stellung, auf die Sie heute schon Anspruch haben. Es grüsst und begrüsst Sie herzlichst

Ihr

David.

Mit Schnitzler berührt sich David auch sonst in manchem Motiv — so ist etwa der Selbstmord bei ihm nahezu so häufig wie bei jenem (ich zähle elf Novellen und ein erzählendes Gedicht) —, aber wie die beiden ihre Motive behandeln, das geht weit auseinander. Ein Beispiel: In Schnitzlers „Berta Garlan" so gut wie in Davids „Das Ungeborene" gibt der Gatte die nach stärkeren Sexualgenüssen süchtige geliebte Frau ohne Widerstand an den anderen hin: dort (Anna Rupius) ist ungesättigter Sinnendurst der Antrieb, hier (Ludmilla Gazda) das natürlichgesunde Verlangen nach Mutterschaft. Und nicht nur das unterschiedliche Naturell macht sich in der abweichenden Tönung und Gestaltung gleicher Motive geltend, auch der Gegensatz der örtlichen und sozialen Herkunft: Der Grossstädter und Patrizier Schnitzler gibt die Reize und Lockungen Wiener Genusslebens, den melancholischen Leichtsinn eines der Existenzsorgen und Arbeitsmühen überhobenen, darum aber auch sinnleeren Daseins wieder; der Dörfler, Kleinstädter, Proletarier David die Gefahren, Leiden, Schrecken, die unselige Giftwirkung der Metropole auf den in ihr Netz geratenen naiven Provinzler. Auch der Pessimismus, den beider Werk ausatmet, ist ungleicher Art und Herkunft: bei Schnitzler ein Pessimismus der Blasiertheit, der nach Erschöpfung aller Genüsse das Leben schal geworden ist; bei David ein Pessimismus der Lebensschwere, aus härtesten Kämpfen und schwersten Niederlagen geboren.

Womöglich noch bezeichnender ist die unterschiedliche Behandlung des Erotischen. Wird dieses bei Schnitzler fast immer schwül empfunden und dargestellt, mit Vorliebe in den Mittelpunkt gerückt und möglichst in langen Tönen ausgehalten, so übergeht David dergleichen absichtlich mit keuschem Stillschweigen. So wird in „Blut" z. B. (II 325, 327) kaum angedeutet, dass in der verhängnisvollen Sommernacht Franz Rüttemann die Gabi Wagner zum Weibe gemacht hat. Wiederholt werden ähnliche Situationen mehr verhüllt als dargestellt: I 166 („Höferecht"); II 14 („Petre quo vadis"); IV 101 („Das Wunder des heiligen Liborius"); V 153 f. („Die Mühle von Wramowitz"); V 285 und 350 f. („Der Uebergang"); VI 39 („Cyrill Walenta"). In „Am Wege sterben" ist die leibliche Vereinigung (IV 201 f.) nicht einmal angedeutet, sie will erraten sein, und nur aus einer nachträglichen Bemerkung (S. 203) erfährt der Leser, dass sich die weibliche Sonntagsbekanntschaft dem Studenten Siebenschein hingegeben hat. Besonders bezeichnend für die — während der Zeit gewiss sympathische — unsentimentale Sachlichkeit Davids in sexuellen Dingen ist eine Stelle der „Hanna" (VI 163). Dort erzählt Florian Petersilka von seiner Liebschaft mit Hanka Jeřab: „Dann hat sie sich mir gegeben. Ohne dass wir einmal davon gesprochen haben, wir hätten uns lieb oder wie das einmal mit uns werden will. Es war eben ihre Zeit gekommen und der Mann war da, zu dem sie gehört hat." Das verhält sich zu Schnitzlers überhitzten Verführungsszenen wie schlichte Wiesenblumen zur treibhausgezüchteten Orchidee.

Aber noch wichtiger und gewinnbringender als der Vergleich mit andern Autoren, sei die Frage danach auch richtig gestellt und beantwortet, wäre die Anwendung der komparativen Methode innerhalb des Davidschen Werkes selber gewesen: die Untersuchung, nicht welche Figuren und Motive er von anderwärts genommen haben könnte, sondern welche tatsächlich bei ihm selber wiederkehren. Die Zunftgenossen merken, dass ich damit eine Arbeitsweise empfehle, die ich bereits wiederholt mit Erfolg angewendet und in der Walzelfestschrift von 1924 auch methodologisch zu fundieren gesucht habe. Für die erlebnisbedingte Wiederholung und Beharrsamkeit typischer Motive bei jedem Dichter kann ich David als bewussten Kronzeugen anführen. In dem bedeutenden Essay „Vom Schaffen" (Jena 1906, S. 60) bekämpft er das Missverständnis, Wiederkehr von Motiven als Erlahmen der Dichtkraft zu deuten, und setzt hinzu: „Ein Motiv, lebendig erfasst und im Tiefsten ergriffen, kann durch ein ganzes Leben schreiten, zu immer erneuter Betrachtung und Gestaltung zwingen."

Mir steht hier nicht der Raum zur Verfügung, um einlässlich zu zeigen, in welchem Masse dies für David zutrifft. Ich deute nur kurz an, wie der schwere Lebenskampf des armen und durch Armut im Studium gehemmten Dichters sich ausprägt zu der bunten Reihe gefährdeter oder gestrandeter Studenten in den Romanen „Höferecht", „Blut", „Am Wege sterben"; nehmen sie dort den Vordergrund ein, so spricht etwa in der „Troika" der Erzähler ganz nebenher von einem Freunde, „dem es mit dem Studium schief ging. Er musste ein Mädel heiraten und so ist er kurzen Weges mit ihr ins Elend und zur Bühne gelaufen" (V 21). Das Gegenstück zu diesen verlorenen männlichen Existenzen bildet der Reigen mehr oder minder verkommender, in Schande, Freitod oder gar beidem endender Mädchen; auffallenderweise tragen die Heldinnen von „Blut" und „Stromabwärts", die beide draussen in der Welt, dahin es sie aus dem schützenden Heim lockt, kläglich Schiffbruch leiden, auch den gleichen Namen: Gabi. Durch nahezu alle bedeutenderen Dichtungen Davids wandert die scharf gesehene Gestalt der tüchtigen, aber auch selbstgerechten Hausfrau, die für Gatten oder Kinder durch ihre Kälte, Strenge, Härte verhängnisvoll wird: Marianne Lohner („Höferecht"), Salome Lohwag („Blut"), Katharina Grenzer („Die Schwachen"), Helene v. Bauer („Regentag"), Frau v. Mallovan („Am Wege sterben"), Poznianskys Gattin („Troika"), Katharina Mayer („Uebergang") und noch manche andere.

Von Handlungsmotiven hat das der feindlichen (oder doch ungleichen) Brüder den Dichter am beharrlichsten beschäftigt; immer wieder kommt er darauf zurück und wandelt es ab in allen erdenklichen Variationen: bald muss ein körperlich, geistig, seelisch begabterer jüngerer Spross dem Hasse des schlechter ausgestatteten älteren erliegen („Höferecht"), bald der aus Güte schwache Aeltere einem glänzenderen, aber charakterlosen Geschwister („Blut"), bald der von Natur wohlausgestattete Erstgeborene dem ob seiner Minderwertigkeit von der Mutter geschützten Nachkömmling („Die Schwachen"); noch in „Fortunats Tochter" treffen wir das ungleich geartete, widerstrebende Brüderpaar und, wie sonst auch, zwischen ihnen das von beiden begehrte Weib. Mord und ein als Strafe für die Bluttat erlittener oder auch freiwillig gewählter Sühnetod stehen gern am konsequenten Ausgang so schwerer Konflikte, sie erscheinen auch in den des Brudermotivs entbehrenden Erzählungen „Totenlied", „Am Wege sterben", „Uebergang", „Cyrill Walenta", „Růžena Capek". In „Blut" kommt der Schürzenjäger Franz Rüttemann beim Rettungsversuch der vor seiner Nachstellung ins Wasser geflüchteten Gabi um;

[1] Herr Dr. Arthur Schnitzler war so gütig, mir seine gesamte Korrespondenz mit David zur Einsicht und Benützung anzuvertrauen.

Digitized by Google

Cyrill Walenta, beim Versuch, ein kleines Mädchen aus brennender Scheune zu retten, sein Leben lassend, büsst so die Schuld des Ehebruchs mit des Mädchens Mutter. Ueberraschend die Aehnlichkeit der Schlusssituation und ihrer Verwortung; von Franz, der der Ertrinkenden nachgesprungen ist, heisst es (II 392): „Er richtete sich auf, wollte Auslug halten. Da traf ihn ein treibender Balken schwer ins Hinterhaupt; ihm sang es, die Welt war voller Lichter und Farbe, und er versank ohne Schrei"; von Cyrill, der in die Feuersbrunst vordringt: „Er hob, geblendet von all den Grellheiten, durch die er gestürmt, den Kopf, hielt die Hand vors Auge, tat einen Schritt vorwärts. In sein Verderben. Ein ungeheurer Balken stürzte, traf ihn mit voller Macht ... Ein unsicheres Vorwärtstaumeln ... Dann brach er in die Knie und stöhnte. Dann sank er hin."

Dergleichen „Dubletten" erscheinen in Davids Werk erstaunlich häufig. Abermals kann ich hier nicht mein ganzes Material vorlegen, nur ein paar Beispiele auswählen. Die Kinderfreundschaft zwischen Gabi Wagner und Eduard Böhm („Blut") hat ihr Seitenstück in der noch zarteren von Resi Beil und Peter Wondra („Am Wege sterben"); den Mönch Berchtold zieht es aus dem armselig-müssigen Klosterleben so gut zum tätigen Bauernleben („Der Letzte") wie das fahrende Mädchen Christinka aus dem Lungerdasein zu werktätiger Arbeit („Der Bettelvogt"); Siebenschein („Am Wege sterben") wie Neunteufel („Talisman") kommen trotz Begabung und Fleiss erst als bemooste Häupter zum examensmässigen Abschluss ihrer akademischen Studien. Auffallend ist die Uebereinstimmung der angefaulten Familien im „Regentag" und im „Uebergang": die schöne, aber auch nur ihre Schönheit kultivierende Komtesse Kitty dort entspricht völlig der Katharina Mayer hier, die studierende Lizzi ihrer Berufsgenossin Linnerl Mayer; die Aehnlichkeit der Namen ist gewiss kein Zufall, und wie im Schauspiel der Stammsitz Glocksdorf in fremde Hände gerät, so wechselt im Roman die Anton-Mayer-Strasse den Namen; ja, das Uebergangsproblem ist schon deutlich genug angeschlagen in Stöbers Worten (III 213): „Wir sind im Niedergang seit langen Jahren ... Andere Leute werden dort reich, wo wir zugrunde gegangen sind". Situationen von „Sonnenaufgang" kehren fast unverändert im „Cyrill Walenta", im „Ungeborenen" wieder (vgl. besonders III 107, 110 ff. mit VI 10, 287). Das Erröten eines anständigen Weibes vor frechem Männerblick bezeichnet in zwei sonst unvergleichbaren Geschichten den eigentlichen Wendepunkt (VI 11, 33 und VI 85 f.).

Auf ein wichtiges, für die ästhetische Bewertung doch wohl ausschlaggebendes Moment des Davidschen Werkes kommt Groeneweg mit keinem Wort zu sprechen: auf Sprache und Stil des Dichters. Sie bestätigen unsere geistesgeschichtliche Einreihung Davids: Nirgends bemüht der sich um naturgetreue Wiedergabe der Alltagsrede, der Mundart, der Salopperien des sorglosen Gesprächs — seine Sätze sind immer gepflegt, ohne doch völlig auf mimisches Gepräge (sieh das oben über Slawismen Bemerkte) zu verzichten. Damit gemahnt er an Saar, dem er aber überlegen ist durch ein weitaus reicheres, mit mundartlichen und archaischen Ausdrücken gespeistes, vor allem durch genaueste Kenntnis von Baum, Strauch und Blume ausgezeichnetes Vokabular; Saars, noch mehr Schnitzlers konventionelle Salonsprache erscheint daneben dünn und blass. Der Vorliebe für kurze, einfache Sätze fröhnt David freilich bis zur Manier; wo er, selten genug, ein Gefüge setzt, dann besteht es gewiss nur aus Hauptsatz und einem einzigen (meist relativischen) Nebensatz. Nur in den reflexionsreicheren Essays „Vom Schaffen" kommt er mit so einfachen Konstruktionen nicht aus, wagt kompliziertere Perioden; mit wenig Glück, sie geraten schwerfällig, unsicher, unklar. Ueberhaupt war den subtilen Gedanken, die er in diesen Abhandlungen erörtern wollte, weder sein unphilosophischer Kopf noch seine schlichte Feder gewachsen; wofür ihm kein jähtreffendes Wort zur Verfügung steht, das sucht er durch gehäufte Bilder zu bemeistern und wird dadurch erst recht unscharf, verschwommen; man versteht seinen Stossseufzer (S. 162): „mich verlangt's heim aus der Spekulation und ihrem Reich, da ich mich ungern finde und nicht recht eingewöhnen kann". Hingegen vertragen die im siebenten Band der S. W. gesammelten Zeitungsartikel durchaus den Vergleich mit der Kunst der L. Speidel und H. Wittmann, sie repräsentieren mit jenes seither versunkene klassische Wiener Feuilleton, das sich durch edle Sprachzucht, umfassende und gründliche Bildung, ehrliches verantwortungsbewusstes Urteil ausgezeichnet hat.

Groeneweg ist es trotz gutem Willen und eifrigem Bemühen nicht gelungen, von Wesen und Wert der Davidschen Kunst eine rechte, geschweige denn die richtige Vorstellung zu vermitteln; mit zutäppischer Hand streift er den zarten Schmelz von den Schmetterlingsflügeln, der doch nur unverletzt seine Schönheit bewahrt. Dennoch bleibt seine Arbeit nicht gänzlich unergiebig; neben mancher wertvollen Nachweisung und Bemerkung innerhalb des Textes sind da besonders die bibliographischen Anhänge verdienstlich, vorzüglich der Versuch, Davids in periodischen Druckschriften zerstreute Parerga zu sammeln. Das Verzeichnis der Literatur über David sei ergänzt durch Hinweis auf Alfred Kerr, Gesammelte Schriften IV, S. 85 ff., Paul Wertheimer, Kritische Miniaturen (Wien 1922) und den von R. Latzke verfassten (allerdings erst nach Erscheinen von Groenewegs Schrift erschienenen) Artikel in Nagl-Zeidler-Castles Deutschösterreichischer Literaturgeschichte III, S. 1092—1112.

Z. Z. Nyon am Genfer See. Jos. Körner.

Drougge, Gunnar, Schwedisches Lesebuch. Mit Wörterverzeichnissen und Grammatik. Braunschweig 1929, Westermann. 92 S. geb. 3.20 M.

Schwedische Uebungen litten bisher darunter, dass es kaum möglich war, den Hörern ausreichende, zugleich für das Land und seine geistige Eigenart kennzeichnende Texte in die Hand zu geben, ohne ihnen daneben mit Grammatik und Wörterbuch grössere Ausgaben zuzumuten. Das *Svensk Läsebok utg. av Enni och Vilh. Lundström* (*Göteborg* 1923), an sich am besten geeignet, enthält nur Texte, und es war stets schwer, Stücke auszuheben, die dem Anfänger ein rasches Fortschreiten gestattet hätten, wie es für die gute Lernstimmung wesentlich ist. Namentlich sind die in jedem anderen Sinn glänzenden Stücke aus Strindberg für den deutschen Anfänger zu reich an entlegenen Vokabeln. Der schwedische Lektor an der Universität Greifswald hat diesen Nöten ein Ende bereitet. Künftig wird man für das erste Semester mit den 45 Seiten Text und 25 Seiten Wörterbuch, die er bietet, gut auskommen; dabei findet man anspruchslose Grundlagen auch für die erste Anleitung in schwedischer Phonetik und Formenlehre. Im zweiten Semester werden dann auch die anspruchsvolleren Texte von Lundströms *Läsebok* bewältigt werden können. Beidemal versäume man nicht, eine Karte von Schweden in den Hörsaal zu hängen, denn die ist in der Not der Zeit keinem der beiden Bücher beigegeben und doch für die Mehrzahl der Stücke unerlässlich. Diese selbst sind von Drougge mit kundiger Sorgfalt ausgewählt. Sie führen, wie in die Sprache, so auch in die Kultur des Landes ein und bahnen ein tieferes Verständnis für Sonderart und Wert des schwedischen Volkes an.

Giessen. Alfred Götze.

Elof Hellquist, Det svenska ordförrådets ålder och ursprung. En översikt. II. Lund 1930, Gleerup. S. 476—982. 7.50 schwed. Kronen.

Dem im Jahre 1929 erschienenen ersten Band hat dieser zweite dank der wirksamen Hilfe der Schwedischen Akademie schnell folgen können. Der Uebersicht über Alter und Ursprung des heimischen Wortschatzes fügt Hellquist hier die über den Lehnwortschatz des Schwedischen hinzu. Mit einem in Aussicht gestellten Verzeichnis der in dem Buch behandelten alt- und neuschwedischen Wörter wird das grundlegende Werk bald abgeschlossen vorliegen. Dem oben Bd. 51 Sp. 177 der Arbeit gespendeten Lob ist hinzuzufügen, dass diesem zweiten Band der Dank der deutschen Forscher fast noch unmittelbarer gebührt, da das hoch- und niederdeutsche Lehnwort im Schwedischen seit langen Jahrhunderten

Digitized by Google

die führende Rolle spielt und demgemäss im vorliegenden Bande den breitesten Raum einnimmt: 230 der 500 Seiten sind ihm gewidmet.

Giessen. Alfred Götze.

Grundriss einer Geschichte der baltischen Dichtung. Herausgegeben von Arthur Behrsing unter Mitarbeit von André Favre, Otto Greiffenhagen und Arthur Knüppfer. In Kommission bei L. Fernau. Leipzig 1928. IV + 132 Seiten.

Die vorliegende Arbeit bildet den 6. Band der von Hugo Grothe im Auftrag des Instituts für Auslandkunde, Grenz- und Auslandsdeutschtum zu Leipzig veröffentlichten Quellen und Studien zur Kunde des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Der Versuch einer zusammenfassenden Darstellung des deutschbaltischen Schrifttums verdiente wärmste Unterstützung; man kann Grothe Dank sagen, ihn gefördert zu haben. Ist es doch merkwürdig, dass sich seit Jegór von Sivers' Tagen, dessen „Deutsche Dichter in Russland" als Grundlegung einer deutschbaltischen Literaturgeschichte im Jahre 1855 erschienen, trotz den seither zahlreich veröffentlichten Anthologien und Einzelarbeiten niemand gefunden hat, der das reiche Schrifttum der „edelsten Auslandsdeutschen" einer zusammenfassenden Musterung und Darstellung unterzogen hätte. Man wird dem Herausgeber beipflichten, wenn er einleitend erklärt: „Eine baltische Literaturgeschichte gab es bis heute nicht"; aber gleich die nächste Behauptung fordert zum Widerspruch heraus: dass der Umfang eines 700 Jahre umfassenden Stoffes die Teilung der Arbeit erforderlich gemacht habe. Bei solchen Grundsätzen hätte anno 1827 weder August Koberstein an einen Grundriss der deutschen Nationalliteratur, noch in unseren Tagen Josef Nadler an einen Umbau der gesamtdeutschen Literaturgeschichte denken können! In der vorgenommenen Teilung liegt die Schwäche des baltischen Grundrisses („Grundriss" nicht in Goedekeschem Sinne, sondern nach baltischem Sprachgebrauch = Abriss). Denn so spannend geschrieben und an sich wertvoll die Beiträge der einzelnen Mitarbeiter sind, so stimmen sie in keiner Weise zu einem geschlossenen Ganzen zusammen. Sie sind nach methodisch verschiedenen Gesichtspunkten abgefasst, ohne dass der Herausgeber, wie es scheint, den Versuch gemacht hätte, die in ihrer Grundhaltung wie in den Einzeläusserungen auseinanderklaffenden Arbeiten in Einklang zu bringen. Der letzte Abschnitt verstärkt durch unorganische Einfügung von Selbstbiographien einzelner hervorragender baltischer Schriftsteller der Gegenwart den Eindruck der Zerfahrenheit. Die absichtlich unphilologische Haltung des Buches, die auf anspruchslose Leser Rücksicht nimmt, ist nicht geeignet, den Anschein journalistischer Uebereiltheit zu zerstreuen.

Man legt das Buch mit einem Gefühl aufrichtigen Bedauerns aus der Hand. Ein so dankbarer Stoff, so zahlreiche Vorarbeiten, vier im besten Sinne des Wortes geistvolle Bearbeiter — und in summa doch ein Fehlschlag.

Jassy (Rumänien). Karl Kurt Klein.

Ernst Alfred Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen. Kölner Anglistische Arbeiten, herausgegeben von Herbert Schöffler. IV. Band. Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz. 1929.

In der bereits über zwölf Bände zählenden, ausgezeichnet geleiteten Sammlung von Kölner Arbeiten ist erfreulicherweise auch dieser Versuch erschienen, die Gesamtheit der heidnischen festländischen Ueberlieferungen und ihr Fortleben auf der Insel zu erfassen. Es ist erfreulich, dass gerade in den Reihen der jüngeren Anglisten Studien zu ihrem Recht kommen, die von dem Beginn unserer Wissenschaft an sinnvoll ihr Rückgrat bilden halfen, ebenso wie ihre Gegenstände die Grundlage abgaben für Gestalt und Wesen wichtiger Bereiche englischen Volkstums. Der Verfasser stellt sich selbst in der Einleitung in verschieden bewertender Stellungnahme neben und gegen die früheren Arbeiten von Kemble, Bouterwek, A. Fischer und Richard Jente. Und es besteht kein Zweifel, dass der von diesen Arbeiten freigelassene Platz durch Philippson mit Berücksichtigung der neueren Spezialforschungen, des Folklore der neueren Zeit und des mythologischen Inhalts der Ortsnamen ausgefüllt wurde. Wenn auch an mehreren Einzelpunkten vom Verfasser abweichende Ueberlegungen und Schlussfolgerungen laut werden müssen, wenn auch die Arbeit in einer begrenzten noch näher zu bezeichnenden methodischen Hinsicht nicht befriedigt, so ist doch voll anzuerkennen, dass hier für den mythologisch und folkloristisch interessierten Anglisten (auch für den deutschkundlerischen Schulmann), der sich mit den deutsch-englischen Gemeinsamkeiten des Götterglaubens befasst, geradezu ein Handbuch geschaffen ist. Denn das Werk erfasst das Material der literarischen, namenskundlichen und folkloristischen heidnischen Ueberlieferung in einer nüchtern sichtenden und mit seinem grossen Wissen im wesentlichen vollständigen Art mit einer Fülle bibliographischer Hinweise.

Bei dem Unheil, das auf dem schwankenden Boden mythologischer Forschung die Phantasie anrichten kann, ist es unter die défauts des qualités des Verfassers zu rechnen, wenn er im Sinne einer positivistischen Kritik gelegentlich auch jene geistesgeschichtlichen Konstruktionen ablehnt, die auf einsichtigen Zusammenhängen beruhen. Die geistesgeschichtlichen, die spezifisch genetischen Fragen werden überhaupt meistens nur in einzelnen Bemerkungen laut. Vieles wird in dieser Beziehung nicht erwähnt. Die allgemeine Bestandsaufnahme ist das Hauptziel der Arbeit. Das Eingehen auf Einzelprobleme ist sicherlich absichtlich vermieden. Doch stutzt man hier und dort, wie die folgenden Anmerkungen ergeben, bei solchen Stellen, wo eine Ansicht ohne jegliche Begründung abgelehnt wird. Es wird gelegentlich gegenüber Brandl (S. 100, Anm. 41) nur betont, dass dieser Gelehrte mit einer Ansicht „völlig allein" stünde. Mir scheint bei der häufigen Verbreitung von Irrtümern der Hinweis auf Isolation als negatives Argument ebensowenig ausreichend wie gegenüber den Löwenthalschen Interpretationen (S. 132) die Bemerkung, dass sie allein deshalb nicht zu beachten seien, da es sich um „petitiones principii" handle. —

Zu S. 12: „Wodan stammt von der keltischen Grenze, vom Rhein" — ist reichlich apodiktisch. Schon Heusler (Kultur der Gegenwart) wies darauf hin, dass Wodan gerade mit den Kulturerneuerungen, die zu den Rheingermanen vordrangen, mit Weinbau und Hausbau, mit Münzwesen und Kunstgewerbe wenig zu schaffen hat. Ich setzte Wodan in die gesamte Berührungsfläche germanischer Gesittung mit südlicheren Einflüssen. (Vgl. Herodot (V, 7.)

Zu S. 12: So richtig es ist, Wodan im Norden als Gott der Könige und der Jarle zu bezeichnen, es wäre verkehrt, bei dieser soziologischen Tendenz die Möglichkeit eines bäuerlichen Appells an ihn ausgeschlossen zu

Digitized by Google

sehen. — Zu S. 13 usw.: Die Ansichten des Verf. über den Ursprung der Vanenreligion sind nicht immer ganz klar. (Vgl. auch S. 113, 129.) Zugegeben, dass, ausser einer Möglichkeit selbständiger, urgermanischer Bauernreligion, die vom Verfasser scheinbar auch anerkannt wird, frühe und spätere asiatische Vegetationsriten einwirkten, so ist nicht ohne weitere Begründung einzusehen, warum der Nerthusgottesdienst „für die germanische Welt zu Tacitus' Zeit eine verfrühte Erscheinung ist, erklärlich allein (!) durch fremde Einflüsse vom Osten". Ich glaube in meinem Buch „England und die Gesittungsgrundlage der europäischen Frühgeschichte" gezeigt zu haben, dass es religionspsychologisch schwierig ist, ohne starke Umweltfaktoren, wie Wanderung, Eroberung usw. — Faktoren, die in jener alten Germanenheimat nicht vorhanden waren —, eine Uebernahme zentraler Kulte aus der Fremde anzunehmen. Die ganze Frage wird erst dann besser zu beantworten sein, wenn das Verhältnis eines autochthonen Ackerbaues im Ostseegebiet zu dem der alpinen Einwanderer weiter geklärt ist. — Z. S. 32: Ohthere „lokalisiert" in der Orosiusübersetzung nicht die Angeln auf den später dänischen Inseln, sondern schreibt diese ihnen für die Vergangenheit zu. Für seine Gegenwart ordnet er immerhin neben Wenden und Sachsen und Dänen in der Nähe von Hedeby den Angeln einen selbständigen Bezirk zu! Die Frage nach der Stichhaltigkeit von Baedas Angabe, das ganze Volk sei ausgewandert, lässt sich auch sonst nicht durch den Hinweis auf Brown allein erledigen.

Zu S. 34: Gegenüber der Ansicht des Verf., dass die Sachsen am Rhein im Gegensatz zu den direkt siedelnden Angeln die gallische und fränkische Beerdigung kennenlernten und übernahmen, verweise ich auf seine eigene Feststellung (S. 57), dass bei den nördlichen Germanen die Bestattungsformen gemäss den Jenseitsvorstellungen spontan wechselten.

Zu S. 37: Bei einem zusammenfassenden Buch wie dem seinen hätte der Verf. bezüglich der Lokalisierung des Beowulf jedenfalls neben die Theorie von Liebermann die von Schücking stellen können. Zu S. 62: In den Ausführungen über neorxna-wang und Hel berücksichtigt der Verf. nicht die Möglichkeit, dass ein chtonisches Totenreich ursprünglich und noch in der angelsächsischen Tradition „paradiesisch" sein konnte. Auch das urgermanische Totenreich der Hel verdüstert sich erst, als Walhall durch die heroische Entwicklung strahlender wurde. (Vgl. Rudolf Meissner, „Die Nordgermanen und das Christentum", Bonner Akad. Reden, Heft 1.) Zu S. 65: Die auch sonst vom Verf. gepflegte Gegnerschaft gegen Nachklangstheorien scheint mir unnötig die Möglichkeit einer Gleichsetzung des Schweins, auf dem der Teufel reitet, mit dem alten Fruchtbarkeitseber auszuschliessen. Gerade in den mittelalterlichen Teufelsvorstellungen haben wir fraglos Traditionen der alten Fruchtbarkeitsriten. — Zu S. 66: grima „Maske", „Helm" ist jetzt in Verbindung mit den Meulischen Arbeiten zu behandeln. Zu S. 77: Bei der Ableitung der englischen Wichtelmänner pixies oder piskies von dem Völkernamen Pikten scheint mir nicht gegen eine solche zu sprechen, dass der Name uns in lateinischer Form überliefert ist, da diese auf ein britisches oder piktisches Wort zurückgehen konnte. — Zu S. 83: Auch bei Grendel, dem Wassertroll, haben heute hauptsächlich die Arbeiten von Dr. Meuli Bedeutung. Auch dort, wo grindel, gryndel, grendel, sekundär Sperrbalken, Riegel, Schlagbaum bedeutet, kann die Ursprungsbedeutung Totendämon in der Form eines apotropäischen Symbols massgebend gewesen sein, das man eben an diesen Umzäunungen gegen die von aussen kommenden Geister anbrachte. — Zu S. 85, Anm. 52: Es wäre interessant zu erfahren, warum sich der Verf. der Ansicht G. L. Gommes nicht anschliessen kann, dass mit den Moorgeistern, weil sie nach der Vita Guthlaci untereinander britisch sprechen, ursprünglich die britannische von den Einwandern zu den Dämonen gerechnete Bevölkerung gemeint gewesen sei. — Zu S. 97: Die Garbe, auf der nach Wilhelm Malmesbury Sceaf schlief, ist meines Erachtens von den Broten, die man mit einem Wachslicht ins Wasser bringt, um die Leichen Ertrunkener aufzufinden, volkskundlich psychologisch nicht sehr weit entfernt. Zu S. 98: Auch abgesehen davon, dass die Frage der psychologischen Realität des Beowulfstoffes, die ich bereits in den Englischen Studien 1927/28 erörterte, nicht einmal erwähnt wird, erscheint die Formulierung: „Das Beowulfepos erwies sich als die Geschichte (?) eines heroisierten Märchens" wenig glücklich. Ich möchte hinzufügen, dass Verf. (S. 88) den Sagennachklang im „Salomon und Saturn" erwähnt, von dem wandernden Wolf, der über die See geht, berühmt bei den Stämmen, und 25 Drachen besiegt. Da die Bezeichnung Wolf auf einen Landesverwiesenen hinweist, haben wir hier ganz klar den Typus des heroischen Exorcisten vor uns, wie ich ihn an Beowulf, Winkelried usw. herausstellte. Ich möchte in diesem Zusammenhang auch die von Lawrence („Beowulf and Epic Tradition", Harvard 1928, S. 188) erwähnte Samsonsage hervorheben, in der deutlich der Glaube an die Wohnung der Totendämonen in Höhlen am Wasser zu einem halluzinatorischen Erlebnis im Schwächezustand führt. — Zu S. 106 ff.: So ausgezeichnet ich die Ausführungen des Verf. über die Bedeutung des Ballspiels im Sonnenkult finde, der Satz „Das Fussballspiel hat einen rituellen Ursprung" scheint mir zu absolut und dahin abzuändern, dass vom Verf. nur erwiesen ist, dass das Fussballspiel eine rituelle Funktion haben kann. — Zu S. 155: Warum Verf. in den Schwertfechtertänzen im Gegensatz zu Naumann, der darin Abwehrriten sah, Opferzeremonien annimmt, ist nicht ersichtlich. Gerade der Tanz als extatischer Gestus deutet auf eine Gegenbewegung gegen Obsessionen dämonischer Art. — Zu S. 176: Es ist doch wohl nicht so, dass der Brauch, Firstbalken die Form von Pferdeköpfen zu geben, die Quelle für die Benennungen Hengist und Horsa ist, sondern, dass Brauch und Benennung auf grundliegende, kultische oder mythische Vorstellungen zurückgehen. — Zu S. 181: Beim King's evil ist vor allem jetzt Bloch, Les rois thaumaturges, Paris 1926, zu benutzen. — Zu S. 183: Verf. spricht sich mit Recht gegen eine starke standesmässige Ausbildung des Priestertums bei den Angeln und Sachsen aus. Damit wird ihre Monopolstellung gegenüber weiblichen Zauberinnen relativ unerheblich. Sie stellen keine Macht dar, die den privaten Zauber energisch in jene bedrohte Stellung drängte, die der von mir entwickelten Ansicht gemäss das Besondere des Hexenwesens ausmacht. Insofern kann ich mich auch nicht der Ansicht des Verf. anschliessen (S. 208), dass den Hexen besondere zauberische Fähigkeiten vorbehalten waren. Einfacher Schadenzauber an sich ist noch keine Hexerei.

Abschliessend möchte ich gerade bei der in meinen Anmerkungen geltend gemachten Problematik noch einmal

Digitized by Google

die Energie und die Unerschrockenheit des Verf. rühmen, mit der er den schwierigen Stoff im Sinne einer positiven Bestandsaufnahme in Angriff genommen hat. Auch gerade der an der geistesgeschichtlichen Struktur der Einzelprobleme besonders interessierte Forscher wird Philippson zu Dank verpflichtet sein.

Bonn. Gustav Hübener.

Die Liebesbriefe von Thomas Carlyle und Jane Welsh. In zwei Bänden herausgegeben von Alexander Carlyle M. A. Übertragen und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Phil. Lucy Hoesch Ernst. Band I (mit 8 Bildern, darunter einem farbigen). XL und 307 S., Band II (mit 9 Bildern, darunter einem farbigen), 386 S. 8°. Zürich und Leipzig o. J. Orell Füßli Verlag. (Copyright 1929.) Geh. M. 19.20; geb. M. 24.

Es ist ein eigentümlicher Zufall, dass gerade zur gleichen Zeit, da der amerikanische Gelehrte W. H. Dunn sich mit der Froude-Carlyle-Kontroverse wissenschaftlich beschäftigt[1], eines der Hauptdokumente in dem Streite, die Liebesbriefe Carlyles und Jane Welshs, seiner späteren Gattin, in einer prächtigen deutschen Ausgabe erscheint, zu der man Verlag und Uebersetzerin von Herzen gratulieren kann. Möge den beiden umfangreichen, aufs geschmackvollste ausgestatteten Bänden auch der buchhändlerische Erfolg beschieden sein, den die Sorgfalt ihrer Vorbereitung und Herausgabe verdient.

Die vorliegende deutsche Ausgabe der *Love Letters of Thomas Carlyle and Jane Welsh*, die der Neffe Alexander Carlyle 1909 veröffentlichte, hat nicht nur das Verdienst, ein breiteres deutsches Lesepublikum mit der menschlich so ungemein fesselnden Herzensgeschichte eines grossen Engländers bekanntzumachen und das Innere einer edlen, leidenschaftlichen und impulsiven Frauennatur aufs neue zu erschliessen; darüber hinaus hat die Uebersetzerin es verstanden, in einer knappen, ausgezeichnet orientierenden Einleitung sowie in fortlaufenden kritischen Anmerkungen die biographische Bedeutung des Verhältnisses der beiden Liebenden in einem auch für die Wissenschaft gewinnbringenden Weise zu erörtern. Denn das Bedeutsame an ihrer Herausgebertätigkeit sehe ich in dem Umstande, dass sie, obwohl sie ein von Alexander Carlyle in ganz bestimmtem Sinne kommentiertes Werk bearbeitete, bei ihrer rein interpretierenden, keineswegs polemischen Absicht durch die einfach gegebenen Tatsachen zu einer Darstellung der Dinge gedrängt wurde, die sich in wesentlichen Punkten mit der Auffassung Dunns deckt und somit gelegentlich eine unbeabsichtigte Apologie Froudes darstellt. So fasst sie das Verhältnis von Jane Welsh und Edward Irving in der psychologisch meines Erachtens allein richtigen Weise als das einer tiefen, echten Liebe auf und distanziert sich ausdrücklich von A. Caryles in diesem Punkte „etwas naiven Psychologie" (II, 373). Auch das zarte Verhältnis, das einst Carlyle und Margaret Gordon verband, ist wohl von der Herausgeberin richtiger gesehen als von A. Carlvle (II 350). Und ihre Darstellung der Lady Ashburton-Episode, die mit Janes tiefster seelischen und körperlichen Depression zeitlich zusammenfällt, trägt den wahrscheinlichen psychologischen Zusammenhängen durchaus Rechnung (I, S. XXVIIIf.).

In einem Punkt aber stellt sich die Herausgeberin nachdrücklich auf den Standpunkt Alexander Carlyles, gegen Froude. Es ist dies die Frage nach Carlyles physiologischer Tauglichkeit zur Ehe, an der zu zweifeln mindestens für die ersten Ehejahre kein hinreichender Grund besteht (vgl. auch das erwähnte Referat über das Buch von W. H. Dunn, der auch in dieser Frage Froude folgt).

Zum Schlusse darf hier noch die Frage nach Froudes Berechtigung zur Benutzung der Liebesbriefe in seiner Biographie nicht unerörtert bleiben, da ja Alexander Carlyle aus diesem „Akt der Entweihung", aus diesem „Treubruch gegen Carlyles Gebot" (Vorwort, hier I, S. IX), seinerseits die Befugnis ableitete, die ganze Korrespondenz, gewissermaßen in Notwehr, zu veröffentlichen. Hier haben die Forschungen Dunns, wenn nicht vollkommenes Licht, so doch genügend Aufklärung gebracht, um Froudes Handlungsweise nicht nur zu entschuldigen, sondern als durchaus loyal erscheinen zu lassen. In seinem Buche *Froude and Carlyle* (Kap. 20) stellt Dunn den Sachverhalt etwa so dar: Das Dokument, das die vielberufene Aufforderung enthält, die Liebesbriefe zu verbrennen („*Burn them if ever found*"), stammt etwa aus den Jahren 1866—1868 und wurde niedergeschrieben zu einer Zeit, wo die Korrespondenz unauffindbar war. Als die Briefe sich 1869 aber wohlbehalten wiederfanden, da wurden sie nicht nur nicht verbrannt, sondern von Carlyles eigener Hand kommentiert. Nach Aussage von Froudes Tochter wurden sie später ihrem Vater von Carlyle selbst ebenso zur Verfügung gestellt und zur beliebigen Verwendung überlassen wie die übrigen Manuskripte. In der Tat — wie hätte Carlyle seinem Biographen zuverlässige Arbeit zumuten können, wenn er ihm diese wichtigsten aller Dokumente der Frühzeit vorenthalten hätte! Nur auf der Rückseite des „Bekenntnisbriefes" Janes (vom 24. Juli 1825) fand sich der Vermerk *'Don't copy'*, und Froude teilte demgemäss den Brief nur im Auszug und in Paraphrase mit. Der grundsätzliche Unterschied, den Carlyles Erben zwischen den Liebesbriefen und den anderen Dokumenten machen wollten, und die daraus abgeleiteten Vorwürfe an Froudes Adresse sind somit hinfällig.

Der schöne reiche Bilderschmuck der deutschen Ausgabe entspricht wohl den Abbildungen des englischen Originals. Die Uebersetzung ist, nach vielen Stichproben zu urteilen, zuverlässig und geschmackvoll, und die Uebertragung der elf kleinen Gedichte von Jane und Thomas Carlyle im allgemeinen wohl gelungen.

Giessen. W. Fischer.

[1] Vgl. Waldo H. Dunn, *Froude and Carlyle: a study of the Froude-Carlyle Controversy*, London 1930 und meine ausführliche Besprechung im *Beiblatt zur Anglia* 1930 (Dezember).

Philologisch-Philosophische Studien. Festschrift für Eduard Wechssler zum 19. Oktober 1929. Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie, herausg. von **Ernst Gamillscheg.** Bd. I. Wechssler-Festschrift. Jena u. Leipzig 1929, Gronau. 401 S.

In einem vornehm ausgestatteten Bande, dem ein sprechendes Bild des Gefeierten beigegeben ist, bringen frühere Schüler, Fachgenossen, Freunde, nahezu vierzig an Zahl, einem Meister ihres Arbeitsgebietes die Huldigung zu seinem 60. Geburtstage dar.

Ein sehr sorgfältiges Verzeichnis aller Schriften Wechsslers, das Bruno Rech zusammengebracht hat, breitet das Lebenswerk des Forschers vor unseren Augen aus. Sprachliche Arbeiten, gleich aber in bestimmter Orientierung: „Gibt es Lautgesetze?" Ueberwiegend aber Literatur, Quellenforschung; Entwicklungsgeschichte, Kulturkunde: ebenso eine bestimmte Richtung, im Schrifttum die Geistigkeit des Schaffenden, das Wesen eines Volkes, der Völker in ihrer Auseinandersetzung miteinander zu erfassen. Und hierunter das bedeutendste Werk, „Esprit und Geist, Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des

Digitized by Google

Franzosen" (1927), ein Buch, neben vielen wertvollen kleinen Abhandlungen dazu bestimmt, die Völker zu gegenseitigem Verständnis zu führen, von denen in nächster Zukunft das Geschick Europas abhängen wird. Endlich die Wendung zu reiner Philosophie, zunächst wohl, um die eigene Arbeit zu unterbauen, dann allgemein Begriffe zu klären, wie es neben älteren ein letzter, von Rech noch nicht erwähnter Aufsatz, „Kultur und Denkform" (Neuphilologische Monatsschrift, hrsg. v. Hübner, Januar 1930) unternimmt.

Ein gleiches Streben, in allen angegebenen Richtungen, oft unter ausdrücklicher Beziehung auf die von W. gegebenen Anregungen, tritt uns in den hier vereinigten Studien entgegen, die der Herausgeber, jedesmal dem Stoffe und der Haupttendenz Rechnung tragend, in drei Abschnitte geordnet hat: „Aus dem Gebiete der Literatur- und Kulturgeschichte (bis S. 216) — der Philosophie (bis S. 243) — der Sprachwissenschaft." Diese drei Teile, das begreift man, überschneiden sich mannigfach. Aufsätze z. B. zur Wort-, meist Wort- und Sachkunde, geben lebensvolle Kulturbilder (Giese, Griera); auch sie spiegeln eine allgemeine Geisteshaltung (Glaser) oder die einer bestimmten Zeit (Brunot, Kuttner); oder es zeigt sich, bei umgekehrtem Ausgangspunkt, wie seelische und geistige Verfassung zu dem entsprechenden dichterischen Ausdruck kommen (Neubert).

Selten ist wohl ein wissenschaftliches Unternehmen mit einer so umfassenden Gesamtkundgebung, Studien auf wohl allen Teilgebieten, zu allen Problemen und mit allen Tendenzen der Forschung, ins Leben getreten, wie mit diesem ihrem ersten Bande die „Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie" unter Leitung von Ernst Gamillscheg. Ein verheissungsvoller Beginn. Ein Sammelband, ein Werk der Sammlung. Es stellt, im ganzen betrachtet, wie die Arbeit dessen, dem es gewidmet ist, eine Synthese zwischen positivistischer und idealistischer Sprachwissenschaft dar, Richtungen, so will es scheinen (s. Lerch), die sich nicht, oder nicht mehr, so sehr in der Zielsetzung und der Methode unterscheiden, als in dem Tempo, der mehr oder weniger grossen Behutsamkeit, mit der aus gesicherten Kenntnissen letzte Erkenntnisse erschlossen werden.

Dem ganzen Reichtum des Buches kann der einzelne zunächst nur durch einen kurzen sachlichen Bericht gerecht werden. Viele der Studien werden gewiss zu ausführlicheren Auseinandersetzungen anregen, wie sie z. B. Spitzer bereits mit Bezug auf Kuttners „Argot" begonnen hat. Die hier versuchte erste Orientierung ist begrenzt durch den Raum wie durch die Aufnahmefähigkeit des Referenten, so dass das längere oder kürzere Verweilen bei den einzelnen Aufsätzen in keiner Weise einen Unterschied in der Wertung bedeutet.

Da es sich, an vielen Stellen ausgesprochen, darum handelt, hinter den Lebensäusserungen, d. h. Sprache, Schrifttum, Kunst und allgemeine Kultur, den Menschen oder die menschliche Gemeinschaft, das Volk, zu erkennen, zu ergründen, so mag zuerst Hermann Schwarz, Greifswald, zu Worte kommen, der in „Unterschiedliche Kulturauffassungen" (S. 237—43) die grundsätzliche Frage aufwirft, ob und wie trotz der Verschiedenheit in der geistigen Struktur der Völker eine so weitgehende Einfühlung in fremde Geistesart möglich ist, wie sie Wechssler zwischen Deutschen und Franzosen zu vermitteln sucht. Es handelt sich um das Verhältnis des Menschen zur geistigen Welt. Kulturwerk, Schöpfung menschlicher Geistigkeit, trifft auf allgemeines Verständnis beim Menschen als Vernunftwesen. (Individualistische, Plato; humanistische Kulturauffassung, Fichte.) Diese Auffassung sieht aber von einer kern-, wesenhaften Verschiedenheit der nationalen Kulturen ab. Wo eine solche aber festgestellt wird — die Verschiedenheit der „Wesensmitte" der Völker (Wechssler) —, „da blicken die geistigen Antlitze der Völker fremd aufeinander". Wenn sich nicht eine Vereinigung ergibt, die der Verf. im späteren Fichte, in der Philosophie des „Ungegebenen" zu finden glaubt: Entstehen der Kultur in der Seele des einzelnen; Zusammenhang der Kultur in der Seele des Volkstums; Verstehen der Kulturen von Volk zu Volk, weil alle Seele Geist versteht.

Anzureihen ist ein Aufsatz allgemeinster Bedeutung von Leo Jordan, München, „Idealismus und Realismus in der Bildung von Allgemeinbegriffen" (S. 229—236), der sich mit der Phänomenologie als Metaphysik wie als Methode und ihrer Geltung für die Forschung auseinandersetzt. Sie versagt, wo es sich um „Sein" als „Objekt" und um „richtig" als Ziel handelt, da sie nur mit Begriffen arbeitet, konkret und abstrakt gleich setzt. Freies Philosophieren über die Welt, Erdenken, ist Dichten, aber nicht Erkennen, das, unter Ueberwindung der instinktiven Methoden des Denkens, auf Schritt und Tritt ein Nachdenken wirklicher Beziehungen bedeutet.

Die beiden allgemeinen Untersuchungen haben ihre Wichtigkeit für die Sonderfragen, die Eugen Lerch, München, in „Nationenkunde durch Stilistik" erörtert (S. 357—364). Sprache als Geistesschöpfung des einzelnen wie der Gesamtheit, im Sinne von Schwarz, ist eine der Erkenntnisquellen für die Wesensart ihrer Schöpfer; sie bieten auch, wie L. will, durch ihre Wandlungen die Möglichkeit, geistigen Wandlungen zu folgen und sie in ihrem Wesen zu verstehen. „Dann aber muss in der Sprache schöpferische Freiheit bestehen und nicht nur mechanischer Zwang." Hier nun wäre Jordan zu hören mit seinen Erörterungen über vorgefasste „Begriffe" und seiner Warnung vor dem „Erdenken". Bei der Abgrenzung von „Zwangsläufigem" und „Freischöpferischem" handelt es sich auch nach Lerch nicht um eigentliche Gegensätze der Schulen, sondern mehr um solche der Interessen des Forschenden, seiner Neigung, möchte man sagen, nach dieser oder jener Seite. So verstehe ich auch Meyer-Lübke, der in seiner Auseinandersetzung mit Vossler über „Das Wesen des Passivums" die Erforschung dessen, was hinter der Sprache steckt, „der Weltanschauung, der Kulturveränderungen", für ebenso verdienstlich, wie schwierig erklärt. Dem einen Gebiet zugewiesen zu haben, was dem andern zukommt, warf M. Kuttner den Folgerungen vor, die Lerch aus der französischen Negation zog. Und dieselben Ausstellungen, vielfach betr. Ausgangspunkt wie Schlüsse, machte K. an Fr. Strohmeyers „Stil der französischen Sprache", für den es kaum mehr ein Geheimnis französischen Wesens gab. Es handelt sich hier allerdings um ein Gebiet, bei dem der Intuition ihr grosses Recht zukommt, und wo ein Wagemut, wie er Lerch auszeichnet, fördern kann, indem er ebenso berechtigtes, mehr zögerndes Abwägen mitreisst. Lerch gibt Beispiele für sein Verfahren, setzt sich mit möglichen Einwänden auseinander. Wie weit ihm jedesmal im konkreten Falle die Abgrenzung gelingt und seine Folgerungen zwingend sind, ist nach umfassenden Arbeiten zu beurteilen, wie sie kürzlich wieder seine Abhandlung „Französische Sprache und französische Wesensart" in Hartig-Schellbergs „Handbuch der Frankreichkunde" I brachte.

Den grossen, wertvollen Beitrag, den die Festschrift zur romanischen Philologie, insbesondere im ersten Teil zur Kulturkunde Frankreichs bietet, übersieht man gut bei einer chronologischen Anordnung. Da sind zunächst zwei Studien, die sich mit dem allgemeinen Charakter mittelalterlicher Kultur beschäftigen. „La France est de la même qualité de peuple que la Grèce et l'Italie", meint V. Hugo. Chevalier, so werden wir bei Curtius lesen, lässt Frankreich die Vermittlung zwischen dem lateinisch-katholischen Süden und dem protestantischen Norden vollziehen. Eine solche Vermittlung als die naturgegebene und die historische Rolle des „griechenähnlichsten Volks" weist R. Hamann, Marburg, in „Mittelalter und Antike" (S. 53—62) der französischen Kunst zu. Die mittelalterliche Welt bringt aus eigener Schöpferkraft, aus neuer Jugend, eine Frühkunst hervor, sinnenstark, formenfreudig, monumental, in allem der älteren griechischen verwandt. Dazu tritt mit dem Christentum, und durch das Christentum, aus müder Spätantike der Reichtum, die Kompliziertheit der Beziehungen, die geistigere Haltung, ein Erbe aus dem Hellenismus, das in allem Unsinnlichen, Symbolischen sich zeigt. Aus der Verschmelzung beider Elemente erklärt sich die Mehrsinnigkeit der mittelalterlichen Kunst (Dom, Statue) wie der des 18. bis 19. Jahrh., Rokoko, Voltaire, Anatole France. Als die echten Erben der Spätantike haben die Franzosen die junge nordische Menschheit auf die Bahnen geleitet, wo Eigenbegabung und altes Erbe alle wirklich produktive, neuzeitliche Entwicklung bestimmten. — Das sind die konstituierenden Bestandteile. Nur als ein dazukommendes, wenn auch noch so wichtiges Element für die geistige Entwicklung des Ma., Philosophie, Poesie, Musik, Architektur u. a., wird der muselmanische Beitrag anzusehen sein, wie er vom 8. Jahrh. an, besonders aber von den beiden Brennpunkten, Toledo für innere Kultur, Sizilien mehr für die äussere Zivilisation — beide also erst im 13. Jahrh. — ausstrahlt. Ramón Menéndez Pidal „España, eslabón entre cristiandad e islam" (S. 110—114) spricht, wohl etwas weitgehend, den Muselmanen eine Rolle für das Ma. zu, wie sie den Griechen für das Altertum nachzurühmen ist, auch mit der Aehnlichkeit, dass die Besiegten die geistigen Beherrscher der Sieger waren.

Frankreichs europäischer Einfluss auf Kunst und Literatur zeigt sich in den Totentänzen in Bild und Dichtung, durch die

Digitized by Google

sich nach den verheerenden Pestepidemien seit 1350 das Abendland von der Zwangsvorstellung des Sterbenmüssens befreite. Von französischer Anregung zeugen auch die Darstellungen im gesamten deutschen Sprachgebiet, die, tieferem Empfinden entsprechend, mit grösserer Pietät aufbewahrt sind. Sie stammen nicht nur von älteren Künstlern wie Holbein; der Gegenstand hat noch Maler unserer Tage angeregt. Und deutsches Wesen ist nicht nur aufnehmend gewesen; es scheint auch seine Gegenwirkung ausgeübt zu haben, wenn man Darstellungen des Todestanzes, d. h. wo der Tod den Reigen führt, als ein der deutschen Mystik entstammendes Motiv ansehen darf. Werner Mulertt, Danzig, „Die französischen Totentänze" (S. 132—152), behandelt diese verwickelten Beziehungen in Anschluss an die von Fr. E. Schneegans herausgegebene und erläuterte Todesdichtung „Le mors de la pomme", die in Vierzeilern geschrieben ist, wie die Legenden zu oberdeutschen Bildern, auch wohl ursprünglich zu denen in Lübeck (jetzt Achtzeiler). Noch ohne das Tanzmotiv, zeigt die Dichtung, eine Art Predigt, die zur Mahnung Todesszenen in biblische Geschichten von Sünde und Erlösung flicht, älteren Charakter; ein neuer Zug jedoch, von dramatischer Tendenz, kommt darin zum Ausdruck, dass statt des ursprünglichen Dialogs zwischen Tod oder Totem und Lebendem in allen Szenen drei bis vier Personen beteiligt sind. M. stellt einen Stammbaum auf, der die Stellung des Werkes innerhalb der französischen Gattung und die Fortentwicklung zum lateinischen und zum oberdeutschen Totentanz illustriert.

In die zweite Hälfte des 15. Jahrh. gehört das kurze Bruchstück eines Passions-Mysteriums — 50 Verse: Hohepriester gibt Judas Geld; Abendmahl; Gebet des Herrn —, das man, wie bereits manche Schätze, auf einem alten Bucheinbande entdeckte. Gustave Cohen, Paris, gibt und untersucht dies „Fragment inédit d'un Mystère de la Passion" (S. 208—216), das eine originale Fassung zeigt, sich keinem der Zyklen der Zeit einreihen lässt. Der Ernst des Tons weist, wie andere archaische Merkmale, auf das 14. Jahrh. als Entstehungszeit des Werkes. Gewisse dialektische Eigentümlichkeiten des Kopisten deuten auf das wallonische Theater hin. Das Werk verspricht für die Geschichte der Zyklen des 15./16. Jahrh. von Bedeutung zu werden.

Eduard Sievers, Leipzig, wendet in „Elnonensia" (S. 247—277) seine klanganalytische Methode, durch die er den willigen Leser in seinen Zwang bringt, aber die wohl nur er in dieser virtuosen Weise handhabt — eine Methode, die hier noch (§ 21ff., § 34ff., § 43ff.) um wertvolle Erkenntnismittel bereichert erscheint —, auf fünf Sequenzen besonderer Form (mit doppeltem Kursus) an, deren zwei aus der durch die französische „Eulalia" und das deutsche „Ludwigslied" bekannten Handschrift aus Saint-Amand sur l'Elnon (jetzt in Valenciennes) stammen und die alle derselben Gegend, dem Hennegau, und etwa derselben Zeit, um 880, angehören. Um klare klangliche Eindrücke zu geben, ordnet S. den, zuerst von Paul von Winterfeld herausgegebenen, Text so, dass die metrische Gestalt klar hervortritt und auf die sich ablösenden Wechselchöre verteilt erscheint. Es handelt sich bei drei der Sequenzen durchgehend, bei zweien zum Teil um den von S. so genannten „Sagvers", der sich (§ 12ff.) bis 2000 v. Chr. hinaufverfolgen lässt; um eine Technik von später dem Germanischen eigentümlichem Gepräge, die — was andere Merkmale, so der Aussprache, bestätigen — auf Verfasser fränkischer Abstammung hinweist. Stimmformel, Personalkurve, Schlüsse aus körperlichen Faktoren, wie Linkshändigkeit, lassen für alle fünf Dichtungen auf denselben Verfasser schliessen; und als dieser stellt sich nach einem Vergleich mit den ihm sicher zukommenden Dichtungen Hucbald heraus, der auch um die Musik verdiente Mönch des Klosters Saint-Amand. S. zögert auch nicht, ihm die „Eulalia" und das „Ludwigslied" zuzuschreiben. Wie er, auf dieselben Kennzeichen gestützt, die Werke Hucbalds chronologisch ordnet, möge im Schlussteil (§ 42ff.) nachgelesen werden. Hier sprach ein Künstler.

Geschichtlich kritisch geht Adalbert Hämel, Würzburg, „Eine neue Pseudoturpin-Hypothese" (S. 45—52), zu Werk, der sich mit dem Historiker Max Buchner über Entstehungszeit und Ursprung dieser vielumstrittenen Fälschung, um die sich als Philologen z. B. Becker, G. Paris, Bédier bemüht haben, auseinandersetzt. Buchner datiert das Werk zwischen 1147/49 und möchte es dem Archipoeta (aus der Umgebung des Kölner Erzbischofs Reinald von Dassel) zuschreiben. Der unterste Termin, 1147, ist richtig, denn der Verf. schöpft, entgegen der Meinung von G. Paris, in Kap. 19 und 30 reichlich aus dem gleichfalls gefälschten Privileg Karls d. Gr. für Saint-Denis. Das umgekehrte Verhältnis besteht aber zwischen dem Pseudoturpin und gewissen Schriften zur Heiligsprechung des Kaisers, 1165, was ersteren also vor dieses Jahr zu setzen zwingt. Nach umfassender Handschriftenvergleichung sieht H. nicht mehr im Pseudoturpin das Herzstück des noch unerschlossenen Kodex Calixti in Santiago di Compostela, der die älteste Version erhält. Dieser ist um das Buch Jacobi (lib. III) herum zusammengestellt; und um diesen Heiligen des Klosters, nicht um Karl, handelt es sich eigentlich im Pseudoturpin. Der Kaiser ist nur Mittel zum Zweck. Diesen Zweck hat H. in einem Vortrage auf dem Philologentage in Salzburg, 1929, überzeugend dargestellt. Die Fälschung war eine Werbung zum Kreuzzug nach Spanien, um die Pilgerstrassen nach der Wallfahrtsstätte Santiago zu sichern. Der Pseudoturpin ist vor 1161 erstanden.

In die Zeit gehört auch die Studie „Zu den Quellen des Erec" (S. 204—207), worin sich Rudolf Zenker, Rostock, mit W. Albert Nitze über das Verhältnis der „Sperber"-Episode und der „Joie de la Cort" zu den von beiden angenommenen keltischen Quellen auseinandersetzt.

„Montaignes Weltanschauung" wird von Bernhard Groethuysen (S. 219—228) als typisch für den Renaissancemenschen dargestellt. Es ist ein Skeptizismus der Jugend, Anfang, nicht Ende einer Epoche; ein Zustand, der als „Zwischen Glauben und Wissen" charakterisiert werden könnte. Der Renaissancemensch ist kein Gläubiger mehr, und noch nicht ein Wissender: aber er ist ein Suchender, kein müder Verzichter. Er nimmt das vielgestaltige Leben hin: „Que sçai-je?", sucht sich aber in ihm heimisch zu machen, mit sich fertig zu werden. „In diesem selbständigen Erleben des Lebens liegt das Machtvolle des Denkens Montaignes." — Der italienischen Renaissance, 15. Jhd., gehören an die „Gedichte Angelo Gallis auf die ‚Draga', die Geliebte des Grafen Federico von Montefeltro, und anderes", Proben, die Berthold Wiese, Halle, (S. 196—203 abdruckt. Liebessonette im Ton der Zeit; zwei, die sich ebenso wie eine längere, stimmungsvolle Kanzone auf Dragas Tod beziehen; am Schluss noch zwei Sonette an andere Damen des Hofes von Urbino, von denen besonders das erstere, das Flohgedicht, die lüsterne Art des Dichters kennzeichnet.

Sehr wichtige Arbeiten sind dem 17. und 18. Jahrh. Frankreichs gewidmet.

Wechssler hat als einen der französischen Wesenszüge die Macht bezeichnet, die das Wort für Sein und Denken des Volkes bedeutet, begründet darauf, dass ihm hinter dem Wort ein richtiger, wesentlicher Gehalt steht und es sich dieses starken Gehalts beim Sprechen und Hören bewusst ist. Diesem Zuge französischer Geistigkeit geht Fritz Neubert, Breslau, nach in dem Aufsatz „Zur Wort- und Begriffskunst der französischen Klassik" (S. 153—177), der einen wertvollen Beitrag auch zur Methodik der wesenskundlichen Forschung bietet. Wort und Begriff *raison*, in der man den Grundzug französischer Art hat sehen wollen, kommen in der Klassik immer nur mit ihren Gegenpolen vor, so seit der Renaissance *ratio: passio*, dann *raison: passion, trouble des sens, égarements* u. a. Ein durchgehender Dualismus, eigentümlich dem französischen Wesen, wie Wechssler es durchführt? Sind aber nicht, fragt man, in jedem Menschen die Elemente, wenn auch in verschiedener Art, und sind sie nicht entsprechend in jedem Volke gemischt? Die *raison*, so führt N. aus, ist dem Franzosen das Ideal, zugleich die Schützerin gegen die Macht der *passion*, moralisch und ästhetisch, d. h. Klarheit und Einsicht sind bestimmt, das Gleichgewicht der Seele und des Geistes zu erhalten. So der Begriff raison bei Corneille, so, nur zarter, nüanzierter bei Racine. In demselben polaren Gegensatz stehen *âme, cœur, esprit*, und die Abstrakte *vertu, haine* einerseits, *sang, bras, yeux* andererseits, keine blossen Schemen, sondern Ausdruck eines bewussten Dualismus, der wieder stark beim Dichter des „Horace", gedämpfter bei dem Verfasser der „Phèdre" zutage tritt. So sind Ausdrucksformen wie *mon cœur, mon âme — tes yeux, tes bras* dem klassischen Dichter nicht formelhafte Umschreibungen des „Ichbegriffs", die ohne Nüanzen durch die blossen Personalpronomen wiederzugeben wären, sondern Worte, die etwas in den Seelen schwingen lassen.

Der Aufsatz, wie der später zu nennende zu Hugos „Booz", sei unseren Lehrern empfohlen, zum Verständnis der Dichtung, zur Sorge um die Uebersetzung, vor allem denen, Fachleuten wie Laien, die über die Eintönigkeit der französischen klassischen Dramen, über die Rhetorik französischer Poesie klagen, ohne in ihr Wesen eingedrungen zu sein. Wer sie nicht, und die Schüler

Digitized by Google

an ihnen, zu lebendigstem Leben zu erwecken weiss, verdient nicht, sie zu lehren. Schon aus dem Grunde darf der Band der Festschrift wenigstens in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

Dass „mon cœur" und „tes bras", dass „amour" und „honneur" allein nicht klassische Dichtung bedeuten, zeigen Dramen, die man, in derselben Zeit, einer uns lieben Vergangenheit, unserem ältesten Freiheitskampf entnommen hat. Heinrich Kraeger, Borgsdorf-Berlin, analysiert zwei „Französische Arminiusdramen aus dem 17. Jahrhundert" (S. 73—88), verdienstvoll, indem er, durch den Gegensatz, am „Grand Arminius" von George de Scudéry und am „Arminius" des Campistron, in denen alte Germanen und Germaninnen in französischer Aufmachung erscheinen, auch dem Widerstrebenden klar macht, was ein Corneille, was ein Racine bedeuten.

Und nun das 18. Jahrh.; Frankreichs geistiger Einfluss kommt dank Voltaire, Rousseau, der Enzyklopädie, zur Herrschaft in dem, was man damals Welt nennt. Wie dieser Einfluss, der allgemein an den Fürstenhöfen ist, sich sonst nur im Kampf mit den in der Volksseele lebenden nationalen Gefühlen durchsetzen konnte, zeigt an einem Beispiel Gerhard Moldenhauer, Halle, „Voltaire und die spanische Bühne im 18. Jahrhundert" (S. 115—131). Das Schicksal des Voltaireschen Dramas stellt eine wichtige Phase des Gallisierungsprozesses in Spanien dar, ein mit wechselndem Erfolg verlaufendes Ringen der beiden geistigen Grundhaltungen. Der französische Freidenker, auf dem Index der Inquisition, doch mit diesem oder jenem seiner Bühnenstücke ohne Namensnennung geduldet, von Gesinnungsgenossen, auch von der Regierung gefördert, da man von ihm eine Belebung des zur Zeit darniederliegenden dramatischen Schaffens erwartet, hat es bei dem grossen Publikum zu einem durchdringenden Erfolge nicht bringen können. Seine Bedeutung für das spanische Geistesleben beruht einzig auf der Wirkung, die überall, wie immer auch umstritten, seine praktische Lebensphilosophie ausübte.

Als unmittelbar durch Wechssler angeregt stellen sich zwei schöne Aufsätze über Rousseau dar, die sich in gleichen Gedankengängen bewegen und zu ähnlichem Ergebnis kommen wie er: „Des edlen Genfer Seele war ein Grenzland, auf dem Esprit und Geist in Fehde lagen" („Esprit und Geist" S. 424).

Hans Leisegang, Leipzig, „État de Nature" (S. 92—110), schliesst seine Studie über den „Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes" mit der Feststellung: „In R. lebt die echt französische Freude am geistreichen Spiel der Antithesen, in ihm finden wir auch die dem deutschen Geiste vertraute mystische Denkform, in der die Antithesen verbunden und zusammengedacht werden, bis sie sich aufheben in einem kreisförmig in sich geschlossenen Ganzen." Es gibt für R. keine geradlinige und allmählich sich vollziehende Entwicklung von dem ursprünglichen Zustande, dessen Schilderung ganz unter antikem Einfluss steht, der naturgegebenen Ungleichheit, zur gegenwärtigen Kultur, der moralisch-politischen Ungleichheit. Die Darstellung des Kulturmenschen, in der R. einfach den Gegensatz zum Urzustand entwickelt (Teil I), lässt nicht begreifen, wie es plötzlich zu der Umbiegung des Entwicklungsganges kommt. Das Auftreten des Privateigentums, „ceci est à moi", bedeutet ein „prodige", ist ungeklärten „causes étrangères" zuzuschreiben. Von diesem Punkt geht die Entwicklung im Kreise zurück über die Ungleichheit von Reich und Arm, Mächtigem und Schwachem, zu dem von Herrn und Sklaven, d. h. dem Ausgangspunkt, wieder einem Naturzustande, nur dass dieser einem „excès de corruption" entstammt. Hier setzt, nach der Evolution, die Revolution ein, ein Gewaltakt wie das zu ihm in Antithese stehende „ceci est à moi", ein Akt, den die Menschen vollziehen, indem sie sich auf ihr Naturrecht, den „point de départ" beziehen.

In dieser Betrachtung — zu der Leisegang in seinen „Denkformen", 1928, die Grundlage gibt — bewegt sich auch Bruno Rech, Berlin, „Zum Problem des Contrat Social von Rousseau" (S. 178—186), der das wichtigste Stück dieses Werkes, I, ch. VI, „Du Pacte Social", einer eingehenden Erörterung unterzieht. Hier handelt es sich um den Begriff „Liberté", die dem „sentiment intérieur" entspringt. Von der Urfreiheit, nach Naturgesetz, führt die Entwicklung über Abschwächungen zur Antithese, d. h. „esclavage", „tyrannie" der Gegenwelt, und im Kreise zurück, über die durch den Contrat S. geschaffene Freiheit — l'aliénation totale de chaque associé avec tous ses droits à toute la communauté —, wieder zurück zur ersten, der wahren, natürlichen Freiheit des Menschen.

Ernst Robert Curtius gibt eine Ergänzung zu zwei Aufsätzen in der Deutsch-französischen Rundschau (1928, Sept. u. Okt., S. 723ff. u. 827ff.), die Inhalt und Wandlungen des von Anfang national-universal eingestellten französischen Kulturbewusstseins bis ins 19. Jahrh. hinein verfolgt hatten. Das Wort „civilisation" kommt mit den Revolutionskriegen auf; seinen Inhalt geben ihm, verschieden nach ihren Temperamenten, Guizot, Michelet, Saint-Simon, die alle drei, im alten Sinne, die Führung für ihr Land in Anspruch nehmen. Hier setzt die neue Studie ein. „Zur Geschichte der Zivilisationsidee in Frankreich" (S. 20—26). Wohl regt sich der Widerspruch gegen die alte Ideologie, die man bei V. Hugo wie Fourier findet. Aber Chevalier mit seinem Weltblick, der Skeptizismus Flauberts, die Kritik, die in verschiedenem Sinne Joubert, Baudelaire, Sainte-Beuve üben, bleiben vereinzelt, ohnmächtig gegen das Schlagwort und das Ideal der III. Republik, der perfectibilité humaine durch Wissenschaft und Technik. „Der Weltkrieg brachte ein furchtbares Erwachen." Georges Duhamel lässt im Grauen der Schlacht und des mit allen modernen Errungenschaften ausgestatteten Operationssaals — la réplique de la civilisation à elle-même, la correction qu'elle donnait à ses débordements destructeurs — einen Mann des Volkes fragen, was denn diese „fameuse civilisation" sei: La civilisation n'est pas dans toute cette pacotille terrible; et si elle n'est pas dans le cœur de l'homme, eh bien! elle n'est nulle part."

Kurz erwähnt sei, dass Alexander Haggerty Krappe, Paris, den Namen des Marquis de Carabas (S. 89—91), den Béranger aus Perraults „Le Chat botté" nimmt, bei Philon Judaeus findet, wo ihn ein armer Narr trägt, den der Mob von Alexandria ausstaffiert, um bei seinem Durchzug Agrippa, Enkel des Herodes, König von Caligulas Gnaden, zu verspotten. Und ebenso kurz, weil der Inhalt nicht leicht auszuschöpfen ist, der Aufsatz von Hanns Heiss, Freiburg, „Booz Erdormi" (S. 63—72), der schon einmal als Muster einer dichterischen Nachschöpfung zu allgemeinem Studium empfohlen wurde: Inhalt und Form: Dichtung und Erlebnis; die Personen in ihren unbewussten Seelentrieben; die Landschaft in der Ruhe ihrer mythisch-mystischen Stimmung; die Pathetik, die „allein aus der Perspektive fliesst, in die der Dichter das Geschehen rückt ... von der Erde in das Weltall hinüber verlängert".

K. Bornhausen behandelt „Die religiöse Bedeutung von Flauberts Tentation de Saint Antoine für Frankreich" (S. 9—19), wobei er, von Wechsslers Vergleich dieses Werkes mit Goethes Faust ausgehend, die verschiedene Stellung der Deutschen und der Franzosen zum Bösen, als Prinzip, festzustellen versucht. Es handelt sich um eine erste Fassung, von 1849—54, herausgegeben im Jahre 1908, die, anders als das antikatholische, sophistische, skeptische letzte Werk von 1874, unter innerer Beteiligung an Goethe, an der religiösen Erneuerung durch die Romantik, entstanden ist, von der Romantik auch die Pracht der sinnlichen Schilderungen, die Ekstase der Sprache hat. Was Deutsch und Französisch scheidet, ist, dass dort der Mensch willentlich wirksam ist (Faust), hier er sich vergeblich wehrt (Hl. Antonius). Auch wenn ihm der Gottesglaube bleibt. Denn der Teufel wird wiederkommen; er bleibt gefährlich, solange es Menschen geben wird. Aber ist das nicht auch Meinung Luthers, Kants, Goethes? fragt der Verf. „Faust" und Flauberts „Hl. Antonius" sind doch verwandt.

Dass die russische Dichtung in Frankreich nicht erst zu der Zeit eindrang, wo sie allerdings ihren grössten Einfluss ausübte, d. h. wo die positivistisch-naturalistische Geisteshaltung sich zu dem verinnerlichte, was man in der Literatur Symbolismus nennt, zeigt W. Friedmann, Leipzig, in „Prosper Mérimée und die russische Literatur" (S. 27—33), indem er den Beziehungen des Erzählers zu dem ihm wesensverwandten Puschkin nachgeht. Nimmt man die Uebersetzungen von Werken Tolstois und Dostoiewskys um 1880 hinzu, so sieht man, dass M. de Vogüe für sein Werk über den russischen Roman schon ein vorbereitetes Publikum fand, was allerdings sein Verdienst nicht mindert, den Geschmack an dieser Literatur und der ihr zugrunde liegenden Geistes- und Gefühlswelt in die weitesten Kreise verbreitet zu haben.

Einen Blick in die Zukunft wirft Hermann Reich, „Der biologische Roman der Antike und das Ringen um die Neugestaltung moderner epischer Kunst" (S. 187—195). Es handelt sich um die Krise des neueren Romans, die sich z. B. in André Gides „Les Faux Monnayeurs" und Hans Kysers „Das Gastmahl des Domitian" kundtut. Wie sind die in dem verwickelten heutigen Leben wirksamen Faktoren für ein gültiges Kunstwerk zu verwenden? Die Jetztzeit erinnert in vielen Zügen

Digitized by Google

an das spätere Rom (man lese Juvenal!), dessen wirbelndes Leben im Mimus Gestalt gewann, wie das heutige im Film. Aus dem Mimus erwuchs der biologische und ethologische antike Roman; aus dem heutigen Weltmimus, Film, Revue, wird der moderne Roman die Wege finden, unsere Zeit zu gestalten.

Nach dem lateinischen Süd-Amerika führt uns R. Grossmann, Hamburg, der von der „'Volksliteratur' am Rio de la Plata" handelt (S. 34—44), d. h. jener Strömung in dem argentinisch-uruguayischen Schrifttum, die als Ausdruck der unter dem Namen „Argentinidad" zusammengefassten Kultur gelten kann und für die Rocardo Rojas der Bezeichnung „literatura gauchesca" weitere Verwendung geschaffen hat. Zwei Elemente mischen sich hier, die rein, voneinander getrennt, in zwei anderen Strömungen zu erkennen sind, eine „zeitlos naive" poesía popular, und die zeitlich, d. h. durch Welteinflüsse, von Europa her bestimmte poesía „criolla". Erstere ein Produkt, in dem die Kreuzung von indianischem Erbgut und von den Eroberern Dazugebrachtem sich in der wechselnden Sprache wie nach Inhalt und Form zeigt, Rätsel, einfache Liebesdichtung, episch erzählende romances mit Anfängen dramatischer Gestaltung — spanische Strophenform und einheimische Tanzrhythmen. Die zweite eine kunstmässige Poesie, die unter dem Einfluss der jeweiligen europäischen Kunstrichtungen nationale Werte zum Ausdruck bringt. Dazwischen steht, eine Mischung, eine Synthese beider, die literatura gauchesca, eine poesía semipopular, nicht aus dem Volke heraus entstanden, aber für das Volk bestimmt: volkstümlich in der Sprache, durchweg Dialekt, volkstümlich auch, weil die Menschen und die Umgebung in ihr erlebt sind. Vor allem ist das Epos mit romantischer Richtung vertreten. Doch zeigt sich dieselbe Strömung auch in der, ausgesprochen klassizistisch gehaltenen, Lyrik wie in dem unter dem Einfluss des Naturalismus stehenden Roman und dem am Ende des 19. Jahrh. aufkommenden Drama. Es enthält dieser dritte Typ viele Ansätze zu wahrer Volkskunst; er nähert sich dem Ideal, ohne aber bisher den Anspruch stellen zu können, ganz und allein Ausdruck der Argentinidad zu sein.

Wieviel kulturhistorische Belehrung aus dem Wortschatz zu gewinnen ist, zeigen mehrere Aufsätze, besonders solche, die die sprachliche Studie in Gemälde von Land und Leuten verweben. So sind nicht bloss für das Vulgärlateinische wichtig die Sprachproben (9. Jahrh.), die J. Pirson, Erlangen, aus „Mittellateinischen Sammlungen technischer Rezepte" (S. 365—374) gibt. Es handelt sich um Alltagsgegenstände, um altüberlieferte Kenntnisse der Römer, vermehrt um griechische, arabische, vielleicht auch syrische Elemente. Diese Alltagssprache zeigt u. a. interessante Bedeutungsentwicklungen wie *hilaris* flüssig; *articulus* Rührlöffel; *prendere* intrans. wie im Romanischen usw.

Vittorio Bertoldi, Bonn, in „Composti gallo-romani di *albus* ricalcati su sinonimi gallici?" (S. 278—284) sucht die merkwürdige Tatsache zu erklären, dass auf gallischem Boden das keltische **vindo*, weiss, in Namen, z. B. Vindobona, Vindillus, vorkommt, nicht aber im allgemeinen Wortschatz; ferner dass hier, im Gebiete des *blank*, sich mehr Ableitungen und Zusammensetzungen wie z. B. aubépine finden als in Italien, dem Gebiete des alb-, das z. B. für die genannte Pflanze biancospino hat. Verf. sieht darin gelehrte oder halbgelehrte Uebertragungen keltischer Bezeichnungen, wie irl. findeholl, wofür auch die Reihenfolge der Elemente Adj. + Subst., umgekehrt wie im Italienischen (dial. spinu bianku), spräche.

Wort- und Sachkunde in frischen Gemälden nach dem Leben, die uns das Volk bei der Tagesarbeit zeigen, bieten uns zwei Aufsätze. Wilhelm Giese, Hamburg, „Reitzeug der Camargue" (S. 306—314), führt uns in das Rhonedelta, das Land der Pferde und der noch wilden Stiere, und gibt uns, unter Benützung der Romane Joseph d'Arbauds, eine Schilderung und die neuprovenzalische Terminologie aller bei der Zucht verwandten Geräte, Reitzeug, aber auch Hafersack, Fesseln, Lasso. Kulturhistorisches bieten z. B. die Bemerkungen zu den altertümlich geformten Sätteln. — Ein poetisch gehaltener Gruss kommt dem Jubilar aus katalanischen Weinbergen, die, hartem Fels abgerungen, dem reifen Alter als Lohn der Arbeit den Saft ihrer von der Sonne gekochten Beeren spenden: „Beu bon vi, i menja bon pa, i viuràs sempre sa." A. Griera, Barcelona, schildert nach den katalanischen Wörterbüchern in „Les veremes, el veremar i el ví" (S. 327—334), die fröhliche Weinlese, die Gebräuche, die Vergnügungen, unter denen sie sich vollzieht, die Lieder, die sie begleiten, und die Rolle, die der Weinbau im Denken und Fühlen, im Wort- und Bilderschatz wie den Sprichwörtern der Bevölkerung spielt. „Carn fa carn, i vi fa sang."

Derselben Mundart ist eine Studie von Heinrich Kuen, Leipzig, gewidmet: „Ueber einige galloromanische Elemente im katalanischen Wortschatz" (S. 335—345). Der im Erscheinen begriffene katalanische Sprachatlas ermöglicht allmählich, die Einflüsse klarer zu erkennen, die von zwei Seiten, West und Ost, auf die Sprache ausgeübt werden, und die Art, wie diese sich den beiden Strömungen, dem iberoromanischen und dem galloromanischen gegenüber verhält, z. B. östliches arrivar im Kampfe mit westlichem aplegar, cercar bereits stark zurückgedrängt durch buscar. An der Hand zweier Karten des Atlas verfolgt K. in diesem Sinne das Geschick des galloromanischen *bugada* (bucata, frz. buée, im Sinne von „Wäsche" durch lessive verdrängt) und alles dessen, was damit zusammenhängt.

Ferdinand Brunot, Paris, in „La Vie chère en France et le Vocabulaire pendant la Révolution" (S. 297—305), gibt uns von der Teuerung, *enchérissement*, *surenchérissement*, die im Frankreich der Revolution, seit 1789, herrschte, ein Gemälde, in dem besonders hervortretende Farbenflecke die neuen, aus der Flut der amtlichen Verfügungen gesammelten Ausdrücke bilden, welche die Verhältnisse und die zur Linderung der Not, der *pénurie*, oder zur Abwehr der Mißstände, wie der *accaparements* seitens der *affameurs*, der *grugeurs* qui *sangsuaient le peuple*, getroffenen Massregeln entstehen oder in ganz besonderem Sinn verwenden liessen. Als für den Historiker, den Psychologen, den Sprachler von gleichem Interesse erfahren wir, dass man, wie zur Zeit unserer grossen Not, *faisait la queue*, „Schlange stand" vor den Läden, in denen auf die *carte de pain* oder *de viande* ein Produkt der *mouture nationale* oder ein Stück *de viande mercandière* geliefert wurde, neben dem „Ersatz" jeder Art, den produits *mixtionnés*. Ein *Bureau du maximum* setzte Höchstpreise fest, aber *maximer les marchandises* hatte nur das Ergebnis, dass die *mercandiers* die Waren verschwinden liessen, so dass man zu einer „Erfassung" an der Quelle, *une préhension* schreiten musste. Den Philologen interessieren Geburt, Leben, Vergehen der Neubildungen und ihrer Bedeutungen. Wenn Ableitungen wie *mercantisme* und *négociantisme*, beide gleich verrufen, doch Nuancen des Sinnes zeigen, so erkennen wir Gamillschegs Feststellung, dass der Stamm, nicht das Suffix die Bedeutung ergibt. Alte Wörter werden einem neuen, den Verhältnissen entsprechenden Begriffe dienstbar gemacht. Nur ein Teil der Zeitausdrücke findet dauernden Platz im Wörterbuch, wo ihnen allerdings die sich ewig gleiche Menschennatur bei der Wiederkehr gleicher Umstände würdige Genossen, wie den *profiteur* neuen Datums in dem geisselnden Sinne des „Kriegsgewinnler", zugesellt.

Mit dem feinen Sprachgefühl, das der Verfasser bereits in seinen früheren Arbeiten[1] zur Bedeutung der Wörter gezeigt hat, geht Kurt Glaser, Giessen, in der Studie „Zum *sens caritatif* im Romanischen" (S. 315—326) Ausdrücken nach, in die sich Gefühlsaffekte der Zuneigung in allen ihren Nuancen entladen, liebevoll-schmeichelnd von Kindern zu Eltern (IV), kosend von Eltern zu Kindern, zärtlich unter Liebenden, Gatten, Geschwistern, Freunden. Wer viel in französischen Familien gelebt hat, weiss, aus wie verschiedenen Situationen heraus z. B. ein mon pauvre ami — häufiger nach meiner Erfahrung im Munde der Frau als das Entsprechende im Munde des Mannes — erstehen kann, leicht bedauernd, mütterlich teilnehmend, überlegen zuweilen und abschätzig, aber mit dem steten Untergrund der sympathie, der affection. Man begreift und würdigt danach die Sorgfalt, mit der G. zunächst immer einmal feststellt, ob und wie weit der ursprüngliche Sinn, z. B. das Kleinheitsverhältnis bei den so häufig in karitativem Sinne gebrauchten Diminutiven, im Gefühl des Sprechenden zurücktritt, ob sœurette ganz „liebe Schwester", mon vieux der kameradschaftliche „Freund" geworden ist, oder ob es wie bei drôle, fripon, häufiger friponneau, „Schelmchen", bei der Nüancierung geblieben ist. Von Malade Imag. I, 6 ausgehend, zeigt Verf. 1. den sprachgegebenen Schatz der Kosewörter, cœur, ami, mamie, nebst 2. den Diminutiven oder Verbindungen mit petit, wozu 3. dann trésor, bijou u. a. Substantive, cher, mignon, chéri treten. Aber auch allerlei andere Wörter stellen sich ein, denen das Schicksal nicht von der Natur vorgezeichnet ist,

[1] Vgl. jetzt auch „Neologismus und Sprachgefühl im heutigen Französisch". Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie. VII. Zusatzheft (1930).

Digitized by Google

fripon, nigaud, ich füge grand'bête hinzu; fou und sot stehen, wie das deutsche „Dummchen", wohl meist, wie es die Beispiele unter III geben, in der Diminutivform oder ihrer Umschreibung mit petit. Mauvais garnement, dtsch. „Schelm" und „Racker", von Eltern zu Kindern — dahin gehörte m. E. die Anwendung des neutralen ça, z. B. ça remue toujours — führen, als Produkt der Derbheit, zu einem zärtlichen canaille bei Mirbeau „Les affaires sont les affaires (IV)", das sich aber wohl stets individualpsychologisch und nur aus dem Milieu, der Situation — so z. B. bei sich neckenden Liebespaaren — erklärt. Interessant ist der karitative Ausdruck inbezug auf Sachen; zu Glasers „une petite dot grassouillette" wäre une somme rondelette im Munde eines fleissigen Sparers zu fügen. Aus der Volkssprache käme noch manches hinzu, z. B. das liebevolle mon gars, gas [gɑ], während das gebildete mon garçon ganz verschiedene Nuancen haben kann, ernst, warnend wie liebevoll, verstehend. Zu garce möchte ich erwähnen, dass auch unser „Dirne" im Niederdeutschen karitativ gebraucht wird, min dirn, lüt dirn.

An Glasers psychologisch orientierte Studie reiht sich am besten der aus ebenso umfassender Belesenheit erstandene Aufsatz Max Kuttners „Von der Geltung des Argot" (S. 346 bis 356). Fasst K. den Begriff Argot auch in seinem weitesten Sinne als Rotwelsch, langue verte, bas-langage, langage populaire usw., so treten darin doch mehrere deutlich geschiedene Elemente hervor: 1. argot in dem eigentlichen Sinne des „Rotwelsch", der Sprache der Kreise, die man heute gern als die „Unterwelt" zusammenfasst (bei Vidocq, V. Hugo, Eugen Sue, P. de Kock, später den Chansonniers des Montmartre, Xanrof und Bruant); 2. der „Jargon", nach Gamillscheg die „Klassensprache" gewisser Stände, Arbeiter, Handwerker, Studenten, Kunstbeflissener, Maler, carabin und rapin, womit die sozialen, realistischen Dichter, seit Balzac, Zola, das von ihnen geschilderte Milieu und ihre Personen charakterisierten, endlich 3. alles das, was immer aus der Volkssprache, den Mundarten, in allen Nuancen, vom Natürlichen, Derben, bis zum Vulgären, in die Sprache der sog. Gebildeten eindringt, sie bereichernd, aber auch Unreines neben vielem Reinen anschwemmend. Das Argot, so sagt K. in seiner bilderreichen Sprache, ist „ein Barometer für die kulturellen Verhältnisse". Vielem hat der Snobismus Zugang verschafft, waren doch die nächtlichen Pilgerfahrten nach dem Montmartre lange Mode. Aber „das Argot ist auch die Sprache des Affekts". Und so kommt es, dass „hässliche Schlacken", besonders zu Zeiten, wo Gärungs- und Siedeprozesse stattfinden, aufbrodeln. Der letzte Krieg. Manches, was man als „Jargon" in obigem Sinne bezeichnen kann, man denke an camoufler und camouflage in dem Zeitsinne, wird erhalten bleiben; anderes, als Gefühlsentladung im Schützengraben verständlich, wird in ruhigeren Zeiten den Weg alles Menschlichen gehen. Allerdings, eins scheint zu bleiben, das ist, wie K. es treffend entwickelt, ein verändertes Gefühl gegenüber dem Wert solcher Ausdrücke; die sprachliche Sensibilität ist verringert. Trotzdem ist es nicht so schlimm, wie es nach Theater und Roman manchmal scheinen könnte. Das noch immer keusch als f... gedruckte Wort wird auf seine Kreise beschränkt bleiben.

Der Verkleidung „enchoseuse" (aus Deval) — ich kann das unschuldigere „choserie" für cochonnerie hinzufügen — traue ich allerdings nicht; sie ist, glaube ich, der Gipfelpunkt des Raffinements. Psychologisch scheint mir indessen für die Geltung des Argot, das ja immer verwandt wurde, vor allem in Betracht zu kommen, dass die Grenzen natürlicher Ehrfurcht verwischt sind, von Jung gegenüber Alt, Kindern gegenüber Eltern; schlimmer noch von Mann gegenüber Frau. „La vieille France s'en va"; aber das hörte ich zum erstenmal bereits vor 45 Jahren.

Drei tiefschürfende, sorgfältige, ergebnisreiche Abhandlungen aus grammatischem Gebiet mögen den Schluss machen, wie sie den Schluss des wertvollen Buches bilden.

Gerhard Rohlfs, Tübingen, „Zur Entwicklung von -ll- im Romanischen" (S. 388—401) geht auf dem Sprachatlas, meist aber auf Grund eigener Aufnahmen im Gelände, der Entwicklung dieses Doppellautes nach und sucht die Probleme zu lösen, die die ausserordentlich verschiedenen Ergebnisse in den einzelnen Gebieten und Mundarten dem Sprachforscher bieten: Erhaltung des gedehnten Lautes, einfaches -l-, Palatisierung usw. Die Mannigfaltigkeit zeigt die S. 392 für die Gascogne gegebene Tafel, die durch die Entwicklung auf italienischem Gebiete bestätigt wird.

Joseph Brüch, Innsbruck, „Ueber zwei Punkte der historischen französischen Formenlehre" (S. 285—296) fragt sich 1. wie es kommt, dass trotz der im Volkslatein des nördlichen Galliens allgemeinen Endungen -endo, -ente im Gerund und Partizip der lat. Verben auf -ire, sich im Französischen Formen auf -ant mit vorangehendem i oder palat. Konsonanten finden (sachant — savant). Behrens nimmt Fortentwicklung des i, Meyer-Lübke Einfluss des Konj. des Präs. an. Verfasser sieht in den Formen mit Palatal ursprünglich nur Partizipien, die in dem Obliquus servente ein i nach dem Nominativ servie(n)s wiederhergestellt hatten, so dass ein *servies — *serviente in Analogie zu enfas — enfant steht; während das Gerundium, bei dem keine Analogie in Frage kam, sein -endo und so Formen ohne Palatal bewahrte (vgl. nfr. sergeant — servant). 2. Für die Vereinheitlichung der Endung der 2. Plur. Präs., -ons für -ains (-amus) und später auch für -eins (-emus), glaubt Verf. der Zuhilfenahme von Analogien, wie die von sons — avons, entbehren zu können; die Veränderung ging gleichzeitig mit der Vereinheitlichung der zweiten Person auf -ez vor sich.

Eine interessante syntaktische Erscheinung behandelt Günter Reichenbach, Berlin, „Zur Geschichte des Neutrums des Relativpronomens" (S. 375—387). Für das Französische kommen Fälle in Betracht wie das volkstümliche „La personne *que* je *lui* ai donné votre lettre" (= à qui) und das heute in der Schriftsprache immer mehr sich verbreitende „cette décision sur *quoi* il fondait son avenir" (die Beispiele S. 379/80 scheinen mir nicht alle gleichartig). Verfasser leitet diesen Gebrauch aus verschiedenen Wendungen im Lateinischen her und stellt, was besonders wertvoll ist, eine gleichartige Entwicklung in anderen indogermanischen Sprachen, so besonders auch in den slawischen, fest, als deren tüchtiger Kenner er sich erweist.

Wir können nach diesem ersten Werke der „Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie" dem verdienten Herausgeber nur den Wunsch aussprechen, dass der Fortgang des Unternehmens in allem dem höchst erfreulichen Anfang entsprechen möge. Floreat!

Berlin. Theodor Engwer.

E. R. Curtius und A. Bergsträsser, Frankreich. Erster Band: Die französische Kultur. Eine Einführung von E. R. Curtius. VIII, 195 S. — Zweiter Band: Staat und Wirtschaft Frankreichs von A. Bergsträsser. VIII, 324 S.

Zum heutigen Frankreich sind in unsern Tagen der „Kulturkunde" schon manche gewandert, aber die Wege, die sie beschritten, liegen oft weit auseinander. Die einen haben ihre Darstellung vorwiegend materialbietend gestaltet und mit ihrem Urteil über Dinge und Menschen vorsichtig zurückgehalten; die anderen haben sich um so mehr persönlichen Stimmungen und Eindrücken hingegeben. Beiden Arten der Inangriffnahme des Problems „Frankreich und die Franzosen" wird man nicht die gleiche wissenschaftliche Bewertung zuerkennen dürfen. Während die erstere bei uns wenig bekannte Dinge aus der äusseren Organisation des Landes in ihren zahlreichen charakteristischen Erscheinungen darstellte und die Verhältnisse drüben so sehen lehren wollte, wie sie sind, versuchten die Bücher und Schriften der zweiten Gruppe eine Abrechnung mit Frankreich auf der Grundlage der Gesinnung, die durch den Weltkrieg neue Impulse erhalten hatte, ja durch ihn überhaupt erst zur Auseinandersetzung mit französischer Wesensart herausgefordert worden war. Die letztere Art der Behandlung wird man wissenschaftlich nicht hoch einschätzen können, wenngleich man ihr nicht jede Berechtigung absprechen darf, auch da nicht, wo sie sich in Formen auswirkte, die nicht immer die Ruhe und Reife des Urteils wahrten, die selbst in Zeiten tiefgehender politischer Erschütterung wissenschaftliche Grundbedingung zu bleiben hat. Aus all den vielartigen Versuchen, Frankreich „kulturkundlich" zu fassen, hat sich endgültig ergeben (was eigentlich schon von vornherein klar

Digitized by Google

war), dass die Betrachtungsweise zu vollem Recht besteht, die die Sach- und Lebensinhalte des französischen Volks in innere Beziehung zur Nationalpsychologie zu setzen und die Verknüpftheit des einen mit dem anderen darzutun weiss. Es ist nur zu billigen, wenn Curtius vor jeder definitionsmässigen Deutung des französischen Geistes und jeder Einengung in psychologische Schemata sowie jeder Auflösung in künstlich isolierte Eigenschaften warnt. Diese Warnungen stehen in dem Schlusskapitel seines Buchs an der Schwelle des Versuchs, die Wesenszüge der französischen Kultur herauszustellen. Es schliesst mit dem Eingangskapitel (*Der französische Kulturbegriff*) den Rahmen, in den sich seine Ausführungen über natürliche und geschichtliche Grundlagen des Franzosentums, über die Beziehungen zwischen Literatur und geistigem Leben, über die kulturelle Stellung von Religion und Schule und schliesslich über die führende Rolle einer Kulturstätte von der Prägung einer so einzigartigen Stadt wie Paris einfügen. Curtius dringt über die Darstellung der Sachinhalte der französischen Kultur zur ideologischen Erfassung der Seelenstruktur des Franzosentums vor. Er bietet Struktur- und Kulturanalyse zugleich. Bergsträsser, der Historiker, knüpft ungefähr da an, wo der Romanist stehenblieb. Neben die Darstellung der geistigen Faktoren im französischen Dasein, welche Curtius bietet, stellt er das Bild von Staat und Wirtschaft Frankreichs. Er zeigt die Kräfte am Werk, die dazu beigetragen haben, die Daseinsformen des Landes und die Lebensformen seiner Bewohner zu schaffen und zu erhalten und dem Volksganzen eine imponierende Einheitlichkeit der Prägung zu verleihen, die im privaten wie im öffentlichen Leben, in dem Aufbau der Gesellschaft wie der Ordnung des Staatswesens zutage tritt. Bergsträsser verfährt historisch; er sucht in der Vergangenheit Aufschluss über die Gegenwart. Das Bild, das er zeichnet, ergänzt so das, das Curtius entwirft — ganz abgesehen davon, dass bei Bergsträsser mehr stoffliche Elemente walten als bei Curtius. Beider Darstellung, die an sich eine missliche Zweiteilung ist, aber dank der „nahen persönlichen Verbindung der beiden Mitarbeiter ein Mindestmass von Gemeinsamkeit der Sehweite zu verbürgen schien" (Curtius im Vorwort), rundet sich zu einer Gesamtleistung, der wir eines der beachtenswertesten Werke zu danken haben, das jemals Frankreich gewidmet worden ist.

Curtius entwickelt das französische Kulturbewusstsein vom Standpunkt der französischen Selbstauffassung, indem er vor allem die leitende Rolle des Zivilisationsgedankens herausarbeitet. Er stellt sich im französischen Denken als Erbteil der Antike dar, als Wertung der ganzen Summe von Kulturgütern, welche die Lösung aus der Roheit staatenlosen Daseins und die Erhebung zu der des Menschen würdigen Formung der Gesittung bedeutet. Das besagt Abhängigkeit des französischen Kulturbewusstseins vom Staatsbewusstsein, Verquickung und Gleichsetzung nationaler Ziele mit Menschheitszielen, nationalen und weltgeschichtlichen Berufs, von Nationalismus und Universalismus. Die Fülle der Gedanken, die in diese Fassung des Problems einmünden oder sich von dort aus ergeben, entwickelt Curtius mit lichtvoller Klarheit, aber auch mit idealisierendem Ueberschwang, welcher die tatsächlichen Gegebenheiten in der rauhen Wirklichkeit mit allzu grosser philosophischer Gelassenheit hinnimmt. Das französische Kulturideal aber ist nicht allein intellektuelle Angelegenheit, geistige Leistung, Einsicht und Glaube; es ist von Menschen für Menschen geformt, ist auch Temperament, Handeln, Leidenschaft; es nimmt in seiner aktiv-politischen Ausgestaltung, d. h. dann, wenn es wirklich darauf ankommt, Gesinnung durch die Tat zu beweisen und die moralische Probe zu bestehen, Formen an, in deren praktischer Betätigung das französische Kulturideal sich um so weniger rein hat erhalten können, als bei den Franzosen, mehr als bei andern Völkern, alles nah und fern in die Politik einmündet, in deren Dienst die höchsten und edelsten Menschheitsgüter (wie *humanité* und *justice*) unter französischen Händen nicht besser abschnitten als anderwärts.

Curtius' Buch zeichnet sich durch grosse Belesenheit aus und durch tiefes Verständnis für die feinsten Regungen der französischen Seele und des französischen Geistes; es spendet eine Fülle des Anregenden; es packt und fesselt; aus ihm spricht eine persönliche Note, deren wissenschaftliche Fundierung die Einstellung auf eine geistige Elite in Frankreich ist. Es ist eigentlich selbstverständlich, wenn inmitten des vielen Trefflichen, das er bietet, im einzelnen Ansichten mitunterlaufen, die sich nicht jeder wird zu eigen machen können. S. 23 wird Lavisse von Curtius als einer von denen gefeiert, die die „Bedeutung der geistigen Kultur im Geschichtsunterricht stark betont haben". Es wird auf seinen geschichtlichen Leitfaden verwiesen, der mit den Worten schliesst: *France et Humanité ne sont pas deux mots qui s'opposent l'un à l'autre; ils sont conjoints et inséparables. Notre patrie est la plus humaine des patries*! Curtius meint auch: „Man findet bei uns oft die Meinung, es sei dem Franzosen im Grunde gar nicht ernst mit seiner Ueberzeugung, dass Frankreich im Dienst der Menschheit arbeite; das sei vielmehr nur ein verkappter Kulturnationalismus. Wer so urteilt, versteht Frankreich nicht und tut ihm Unrecht." Lavisse, der anderwärts (S. 68) „eine der offiziellen wissenschaftlichen Grössen der dritten Republik" genannt wird, wird hier als ein durchaus harmloser Mensch hingestellt, der sich um die Verbreitung der französischen Kulturideen in allen Schichten der Nation verdient gemacht hat und dem es mit zu danken ist, wenn der „Volksschüler erfährt, dass Corneille und Racine schöne Tragödien geschrieben haben, dass Voltaire und Rousseau Reformen verlangten, dass Pasteur ein Wohltäter der Menschheit gewesen ist, dass die Republik auf ihren Universitäten alles lehrt, was die Menschen seit dem Anfang der Welt gelernt haben, und dass sie auch den armen Kindern, wenn sie fleissig und begabt sind, durch Freistellen das Studium auf den Hochschulen ermöglicht." Den schönen Glauben kann ich bei allem Interesse für Frankreich und die Franzosen nicht teilen. Den Vorwurf dass ich Frankreich nicht verstehe und ihm Unrecht tue, muss ich darum auch auf mich beziehen. Aber ich vergesse das Beherzigenswerte, das von anderer Seite über den Gegenstand geschrieben worden ist, und schlage in Bergsträssers Buch S. 280 auf und vernehme einen ganz anderen Ton. Dort heisst es im Zusammenhang der Ausführungen über die Vorgeschichte des Weltkrieges und die Kriegsschuldlüge: „Der Versuch, den Schein des Rechts auf die Seite Frankreichs zu bringen, lag in der Tradition der französischen Politik." Bergsträsser spricht von der Diffamierung Deutschlands als des Verbrechers am Kriege und verweist auf ein 1929 erschienenes französisches Schulbuch für die mittleren Klassen, das über den Ausbruch des Weltkrieges folgendes verrät: *Chez nous on espérait pourtant éviter la guerre. Qui donc oserait, en la déclarant, com-*

Digitized by Google

mettre un si grand crime contre l'humanité? L'Autriche et l'Allemagne ont commis ce grand crime . . . l'Allemagne était de mauvaise foi et voulait la guerre. Verfasser ist — Lavisse. Auch sonst noch erscheint mir manches anders als Curtius. Es fällt mir schwer zu glauben, dass in der grossen Bedeutung der Advokaten in Frankreich sich „eine hohe Wertung des Rechts und der Gerechtigkeit" (S. 179) ausprägt. Hier sprechen ganz andere Dinge entscheidend mit. Gambettas politisches Plädoyer, auf das sich Curtius bezieht, war, stark rhetorisch und leidenschaftlich-temperamentvoll gehalten, von einer Ideologie getragen, die mindestens ebenso stark zündete als auf kühle Erörterung abzielte[1]. Aber den Franzosen imponiert die grosse pathetische Geste, die rednerische Ueberlegenheit, der juristische Scharfsinn, wie sie der Advokat in seinem Beruf nötig hat. Advokatenmässige Redegewandtheit pflegt in den Schulen, mehr als gut ist, als vorbildlich hingestellt zu werden. Im Pädagogischen wird geübt, was der Politiker auf seinem Gebiet für sich erstrebt. Wenn Bergsträsser (S. 174), die Stellung des Advokaten bestimmend, schreibt: „Der grundsätzlichen Bedeutung des Rechtsbewusstseins, des gesunden Menschenverstandes und der eleganten Dialektik für das Franzosentum entspricht es, dass sich dieser Advokat traditionell zu politischer Wirksamkeit bestimmt fühlt", so tut er gut daran, auch der eleganten Dialektik ihr Recht zu geben[2]. Man lasse sich nicht täuschen und berauschen durch den Klang schöner Worte, zu denen gerade *justice* gehört, ebensowenig wie durch die Schlagwörter, die von deutscher Seite in die Debatte geworfen werden. Gegen den französischen Gerechtigkeitsbegriff in der Fassung, wie ihn Curtius, das französische Bewusstsein nachzeichnend, entwickelt, wird man misstrauisch, wenn man sieht, wie das französische Gerechtigkeitsgefühl, sobald es einmal auf eine harte Probe gestellt wird, objektiver Prüfung gegenüber versagt. Man vergegenwärtige sich nur, wie viel nationaler Eigendünkel und nationale Selbstgerechtigkeit dazu gehört, den Versailler Vertrag mit einer fast stereotyp gewordenen Wendung einen *traité de justice* zu nennen, jenen Vertrag, von dem Curtius' Mitarbeiter (S. 284) im Tone sachlicher Feststellung, wie sie dem Historiker ziemt, sagt, dass er Deutschland „die Provinzen genommen, auf denen seine militärische und industrielle Position beruhte; es hat Kolonien, Flotte und vor allem das internationale Prestige verloren. Es ist entwaffnet durch die Zwangsabrüstung, die Abschaffung des Generalstabs und die vertragliche Beschränkung des Territoriums, auf dem mobilisiert werden kann. Es ist verurteilt, *par la dénonciation de ses crimes et les sanctions portées contre leurs auteurs* durch die Bestätigung seiner Schuld und die Verpflichtung zu Reparationen. Es ist einer dauernden Ueberwachung unterworfen durch die militärische Kontrolle des Völkerbundes, die unbeschränkten Finanzvollmachten der Reparationskommission und die Besetzung des linken Rheinufers, die verlängert oder wiederholt werden kann, wenn Deutschland seine Verpflichtungen nicht erfüllt." Und dann zitiert Bergsträsser weiter den bitteren, wie Hohn klingenden Satz: *La France est satisfaite dans sa passion de justice.* Um die Dinge so zu schauen, wie sie geschaut werden müssen, lege man sich nur einmal die umgekehrte Frage vor, was Frankreich wohl sagen würde, wenn ihm von deutscher Seite ein solcher Friede aufgedrungen worden wäre.

Giessen. Kurt Glaser.

[1] J. Reinach im Schlussband (XI. S. 299 ff.) seiner Ausgabe der *Discours de Gambetta* (Paris 1885).

[2] Auch Bergsträssers Satz (S. 6) grenzt hier an: „Der Politiker der französischen Demokratie . . . erhält eine intensive Ausbildung des Beobachtungsvermögens und des politischen Sinnes inmitten der alten Tradition juristischer Dialektik."

Antonii Musae de herba vettonica liber. Pseudoapulei herbarius. Anonymi de taxone liber. Sexti Placiti liber medicinae ex animalibus etc. editerunt Ernestus Howald et Henricus E. Sigerist. (Corpus medicinorum Latinorum vol. 6.) Leipzig, Teubner. 1927. XXIV, 247 S. 8°.

Anthimi de observatione ciborum ad Theodoricum regem Francorum epistula recensuit Eduardus Liechtenhahn. (Corpus medicorum Latinorum vol. 8.) Leipzig 1928, Teubner. XIX, 57 S. 8°.

Die neuen, wie zu erwarten war, mit musterhafter Genauigkeit herausgegebenen Bände der Schriften der römischen Aerzte bieten dem Romanisten, der sich um die Entwicklung der romanischen Sprachen kümmert, wieder mancherlei Neues und Interessantes, vor allem nach der Seite des Wortschatzes. Das Pflanzenbuch bedürfte einer von Pflanzenkundigen vorgenommenen eingehenden Untersuchung, aber auch ohne dieses lässt sich mancherlei daraus entnehmen. So wird für *plantago* auch *septenervia* angegeben, das als *sette nervi*[1] in Bordighera weiterlebt, sonst in Ligurien und Neapel in *ciquenervi*, in Toscana sogar in *centonerbia* umgedeutet ist, in Sardinien zu *cincuvenas* verdeutlicht wurde; *aristolochia* heisst auch *terrae melum*, vgl. emil. *mlon salvadeg.* Für *camedris* wird als lateinisch *trissago* angegeben 24, 12; vergleicht man damit it. *querciola, guerciola, quercignola*, neap. *cersolla*, kalabr. *cersuddra* u. a., die alle deutlich auf *quercus* hinweisen, so ergibt sich, dass doch in Italien eine Uebersetzung der von Pseudoapuleius verzeichneten Form *dris* bestanden haben muss. Neben *purtulaca* steht *porcastrum*. Man hat längst it. *porcacchia* mit dem *porcacla* der Glossen in Verbindung gebracht, für *procastrum* finde ich keine italienischen Entsprechungen, aber es zeigt deutlich das Bestreben, durch Aenderung des nichts besagenden Ausgangs *-aca* in *-astrum* einen Sinn in den Pflanzennamen zu legen. Ganz besonders wichtig ist nun aber *bardana* für *herba personacia*. Das Wort lebt heute in Norditalien und Toskana und ist als *bardane* auch in Frankreich verbreitet. Ueber die Etymologie ist viel geschrieben worden in der Annahme, dass frz. *bardane* ein romanisches Wort sei, man sehe die Versuche in Gamillschegs Wörterbuch. Jetzt wird der Romanist sich dabei beruhigen können, dass *bardana* dem lateinischen Wortschatz angehört, womit natürlich nicht gesagt ist, dass es lateinisch sei. Mancherlei spricht für gallischen Ursprung. — Zwei andere Wörter erfahren ihre Erklärung durch romanische Entsprechungen. In der Appendix zu *marrubium* steht: *ad bissolas. Elixas marrubium et teras, facis quasi medicamenta, spargis auri pigmentum et imponis et curat.* Damit vgl. 45, 3, wo allerdings mit anderem Rezept *marrubium* als Mittel gegen *lumbricos* angegeben wird, und man wird nicht zögern, darin jenes *biso, bisa* zu sehen, das namentlich in Norditalien „wurm" bedeutet; vgl. REW. 1061. Sodann *lanna* 7, 11: *nascitur saebe cum tritico, thyrsis bipalmis furcosis, in quibus veluti lannae binae vel trinae semen continentes.* Das erinnert an span. *laña* „Klammer",

[1] Die Formen habe ich „Penzig, Flora popolare italiana" entnommen.

Digitized by Google

siz. *lanna* „schmaler Metallstreifen". Von andern interessanten Formen will ich erwähnen *gubitus* für *cubitus*: ital. gomito, *alvus* für *alveus*, den Plur. *intestinae*.

Anthimus ist dadurch ausgiebiger, dass er einen Text schreibt, stark in der Umgangssprache seiner Zeit, also Nom. plur. *agnellinas carnes aut de edis optimae sunt ... aut vaporatas aut elixas in iuscello*; *etiam et assas bonas sunt* 6, 5 und so oft; nach *de* steht häufig der Akkusativ usw. Von den Trappen sagt der Verf. *puto hic non habere* „ich glaube, die gibt es hier nicht": frz. *il n'i a pas*, span. *no hay*. Sehr merkwürdig ist der Gen. plur. *ovarum* 16, 1; 17, 12 deutlich auf *ova* aufgebaut, verständlich, wenn der lat. Gen. plur. nicht mehr bekannt war. So wäre noch vielerlei zu nennen, manches ist auch vom Herausgeber im Index zusammengestellt. Nur ein Wort will ich daraus hervorheben, das den Germanisten interessieren kann. Es heisst: Alle sollen zerhackt (*cappellentur*, afrz. *chapler*) werden und *in brido assentur* 19, 5 Thurneysen im T. L. L. weist auf ahd. *brāten*, ags. *brāeten*, „braten". Die gotische Form wäre *brēdan*, im späteren Westgotischen und Burgundischen nach Ausweis der zahlreichen Namen auf *-mirs brīdan*, und diese Form liegt hier vor.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

Kurt Glaser, Neologismus und Sprachgefühl im heutigen Französisch. Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie. 7. Zusatzheft. Giessen 1930, Verlag des Romanischen Seminars.

Die Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie haben durch das soeben erschienene und Dietrich Behrens gewidmete 7. Zusatzheft Kurt Glasers: Neologismus und Sprachgefühl im heutigen Französisch eine wertvolle Bereicherung erfahren. Es bedeutet eine sehr glückliche Fortsetzung und Ergänzung der Zusatzheftreihe 1—4, in der Dietrich Behrens und seine Schüler an eine Untersuchung des modernen Französisch herangingen und namentlich in Heft 1 und 4 deutsches und englisches Sprachgut im Französischen feststellten.

Kurt Glaser, der staunenswert belesene Giessener Ordinarius, versucht am Anfang seiner Studie den Begriff „Neologismus" festzulegen. Man wird ihm zustimmen, wenn er darlegt, „dass unter Neologismus nicht bloss ein neu in der Sprache auftretendes Wort verstanden werden soll, sondern auch ein Wort, das schon länger in der Sprache sein, sich in irgendeinem Text, bei irgendeinem Schriftsteller finden oder irgendeiner Berufssprache angehören kann, aber gleichwohl für diesen oder jenen Sprechenden irgendwie etwas Neues oder Ungewohntes darstellt, etwas, dem er nicht die in sprachlichen Dingen nun einmal unentbehrliche Sicherheit des Sprachgefühls entgegenbringt". Möglicherweise werden nicht alle Franzosen diese Begriffsbestimmung in der Art, wie sie Glaser im Verlauf seiner Ausführungen auch in bezug auf das englische Sprachgut anwendet, billigen. Man unterscheidet in Frankreich häufig noch die aus anderen Sprachen in das Französische eingeführten eigentlichen Fremdwörter von neuen Worten oder in neuem Sinne angewandten Worten, die aus dem französischen Sprachgut selbst hervorgewachsen sind; nur letztere bezeichnet man dann mit Neologismen. Zweifellos ist aber die Glasersche Auffassung die verbreitetere.

Glaser knüpft an die *Soirées du Grammaire Club* von Boulenger und Thérive, an die bekannten Büchlein Etienne Le Gals: *Ne dites pas ... Mais dites* und *Ecrivez... N'écrivez pas*, sowie die wissenschaftlicheren, den Begriff „Fehler" behandelnden Werke von Martinon (*Comment on parle en français*) und Frei (*La grammaire des fautes*) an, mit denen er einen, meist in Fussnoten angeführten reichen und wertvollen Literaturnachweis eröffnet. Bezugnehmend auf eine Bemerkung Vendryès' (*Le langage*, Paris 1921) über das Suffix *-eur*, findet Glaser richtig das Wesentliche im Sprachgefühl des heutigen Franzosen Neubildungen gegenüber: „Mit einem neuen Worte wird man sich leicht abfinden, wenn es sich in seiner Bildungsweise an bereits vorhandene und vielleicht vielgebrauchte, also dem Sprachbewusstsein lebendige anlehnt. Schwierigkeiten werden sich erst dann einstellen, wenn die Erfassung des neuen Wortes aus irgendeinem Grunde Hemmungen begegnet und die Unbefangenheit gestört wird."

Wie ungeheuer schwer es dem Franzosen wird, sich mit dem von allen Seiten in seine Sprache eindringenden englischen Fremdwörtern abzufinden, führt Glaser in einem längeren Abschnitt aus. Wieviel ist hier, namentlich auch hinsichtlich der Aussprache noch unsicher und ungeklärt! Der gebildete Franzose versucht die neuen englischen Worte *à l'anglaise* auszusprechen, wobei er wiederum dem Vorwurf der Pedanterie nicht entgeht. Zu dem, was die Sportsprache an barbarischem, von angelsächsischer Würze stark versalzenem Französisch bietet, könnten wir ja aus unseren deutschen Sportberichten zuweilen prächtige Parallelen herauslesen. Es ist zu begrüssen, dass zuweilen eine gesunde Reaktion die eingedrungenen Fremdwörter wieder zu verdrängen sucht: *cercle* heute häufiger als *club*, *éclaireur* statt *boy-scout*, *entrevue* statt *interview*, *char de combat* statt *tank*. Aber diese Reaktion erscheint recht matt und kann nur in wenigen Fällen beobachtet werden.

Interessant ist, dass ein französisches Wort zuweilen von einem gleichlautenden englischen beeinflusst wird und eine partielle Bedeutungsverschiebung erfährt, z. B. *adresse* im Sinn von politischer Rede, *magasin* im Sinn von *revue* u. a. Es ergibt sich ferner die eigentümliche Erscheinung, dass beim Nebeneinander englischer und französischer Worte das englische eine besondere Bedeutung erhalten hat, z. B. *waterproof — imperméable:* ersteres bedeutet einen in England oder nach englischem Schnitt angefertigten Mantel, *lavatory — cabinet de toilette:* ersteres ist mehr ein cabinet de toilette public. Das reichlich oft verwendete *ticket* ist durchaus nicht in allen Fällen *billet* gleichzusetzen.

Glaser streift die ausserordentlich schwierige Auseinandersetzung der Sprache mit den zahlreichen neuen technischen Ausdrücken. Er bemerkt richtig, dass das Wörterbuch diesen schweren Kampf nur selten erkennen, dass es einen häufig ganz in Stich lässt. „Den alten Erfahrungssatz *tout ce qui se dit ne s'écrit pas* darf man auch auf die heutigen Verhältnisse anwenden."

Dem eigentlichen französischen Sprachgefühl widmet Glaser den 5. Abschnitt seines Werkchens. Wie leicht hat sich nach dem Einsetzen der Betätigung des weiblichen Geschlechts in allen Berufen der Deutsche mit den durch das Suffix -in gebildeten Worten: Künstlerin, Schriftstellerin, Aerztin, Studienrätin usw. abgefunden! Der konservative französische Geist sträubt sich gegen diese Femininneubildungen — er hat sich an *avocate*, *conférencière*, *poétesse*, *peintresse* gewöhnt (obwohl ihm die beiden letzteren, wenn nicht gerade „péjoratif", so doch „familier"

Digitized by Google

erscheinen), während *écrivaine, romancière, sénatrice, électrice, professeure, ingénieure* etc. sich nur schwer einbürgern wollen, *médecine* (Femininbildung von *médecin*) schon im Hinblick darauf, dass das Wort noch eine andere Bedeutung hat, auf Schwierigkeiten stösst und *chefesse* als *horrible* erklärt wird. Zu den Beispielen, die die Sucht, technische Ausdrücke auch im alltäglichen Verkehr zu gebrauchen, beleuchten, z. B. *la permanisation des ouvriers employés à la construction du port de pêche de Lorient* und *les ouvriers en question ont été permanisés dans leur emploi* könnte man vielleicht noch einige Verben hinzufügen, Bildungen wie *solutionner, réceptionner, ovationner*, denen man jetzt häufig im Zeitungsfranzösisch begegnet.

Der letzte Abschnitt bringt eine ausgezeichnete Sammlung von militärischen Fachausdrücken, die der Weltkrieg in die Sprache des alltäglichen Lebens eingeführt hat. Hier werden alle die Worte wieder lebendig, die die französische Kriegspresse alltäglich ihren Lesern vorsetzte, die *embusqué, carotteur, défaitiste, mercanti* u. a. *Sinistré*, das manchem auch als Neologismus erschien, hat aber heute schon wieder nicht mehr die einseitige Bedeutung des nur durch die Kriegsfurie Geschädigten. Die zu Anfang dieses Jahres im Süden Frankreichs durch die Ueberschwemmungen Geschädigten wurden in der Presse allgemein *sinistrés* genannt. Zweifellos werden viele dieser namentlich dem Soldatenargot entnommenen Worte allmählich wieder verschwinden, wenn auch ihre bildliche Verwendung noch hier und da weiter gespürt werden wird. Glaser weist in einigen Beispielen mit Recht darauf hin, dass auch das Französische vor dem Weltkrieg in solchen bildlichen Ausdrücken eine Militarisierung der Sprache durchaus nicht verschmähte. — Manche durch die Kriegsnot im Deutschen in den Vordergrund getretenen und auch ins Französische eingedrungenen Worte werden wohl auch nur ein kurzes Dasein gefristet haben, z. B. „l'Ersatz", das zum Kriegswortschatz der französischen Zeitungssprache gehörte und auch in bezug auf französische Verhältnisse angewandt wurde.

Der Klarheit halber hätte auf Seite 6 bezüglich der Irrtümer darauf hingewiesen werden können, dass offenbar eine Verwechslung von *proxénète* mit *métèque* vorlag.

Halberstadt. Franz Laue.

Luigi Pavia, Nuovi studî sulla parlata milanese e i suoi connessi. Bergamo, presso l'autore, 1928. 456 Seiten. (Preis für das Ausland: 90 lire.)

Nachdem Pavia sich schon vor dem Kriege durch seine Mitarbeiterschaft an den Lehrbüchern der Methode Gaspey-Otto-Sauer als guter Kenner mehrerer Sprachen gezeigt hatte, veröffentlichte er im Jahre 1921 eine Sammlung von Novellen in mailändischer Mundart. Das führt ihn dazu, sich ausführlicher mit dem Studium seiner Mundart zu beschäftigen. Frucht dieser Beschäftigung ist das vorliegende umfangreiche Werk.

In den ersten 6 Kapiteln des Buches (S. 3—182) behandelt der Verfasser in rein deskriptiver Weise, allerdings mit viel zu umständlicher Breite, den Lautbestand des Mailändischen, die Akzentverhältnisse und die durch Tonwechsel und Flexion bedingten lautlichen Veränderungen. Hätte der Verf. es dabei bewenden lassen, so hätte er zur Kenntnis seines Heimatdialektes einen nützlichen Beitrag geliefert, der (allerdings) in wissenschaftlicher Hinsicht kaum etwas Neues bringt. Leider wollte es aber das Unglück, dass er sich auch zu sprachhistorischer Untersuchung und zu etymologischen Deutungen für berufen hielt. Wissenschaftlich in keiner Weise vorbereitet, tritt er an diese Aufgabe heran. Salvionis „Fonetica del dialetto milanese", Bertonis „Italia dialettale", und die „Grammatica storica della lingua e dei dialetti italiani" von D'Ovidio und Meyer-Lübke werden schon in der Vorrede als unbefriedigend abgelehnt. Diezens etymologisches Wörterbuch steht ihm für knapp einen Monat zur Verfügung. Meyer-Lübkes „Romanisches etymologisches Wörterbuch" scheint er nicht einmal dem Namen nach zu kennen.

So schöpft der Verf. bei den nun folgenden historischen Betrachtungen, die fast zwei Drittel des Werkes umfassen, im wesentlichen aus der Tiefe seiner weiten Phantasie. Weitläufige Anklänge an germanische oder slawische Sprachen genügen ihm, um für Wörter, deren etymolog. Herkunft längst einwandfrei geklärt ist, gewagteste Hypothesen aufzustellen. Ein paar Proben dürften genügen, um den Geist dieser „considerazioni filologiche comparative" zu beleuchten.

Mailänd. *insèmma* „*insieme*" (S. 199) wird zusammengestellt mit ahd. *samant*, schwed. *samman*. — Mail. *nagotta* „nichts" (S. 204) [< *ne- gutta*] wird verbunden mit angelsächs. *nacod* „nackt". — Mail. *vérs* „Wirsing" (S. 224) [< *viridia*] soll entstanden sein aus griech. πρασικός „grün". — S. 233 wird für *desedà* „destare, aufwecken" statt des gesicherten deexcitare als etymolog. Grundlage ein *desitare (Abltg. von situs) erschlossen. Auf der gleichen Seite schlägt der Verf. für *adèss* „adesso" got. *des*, angels. *dês* vor, bemerkt aber, dass man auch an Zusammenhang mit lat. *adhaesus* bzw. auch an serbokroat. *sada* „jetzt" denken könnte. — S. 237 gibt er für *tropp* „troppo" *tr(ans) op(us)* oder *t(e)r op(us)* als Grundlage an. — S. 240 wird *andà* „andare" mit german. *wandeln* verbunden, während die altmailänd. Form *aná* entweder aus griech. ἰέναι oder latein. *nare* herrühren soll. — S. 397 wird *pairœu* „paiuolo" auf latein. *pera* „Doppelsack" zurückgeführt.

Diese Beispiele genügen, um auch den unternehmungslustigsten Leser von einer weiteren Lektüre des Buches abzuschrecken. Wäre das Werk vor 100 Jahren erschienen, hätte es sicher eine gewisse Beachtung gefunden. So aber bleibt es das Werk eines wohl unbelehrbaren Dilettanten, das man nicht ohne tiefes Bedauern für die hier nutzlos verschwendete Kraft mitleidig aus der Hand legt.

Tübingen. Gerhard Rohlfs.

Nellie Nicolet, Der Dialekt des Antronatales. Lautlehre. Formenlehre, Texte, Glossar. Beiheft 79 zur Zeitschrift für romanische Philologie. Halle a. d. S., Max Niemeyer. 1929.

Das Antronatal ist ein kleines westliches Seitental des Toce (Ossolagebiet), das etwa 25 km nordöstlich vom Monte Rosa seinen Ausgang nimmt. Abgesehen von einigen Aufsätzen, die Salvioni den Alpenmundarten nördlich des Lago Maggiore gewidmet hatte, war dieses Gebiet trotz seiner grossen Altertümlichkeit bisher nicht eingehender untersucht worden. Diese Lücke wird nun in glücklicher Weise durch die vorliegende aus der gründlichen Schule von K. Jaberg stammende Arbeit ausgefüllt.

Nicolets Untersuchungen bringen eine ausführliche Lautlehre (Seite 1—72), eine knappe, aber sehr inhaltreiche Uebersicht über die wichtigsten Erscheinungen der Formenlehre (73—85), darunter das Paradigma der

Digitized by Google

komplizierteren Verben, ein paar Textproben mit Uebersetzung (93—98) und ein sehr wertvolles Glossar. Die ganze Arbeit verrät sichere Kenntnis der sprachwissenschaftlichen Fragen und beste Vertrautheit mit der Aufnahme im Gelände.

Die Mundart des Antronatales lässt sich keiner festen Dialektgruppe zurechnen. Es ist eine ausgesprochene Grenzmundart zwischen Lombardisch und Piemontesisch, bei der allerdings eine ältere Sprachschicht auf ehemals engere Verwandtschaft mit dem Piemontesischen hinweist. Diese Eingruppierung der Mundart, die auf Grund sorgfältig geschiedener sprachlicher Züge erfolgt, dürfte allgemeine Zustimmung finden.

Wichtiger aber als die Feststellung dieser Zwitterstellung ist die Tatsache, dass die Mundart von Antrona eine Reihe sprachlicher Eigentümlichkeiten aufweist, die eine ehemalige festere Verbindung mit der rätoromanischen Sprachgruppe wahrscheinlich machen. Dazu gehört vor allem die Palatalisierung, die anlautendes *k* und *g* nicht nur vor *a*, *o* und *u*, sondern auch vor *r* durchmacht: *kçamp* „campo", *kçel* „collo", *gjat* „gatto", *gjep* „gobbo", *kçriá* „gridare", *gjras* „grasso". Ferner ist hier anzuführen die Entrundung von *ü* zu *i* (*lina* „Mond"), der Wandel von auslautendem *n* nach velarem Vokal zu *m* (*trum* „Donner"; vgl. engad. *tum* für *tun* id.) und die Palatalisierung von auslautendem *-n* nach palatalen Vokalen (*liñ* „lino"; vgl. engad. *viñ* „vino"). Etwas weiter verbreitet ist der *u*-Umlaut (*bęla* < bella, aber *bęl* < bellu, *ęrp* < orbu aber *ǫrba* < orba), eine Erscheinung, die wohl einmal von Westpiemont bis nach Karnien zusammenhängend aufgetreten ist. Vergleicht man diese wichtigen Ergebnisse mit dem, was wir über die tessinischen Mundarten, über das Bergell und über das Tal von Poschiavo wissen, so erhöht sich immer mehr die Wahrscheinlichkeit, dass auch in den nach der Lombardei geöffneten Alpentälern einst eine dem Rätoromanischen verwandte Sprache gesprochen wurde.

Es ist erfreulich, wie die Verfasserin bei der Sammlung und Ausarbeitung ihrer Materialien bemüht ist, jeder Normalisierung und Uniformierung aus dem Wege zu gehen. Hier haben wir wieder einmal eine Untersuchung, die das wirkliche Leben einer Mundart zu erfassen trachtet mit allen Abweichungen, die durch das Alter der Personen, durch Sprechtempo und Affekt und durch die Beziehungen mit den Nachbarorten bedingt sind. Wichtige Erscheinungen wie die Wirkung der Nasallaute auf vorhergehende Vokale, die mit Hauchung verbundene Stimmloswerdung der auslautenden *l*, *r* und *w*, die ersten Anfänge neuer Diphthongierungstendenzen (*funt* > *fuənt* „tief", *vint* > *viənt* „Wind") und die so aufschlussreichen satzphonetischen Erscheinungen werden mit Liebe und Umsicht behandelt.

Unter den etymologischen Erklärungen, die man nicht ohne weiteres akzeptieren möchte, hebe ich *žína* „Gergel der Fussdaube" hervor, das auf german. *zinna* zurückgeführt wird (S. 62). Das ist lautlich bedenklich. Das Wort gehört wohl vielmehr zusammen mit sizil. *jina*, basil. (Castelmezzano) *šena*, kampan. (Monte di Procida) *ina*, sämtlich in der Bedeutung „Gergel der Fussdaube", nordkalabr. *jena* „erhöhter Furchenrain" zu lat. **gēna* (statt *gĕna*); vgl. jetzt Rohlfs, Etymol. Wörterbuch der unterital. Gräzität Nr. 477.

Alles in allem: eine sehr beachtliche Leistung, die unsere Kenntnis der alpinlombardischen Mundarten in wertvoller Weise erweitert, und die der zähen Ausdauer der Verfasserin (die inzwischen die Gattin des Atlasexplorators P. Scheuermeier geworden ist) und der tüchtigen Berner Schule alle Ehre macht.

Tübingen. Gerhard Rohlfs.

John C. Ransmeier, A Spanish Recognition Grammar. The University of Chicago Press, Junior College Series. Otto F. Bond. Chicago, Illinois U. S. A. 1929. XXXVIII und 249 S. Mit einer Tafel. Preis $ 1.58.

Dieses praktische, gediegene und sorgfältig ausgearbeitete Buch beruht auf einer neunjährigen Unterrichtserfahrung des Verfassers als Lehrer der spanischen Sprache an der Universität von Chicago. Es handelt sich hier nicht um ein eigentliches Lehrbuch, sondern um eine „Erkennungs- (*recognition*) Grammatik", mit deren Hilfe die aus der Lektüre sich ergebenden Haupterscheinungen und Eigenarten der spanischen Sprache vermittelt, erklärt und erläutert werden sollen. Als Unterlage für den Sprachunterricht werden *Castillos*, *Lecturas introductorias* zugrunde gelegt. Die Grammatik ist für den Anfangsunterricht des Spanischen in amerikanischen Schulen und Universitäten bestimmt. Mit Recht legt der Verfasser grossen Wert auf eine gute und korrekte Aussprache. Die Lautlehre ist klar und ziemlich erschöpfend dargestellt. Leider hat der Verfasser auf die Anwendung eines phonetischen Alphabets ganz verzichtet, wodurch dem Selbstlernenden die Aneignung einer sicheren Aussprache wesentlich erschwert wird. Ferner würde es für den Lernenden sehr angenehm und nützlich sein, wenn der Verfasser bei der Aussprache der Konsonanten ein ähnlich gesprochenes Musterbeispiel aus der englischen, deutschen oder französischen Sprache angeführt hätte. Das Buch umfasst 22 Lektionen, „*units*" genannt, in denen vorwiegend die Formenlehre behandelt wird, während von der Satzlehre nur die allerwichtigsten Erscheinungen erwähnt werden, die aber immerhin für das Verständnis leichterer Texte ausreichend sein dürften. Eine Fülle von gut gewählten und nützlichen Beispielen ist gegeben, die die einzelnen Spracherscheinungen beleuchten; dagegen fehlen aber die Uebersetzungsübungen aus dem Englischen ins Spanische ganz, wohl deshalb, weil der Verfasser auf ein fliessendes Spanisch-Lesen den grössten Wert legt. Die Darstellung der Verben ist sehr breit gehalten. Der Anhang bringt eine Uebersicht der drei regelmässigen Konjugationen sowie eine Zusammenstellung der unregelmässigen Verben in alphabetischer Reihenfolge. Das beigegebene, 21 Seiten umfassende spanisch-englische Wörterverzeichnis ist ausreichend. Das Buch ist handlich und gut gedruckt; Druckfehler habe ich kaum gefunden. Dieser Abriss der spanischen Grammatik kann auch von schon weiter fortgeschrittenen Schülern als Nachschlagewerk benutzt werden.

Giessen. R. Ruppert y Ujaravi.

Jean Cassou, Panorama de la littérature espagnole contemporaine. Kra, 6, rue Blanche, Paris, 1929. gr. 8. 193 S.

In der Reihe der literarischen Panoramas bot ein Ueberblick der Gefilde Spaniens einen interessanten Ausflug. Der Verlag hat die Führerschaft Jean Cassou anvertraut. War er dazu vorgebildet und auf welche Gründe konnte er sich bei der Annahme berufen? Von spanischer Seite wurde durch Gomez de Baquero (mit Pseud. Andrenio) Einspruch dagegen erhoben (Revista de Occi-

Digitized by Google

dente, Okt. 1926), als die an Stelle der Vorrede im Buche abgedruckte geistige Bewertung Spaniens in einer Zeitschrift (Revue de Paris) zuerst erschien. Ein Brief an Andrenio ist im Anhang beigegeben. Der Verf. beruft sich auf seine spanische Abstammung, als Rechtstitel für einen Kritiker gewiss unzureichend. Seine drei Romane, ein Städtebild von Bayonne geben auch keine festere Begründung. Allenfalls ist er als Uebersetzer spanischer Romane von Ramon Gomez de la Serna (3), von Unamuno (2), von Eugenio d'Ors und der Novellen von Cervantes mit spanischer Literatur in nähere, wenn auch einseitige Berührung geraten. Als Kritiker hat er die spanische Literaturgeschichte von J. Hurtado und Angel González angezeigt (im Merc. de France vom 1. Okt. 1923, S. 239; s. über die 2. Aufl. des Werkes Literaturblatt XLVII, 1926, Sp. 251).

Der Ueberblick der literarischen Bewegung Spaniens in den letzten fünfzig Jahren hat eher den Charakter einer Reihe lose verbundener Artikel als einer einheitlichen Betrachtung aus festem Gesichtspunkte, wie er uns in der deutschen Bearbeitung von Fitzmaurice Kellys Literaturgeschichte (durch E. Vischer, 1925) und in den Monographien von Petriconi (1926), von Montesinos (1928) geboten wurde. Chronologisch geht der Verf. in dem Stoffe über die Erwähnten hinaus, die treffende Charakteristik, die Entdeckung tieferer Beziehungen, besonders das Herausprägen nationaler Eigentümlichkeiten übertrifft seine Kräfte und philologische Vorbildung. Seinem Buche hat er auch kein Namensregister beigegeben, die Jahreszahlen sind oft willkürlich gesetzt und mit Angaben verlässlicherer Werke nicht übereinstimmend. Es kann demnach nicht als Nachschlagewerk, sondern nur als flüchtige Orientierung benutzt und betrachtet werden.

Den Inhalt der zehn losen Kapitel wollen wir durch Hervorheben der wichtigsten Namen schildern. Die literarische Bewegung wird in zwei Perioden gespalten: die Zeit des Verfalls vor und der Neugeburt nach 1898. Von den Dichtern, die zur ersten gehören, werden flüchtig skizziert: José Zorrilla (1817—93), Gustavo Adolfo Becker (1836—70), Ramon de Campoamor (1819, nicht 1817 bis 1901), Nuñez de Arce (1834—1903). Von ihren Zeitgenossen hätten sicher eine Erwähnung verdient: Manuel del Palacio (1832—1902), Federico Balart (1831—1906), Ricardo Gil (1854—1907), José Velardo (1849—92), Emilio Ferrari (1850—1907).

Die Bühne beherrschte José Echegaray (1832—1916), der des Nobelpreises unwürdig erklärt wird. Der Roman wird eingehender behandelt und von der Generation "68" ziehen vorbei: Juan Valera (1854—1905), Pedro Antonio de Alarcon (1833—91), José Maria Pereda (1833—1906, nicht 1905), E. Pardo Bazan (1851—1921). Perez Galdoz (1843—1920) ist in einem Einzelporträt dargestellt.

Ein Vorläufer der Renaissance war der Soziologe Joaquin Costa (1846—1911), dem Leopoldo Alas oder Clarin (1852—1901) folgte, zu dessen Anhang Angel Ganivet (1865—98) gehörte. Die Renaissance von "98" verdanken wir eigentlich Miguel de Unamuno (1864), José Martinez Ruiz oder Azorin (1876, nicht 1874), Pio Baroja (1872), Ramon Maria de Valle Inclan (1870, statt 1869), die durch einige Striche mit Hinweisungen auf seelenverwandte Grössen der französischen Literatur in Einzelbildern dargestellt sind.

Die Erneuerung der Dichtung beginnt mit Ruben Darios Erscheinen in Spanien (1867—1916), der daselbst die Bedeutung Verlaines hatte. Sein Freund Antonio Machado (1875) wird auch mit dem armen Lelian in Beziehung gebracht. Juan Ramon Jimenez (1881) gilt als Ebenbild Albert Samains.

Selbständig, unabhängig (?), da er sogar die Neue Welt erobern konnte, beherrscht durch ein besonderes Kapitel Vicente Blasco Ibañez (1867—1928) den Roman. Die Berechtigung, Nobelpreisträger zu sein, wird bei Echegaray wie bei Jacinto Benavente bezweifelt. Soll das Urteil der Transatlantiker und der Kinobesucher bei der Entscheidung literarischer Grössen massgebend sein, wie es der Verf. vermuten lässt? Die Rolle der Universitäten in der Erneuerung des Nationalgeistes wird flüchtig (auf sechs Seiten) geschildert, dabei Marcelino Menendez y Pelayo (1856—1912), Francisco Gines de los Rios (1842 bis 1915), Ramon Menendez Pidal (1869), Miguel Asin Palacios (1860) durch je eine Bemerkung hervorgehoben. Eine Literaturgeschichte sollte den philologisch-historischen Leistungen gegenüber weniger gleichgültig sein.

Die Schriftsteller der neuesten Zeit oder der Gegenwart sind in geringerem Maße politisch veranlagt, die spanische Tracht haben sie abgelegt, um einfach als Europäer erscheinen zu können. Ein jeder hat doch eine mehr oder weniger hervortretende Beziehung zu Don Quijote und Verf. versäumt es auch nicht, auf die nationale Schwermut, den eigenartigen Humor zu verweisen. Ramon Perez de Ayala (1880) teilt diesen Zug mit Cervantes. José Ortega y Gasset (1883) verfasste Meditaciones del Quijote (1914), Eugenio d'Ors (1882) führt den Kampf als Kritiker im Namen der Vernunft, wie der Ritter von Mancha sein ritterliches Ideal verteidigte. Gabriel Miro (1879) scheint in seinem Roman die Welt der Bibel zu neuem Leben zu erwecken, doch gibt er uns nur Schilderungen spanischer Landschaft und Sitten, wie die italienischen Maler der Renaissance in ihren biblischen Darstellungen sich an ihre eigene Zeit hielten. Ramon Gomez de la Serna (1891) hat herzlich wenig mit Europäertum anzufangen, nachdem er Goyas Madrider Bilder hervorzaubert, seine Beobachtungen und Einfälle mit scharfer Kraft in literarische Werke übersetzt. Dem Verf., der auch Uebersetzer derselben ist, fehlt die Perspektive, um eine sachliche, kritische Würdigung zu geben.

Journalisten, Publizisten, Essayisten spielen in der Literatur Spaniens wie auch anderer Länder keine unbedeutende Rolle. Ramiro de Maeztu (1875) vermittelte englisches und deutsches Geistesgut. Salvador de Madariaga (?), früher im Amte des Völkerbundes, blieb international. Die führenden Zeitschriften sind ausser der Revista de Occidente die España von Luis Araquistan und die Pluma von Cipriano Rivas Cherif und Manuel Azana herausgegeben. Mitarbeiter der Tageblätter El Sol und Imparcial sind der Katalane Julio Camba, Fernandez Almagro, die Kritiker von Beruf waren José Maria Salaverria, Enrique Diez Canedo, Gomez Baquero.

Die Bühne erlebte keine Renaissance, meint der Verf. Jacinto Benavente (1866) verfasste vernünftige Stücke, doch vergriff sich die Nobelpreiskommission, als sie ihm den literarischen Preis erteilte. Französischen Mustern folgen die Dramatiker Eduardo Marquina (1879) und Francisco Villaespesa (1877), Maeterlinck ist das Vorbild von Ramon Goy de Silva (1888). Jacinto Grau (?) wurde französisch übersetzt und aufgeführt. Andalusische

Digitized by Google

Typen haben im genero chico die Brüder Alvarez Quintero (Serafin 1871, Joaquin 1873) dargestellt und fanden zahlreiche Nachfolger.

Die jüngste Generation, die als Vorbereiter der Literatur von morgen gelten könnte, fasste den Mut, unter Einfluss von Pariser Kreisen sich von jedem Zwang, von jeder Mode zu befreien und wagte sogar auf die Tradition, auf Gongoras cultismo zurückzugreifen. Volkstümlich hingegen im Sinne Lope de Vegas sind Federico Garcia Lorca (?), Rafael Alberti (?). Als Proust-Uebersetzer ist Pedro Salinas (?), als Führer der Ultraisten Gerardo Diego (?) bekannt. Die Kritik wird in der Musik durch Adolfo Salazar (?), in der Kunst durch den Katalanen Joan Miró, durch Eugenio d'Ors (s. oben) und Manuel Abril (?) gepflegt. Dieselbe wurde bedeutend erweitert, auf alle geistige Produkte übertragen und den Lesern nähergebracht durch die Gaceta Literaria, deren Herausgeber Gimenez Caballero (?) und Guillermo de Torre (?) das spanische Imperium verwirklichen möchten, deren Mittelpunkt vielleicht aus Madrid nach Barcelona oder über die See nach Buenos Ayres oder nach Mexiko zu verlegen wäre. Literarische Utopien sind rasch entworfen, jedoch schwer zu beweisen, die Kritik soll sich mit festen Prinzipien an das erfahrungsmässig Gegebene halten, sonst wird sie zu politischer Rechthaberei oder zum ästhetischen Wortspiel.

Budapest. Ludwig Karl.

D.or J. Leite de Vasconcellos, Antroponimia portuguesa. Tratado comparativo da origem, significação, classificação, e vida do conjunto dos nomes proprios, sobrenomes, e apelidos, usados por nós desde a idade-média até hoje. Lisboa, Imprensa Nacional. 1928. XIX 659 S. gr.-8°.

Der unermüdliche Erforscher der portugiesischen Sprache und Kultur beschenkt uns mit einem Werke über portugiesische Namenkunde, wie es in solcher Ausführlichkeit und Gründlichkeit wohl für keine andere romanische Sprache vorhanden ist. Bei dem grossen Interesse, das für Namen, deren Ursprung, Geschichte und Bedeutung zweifellos besteht, hat der Verf. recht getan, sein Buch etwas breit anzulegen und manchmal auch elementare Dinge ausführlicher darzustellen; nichtsdestoweniger bildet es auch für den zünftigen Sprachforscher eine reiche Fundgrube der Belehrung. L. de V. bemerkt ausdrücklich, dass er nicht Vollständigkeit anstrebe; dennoch zeigt das Studium seines Buches, dass er der Vollständigkeit recht nahekommt. Seine Belesenheit in der apg. historischen Literatur gestattet ihm, für die Vergangenheit überall auf die Quellen zurückzugehen; für die neuere Zeit liefern ihm Adressbücher aller Art und seine eigene Erfahrung reichen Stoff.

Der Entwicklungsgang der Namengebung ist in Portugal im allgemeinen derselbe wie in den andern christlichen Ländern, aber doch mit einigen Eigenheiten. Auf die ursprüngliche Einnamigkeit der ältesten inschriftlichen Denkmäler folgt im Mittelalter die Zweinamigkeit, indem zu dem Individualnamen (*nome proprio* oder *nome* schlechtweg) ein *sobrenome* tritt, der meist ein Patronymikum oder eine geographische Bezeichnung, mitunter auch ein Spitzname (*alcunha*) ist. Alle diese haften am Individuum; etwa Ende des 15. Jahrh. wird aber der *sobrenome* erblich, wird zum Familiennamen (*apelido*). Da ferner alle diese Namengattungen auch verdoppelt, ja vervielfacht werden können, so entstehen in neuerer Zeit oft recht umfangreiche Namengebilde. Doch ist zu bemerken, dass die in Spanien übliche Art, den Familiennamen aus Vater- und Muttername zusammenzusetzen, in Portugal viel seltener ist. Es ist daher bei pg. Namen — wenn man die Familienverhältnisse nicht kennt — nicht leicht herauszufinden, welches der eigentliche Familienname ist (was natürlich von einiger Wichtigkeit ist, wenn man in Registern u. dgl. pg. Namen alphabetisch zu ordnen hat). Mit einiger Ueberraschung liest man (S. 589): „entre nós o apelido, juridicamente falando, não tem tanta importancia como lá fóra, pois cada pessoa toma o que quer." (Es herrscht also ähnliche Freiheit wie in England).

Die Anordnung des Werkes ist zunächst historisch; es werden also die oben erwähnten Namengattungen von den ältesten Zeiten angefangen bis auf die Gegenwart nach ihrem Vorkommen aufgeführt; innerhalb der einzelnen Zeiträume wird die Anordnung nach den Sprachen, aus denen die Namen stammen, befolgt. Jeder Name ist, soweit dies möglich ist, auf seine ursprüngliche Form zurückgeführt und in seiner Bedeutung erklärt. Anschliessend an die historische Darstellung werden die Gründe, die für die Namenwahl in Betracht kommen, besprochen und weiter so ziemlich alle Fragen erörtert, die mit den Personennamen in irgendeiner Beziehung stehen. Ich hebe hervor: Unbestimmte Bezeichnung einer Person (z. B. *fulano*); Benennung von Kindern vor der Taufe; von Findelkindern; von Sklaven und Dienern; Namen der Araber, Mozaraber, Zigeuner, Juden (als Namen, die mit grosser Wahrscheinlichkeit jüdischen Ursprung anzeigen, werden u. a. genannt: Abrantes, Carvalho, Costa, Dias, Lopes, Mendes, Nunes, Pereira, Silva, Sousa); Namen von Mitgliedern religiöser Gemeinschaften; Namen von Adligen und Fürsten; Namen der Ehefrauen; Pseudonyme, Latinisierung und Gräzisierung (in Portugal selten); Rufnamen; proklitische Formen, Koseformen (mit einem Exkurs über die Kindersprache); Volksetymologie; willkürliche Umgestaltungen von Namen; Pluralbildung und Artikel bei Personennamen; Namen in den pg. Kolonien; Aberglaube, der sich an PN knüpft; Gebrauch der Titelwörter *Don* und *Donna*. Nimmt man noch dazu, dass in den meisten Fällen ein Blick auf andere Sprachen, oft auch aussereuropäische, geworfen wird, so erhält man ein Bild von der Reichhaltigkeit dieses ausgezeichneten Werkes.

Dass trotzdem noch mancherlei Fragen offen bleiben, ist dem Verf. selbst nicht verborgen. Ich möchte auf zwei Punkte hinweisen, die zwar gelegentlich berührt, aber doch, wie mir scheint, nicht mit genügender Schärfe hervorgehoben werden. Die eine Bemerkung betrifft den „Ursprung" der Namen. Wenn z. B. *Luis* (S. 56) als germanisch bezeichnet wird, so ist das natürlich richtig; aber dieser Name ist doch nicht etwa mit *Rodrigo* u. ä. auf eine Stufe zu stellen: der Gang der Entlehnung (durch das Französische) ist hier nicht hervorgehoben. Aehnlich bei Familiennamen, wo die Sache noch schwieriger wird, weil sich hier Namenkunde mit Familiengeschichte verquickt. So soll *Folkman* aus dem Englischen stammen (310); mir ist der Name im Engl. unbekannt, jedenfalls ist er dort selten, im Deutschen dagegen recht häufig. So ist auch, dünkt mir, die Herleitung von *Partel* (311) aus dem dtsch. *Bartel* (Bartholomäus) eher zu empfehlen als aus dem engl. *parter* „Teiler". Natürlich können die betreffenden Familien aus England eingewandert sein. S. 321 wird *Gersey* recht unwahrscheinlich als ungarisch bezeichnet, ebendort das wohl ziemlich sicher ungarische *Korrodi* als „schweizerisch" (was soll das sein? Auch hier ist augenscheinlich Ursprung

Digitized by Google

der Familie und Herkunft des Namens verwechselt). *Belmarço* wird (320) als „dalmatisch" angeführt. *May*, das englisch, *Oom*, das schwedisch (?) sein soll, könnten ebensogut auf deutschen Ursprung zurückgeführt werden. Ob *Amador* (313) und *Gentil* (315) wirklich italienisch sind, muss ebenfalls dahingestellt bleiben. In allen diesen Fällen müsste die Erforschung der Familiengeschichte Aufschluss geben.

Dann zur Namenwahl. Es wäre, zunächst auf Grund statistischer Untersuchungen, festzustellen, wann gewisse Namen üblich werden und dann die Gründe dafür aufzusuchen. Das hat L. de V. zum Teil getan; es bleibt aber noch viel zu tun übrig und zwar kann es wohl nur in Portugal selbst gemacht werden. Insbesondere scheint mir ein Punkt vernachlässigt zu sein: die Einwirkung literarischer Strömungen. Bei *Palmira, Eurico* (80) weist L. de V. selbst darauf hin; aber dieselbe Einwirkung wird sich bei genauerer Untersuchung in viel höherem Maße zeigen. Wie *Heloise* durch Castilhos Roman verbreitet wurde (S. 465), so wird wohl auch *Graziela* (ebd.) auf Lamartines Novelle zurückgehen. *Alfredo, Alice, Elvira, Gilda, Leonor, Raoul, Violeta* sind Hauptpersonen in berühmten Opern und sicher von da aus beliebt geworden. *Crisântema* ist wohl sicher nicht aus dem Griechischen unmittelbar entnommen, sondern stammt aus Lotis Roman (daher auch die Fem.-Form). So dürften auch *Ivone* und *Noemi*, die in frz. Romanen häufig sind, auf literarischem Wege eingedrungen sein. Alle diese Fragen könnte aber natürlich nur ein genauer Kenner der Geistesströmungen in Portugal lösen.

Bemerkungen zu einzelnen Namen: 33 *Alvaro* ist sicher nicht germ.; die von Meyer-Lübke, Pg. Namensstud. I, 81 angenommene Etymologie scheitert an dem Akzent, ist übrigens ja ebd. II, 73 zurückgenommen worden. 44 (und noch einmal 566) *Nicolau*, das doch rein griech. ist, wird seltsamerweise als „halbslavisch" bezeichnet: Verwechslung von griech. *lāós* mit slav. *slava* „Ruhm" in *Venceslau*. 48 Bei *Francisco* sollte auf die Lautverhältnisse aufmerksam gemacht werden, die den Namen als Latinismus erkennen lassen; in der Tat scheint er ja in Portugal und Spanien nicht zum ältesten Namengut zu gehören. 50 Ist *Manrique* wirklich gleich frz. *Aimeri*? oder nicht vielmehr *Ermanrich? 51 *Lope* als Gen. aufzufassen scheint mir unmöglich, das *-p-* spricht dagegen; es muss wohl prov. (oder katal.) sein wie ja auch *Manrique, Henrique* und viele andere. 56 *Catalina* Dissimilation unverständlich. *Bras* ist in seiner lautlichen Entwicklung nicht klar; kaum echt pg. 72 *Alice* mit Rücksicht auf die afrz. Form *Aaliz* nicht zu Alexander; vielleicht zu germ. *Adalgise*? 72 *Amadeu* nicht *amat Deum*, sondern Imperativbildung. 75 (Z. 14 v.u.) 1. *Rathuulf*. 91 *Hilka* in Portugal klingt sonderbar. Ist es ein weibl. Name, so kann man an ungarisch *Ilka*, Koseform für *Ilona* (Helene) denken; wenn männlich, an slav. *Jilka* Koseform f. *Jili* (Julius); aber wie kämen die nach Portugal? 93 *Odosia* wohl zu *Theodosia*. 138 *Sam-Jame* wohl f. *San Jaime*. 277 Da es sich bei *Lela* um einen „Cristão-Novo" handelt, könnte man wohl an semit. *leila* („Nacht") denken. 249 interessiert die Erklärung von des Verf. eigenem „apelido": *Leite* ursprünglich „Milchgesicht". 297 Sollte sich griech. *bryon* „Moos" in Galizien wirklich gehalten haben? Der Deutsche denkt bei dem PN *Brion* natürlich an Goethes Friederike, deren Namen aber wohl frz. Ursprungs ist. 300 *Godoy* aus germ. *guths* und *wihs* ist wohl unmöglich. Ebenso 323 *Siopa* aus ital. *cioppa*. — Die vom Verf. benützte Bibliographie ist sehr umfangreich, liesse sich allerdings noch vermehren. Ich nenne nur: Solmsen, F., Indog. Eigennamen als Spiegel der Kulturgeschichte, Heidelberg 1923; das kleine, aber inhaltreiche Büchlein von R. F. Arnold, Die deutschen Vornamen, Wien 1901; und die methodisch wichtigen von K. Heinrichs: Studien über die Namengebung im Deutschen usw. (Quellen u. Forsch. z. Spr. u. Kulturgesch. der germ. Völker, Bd. CII) Strassburg 1908 und Michaëlsson, Études sur les noms de personne d'après les rôles de taille parisiens, Uppsala 1928 (das der Verf. wohl noch nicht kennen konnte).

Graz. Adolf Zauner.

Zeitschriften u. a.

Language, VI, 3: E. H. Sturtevant, The Gutturals in Hittite and Indo-European. — L. H. Gray, The Personal Endings of the Present and Imperfect Active and Middle. — A. M. Sturtevant, Some Critical Notes on Old Norse Phonology.

Bulletin de la Société de linguistique de Paris. XXX, 2. (no. 90): M. Cohen, Apparition et échanges de consonnes. — J. Przyluski, Emprunts anaryens en indo-aryen. — A. W. de Groot, La métrique générale et le rhythme. — 3. (no. 91): Weissgerber, Muttersprache und Geistesbildung (Meillet). — Hirt, Igm. Grammatik, V, der Akzent (ders.). — Grandgent, Introducción ad latin vulgar (ders.). — Jaberg und Jud, Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz; dieselben, Der Sprachatlas als Forschungsinstrument (ders.). — Sandfeld, Syntaxe d. français contemporain.

Annalen der Philosophie VIII, 9/10: E. Ruckhaber, Logische und sprachliche Verneinung.

Archiv für die gesamte Psychologie LXXVI, 1/2: G. Hensel, Das Optische bei Wordsworth. — Literaturberichte: W. Wenk, Das Volksmärchen als Bildungsgut (A. Römer). — Th. Taig, Rhythm and metre (Bergfeld). — R. Bosch, Die Problemstellung der Poetik (H. Jancke). — LXXVII, 1/2: E. Wentscher, J. St. Mills Stellung zur Religion.

Zeitschrift für Psychologie 117, Heft 1—3: H. Werner, Die Rolle der Sprachempfindung im Prozess der Gestaltung ausdrucksmässig erlebter Wörter.

Journal de psychologie normale et pathologique XXVII, 5/6. (Mai-Juni 1930): A. Sechehaye, Les mirages linguistiques.

The philosophical Review XXXIX, 5: V. J. McGill, Notes on the logic of grammar.

Deutsche Literaturzeitung, Nr. 38: Gundolf, Paracelsus (Koch). — Antonio de Solis y Rivadeneyra, Amor y obligación. Hrsg. v. Fischer u. Ruppert y Ujaravi (Petricini). — Meek, Johann Faust (Deetjen). — Knoop, Die Erzählungen Eduard von Keyserlings (Pongs). — 39: Spehr, Der Ursprung der isländischen Schrift und ihre Weiterbildung bis zur Mitte des 13. Jahrh. (Kuhn). — George, Gesamtausgabe der Werke Bd. 3, 8, 9, 15 und 16 (Vietor). — Alexander, Shakespeares Henry VI. und Richard III. (Eckhardt). — 40: Meyer-Lübke, Roman.-etymologisches Wörterbuch. 3. Aufl. Lief. 1 (Gamillscheg). — Prause, Deutsche Grussformeln in nhd. Zeit (Schröder). — Mawer, Problems of place-name study (Linck). — Merian-Genast, Voltaire und die Entwicklung der Idee der Weltliteratur (Huss). — Schindler, Der schlesische Barockdichter Andreas Scultetus (Scholte). — Kästner, Wahn und Wirklichkeit im Drama der Goethe-Zeit (von Wiese).

Revue de littérature comparée X, 3 (Juillet-sept. 1930): S. Denis, La nation germanique à l'Université d'Orléans. — R. A. Jones, Une amie anglaise de Mme. de Staël: Miss Fanny Randall. — J. Dechamps, Etudes sur la formation de la légende de Napoléon en Belgique avec les Anglais après Waterloo (suite et fin). — M. dell'Isola, Giosuè Carducci en France. — Notes et documents: G. Hainsworth, L'*Arcadia* de Sidney en France. — R. Harmand, En lisant Lope de Vega. — H. Nidecker, Notes marginales de S. T. Coleridge. En marge de Schubert (fin). — M. M. Gibb, L. Gozlan et Fenimore Cooper. — N. Popa, Les sources allemandes de deux *Filles du feu*: *Jemmy* et *Isis* de G. de Nerval. — P. Ronai, „Tuer le mandarin". — Chronique. — Bibliographie des questions de littérature comparée. — Comptes-rendus critiques: H. Genouy, L'*Arcadia* de Sidney dans ses rapports

Digitized by Google

avec l'*Arcadia* de Sannazaro et la *Diana* de Montemayor. (R. W. Zandvoort). — H. Carrington-Lancaster, A history of French dramatic literature in the 17th century (L. Rivaille). — P. Hazard et ses étudiants américains: Etudes critiques sur *Manon Lescaut* (J. Ducarre). — La Signora d'Epinay e l'Abate Galiani. Lettere inedite, con introduz. e note di F. Nicolini (J. Thomas). — L. F. Thompson, Kotzebue. A survey of his progress in France and England (B. Munteano). — G. Mitrovics, Histoire d. l. littérature esthétique en Hongrie (J. Hankiss). — Analyses d'ouvrages.

Revue critique d'histoire et de littérature LXIV, 7. (Juillet 1930): L. Tonelli, Petrarca (H. Hauvette). — J. Ficker, Anfänge reformatorischer Bibelauslegung (L. Febvre). — O. Scheel, Dokumente zu Luthers Entwicklung (L. Febvre). — Shakespeare, All's well that ends well, ed. by Sir A. Quiller Couch and J. Dover Wilson (R. Pruvost). — W. G. Moore, La réforme allemande et la littérature française (L. Febvre). — A. Cameron, The influence of Ariosto's epic and lyric poetry on Ronsard and his group (P. Jourda).

The open court XLIV, No. 7 (July 1930): M. Rudwin, The devil-compact in legend and literature (concluded).

Revue des deux mondes 1er oct. 1930: P. de Nolhac, Virgile chez Pétrarque. — L. Gillet, Une inconnue de R. Wagner. — 15 oct. 1930: Fr. de Witt-Guizot, L'Alsace dans le roman français. — G. d'Houville, Victor Hugo raconté par l'image. — Duc de la Force, Chateaubriand à Combourg.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 85. Jahrg., 158. Bd., der neuen Serie 58. Bd., Heft 1/2: A. Götze, Zu Prof. Schultz-Goras 70. Geburtstag. — A. H. Krappe, Zur Wielandsage. — M. Enzinger, Zu den Beziehungen zwischen F. Hebbel u. A. Pichler. — H. Lange, G. Chaucer als Hof- und Gelegenheitsdichter. — E. Klimenko, Zu Shelleys Syntax. — E. Richter, Der Entwicklungsgang des neuesten Französischen. — A. Risop, Ein Beitrag zur „Superposition syllabique" (*Chevau-léger* u. Verwandtes). — Kleinere Mitteilungen: F. Mezger, Die Gruppe „Herr sein, Knecht sein" im Germanischen. — A. Brandl, Japanische Shakespeare-Gesellschaft. — O. Schultz-Gora, *Saluer de loin* in der alten Sprache. — A. Steiner, Zum Thema des Don Quijote in Deutschland im 17. Jahrh. — Beurteilungen: H. Brinkmann, Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung (H. F. Rosenfeld). — Volksbücher vom sterbenden Rittertum, hrsg. von H. Kindermann (M. Enzinger). — R. Beitl, Goethes Bild in der Landschaft (H. Richter). — J. J. Hogan, The English language in Ireland (F. Fiedler). — H. Gade und A. Ludwig, Britain and the British (H. Marcus). — W. Gaedick, Der weise Narr in der engl. Literatur von Erasmus bis Shakespeare (R. Spindler). — Hermann u. Meysenburg, Amerikanisches Englisch (F. Fiedler). — Philologische Studien a. d. romanisch-germanischen Kulturkreise. Hrsg. von Schädel u. Mulertt (K. Voretzsch). — Bibliographie. — J. Koch, Entgegnung. — F. Fiedler, Antwort auf die Erwiderung von Prof. Koch.

Germanisch-romanische Monatsschrift XVIII, 9/10 (Sept., Okt. 1930): W. Horn, F. Holthausen zum 70. Geburtstag. — F. R. Schröder, Walther v. d. Vogelweide. — W. Krämer, Probleme und Ergebnisse der Günther-Forschung I. — Spiess, Die beiden Estherdramen im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — K. Luick, Ueber einige Zukunftsaufgaben der englischen Sprachwissenschaft. — v. Wartburg, Vom Wesen u. Ursprung des Argot. — Kleine Beiträge. — Bücherschau. — Neuerscheinungen.

The modern Language Review XXV, 4 (Oct. 1930): J. D. Wilson, Thirteen volumes of Shakespeare: a retrospect. — J. M. Lothian, Shakespeare's knowledge of Aretino's plays. — A. J. Mill, The influence of the continental drama on Lyndsay's "Satyre of the thrie estaitis". — F. T. Wood, Goodman's Fields Theatre. — H. M. Briggs, Tasso's theory of epic poetry. — Miscellaneous notes: R. C. Bald, A new ms. of Middleton's "Game at Chesse". — P. L. Carver, "Out of heaven's benediction to the warm sun". — G. Woledge, St. Amand, Fairfax and Marvell. — A. Bell, A "Definition d'Amour" in MS. Digby 86. — Reviews: Early scholastic colloquies, ed. by W. H. Stevenson (E. Vaughan). — Tottel's Miscellany, ed. by H. E. Rollins (W. L. Renwick). — J. A. Fort, A time scheme for Shakespeare's sonnets (G. B. Harrison). — F. A. Pottle, The literary career of J. Boswell (J. Wilks). — G. R. Elliott, The cycle of modern poetry (B. E. C. Davis). — D. B. Morris, R. L. Stevenson and the Scottish highlanders (E. A. Baker). — B. Blomé, The place-names of North Devonshire (P. H. Reaney). — A. Orbeck, Early new England pronunciation; H. Kurath, American Pronunciation (P. Gurrey). — Studies in English philology in honor of F. Klaeber (E. Blackman). — Six vaudois poems, ed. by H. J. Chaytor (E. G. Gardner). — A. Eloesser, Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart (G. Waterhouse). — Short notices. — New publications.

Publications of the Modern Language Association of America XLV, 3 (Sept. 1930): H. W. Nordmeyer, Ein Anti-Reinmar. — E. Greenlaw, Spenser's "Mutabilitie". — F. M. Padelford, The *Cantos of Mutabilitie*. Further considerations bearing on the date. — T. B. Harrison, The relations of Spenser and Sidney. — C. W. Lemmi, The allegorical meaning of Spenser's *Muiopotmos*. — B. H. Bronson, A note on Gadshill, *Our setter*. — R. Heffner, Shakespeare, Hayward and Essex. — G. T. Taylor, Shakespeare's attitude towards love and honour in *Troilus and Cressida*. — Ch. A. Rouse, Was Heywood a servant of the Earl of Southampton? — F. L. Jones, Echoes of Shakespeare in later Elizabethan drama. — W. D. Dunkel, The authorship of *The Puritan*. — S. A. Tannenbaum, Unfamiliar versions of some Elizabethan poems. — E. E. Rovillain, L'abbé Prévost et *L'homme sauvage* de Seb. Mercier. — H. Peyre, Racine et la critique contemporaine. — M. M. Miller, Science and philosophy as precursors of the English influence in France: a study of the Choix des anciens journaux. — H. M. March, The *Christine* of Fr. Soulié. — J. F. Jackson, Balzac and Ste.-Beuve. — S. A. Rhodes, Sources of Fromentin's *Dominique*. — Comment and criticism: W. S. Hastings, The reliability of Balzac's *Correspondance*. — D. Bush, The date of Spenser's *Cantos of Mutability*. — J. W. Bowyer, Quakers on the English stage.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 54, 3: C. v. Kraus, Als mîn ander hant. — T. Sokolskaja und L. Sinder, Eine oberhessische Sprachinsel in der Nordukraine. — A. Leitzmann, Zu Hartmanns Gregorius. — A. Leitzmann, Ein Wolframzitat bei A. W. Schlegel. — H.-Fr. Rosenfeld, Zum Kotzenmære. — Th. Frings, Hilde. — E. Sievers, Die stimmliche Gliederung des Kudruntextes. — M. Skutella, Zur philologischen Eckhartforschung. — J. Loewenthal, Etymologica. — J. Loewenthal, *Germānī*.

Zeitschrift für Deutschkunde 1920, 10: G. Müller, Die katholische Dichtung der Gegenwart. — E. Ermatinger, Das Werturteil im Literaturunterricht. — A. Sahm, Betrachtungen zur Namenforschung im Hansegebiet. — Jahresbericht 1929/1930.

Teuthonista 6, 2: W. Steinhauser, Zur Diphthongierung von germ. ē² und ō. — A. Staedele, Bildung des Hauptworts durch Ableitung in der Mundart von Stahringen. — R. Weitnauer, Die Bildung des Eigenschaftswortes in der Allgäuer Mundart von Kempten und Umgebung. — E. Kranzmayer, Die schwäbisch-bayrischen Mundarten am Lechrain.

The Germanic Review V, 4: W. Frels, Gefundene und verschwundene Goethebriefe. — P. Coleman, Kotzebue and Russia. — D. B. Shumway, The Language of the Luther Bible of 1671. — M. Schlauch, The Danish Volksbücher.

Göttingische gelehrte Anzeigen 192, 8: Hess, P. Marianus Rot, ein Kapitel schweizerischer Theatergeschichte; Marianus Rot, Panis Eucharisticus indigne tractatus (Schauer). — The Historia Regum Britanniae of Geoffrey of Monmouth, by A. Griscom (Walther). — 9: Heusler, Deutsche Versgeschichte, Bd. 3 (Baesecke). — Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol (Schwarz).

Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1920, 2: H. Meyer, Die Oriflamme und das französische Nationalgefühl. — E. Hermann, Ulfilas Alphabet.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. 8. Band (1930). Leipzig, Insel-Verlag: K. Gerstenberg, Zehn Briefe Winckelmanns an seinen Verleger Walther. — O. Dammann, Zu Zacharias Werners Nachlass. — B. Lange, Goethes Enkel in Leipzig. — W. Frels, Topographie der Goethehandschriften. — J. Goslich, Zelter und seine Verleger. — O. E. Deutsch, Beethovens Goethe-Kompositionen. — J. W. Schottländer, Zelters Beziehungen zu den Komponisten seiner Zeit. — A. Kippenberg, Neue Faustsplitter. — G. Witkowski, Ein

Digitized by Google

Goethe-Roman. — R. Nussbaum, Der „Hirschruf" im Berkaer Forst. — G. Witkowski, Notwendige Faust-Emendationen. — H. Bräuning-Oktavio, Der Hillsche „Prospect" von Darmstadt. — H. Kroeger, Aus Alma von Goethes Brieftasche. — L. Frede, Ein Weimarer Zinngiesser der Goethezeit als Medailleur.

Die Neue Rundschau 41, 10: W. Schäfer, Der Dichter und seine Zeit.

Klio 24, 1: E. Hesselmeyer, Was ist und was heisst Dekumatland?

Preussische Jahrbücher 221, 2: Th. Ostermann, Die moderne Aesthetik und Dantes göttliche Komödie. — H. Beggerow, Der Wahrheitsgehalt von Goethes Farbenlehre. — 3: P. Kaufmann, Johanna Kinkel.

Zeitschrift für Kirchengeschichte 49, 3: K. Müller, Zum Text der Deutschen Theologie.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VI (1930) 6: F. Kellermann, Zur Amerikakunde. — G. Kawitsch, Bericht über den Neuphilologentag in Breslau.

Der Pfad VII, Juli 1930: A. Fried, Todeserleben französischer Dichter. — August, September: O. Bearfield, A note on Hamlet and Faustus. — Oktober: E. Trummler, Das Lebenssiegel der Goethe-Novalis Zeit.

Der Geisteskampf der Gegenwart X (Okt. 1930): Knevels, Ueber drei neue Dramen.

Die christliche Frau. Sept. 1930: H. Chorus, Rom im Spiegel deutscher Gegenwartsdichtung. — Kl. M. Fassbinder, Marie von Ebner-Eschenbach.

Literarischer Handweiser LXVI, 12 (Sept. 1930): J. Sprengler, Aus der Theaterkritik der Zeit. — G. Köhler, Bildnis des Fr. Jammes. — LXVII, 1 (Okt. 1930): J. Mumbauer, Junge Dichter.

Der Gral XXV, 1 (Okt. 1930): H. Federer, Ueber den Roman. — L. Kjerbüll-Petersen, Theater u. Drama. — Ch. Demmig, Die Wiedergeburt der Seele im katholischen Frankreich. — J. Froberger, Aus der Literatur Mexikos. — H. van der Mark, Jung-Niederland in der Dichtung.

Theologisches Literaturblatt LI, 19: G. Siedel, Theologia Deutsch (R. Seeberg). — H. Dannenbauer, Luther als religiöser Volksschriftsteller (H. Preuss). — 20: K. Bauer, Luthers Aussehen u. Bildnis (H. Preuss). — 21: O. Thulin, Johannes d. Täufer im geistlichen Schauspiel des Mittelalters und der Reformationszeit (H. Preuss).

Theologische Literaturzeitung LV, 20: Eck, Vier deutsche Schriften gegen Martin Luther, den Bürgermeister u. Rat von Konstanz, Ambrosius Blarer u. Konrad Sam (Wolf). — Werdermann, Luthers Wittenberger Gemeinde (Wolf). — 21: Althaus, Der Geist der lutherischen Ethik im Augsburgischen Bekenntnis (Fendt). — Sachwörterbuch der Deutschkunde hrsg. von Hofstätter u. Peters (Beyer). — 22: Kriedte, Deutsche Bibelfragmente in Prosa des 12. Jahrh. (Schröder). — Schröder, Altgermanische Kulturprobleme (Kauffmann).

Zeitschrift für Aesthetik u. allgemeine Kunstwissenschaft XXIV, 3: R. Glanz, Der poetische Wertmasstab G. Flauberts. — F. Trojan, Zur Psychologie der Farben bei Goethe. — Besprechungen: K. S. Laurila, Sprache u. Anschauung (K. Oppert). — J. Jarislowsky, Schillers Uebertragungen a. Virgil im Rahmen der deutschen Aeneisübersetzungen des 18. Jahrh. (H. Kuhn). — Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1925 u. 1926 (K. Gassen). — 4: R. Glanz, Der poetische Wertmassßtab b. G. Flaubert. — Besprechungen: O. Benda, Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft (K. May). — S. Bing, J. Wassermann. Weg und Werk des Dichters. — Schriftenverzeichnis für 1929.

Hochschulwissen VII, 1 (Jan. 1930): F. Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus. — VII, 2 (Febr. 1930): F. Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus. — P. Nettl, Musik u. Deutschkunde. — E. Rosenbach, Die englische Literatur der Gegenwart. — VII, 3 (März 1930): F. Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus. — VII, 4 (April 1930): E. Rosenbach, Die Weltbetrachtung des H. G. Wells. — F. Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus. — VII, 5 (Mai 1930): F. Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus. — E. Rosenbach, Die englische Literatur der Gegenwart. — H. Fischer, Vom Theater der Gegenwart.

Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 1 (Okt. 1930): J. Hofmiller, Voltaire. — R. Borchard, Hofmannsthals Lehrjahre.

Zeitschrift für deutsche Bildung 6, 10: E. Stranik, Ueber das Wesen des Plagiats. — L. Weisgerber, Zu H. Sperbers „Zwei Arten der Bedeutungsforschung". — B. Buchheit, Shakespeares-Mythus! Shakespeare-Kritik. — G. Bebermeyer, Luthersprache und Lutherbibel. — **Bielschosky**-Linden, Goethe (F. Koch). — Zwei Literaturgeschichten des 18. Jahrh. (ders.)

Münchner Neueste Nachrichten 18. Okt.: C. von Kraus, Ein bedeutender Lexikograph. Matthias Lexer zum Gedächtnis.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 77, 10—12: F. Wrede, Sprachatlas u. Geschichtsforschung. — G. Goessler, Der Name Württemberg (zu Virodunum).

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde IV, 1: K. Bosch, Weihnachten in der Provence. — L. Kröger, Pythagoreisches aus der Handlesekunst. — E. H. Meyer, Gesunkenes Kulturgut? — Musikalische Wandlung des Liedes im Volksmunde. — H. Heimberger, Beiträge zur Zahnheilkunde im Mittelalter. — R. Hoppe, Jahresbräuche aus Bobstadt. — H. Rohrer, Volkskundliches von der Bienenzucht in Steiermark. — H. Vischer, Das Tempelhaus in Neckarelz.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 30, 2 u. 3: R.-O. Frick, La pluie de la Saint-Médard. — E. Tappolet, Vom Schicksal der armen Seelen in den Walliser Sagen. — M. His, Die magische Flucht und das Wettverwandeln. — G. Wissler, Mundartliche Szenen aus einer Schulkomödie und eine Militär-Parodie aus dem Ende des 17. Jahrh. — Direttive della sezione „Ricerche di colonie rustiche" della Società svizzera per le tradizioni popolari. — Hopfner, Keltische Ortsnamen der Schweiz (Saludin).

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde N. F. 45, 3: A. Scheiner, Das Hohelied Salomonis in siebenbürgisch-sächsischer Sprache.

Volk und Scholle 8, 10: W. M. Becker, Neue Methoden und Ergebinsse in der Erforschung von Sprache und Kultur westdeutscher Stämme und Landschaften. — W. Schoof, Die Stammbücher von J. u. W. Grimm.

Geographische Zeitschrift 36, 819: K. Wagner, Ueber Notwendigkeit und Form eines deutschen Atlas.

Unsere Heimat N. F. III, 1: Das St. Pöltener Krippenspiel, bearbeitet v. Raimund Zoder.

Die Heimat 3, 30: G. Buchheit, Pfälzische Stammesdichtung. — 3, 36: Fr. Lüers, Die Totenbretter in Bayern.

Hessenland 6: W. Schoof, Ein bisher unbekanntes Schulzeugnis W. Grimms. — E. Schüder, „Hessenland". Unser altes Landgeschrei.

Nassauische Heimatblätter 30, 1: A. Bach, Neue nassauische Sagensammlungen. — 3: O. Stückrath, Der Aufhocker und seine Sippe im Nassauischen.

Moderna Språk 1930: E. Låftman, Till den Engelska syntaxen. Artikelbruket vid plural appellatir i totalitets betydelse.

De Nieuwe Taalgids 24, 4: N. van Wijk, Moderne studie der taalsystemen en ouderwetse linguistiek. — J. J. Salverda de Grave, Franse woorden uit de achttiende eeuw. — L. Koch, Joan Luykens duytse lier en haar vermoedelijk duitsch voorbeeld. — J. C. van der Does, Is Jan Luijken lid gewest van den kring van Jaen Zoet? — Royen, Die nominalen Klassifikations-Systeme in den Sprachen der Erde (Schönfeld).

Namn och Bygd 17, 2—4: A. Espeland, Oldnorsk fyrvesen i norske steds navn. — G. Hedström, Landsmålsalfabetet i för södra Sverige anpassad kortfattad framställning. — E. Hjärne, Vederlag och sjöväsen. Ett bidrag till det danska statsskickets äldsta historia. — S. Lindqvist, Hedebyväldets varaktighet. — I. Lundahl, Ett par bidrag till svensk språkutveckling i belysning av ortsnamn (utvecklingen av iu till y i fsv.; fsv. Byrnesholt och namn av typen fsv. Dalsiobode -nsv. Dalrebo. — A. Nordén, Om „hage" i borg-och kungsgårdsnamn; helgedikternas Arasteinn och Frekastein. — J. Sahlgren, Ordet *rönn*. — A. Schagerström, Vaxala. — Zachrisson, Romans Kelts and Saxons i Ancient Britain (Ekwall).

Acta Philologica Skandinavica V, 3: T. E. Karsten, Fenno-Skandinavisches. — F. Jónsson, Brage Skjold. — G. Bergmann, Sv. slang *Skör*, huvudhar.

Leuvensche bydragen 22, 1: L. Grootaers, Zuidnederlandsch Dialectonderzoek. I. De Noord- en Zuidnederlandsche Dialectbibliotheek. II. Dialectgeographisch Onderzoek over Bloemnamen. — Lijst Nr. 15.

Digitized by Google

Die Neueren Sprachen XXXVIII, 6 (Sept. 1930): G. Lote, Deux acteurs romantiques. — W. Maier, Die englische Lektüre in Oberklassen. — K. Graef, Kulturkunde u. kulturkundliches Lesebuch. — P. R. Sanftleben, Grundsätzliche Bemerkungen über kulturkundliche Lesebücher u. Lesehefte. — F. Oeckel, Die kulturkundliche Bedeutung der Uebersetzungsliteratur. — W. Meyer, Zum Thema „Reifeprüfungsarbeit." — S. Schwarz, Wer soll entscheiden? — W. Küchler, Deutsche Literatur. — Ders., Les textes français. — Besprechungen: H. Ammann, Die menschliche Rede (F. Schalk). — P. Fouché, Etudes de phonétique générale. — Neue englische Lyrik (K. Arns). — N. Dupire, Bibliographie des travaux de E. Langlois (M. Frey). — R. Ruppert y Ujaravi, Spanisches Lesebuch (G. Haak). — Zeitschriftenschau. — Aus den Büchereingängen. — 7 (Okt. 1930): E. Richter, Die Entwicklung der Phonologie. — K. Ehrke, Die Grammatik im neusprachlichen Schulunterricht. — E. Zellmer, Probleme des Grammatikunterrichts i. d. neueren Fremdsprachen. — H. Schmidt-Voigt, Ein Sachwörterbuch der Deutschkunde. — W. Meyer, Wie fördern wir die Sprachfertigkeit im Französischen? — E. Dieterich, Allgemein Englisch als Anfangssprache. — Besprechungen: Ch. Firth, Modern languages at Oxford (F. Karpf). — L. Riding, Voltaire (K. Arns). — Englische Lehrbücher f. Handelsschulen (K. Ehrke). — Englische Lehrbücher (K. Ehrke). — Teubners Neusprachliche Lektüre (F. Oeckel). — Tauchnitz Editions (R. Sues). — Meisterwerke der romanischen Sprachwissenschaft hrsg. v. L. Spitzer (H. Rheinfelder). — V. Klemperer, Idealistische Literaturgeschichte (W. Kalthoff.) — H. C. Lancaster, A history of French dramatic literature in the 17th century (W. Küchler). — E. Beau de Loménie, La carrière politique de Chateaubriand (W. Küchler). — E. Küchler, Das Stadterlebnis bei Verhaeren (E. Richter). — W. Beinhauer, Spanische Umgangssprache (W. Giese). — G. Henle, Eine Fahrt n. Patagonien u. dem Feuerlande. Un viaje a la Patagonia y Tierra del Fuego. Version p. E. C. Szinula (P. Saavedra). — Franz Doerr †.

Zeitschrift für französischen u. englischen Unterricht XXIX, 7. J. Vernay, Comment je conçois et pratique l'enseignement du français à l'Université. — W. Meyer, Wie lässt sich der französische Unterricht besonders auf Realschulen intensiv gestalten. — H. Frerk, Gruppenarbeit im englischen Anfangsunterricht. — E. Hilburg, Sinclair Lewis sieht Deutschland. — Berichte, Aussprache. — Besprechungen: Romanische Sprachwissenschaft (E. Seifert). — P. Souday, A. Gide (O. Völcker). — Englische Lektüre (R. Brill). — Die bildende Kunst im neusprachlichen Unterricht (K. Kauenhowen). — Zeitschriftenschau. — Neue Bücher.

Neuphilologische Monatsschrift I, 10 (Okt. 1930): P. Meissner Gestaltung u. Deutung des Weltkrieges i. d. engl. Literatur. — S. Aschner, Volkhaftes im französ. Impressionismus. — J. Plaut, L'Oeuvre de Molière. — G. Wenderoth, Neusprachlicher Arbeitsunterricht i. d. Fachklasse. — A. Pohlmann, Die neue „Ligue d'études germaniques" in Frankreich. — Nachrichten.

The Journal of English and Germanic Philology XXIX, 3 (July 1930): R.-M. S. Heffner, Gothic rs: r final. — H. V. Velten, Studies in the Gothic vocabulary with especial reference to Greek and Latin models and analogues. — S. T. Williams, Washington Irving and Fernán Caballero. — H. C. Lotspeich, Beowulf 1363 „Hrinde Bearwas". — J. W. Draper, „An epitaph upon the deth of Kyng Edward". — A. J. F. Zieglschmid, The historical development of the past subjunctive in German. — H. R. Patch, Chaucer and the common people. — W. Thorp, The ethical problem in Marlowe's Tamburlaine. — Th. Geissendoerfer, A critical bibliography of recent methods in German literary research. — W. Leopold, Polarity in German literature. — Reviews: C. Mahling, Ueber Tonvokal + Ht im Frühmittelenglischen (M. B. Ruud). — E. F. Shannon, Chaucer and the Roman poets (S. B. Meech). — L. Ch. Wimberly, Death and burial lore in the English und Scottish popular ballads (H. M. Belden). — Ph. Aronstein, Das englische Renaissancedrama (C. S. Northup). — P. Alexander, Shakespeare's Henry VI and Richard III. (T. Brooke). — Shakespeare and his fellow dramatists ed. by E. H. Oliphant (R. A. Law). — A. Brandl, Shakespeare, Leben — Umwelt — Kunst (T. W. Baldwin). — A. J. App, Lancelot in English literature, his rôle and character (J. J. Parry). — O. Cromwell, Th. Heywood (M. Th. Herrick). — W. Gueckel u. E. Guenther, D. Defoes and J. Swifts Belesenheit u. literarische Kritik (C. S. Northup). — E. Hicks, Sir Th. Malory, his turbulent career: a biography (A. C. Baugh). — F. Soret, 10 Jahre bei Goethe. Transl. and ed. by H. H. Houben (E. H. Zeydel). — W. Böhm, Hölderlin (F. Bruns). — Novalis, Schriften hrsg. v. P. Kluckhohn (F. Bruns). — M. Bauer u. M. Morgenstern, Chr. Morgenstern (E. Hofacker). — Cornell Studies in English, XII. (H. Fletcher). — K. E. Hartwell, Lactantius and Milton (H. Fletcher). — Humanism and America, ed. by N. Foerster (Ch. F. Harrold). — J. W. Eaton, The German influence in Danish literature in the 18th c. The German circle in Copenhagen 1750—1770 (A. B. Benson). — Brief mention.

Anglia Beiblatt XLI, 10 (Okt. 1930): H. Spies, Kultur u. Sprache im neuen England (Preusler). — M. Callaway Jr., Concerning the origin of the gerund in English (Karpf). — M. Williamson, Colloquial language of the Commonwealth and Restoration (Karpf). — Beowulf hrsg. v. M. Heyne (Mann). — E. de Sélincourt, On poetry (Schöffler). — A. H. Bright, New light on 'Piers Plowman'. Preface by R. W. Chambers (Schöffler). — J. W. Draper, The funeral elegy and the rise of English romanticism (E. Fischer). — Dryden and Howard 1664—1668. Ed. by D. D. Arundell (Groth). — J. O'Sullivan-Köhling, Shelley u. die bildende Kunst (Huscher). — G. Fritzsche, W. Morris' Sozialismus u. anarchistischer Kommunismus (Walther). — A. A. von Helmholtz-Phelan, The social philosophy of W. Morris (Walther). — R. Bridges, Collected essays, papers etc. IV. A. critical introduction to Keats (Price). — St. Helsztynski, Englische Lyrik des 20. Jahrh. (Birkenmajer). — A. Huxley, Those barren leaves (Eichler). — A. Bennett, The strange Vanguard (Eichler). — The foundations of English character, hrsg. v. E. Gerstenberg (J. Mellin). — E. Gerstenberg, Elementarbuch f. Knaben- u. Mädchenschulen mit Englisch als zweite Fremdsprache (Mellin). — Engl. Unterrichtswerk, hrsg. v. K. Manger, u. A. Kroder (Ellinger). — Aus Zeitschriften. — XLI, 11 (Nov. 1930): F. E. Hardy, The early life of Th. Hardy (Jiriczek). — F. E. Hardy, The later years of Th. Hardy (Jiriczek). — A. Rotter, Der Arbeiterroman in England seit 1880 (Meissner). — O. Lösch, Das Naturgefühl bei G. Eliott u. Th. Hardy (Rhotert). — A. D. Snyder, Coleridge on logic and learning (Meissner). — D. N. Smith, Warton's history of English poetry (Meissner). — W. Frässdorf, Die psychologischen Anschauungen J. J. Rousseaus (Jantzen). — J. Heinrich, Die Frauenfrage bei Steele u. Addison (Jantzen). — C. J. H. Hayes, Nationalismus. Uebs. von J. F. Friedländer, hrsg. von J. Goldstein (Aronstein). — O. E. Lessing, Brücken über den Atlantik (Mühe). — Neusprachliche Klassiker hrsg. v. Chr. Beck u. A. Kroder (Ellinger). — Gade, Hermann, Lichtenberg, Englisches Unterrichtswerk (Caro).

English Studies XII, 5 (Okt. 1930): L. P. H. Eijkman, Dutch and English Vowels. — Notes and News: G. O. Curme, W. van der Gaaf, Origin of the accusative often used as subject of the gerund. — Reviews: Huchon, Histoire d. l. langue anglaise II (W. von der Gaaf). — Mawer, Problems of place-name study; Smith, The place-names of the north riding of Yorkshire (J. Mansion). — Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch (H. Jansonius). — Beach, Modern language teaching and learning with gramophone and radio (L. J. Guittart.) — Williamson, The Donne tradition (M. Praz). — Jacob, D. Defoe, *Essay on projects*; Huscher, Ueber Eigenart u. Ursprung des englischen Naturgefühls. (A. C. E. Vechtman-Veth). — de Reul, L'art et la pensée de R. Browning; Spindler, R. Browning u. die Antike (W. van Doorn). — Kellet, The whirligig of taste; Cole, Politics and literature (J. L. Cardozo).

Studies in English 10 (The University of Texas Bulletin No. 3026): R. H. Griffith and R. A. Law, „A boke of balettes" and „The courte of Venus". — E. M. Gill, The plot-structure of „The comedy of errors" in relation to its sources. — W. T. Conklin, Two further notes on Shakespeare's use of Elyot's „Governour". — F. Stovall, Poe's debt to Coleridge. — L. King, Notes on Poe's sources. — R. L. Rhea, Some observations on Poe's origins. — H. A. Turner, A note on Poe's „Julius Rodman". — K. Campbell, A bit of Chiversian mystification.

Digitized by Google

The Review of English Studies VI, 24 (Oct. 1930): V. de Sola-Pinto, Peter Sterry and his unpublished writings. — J. Evans, Chaucer and decorative art. — M. M. Gray, The influence of Spenser's Irish experiences on *The Faerie Queene*. — M. Praz, An English imitation of Diderot's *La Religieuse*. — H. O. White, Collins and Miss Bundy. — Notes and Observations: M. Dowling, Further notes on W. Trevell. — D. Everett, A note on „Ypotis". — W. W. Greg, Freedom *per translationem*. — B. M. Wagner, George Jolly at Norwich. — R. B. McKerrow, Sir Israel Gollancz. — Correspondence. — Reviews: The revelations of St. Brigitta, ed. by W. P. Cumming (H. S. Bennett). — Sir Gawain and the green knight, trans. by S. O. Andrew (R. W. King). — A. J. App, Lancelot in English literature (A. T. B. Byles). — Nevill's Castell of Pleasure, ed. by R. D. Cornelius (H. S. Bennett). — O. F. Emerson, Chaucer essays (M. Day). — Wyclif, Selections, ed. Winn (H. S. Bennett). — E. E. Kellett, The northern saga (G. N. Garmonsway). — R. W. Zandvoort, Sidney's *Arcadia* (M. Wilson). — J. A. Fort, A time scheme for Shakespeare's Sonnets (P. Alexander). — Shakespeare, Much ado about nothing, ed. by A. G. Newcomer and D. Gray (P. Alexander). — Shakespeare-Jahrbuch 65 (P. Alexander). — Middleton's *Game at Chess*, ed. by R. C. Bald (P. Alexander). — The Latin poems of Milton, ed. by W. Mackellar (D. Saurat). — K. E. Hartwell, Lactantius and Milton (D. Saurat). — The poems of John Donne, ed. by H. J. C. Grierson (H. J. L. Robbie.) — The drinking Academy (G. C. Moore Smith). — M. A. Shaaber, Some forerunners of the newspaper (G. B. Harrison). — L. L. Schücking, Die Familie im Puritanismus (W. Rose). — Walpole's Castle of Oranto, ed. by O. Doughty (H. Williams). — G. L. Apperson, English proverbs (F. Sidgwick). — H. A. Wheeler, Catalogue of English books at Wadham-Coll. (R. B. McKerrow). — H. Marwick, The Orkney Norn (G. N. Garmonsway). — Handbuch der Englandkunde (W. R.). — J. Minto, Reference books (R. B. McKellar). — A. R. Sudgen, The Brontës (H. W. Husbands). — Short Notices. — Other books and pamphlets received. — H. W. Husbands, Summary of periodical literature.

Studies in Philology XXVII, 1 (Jan. 1930): W. C. de Vane, „Sordello's" Story retold. — M. Parlett, Gge. Eliot and humanism. — Ch. F. Harrold, Carlyle and Novalis. — E. G. Sutcliffe, Ch. Read's notebooks. — 2 (April 1930): F. M. Padelford, The Muse of the „Faerie Queene". — K. Th. Rowe, Sir Calidore: Essex or Sidney? — R. Heffner, Spenser's allegory in book I of the „Faerie Queene". — F. Hard, Spenser's „Clothes of Arras and of Foure". — M. P. Tilley, Further borrowings from poems in „Philotimus". — B. Tapper, Aristotle's „Sweete Analutikes" in Marlowe's „Doctor Faustus". — E. J. Howard, The printer and Elizabethan punctuation. — B. Maxwell, The original of Sir John Falstaff: believe it or not. — M. L. Farrand, An additional source for „A Midsummer-Night's Dream". — M. W. Bundy, Bacon's true opinion of poetry. — R. Quintana, Notes on English educational opinion during the 17th c. — H. Craig, Recent literature of the English Renaissance. — 3 (July 1930): H. H. Clark, Lowell — humanitarian, nationalist, or humanist? — A. Warren, Lowell on Thoreau. — E. P. Kuhl, Sidney Lanier and Edw. Spencer. — A. H. Pochmann, Irving's German sources in „The sketch book". — T. McDowell, J. F. Cooper as self-critic. — C. Hotson, Emerson and the Swedenborgians. — K. Campbell, Poe's knowledge of the Bible.

Archivum Romanicum XIV, 3 (Luglio-Sett. 1930): L. Diculescu, Note critiche alla critica letteraria di Francesco de Sanctis. — A. Parducci, Le imitazioni ariostee nella „Franciade" del Ronsard. — Varietà e aneddoti: P. Skok, Notes de linguistique romane. — J. Orr, Sur un vers de l'„Eulalie". — M. de Caro, Ant. salern. „sparamagna". — J. Ruggieri, Uno sconosciuto frammento del „Roman de la Rose". — P. Aebischer, Le thème garg-et ses dérivés dans la toponymie de la Gaule. — Bibliografia: Ph. van Tieghem, Tendances nouvelles en histoire littéraire (G. Bertoni). — E. A. Lowe, Scriptura beneventana (C. Folignio). — K. Bergmann, Im Spiegel der Sprache (R. Riegler.). — La vida y la obra de Ric. Monner Sans (R. Riegler). — Grabert-Schönborn-Ullmann, L'aspect de la France (R. Riegler). — D. Petrini, La poesia e l'arte di G. Parini (F. Losavio).

La Cultura IX, I, fasc. 9 (Sept. 1930): S. Battaglia, Il „Libro de buen amor". — L. Salvatorelli, Il „De republica" di Solaro della Margarita. — S. Solmi, Saggio su André Gide. — B. Migliorini, A. Momigliano, M. Pincherle-Minerbi, L. Trompeo, Manzoniana. — Recensioni: D. Defoe, Lady Roxana, L'amante fortunata. Traduzione di G. Biagi (M. Praz). — Note. — Libri ricevuti. — fasc. 10 (Ott. 1930): N. Sapegno, Le rime di Dante. — Z. Zini, La persecuzione di Jean-Jacques. — V. Santoli, Un romanziere danese: J. P. Jacobsen. — Recensioni: U. Bosco, Il „Decamerone" (P. P. Trompeo). — N. Peusner, O. Grautoff, Barockmalerei i. d. romanischen Ländern.

Nuova Antologia LXV, fasc. 1404 (16 Sett. 1930): A. Farinelli, Chateaubriand e Virgilio. — G. Fatini, Un poeta e un filosofo. — E. Bevilacqua, Leopardi e la critica. — G. Gambarin, Il Carducci e il Tommaseo. — N. Zingarelli, Rassegna letteraria. — Notizie e commenti. — 1405 (1° Ott. 1930): E. Reggio, Perchè la letteratura italiana non è popolare in Europa. — A. Benedetti, Impressioni d'Italia nella poesia di R. Browning. — G. Vidari, Rassegna letteraria. — Notizie e commenti. — 1406: M. L. Giartosio de Courten, „La Beatrice di Dante" di Gabriele Rossetti.

Zeitschrift für französische Sprache u. Literatur LIV, 3/4. Ph. A. Becker, Christine de Pizan. — St. Hofer, Zu den Dichtungen Otons de Granson. — Ph. A. Becker, Woher stammt Andry de la Vigne? — R. von Schaukal, Ein Irrtum Pascals. — G. Friederici, Vier Lehnwörter aus dem Tupí. — G. Reichenkron, Zu provenzalisch *anar*. — E. Gamillscheg, Frz. *donjon* „Schlossturm". — Besprechungen: K. Vossler, Frankreichs Kultur und Sprache (A. Zauner). — L. Sainéan, Les sources indigènes de l'étymologie franç. (E. Gamillscheg). — G. Gougenheim, Etude sur les périphrases verbales d. l. langue franç. (Th. Kalepky). — Mémoires de la société néo-philol. de Helsingfors VIII (J. Brüch). — G. de Scudéry, Le prince déguisé, republ. by B. Matulka (E. Kredel). — B. Matulka, The Cid as a courtly hero (W. v. Wurzbach). — W. R. Dunstan, The litigants, being a translation of Les plaideurs of J. Racine (W. v. Wurzbach). — G. L. van Roosbroeck, Alzirette; G. L. van Roosbroeck, L'empirique (P. Sakmann). — E. H. Wright, The meaning of Rousseau (P. Sakmann). — E. Starkie, Les sources du lyrisme dans la poésie d'E. Verhaeren (K. Glaser). — F. Mistral, Gedichte, ausgew. von K. Voretzsch (W. Flusser).

Mercure de France No. 773. (1er sept. 1930): J.-S. Pons, De F. Mistral à J. Verdaguer. — J. Charpentier, Charles Maurras. — No. 774 (15 sept. 1930): Ch. Terrin, F. Mistral et l'Académie de Nîmes. — J. Charpentier, A. de Châteaubriant. — No. 775 (1er oct. 1930): M. Coulon, L'originalité de Mistral. — F. Boyer, Giulia ou le mariage manqué de Stendhal. — Ch. Barzel, Lettres inédites de F. Mistral au poète L. Funel. — No. 776 (15 oct. 1930): J. -P. Vaillant, Michelet et le peuple. — J. Charpentier, Louis Bertrand.

Revue de Paris XXXVII, 18 (15 sept. 1930): F. Baldensperger, Lady Bolingbroke. — C. Photiadès, Bayreuth en 1930. — C. Berton, Ges de Porto de-Riche. — 19 (1er oct. 1930): R. Johannet, Aspects récents de J. de Maistre.

Bibliothèque universelle et revue de Genève Juillet 1930: E. Jaloux et J. Cassou, Dialogue sur R. M. Rilke. — Août 1930: E. Kohler, La personnalité littéraire d'E. Rambert. — Oct. 1930: A. Moufflet, La crise du français.

Revue de Hongrie XXIIIe année, t. XLVI. M. G. Strem, La Hongrie à travers les écrivains français.

Deutsch-französische Rundschau III, 10 (Okt. 1930): C. Sénéchal, Jules Supervielle oder „Vom Fassen des Unfassbaren".

Deutsches Dante-Jahrbuch 12. Band. Neue Folge 3. Band, hrsg. von Friedrich Schneider. Enthält: F. Schmidt-Knatz, Jacope della Lana und sein Commedia-Kommentar. — H. Hatzfeld, Das Heilige im dichterischen Sprachausdruck des Paradiso. — R. Davidsohn, Ignoramus et ignorabimus! Kein Versuch zur Lösung des Veltro-Rätsels. — A. Bassermann, Zum Schutz des Veltro. — C. Rotha, Dantes Dresdensia. — A. Bassermann, Die Ur-Commedia. Ein Versuch. — Miszellen.

Revue hispanique LXXIX, 175. G. Desdevises du Dezert, A. Coster, sa vie et son œuvre. — A. Coster, Juan de Anchieta et la famille de Loyola.

Codrul Cosminului. Buletinul „Institului de Istoria si Limba." VI 1929/30. N. Gramada, Din dominiul scriiturii. — L. Morariu, De-ale Circbirilor. — L. Morariu, Pe marginea

Digitized by Google

cărţilor II. 1. Olteneasca lui N. Plopşor. 2. Istroromâna lui Weigand. 3. Jeioanta lui Glavina. — Dari de Seama. — Informaţiuni. — Cronica. — Carti şi Reviste.

Revista Critică IV 3—4, Julie-Dechemvre 1930: P. Constantinescu-Jasi, Monumente de artă romînească in Bulgaria. — G. Pascu, Catehismele şi tipăriturile diu Tîrgovişte ale lui Coresi. — P. Mihailovici, Ocopie diu 1731 a Cazanici lui Vorlaam. — D. Axiute, Mormintul lui Amfilohie Hotiniul. — Gc. Gr. Scorpan, Ediţiile lui Creangă. — Recensii: P. V. Haneş, Al. Russo (M. Panaite).

Neuerschienene Bücher.

Anastasi, Guglielmo, Leone Tolstoi. Influenza della letteratura russa sull' anima della nazione. Conferenza. Genova, Badiali. 31 S.

Haag, Karl, Die Loslösung des Denkens von der Sprache durch Begriffschrift. Stuttgart, W. Kohlhammer. 45 S.

Schultze-Jahde, Karl, Erlebnis und Ausdruck. Vorfragen zur Literaturästhetik. 151 S. Berlin, Ebering.

Schultze-Jahde, Karl, Ausdruckswerk und Stilbegriff. Berlin, Junker und Dünnhaupt. VI, 117 S.

Burdach, Konrad, Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Im Auftrage der Preuss. Akademie der Wissenschaften hrsg. von Konrad Burdach. VI. Band: Schriften Johannes von Neumarkt. Hrsg. unter Mitwirkung Konrad Burdachs von Joseph Klapper. Erster Teil: Buch der Liebkosung. Uebersetzung des Pseudoaugustinischen Liber Soliloquiorum Animae ad Deum. 211 S. Berlin, Weidmann.

Butzer, Martin, Gesprechbiechlin neüw Karsthans. Mit einer Einleitung herausgegeben von Ernst Lehmann. LII, 58 S. = Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, begr. von W. Braune, herausg. von E. Beutler. Halle, Niemeyer.

Fink, Hermann, Die Laute der Mundart von Bayreuth (Vokalismus und Konsonantismus). Nach dem gegenwärtigen Bestand und in geschichtlicher Entwicklung dargestellt. München, Diss. Nürnberg, L. Spindler. 74 S.

Frühbrodt, Gerhard, Der Impressionismus in der Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff. Göttingen, Diss. VI, 154 S.

Grabbe, Begegnungen mit Zeitgenossen. Herausgeg. von A. Bergmann. Weimar, H. Böhlau. 201 S.

Gruber, Hans, Das adverbale uz-Präfix im Gotischen und Althochdeutschen. Ein Beitrag zum Problem der Präfix-Komposition. 108 S. Jena, Frommann = Jenaer Germanistische Forschungen, herausg. von A. Leitzmann. 13.

Hagenmeyer, Gerhard, Wilhelm Waiblingers Gedichte aus Italien. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Restaurationszeit und zur Geschichte der deutschen Italiendichtung. Berlin, Ebering = Germanische Studien 92.

Höfer, Gottfried, Die Bildung Jakob Ayrers. 96 S. Leipzig, J. J. Weber = Von deutscher Poeterey. Forschungen und Darstellungen aus dem Gesamtgebiete der deutschen Philologie, herausg. von H. A. Korff, H. Naumann, F. Neumann, K. Viëtor. Band 6.

Hoppe, Karl, Der junge Wieland. Wesensbestimmung seines Geistes. 91 S. Leipzig, J. J. Weber = Von deutscher Poeterey. Forschungen und Darstellungen aus dem Gesamtgebiete der deutschen Philologie, herausg. von H. A. Korff, H. Naumann, F. Neumann, K. Viëtor. Band 8.

Isaacsen, Hertha, Der junge Herder und Shakespeare. Berlin, Ebering = Germanische Studien 93.

Kaben, Hermann, Studien zu dem Meistersinger Barthel Regenbogen. Greifswald, Diss. 73 S.

Kein, Otto, Goethes Pantheismus. Cluj-Klausenburg, Diss. 112 S.

Kriedte, Horst, Deutsche Bibelfragmente in Prosa des 12. Jahrhunderts. Freiburg i. B. 168 S.

Kroeger, Ilse, Der Dichter und die Funktionen des Dichterischen im Weltbild Friedrich Schlegels. Bonn, Diss. 71 S.

Loewe, Richard, Deutsches etymologisches Wörterbuch. 2. Aufl. 186 S. Berlin-Leipzig, W. de Gruyter und Co.

Ludewig, Maria, Johann Heinrich Merck als Kritiker. Münster, Diss. V, 85 S.

Mendelssohn, Moses. Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe. In Gemeinschaft mit F. Bamberger, H. Borodianski, S. Rawidowicz, B. Strauss, L. Strauss, herausg. von J. Elbogen, J. Guttmann, E. Mittwoch. I. und VII. Bd. XLVIII, 639 S. und CLXXXIII, 516 S. Berlin, Akademie-Verlag.

Mensing, Otto, Schleswig-holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Lieferung 24 neeg bis opto. Band 3, Lieferung 7, Spalte 769—896. Neumünster, K. Wachholtz.

Müffelmann, Friedrich, Karl Philipp Moritz und die deutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft im Zeitalter der Aufklärung. Greifswald, Diss. 169 S.

Müller, Albert Gerhard, Weltanschauung und Pädagogik Adalbert Stifters. Bonn, F. Cohen. IV, 84 S.

Müller, Andreas, Märchen. Zweiter Band. 317 S. Leipzig, Reclam = Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. In Gemeinschaft mit W. Brecht und D. Kralik herausg. von H. Kindermann. Reihe Romantik, herausg. von P. Kluckhohn. Band 15.

Müller, Johannes H., J. M. R. Lenz' Coriolan. 78 S. Jena, Frommann.

Nieden, Karl zur, Ueber die Verfasser der mittelhochdeutschen Heldenepen. Bonn, Diss. 172 S.

Oeftering, Wilhelm, Geschichte der Literatur in Baden. I. Vom Kloster bis zur Klassik. Karlsruhe, C. H. Müller. 104 S. = Vom Bodensee zum Main. Nr. 36.

Paulin, Pierre, Johann Peter Silbert. Ein elsässischer Schriftsteller und Dichter. Beitrag zur Wiener kathol. Romantik. Kevelaer, Butzon und Bercker. XV, 389 S. = Lebensbilder elsässischer Katholiken 3.

Redeker, Alfred, Klopstock und der deutsche Staat. München, Diss. 51 S.

Ries, John, Beiträge zur Grundlegung der Syntax. Heft 3: Was ist ein Satz? Prag, Taussig. VIII, 236 S.

Rollenhagen, Georg, Spiel von Tobias. 1576. Herausgeg. von J. Bolte. XIX, 132 S. = Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, begr. von W. Braune †, herausg. von E. Beutler. Halle, Niemeyer.

Sänger, Werner, Goethe und Giordano Bruno. Ein Beitrag zur Geschichte der Goetheschen Weltanschauung. München, Diss. Berlin, Ebering. 271 S. = Germanische Studien 91.

Scheurer, Frédéric, Le commerçant dans le roman allemand de 1796 jusqu'à nos jours. Etude de mentalité commerciale sur la base de documents littéraires. 269 S.

Schiffers, Heinrich, „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" Neue Aktenfunde über Nikolaus Beckers Rheinlied. Aachen, Kaatzers Erben. 24 S.

Schömann, Milian, Napoleon in der deutschen Literatur. VIII, 87 S. Berlin und Leipzig, de Gruyter und Co. = Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur, herausg. von P. Merker und G. Lüdtke. 8.

Semrau, Eberhard, Dido in der deutschen Dichtung. Berlin, de Gruyter. V, 95 S. = Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur 9.

Spiegels Hertspiegel. I. Uitgegeven en taalkundig toegelicht door Dr. A. C. de Jong. Amsterdam, H. J. Paris. 146 S.

Tepper, Hermann, Felix Dahns Balladenkunst. Breslau, Diss.

Ullmann, Richard, Einführung in die deutsche Satzlehre. Canton, Shameen Printing Press. 61 S.

Wagner, Annemarie, Unbedeutende Reimwörter und Enjambement bei Rilke und in der neueren Lyrik. Bonn, Diss. 238 S.

Weinhold-Ehrismann, Kleine mittelhochdeutsche Grammatik. 7. Auflage. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 118 S.

Weithase, Irmgard, Anschauungen über das Wesen der Sprechkunst von 1775—1825. München, Diss. 172 S.

Alvor, Peter, Die Shakespeare-Frage und das Ben Jonson-Problem. Würzburg, C. J. Becker. VIII, 97 S.

Aman-Nilsson, G., Byron-Dramat. Kandanteckmngar till André Maurois' och Ethel C. Maynes Byron-Biografier. 98 S. Stockholm, A. Bonnier.

Blos, Ernst, Die politischen Anschauungen Tennysons. Erlangen, Diss. 63 S.

Boas, Wilhelm, Die Zigeunerromantik im englischen Roman. Erlangen, Diss. 114 S.

Fehr, Bernhard, Die englische Literatur der Gegenwart und die Kulturfragen unserer Zeit. 82 S. Leipzig, Tauchnitz = Hefte zur Englandkunde, her. von H. Schöffler.

Digitized by Google

Frank, Katharina, Anschauung von Wesen und Beruf des Dichters im Zeitalter des englischen Klassizismus. Freiburg i. B., Diss. 71 S.

Gummere, Francis B., Founders of England. XII, 506 S. New York, G. E. Stecher.

Papenheim, Wilhelm, Die Charakterschilderungen im Tatler, Spectator und Guardian, ihr Verhältnis zu Theophrast, La Bruyère und dem engl. Character-Writers des 17. Jahrhunderts. München, Diss. 112 S.

Schütt, Marie, Die englische Biographik der Tudor-Zeit. Hamburg, Friederichsen und de Gruyter. Britannica. In Verbindung mit dem Seminar für englische Sprache und Kultur an der Hamburgischen Universität herausg. von Emil Wolff. 1.

Seelig, Fritz, Die Komparation der Adjektiva und Adverbien im Altenglischen. 79 S. Heidelberg, Winter = Anglistische Forschungen, herausg. von J. Hoops. Heft 70.

Türck, Susanne, Shakespeare und Montaigne. Ein Beitrag zur Hamlet-Frage. 160 S. Berlin, Junker und Dünnhaupt = Neue Forschung. Arbeiten zur Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker, herausg. von H. Hecht, F. Neumann, R. Unger. 8.

Agethen, Werner, Der Einfluss des Provenzalischen auf das Französische in den Mundarten Westfrankreichs. Bonn, Diss. 79 S. Bonn, L. Neuendorff.

Berger, Bruno, Vers rapportés. Ein Beitrag zur Stilgeschichte der französischen Renaissancedichtung. Freiburg i. Br., Diss. 70 S.

Bezzola, Reto R., Spirito e forma nei canti di Giacomo Leopardi. 124 S. Bologna, Nicola Zanichelli.

Bossle, O. P., Theresia, Wandlungen des französischen Modusgebrauchs im 16. und 17. Jahrhundert. München, Diss. 82 S.

Bücheler, Walther, Französische Einflüsse auf den Strophenbau und die Strophenbindung bei den deutschen Minnesängern. Bonn, Diss. 56 S.

Chaytor, Six Vaudois poems from the Waldensian mss. in the university libraries of Cambridge, Dublin and Geneva. New York.

Dunn, Joseph, A grammar of the Portuguese Language. London, Nutt. XI, 669 S.

Fischmann, Wilhelm, Molières Misanthrope in deutscher und französischer Nachdichtung. Leipzig, Diss. 147 S.

Friedländer, Walter, Hauptströmungen der französischen Malerei von David bis Cézanne. VI, 156 S. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing = Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen. Band 8.

Jarblum, J., Balzac et la femme étrangère. 290 S. Paris, de Boccard.

Jekel, Gustav Adolf, Die Schilderung des Menschen bei den französischen Geschichtsschreibern der Renaissance. Heidelberg, Diss. 65 S.

Loperfino, Antonio, Il senso geografico nel poema di Dante. Firenze, M. Ricci. 16 S.

Magne, E., Voiture et l'Hôtel de Rambouillet. Les années de gloire. 1635—1648. Portraits et documents inédits. Paris, Émile-Paul.

Martelli, M. L., L'autobiographia di Vittorio Alfieri. Firenze, A. Vallecchi. 154 S.

Meyer-Lübke, W., Romanisches etymologisches Wörterbuch. 3. Aufl. 2. Lieferung. S. 65—128. Heidelberg, Winter.

Parodi, D., Le problème moral et la pensée contemporaine. 3e éd. 320 S. Paris, Alcan. = Bibliothèque de philosophie contemporaine.

Praviel, Armand, Notre Mistral. Paris, Perrin et Cie.

Reynaud, Louis, La crise de notre littérature. Des romantiques à Proust, Gide et Valéry. 256 S. Paris, Hachette.

Sale, Antoine de la, Le paradis de la reine Sibylle. Edition et commentaire critique par Fernand Desonay. Paris, E. Droz.

Streng-Renkonen, W. O. Joufrois, Roman français du XIIIe siècle, publié . . . par W. O. Streng-Renkonen. Turku, Turun Yliopiston Kustantama. 155 S. = Turun Yliopiston Julkaisnja. Sarja B. Osa XII = Annales Universitatis Aboensis. Series B. tom. XII.

Termer, Franz, Zur Ethnologie und Ethnographie des nördlichen Mittelamerika. Festschrift zum 24. Internationalen Amerikanistenkongress Hamburg 1930, überreicht von der Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ibero-Amerikanischen Institute Berlin-Hamburg-Würzburg = Ibero-Amerikanisches Archiv. IV, 3. Berlin und Bonn, F. Dümmler.

Tron, Emile, Guillaume de Lorris et Jean de Meun ou Jean de Condé? 2e éd. Genua, Negri. 24 S.

Literarische Mitteilungen.

Die romanische Mundartbibliothek des verst. Geheimrats Prof. Dr. Behrens ging in den Besitz des Romanischen Seminars Giessen über.

Die Stadt Köln hat unter Leitung von Prof. Spitzer ein Deutsch-Französisches, ein Deutsch-Italienisches und ein Deutsch-Spanisches Forschungsinstitut ins Leben gerufen. Diese Institute machen es sich zur Aufgabe, den geistigen Austausch zwischen Deutschland und den romanischen Ländern durch Einladung ausländischer Vortragender aus den Kreisen der Wissenschaft, Kunst und Wirtschaft, durch Unterstützung wissenschaftlicher Publikationen, durch Vermittlung von Ferienaufenthalt für Studenten, regelmäsisge Sprachkurse und Einrichtung eines besonderen Zeitschriftensaales wirksam zu unterstützen.

Personalnachrichten.

In Heidelberg starb im 79. Lebensjahr Dr. R. Henning, ehemals Professor an der Universität Strassburg.

Zum Nachfolger von V. Michels in Jena wurde Prof. Dr. Leitzmann ebenda ernannt.

Privatdozent Dr. Richard Newald in Freiberg i. Br. wurde Nachfolger von Günther Müller auf dem Lehrstuhl der neueren deutschen Literatur an der Universität Freiburg (Schweiz), Bibliotheksrat Dr. Erich Auerbach, Privatdozent der romanischen Philologie in Marburg, wurde Spitzers Nachfolger in Marburg.

Notiz.

Den germanistischen Teil leitet Otto Behaghel (Giessen, Hofmannstrasse 10), den romanistischen und englischen Kurt Glaser (Giessen, Wilhelmstrasse 12), und wir bitten, die Beiträge (Rezensionen, kurze Notizen, Personalnachrichten usw.) dementsprechend gefälligst zu adressieren. Die Redaktion richtet an die Herren Verleger wie Verfasser die Bitte, dafür Sorge tragen zu wollen, dass alle neuen Erscheinungen germanistischen und romanistischen Inhalts ihr gleich nach Erscheinen entweder unmittelbar oder durch Vermittlung von O. R. Reisland in Leipzig zugesandt werden. Nur in diesem Falle wird die Redaktion stets imstande sein, über neue Veröffentlichungen eine Besprechung oder eine kürzere Bemerkung in der Bibliographie zu bringen. An O. R. Reisland sind auch die Anfragen über Honorar und Sonderabzüge zu richten.

Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, Thür.

Ausgegeben im Januar 1931.

Digitized by Google

MAR 27

LITERATURBLATT

FÜR

GERMANISCHE UND ROMANISCHE PHILOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. OTTO BEHAGHEL UND DR. KURT GLASER

o. ö. Professor der germanischen Philologie an der Universität Giessen.

o. ö. Professor der romanischen Philologie an der Universität Giessen.

VERLAG VON

O. R. REISLAND, LEIPZIG, KARLSTRASSE 20.

Preis halbjährlich: Goldmark 10.—.

LII. Jahrgang. Nr. 3—4. März—April. 1931.

Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung (Behaghel).
Maurer, Die deutsche Sprache (Götze).
Sperl, Naturalismus und Idealismus in der althochdeutschen Literatur (Witte).
Saran, Das Uebersetzen aus dem Mittelhochdeutschen (Behaghel).
Flothuis, Die Partikel in Wörtern, Redensarten und Sätzen (Overdiep).
J. Hartliebs Uebersetzung des Dialogus Miraculorum von Caesarius von Heisterbach (Behaghel).
Fahrner, Wortsinn und Wortschöpfung bei Meister Eckehart (Witte).
Leidinger, Münchener Dichter des vierzehnten Jahrhunderts (Ehrismann).
Horber, Echtheitsfragen bei Abraham a Sancta Clara (Stumpfl).
Kommerell, Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik (Fahrner).
Lange, Gerhard Anton von Haiem als Schriftsteller (Jantzen).
Novalis Schriften, hrsg. von R. Samuel und P. Kluckhohn (Behaghel).
W. von Humboldts Briefe an G. Hermann, mitgeteilt von A. Leitzmann (Götze).
Thon, Die Sprache des deutschen Impressionismus (Koch).
Wenzel, Wortatlas des Kreises Wetzlar (Stroh).
Burssens, Dat Roeck van der Voirsienicheit Godes (Ramondt).
Praz, Machiavelli and the Elizabethans. — Kempner, Raleghs staatstheoretische Schriften. — Essays and Studies by Members of the English Association (Flasdieck).
Constantin-Weyer, William Shakespeare (v. Schaubert).
Wildi, Arthur Symons als Kritiker der Literatur (Asanger).
Muller, A Chronology of Vulgar Latin (Moldenhauer).
Carmina Burana, hrsg. von A. Hilka und O. Schumann (Spanke).
Lombard, Les membres de la proposition française (Moldenhauer).
Spitzer, Die klassische Dämpfung in Racines Stil (Heiss).
Brunot, Histoire de la langue française. VI. — Vossler, Frankreichs Kultur und Sprache (Glaser).
Gougenheim, La langue populaire dans le premier quart du XIX^{e} siècle (Riegler).
Rabotine, Le „Boece" provençal (Appel).
Auerbach, Dante als Dichter der irdischen Welt (Leo).
Chmeliček, Die Gerundialumschreibungen im Altspanischen (Meyer-Lübke).
Northup, El cuento de Tristan de Leonis (Golther).
Rodó, Ariel, hrsg. von W. F. Rice (Ruppert y Ujaravi).
Bibliographie.
Literarische Mitteilungen.
Personalnachrichten.
Entgegnung auf die Kritik von Dr. Elsa v. Schaubert (Aronstein).
Erwiderung auf die Entgegnung von Ph. Aronstein (v. Schaubert).

E. Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung. Göttingen 1929, Vandenhoeck und Ruprecht. VI. 170 S. 8°.

Ueber diese ausgezeichnete Schrift könnte man beinahe als Losungswort schreiben: Im Anfang war das Wort. Das Wort ist nicht bloss eine Abstraktion aus dem Satz; der Satz hat also syntaktisch nicht den Anspruch, vor dem Wort behandelt zu werden. Das Wort, das heisst nicht der Lautkörper, sondern die Einheit von Lautzeichen und Begriff. Das Wort ist nicht Abstraktion, aber es schafft selbst Abstraktion. Wenn das Wort Blume an den Menschen herangebracht wird, so wird er genötigt, verschiedene pflanzliche Erscheinungen zusammenzufassen, aus den Einzelheiten den Begriff zu bilden. Ohne Sprache gibt es keine Begriffsbildung, ohne Sprache überhaupt kein Erkennen. Die Sprache ist geradezu die Form unseres Erkennens. Die Summe der Wörter hat überpersönliches Dasein; in ihr gestaltet sich das Weltbild eines Volkes. Nicht der einzelne Mensch denkt mehr, sondern die Muttersprache ist es, die für ihn dichtet und denkt.

Natürlich gestaltet sich das Weltbild sehr verschieden nach Völkern und Zeiten. Weisgerber zeigt das sehr schön an den Farbenbezeichnungen und Verwandtschaftsnamen. Der Bedeutungswandel bei einem Worte ist nicht ein Einzelvorgang, sondern er steht im Zusammenhang mit den Veränderungen, die einen ganzen Vorstellungskreis treffen. Darum ist es so wichtig, den Wortschatz einer Spracheinheit nicht nur alphabetisch zu verzeichnen, sondern ihn sachlich zu ordnen. Unter den Versuchen, dies zu tun (S. 55), wäre fürs Deutsche als Wertvollstes noch zu nennen die Darstellung von Schöner in seiner Giessener Dissertation: Spezialidiotikon von Eschenrod (vollständig in der Zs. für hochdeutsche Mundarten III—V).

Zu den Verwandtschaftsnamen möchte ich eine Ergänzung bringen. Wie es scheint, hat noch niemand auf eine Lücke in unserem System derselben aufmerksam gemacht, und eine Umfrage hat mir gezeigt, dass es sogar schwer fällt, dem Sprechenden sie zum Bewusstsein zu bringen. Wie sollte ich den Vetter meines Vaters nennen? solange ich jünger war, nannte ich ihn Onkel, später, als ich mich ihm mehr gleichgeordnet fühlte, nannte ich ihn Vetter. Oder anders ausgedrückt: wie heisst der Sohn meines Vetters?

Es ist nicht möglich, dem Reichtum von Weisgerbers Schrift im Rahmen einer kurzen Besprechung gerecht zu werden. Gehe hin und lies.

Giessen. O. Behaghel.

Konrad Maurer, Die deutsche Sprache. Eine Bedeutungslehre. St. Gallen 1930, Fehr. VIII, 152 S. 8°.

Nicht eine Lehre von den Wortbedeutungen legt M. vor, sondern er will entwickeln, „was die formalistische Sprachlehre nicht kennt oder nur obenhin berührt: die Bedeutung der sprachlichen Formen, der Wort- und der Satzformen". Das ist ihm bei guter Kenntnis der neueren und älteren Sprachstufen und bei bemerkenswert strengem begrifflichem Denken vortrefflich gelungen. So kann man das Buch, das ohne wissenschaftliche Absichten geschrieben und zunächst für pädagogische Kreise, für Lehrer aller Schulstufen und für Lehrerbildungsanstalten gedacht ist, auch Lesern empfehlen, die von der Sprachgeschichte her-

Digitized by Google

kommend in das Verständnis der Formbegriffe einzudringen wünschen, die nicht (wie die Sachbedeutung der Wörter) auf der Oberfläche liegen.

Giessen. Alfred Götze.

Heinrich Sperl, Naturalismus und Idealismus in der althochdeutschen Literatur. Dargestellt am Hildebrands-, Ludwigs-, Gallus- und Georgslied. (Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur, herausg. von Franz Saran. Bd. XXIII.) Halle 1928, Niemeyer. X, 202 S. 8°.

Diese Dissertation ist bedeutsam als Versuch, Einsichten, die auf dem Gebiete der Kunstgeschichte gewonnen wurden, auf die Literaturgeschichte anzuwenden. Bekanntlich hat eine ganze Richtung der modernen Literaturgeschichtschreibung von der Kunstgeschichte ihren Ausgangspunkt genommen und die „wechselseitige Erhellung der Künste" ist allgemach zum Schlagwort geworden. Neu aber ist, dass man Aehnliches auch für die ältere Literatur und nun gar für die älteste versucht. Um deswillen erfordert diese Arbeit eine eingehendere Besprechung, als sie nach ihren Ergebnissen beanspruchen könnte.

Sp. geht aus von dem Aufsatz Dvořáks: Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei (Kunstgeschichte als Geistesgeschichte, München 1924, S. 43—147). In dieser — übrigens in einer unglaublich mühsamen Sprache geschriebenen — Studie versucht Dvořák, die Werke der darstellenden Kunst im Mittelalter nicht mehr als relative Werte einer Uebergangszeit zu behandeln, sondern ihren spezifisch mittelalterlichen künstlerischen Gehalt zu erfassen, wobei er in programmatischer Weise die Werke der mittelalterlichen Denker zur Erklärung heranzieht. Er kommt dabei zu folgenden Anschauungen.

Die gotische Kunst ist zunächst und vor allem eine idealistische Kunst. Dieser got. Idealismus entsprang dem Spiritualismus der christlichen Kirche und beruhte auf dem Siege einer ideellen Bedeutsamkeit über formale Vollendung, auf dem Siege des Geistes über die Materie. Dieser Sieg hatte zunächst zu einem frühmittelalterlichen Antimaterialismus geführt, wie er etwa in den altchristlichen Basiliken zum Ausdruck kommt, die die Materie möglichst zu eliminieren suchen. In dem Masse aber, in dem dieser Spiritualismus in kirchlicher Form in alle Lebensverhältnisse eindrang, musste er sich mit den realen Verhältnissen auseinandersetzen. Daraus erwuchs das Grundproblem dieser Zeit: das des Verhältnisses zwischen den übersinnlichen Idealen und der Welt. Aus diesem Problem entwickelte sich das System des mittelalterlichen Geisteslebens, dessen Ausgangspunkt und reinste Verkörperung die christliche Kirche war. Sie war nicht nur Hüterin und Vermittlerin der Gnade und der Offenbarung, der höchsten Güter, sondern sie hatte auch ein positives Verhältnis zum Diesseits mit seinen weltlichen Gütern und Rechten und wurde dadurch zur Umwerterin aller Werte. Es entstand eine neue, eigenartige Weltanschauung, Wissenschaft, Kunst, die wir nicht mit antiken oder modernen, sondern mit ihren eigenen Massen messen müssen.

Den Ausgleich nun zwischen einer übersinnlichen Lebenserklärung und einer bedingten Lebensanerkennung finden wir in der gotischen Kunst, die ihren höchsten Ausdruck in Kirchenbauten fand. Die got. Baukunst versuchte nicht, die Materie zu eliminieren; auch stehen sich bei ihr nicht wie in der romanischen Materie (Mauer, Pfeiler) und abstrakte kompositionelle Gesetzmässigkeit schroff gegenüber; vielmehr ist hier endlich — und damit bildet sie den Gipfel in der Entwicklung der mittelalterlichen Kunst — die Materie zum Ausdruck einer einheitlichen übergeordneten Idee geworden, einer Idee, die nicht wie in der Antike, in dem natürlichen Verhalten der Materie begründet ist. Durch eine höchst sinnreiche Konstruktion konnten vielmehr zwei Grundeigenschaften der Materie, die Beharrlichkeit und die Kompaktheit, überwunden und die Materie einem übermateriellen künstlerischen Willen untergeordnet werden.

Ganz dasselbe gilt für die got. Skulptur und Malerei. Es galt nicht nur, künstlerisch gesteigerte Wirklichkeitseindrücke und natürliche, lebendige Organismen beherrschende Kräfte zu verkörpern, sondern auch reale Formen mit solchen Qualitäten zu verbinden, die dem Beschauer das Walten und die jenseitige Gesetzmässigkeit des Göttlichen vor Augen stellen. An Stelle der natürlichen Gesetzmässigkeit wurde eine andere, nicht subjektiv bestimmbare, sondern übernatürlich gegebene gesetzt.

Dieser Idealismus kommt künstlerisch einmal im bewussten Sichabwenden von Naturtreue und Naturnachahmung zum Ausdruck. Das ist nicht Unvermögen, sondern Kunstwille gewesen! Jede Annäherung an die Natur hatte künstlerischen Absichten zu dienen, die in dem angegebenen Sinne nach dem Jenseits orientiert waren, und wurde ausgeschaltet, wenn sie diesen Absichten widersprach. Zum zweiten kommt dieser Idealismus in folgenden drei innerlich zusammenhängenden Eigentümlichkeiten zum Ausdruck: 1. in der rhythmischen Reihung. Die Figuren stehen als vertikale Schemen so nebeneinander, dass die Reihen in der Einbildungskraft ins Unendliche fortgesetzt werden können. Damit deuten sie auf eine jenseitige Einheit, und das umsomehr, als man ihnen die Form von (aufwärtsweisenden!) Pfeilern gab. Sie stehen da wie rhythmische Figuren einer zum Himmel aufsteigenden und nach allen Seiten ausklingenden Symphonie. — 2. in der Bewegung, die Linien und Formen in eine einheitliche übernatürliche Bewegungsrichtung zusammenfasst. Dieser Bewegungsdrang wird gestaltet durch den Vertikalismus, durch die Proportionen der Figuren und Formen und endlich durch eine sich biegsam und melodiös hinaufwindende Körperlinie, deren Verlauf in allen Konturen der Glieder und der Gewandung wiederklingt. — 3. in der Darstellung des Verhältnisses der Figuren zu ihrer räumlichen Umgebung. Dieses Verhältnis erschaut man am klarsten bei den got. Glasmalereien. Die grossen Glasfenster bilden Wände, die keine sind, sie begrenzen den Kirchenraum, stellen aber zugleich eine Verbindung mit dem unbegrenzten Weltenraum her, eine Verbindung, die durch das natürliche, einfallende Licht vermittelt wird. Die Gestalten der Gemälde treten wie aus weiten Fernen kommend strahlend aus der Dämmerung, die alle Grenzen verwischt, hervor.

Diese idealistischen Züge beherrschen die frühgotische Kunst. Seit dem 12. Jahrhundert vollzog sich die Rückkehr zur Natur. Fortan wurde in der Kunst die Natur nicht mehr grundsätzlich als bedeutungslos angesehen. Beispielsweise werden die blockartigen, unrealistischen Axialfiguren des frühen Mittelalters jetzt belebt, und zwar zum Ausdruck geistiger Individualitäten gemacht. Zwar: nicht körperliche, sondern geistige Idealgestalten

Digitized by Google

waren auch ferner das Ziel der Kunst, aber die irdische Körperschönheit wurde jetzt nicht mehr einfach bekämpft, sondern die materiell schöne Form wieder zugelassen als Ausdruck der geistigen Vorzüge. Von diesem Ausgangspunkt aus wurde die Natur in völlig neuer Weise wiedererobert. Im Rahmen des auch weiter vorherrschenden Idealismus entstand ein neuer Naturalismus, der sich u. a. äussert in der Darstellung der Empfindungen, die jetzt zum ersten Male in der Kunstgeschichte neben den Handlungen oder an ihrer Stelle selbständiger Inhalt der künstlerischen Erfindungen geworden sind. So entstand ein individuell-rezeptiver Naturalismus, der freilich in der Gotik nicht über begrenzte Anfänge hinauskam, weil über der Welt der Sinne immer noch die der Offenbarung stand, der sich später aber immer selbständiger machte und sich schliesslich zum modernen Naturalismus weiterentwickelte.

Soweit Dvořák. Es war notwendig, so ausführlich auf seinen Aufsatz einzugehen, um zu zeigen, dass hier ganz eigene Begriffe von Idealismus und Naturalismus entwickelt sind, und um prüfen zu können, ob diese Erkenntnisse sich in der Literaturgeschichte verwenden lassen. Das einzige Gebiet, das dafür in Frage kommt, ist das vom Ezzolied bis Wolfram und über ihn hinaus. Hier allein liesse sich — wenn Dvořáks Ansichten richtig sind und wenn ein ähnlicher Kampf zwischen Idealismus und Naturalismus sich auch in der Literatur wiederfände — zeigen, wie der auf spiritualistischer Grundlage ruhende Idealismus sich allmählich mit den Verhältnissen der irdischen Welt auseinandersetzt, wie nach einer Zeit völlig jenseitiger Orientierung (z. B. in den durch die cluniazensische Bewegung entfachten Dichtungen) Jenseits und Diesseits wie in einem romanischen Bauwerk unvermittelt nebeneinanderstehen (z. B. im Alexanderlied) und wie dann schliesslich im gotischen Epos (z. B. im Parzival) eine künstlerische Aussöhnung der beiden Welten gelungen ist, so weit sie überhaupt gelingen konnte.

Hier also, im 11. bis 13. Jahrhundert, scheint mir das Gebiet deutscher Literatur zu liegen, auf dem man die Ideen Dvořáks prüfen könnte. Sp. dagegen glaubt Dv.s Erkenntnisse zur Aufhellung der althochdeutschen Literatur verwenden zu können. Er sucht nachzuweisen, dass in der Zeit Karls des Grossen eine geistige Grundhaltung von vorwiegend naturalistischer Art herrschte, durch die alle äusseren Lebensformen „mehr oder minder" bestimmt wurden, dass aber dann in der Zeit Ludwigs des Frommen diese geistige Grundhaltung sich allmählich zu einer solchen von „vorwiegend" idealistischer Art gewandelt habe. Hiervon ausgehend sucht er diesen Wandel auch in der ahd. Literatur dieses Zeitraums nachzuweisen. Ich glaube, das dürfte schon nach dem aus Dv.s Aufsatz Dargelegten ein aussichtsloses Beginnen sein. Die Karolingerzeit ist für Dv. gerade jene Zeit, in der man unter dem Einfluss neuer politischer und sozialer Bildungen begann, einen Ausgleich mit dem irdischen Leben und seinen Werten zu suchen, ist also der Ausgangspunkt einer fortschreitenden Entwicklung. Die Vorherrschaft des Spiritualismus aber blieb natürlich bestehen, blieb auf geistigem Gebiete vorerst noch ganz unangetastet. Infolgedessen können wir in der ganz in kirchlichen Händen ruhenden deutschen Literatur natürlich keine naturalistischen Dichtungen erwarten.

Noch bedenklicher aber ist, dass sich Sp. bei seinem Unternehmen auf einen winzig kleinen Bruchteil dieser ahd. Literatur beschränkt: auf das Hildebrands-, Ludwigs-, Gallus- und Georgslied. Zwei von diesen Liedern sind zudem in kümmerlichster Weise überliefert, und eins ist gar nur lateinisch erhalten. Ich glaube nicht, dass Dv. seinen Aufsatz auf Grund von vier kleinen, trümmerhaft überlieferten Statuen geschrieben haben würde! Diese Dinge lassen sich eben nicht, wie Sp. glaubt, in minutiösen „Einzeluntersuchungen" aufzeigen, sondern wollen am grossen Ganzen untersucht sein.

Aber von dem allem einmal abgesehen: wenn man schon von Erkenntnissen der Kunstgeschichte ausgeht, an den literarischen Stoff also mit vorgefassten Meinungen herantritt, dann ist die wichtigste Aufgabe doch wohl, die Eigenschaften der dort aufgestellten Bestrebungen, in diesem Falle des spezifisch mittelalterlichen Idealismus und Naturalismus, in ihren literarischen Formen aufzuspüren, Formen, die andere sein werden, als die an den Werken der bildenden Kunst beobachteten. An dieser schwierigen Aufgabe geht Sp. allzu ahnungslos vorüber, wenn er bei den behandelten Gedichten im wesentlichen nur untersucht, ob Gott in die Handlung eingreift oder nicht. Gewiss, er bemüht sich auch, über eine Zergliederung des Inhalts hinaus zu einer Deutung des Stils zu gelangen, aber das führt (worauf, glaube ich, schon Ehrismann in einer Besprechung hingewiesen hat) notwendigerweise zu Willkürlichkeiten. Einmal, weil eben der ganze Versuch an untauglichem Objekt gemacht wird, und zweitens, weil der Verfasser kein Stilgefühl hat. Sonst könnte er nicht, um nur ein Beispiel herauszugreifen, bei der Darstellung des „Gedankengehalts" des Hildebrandsliedes einen Satz schreiben wie diesen: „Seine Worte schlagen dem Jungen in die Seele, nicht minder aber dessen Antwort dem Alten in die seine."

Unter diesen Umständen brauche ich mich mit dem Buch im einzelnen wohl nicht auseinanderzusetzen und kann die Einwände, die ich sonst noch zu machen habe, für mich behalten. Erwähnen aber muss ich noch, dass Sp. einen gewaltigen Fleiss an seine Aufgabe wendete und dass das ganze Buch von einem ernsten, redlichen Bemühen zeugt.

Halle (Saale). Arthur Witte.

Franz Saran, Das Uebersetzen aus dem Mittelhochdeutschen. Eine Anleitung für Studierende, Lehrer und zum Selbstunterricht. Halle 1930, Niemeyer. VIII und 284 S. 8°. [Handbücher für den deutschen Unterricht, I. Reihe, Bd. 7.]

Ein hübsches und wertvolles Büchlein. Saran will es dem Lernenden vor allem zum Bewusstsein bringen, dass das mhd. Wort oft genug etwas anderes bedeutet als das gleichlautende neuhochdeutsche. Er macht das durch die Tat anschaulich: er übersetzt den „Armen Heinrich", in ganz vortrefflicher Weise, und Stücke aus anderen mhd. Dichtungen, und er versieht diese Uebertragungen mit fortlaufenden Anmerkungen. Und er gibt ein vortreffliches Wörterbuch, mit Etymologieen und Bedeutungsentwicklung. Dass auch versucht wird, den Lernenden in die moderne Schallanalyse einzuführen, dünkt mich ein opus supererogativum; dass er nach Sarans Anweisungen begreifen soll, weshalb ein Laut, eine Silbe zu hoch oder zu tief sei, scheint mir eine überstiegene Zumutung. Dabei kommt das eigentlich Metrische gelegentlich schlecht weg. Im „Armen Heinrich" sei die Bindung legato; deshalb sei stets

Digitized by Google

zu elidieren: *gebürtę und, staetę und, erę und*: gibt es denn irgendeine andere Art der Bindung, bei der die Elision nicht stattzufinden hätte?

Dass die Kürzung von langen Vokalen erst nhd. sei (S. 8), möchte ich doch nicht zu schroff hinstellen, vgl. Weinhold § 93, meine Gesch. d. dtsch. Spr. 281. Eine kühne Lehre steht S. 40: *törperheit* habe sein t als Folge oberdeutscher Fortisierung, „wie in Namen: *Gudrun* › Kudrun". Aber erstens: „wie in Namen" ist zu allgemein; es müsste heissen: wie in Kriemhilt und Kudrun; weshalb wäre aber bloss in zwei Namen fortisiert? Zweitens: Wie käme dann die Form Chautrun zustande?

Einiges Bedenkliche in syntaktischen Bemerkungen. Dass nhd. *wer* auch auf den Einzelnen gehe (S. 5), muss ich bestreiten; wo stammt das unmögliche Beispiel her: „wer hier gegangen ist, ist zu bestrafen"? Arm. Heinr. 343 *in liez beliben selten eine* soll *eine* Adverb sein; aber erstens ist ein Adverb an dieser Stelle unmöglich, zweitens gibt es kein Adverb von *ein*, so wenig es ein lat. *une*, frz. *unement* gibt. Wenn sich Saran auf Braune beruft, der Otfrids *eino* I, 1, 15; IV, 7, 28 als Adverb fasst, so ist auch an diesen Stellen das Adverb syntaktisch unmöglich; *eino* ist die erstarrte schwache Form. Arm. Heinr. 606 *so waere er bezzer ungeborn* soll sein: so wäre er ungeboren ein besserer: beinahe komisch; ausserdem steht in solchen Wendungen das Partizip stets nach dem Komparativ.

Eine hübsche Verdeutschung für Litotes bietet Sarans „gedämpfter Ausdruck".

Giessen. O. Behaghel.

M. H. Flothuis, Die Partikel in Wörtern, Redensarten und Sätzen. Eine idiomatische Darstellung. 208 S. P. Moordhoff 1929, Groningen.

Dieses Buch scheint eine Fortsetzung von „Das Verhältniswort. Ein Beitrag zur deutschen Syntax" zu sein. Im Vorwort lesen wir: „Die eigentlichen Bindewörter oder Konjunktionen konnten für die idiomatische Behandlung kaum in Betracht kommen; hoffentlich können diese in einer sich anschliessenden „Kleinen Satzlehre" untergebracht (!) werden." Prosit dieser kleinen Satzlehre! Es heisst auch: „Die Wortgefüge habe ich in den Blickpunkt der Betrachtung gerückt"; mir scheint es aber, dass Herr Flothuis in der Sprache, wenn ich seine Einleitung richtig verstehe, nur Wörter unterscheidet. In alphabetischer Reihenfolge werden niederländische Wörter und ihre Synonyme im Deutschen „idiomatisch" besprochen. Dabei stellt sich die Partikel als verbales Präfix, bisweilen als Adverb, ganz selten auch als Präposition heraus. Die grösseren Abschnitte bilden ein wirres Durcheinander; das Ganze ist eine Art Kommentar zum Niederl.-Deutschen Wörterbuch von J. van Geldern und wird dem niederländischen Volksschullehrer, der die für seine Elementarprüfung nötigen idiomatischen Kenntnisse einpauken will, wohl nützlich sein.

Groningen. G. S. Overdiep.

Johann Hartliebs Uebersetzung des Dialogus Miraculorum von Caesarius von Heisterbach. Aus der einzigen Londoner Handschrift herausgegeben von Karl Drescher †. Berlin 1929, Weidmann, XXIII. 494 S. 8°.

Es war Drescher nicht vergönnt, dieses sein Lieblingswerk zum Abschluss zu bringen. Die Arbeiten, die notwendig waren, um das Wortverzeichnis zu ergänzen und druckfertig zu machen und die Einleitung abzurunden, hat unter der Leitung Burdachs Dr. Hans Bork, ein Schüler von Gustav Roethe, übernommen.

Unter den Uebersetzungen, die uns neuerdings im Druck geschenkt worden sind, ist die hier verzeichnete besonders wertvoll, da sie sich der Vorlage gegenüber mit erheblicher Freiheit bewegt. Wenn freilich Drescher S. XIX behauptet, Hartliebs Wiedergabe sei mehr eine freie Nacherzählung als eine direkte Uebersetzung, so ist das eine starke Uebertreibung.

Diese freie Bewegung schliesst die Verwendung lateinischer Fügungen nicht aus, wie sie die Einleitung S. XXI berichtet; eine mechanische Uebersetzung eines lateinischen Wortes bietet *zusammenwerfen* = lat. coniicere (vermuten) 247, 33, vgl. meine Gesch. d. dtsch. Spr.[5] 32.

Die Sprache ist reich an neuen Wörtern, was man freilich besser übersehen würde, wenn sie wie in früheren Bänden der Deutschen Texte durch ein * ausgezeichnet würden; jetzt dient das Zeichen der Vergleichung mit Goetzes frühnhd. Wörterbuch.

Die einzige vorhandene Londoner Hs. ist sehr gut, gibt zum Eingreifen wenig Anlass. S. 99, 18 bietet sie nicht *steigen*, wie der Dreschersche Text sinnlos schreibt, sondern *steige*, und dieser Konjunktiv ist das einzig Richtige (lat. condescendat); es muss aber das unmittelbar vorausgehende *zu* gestrichen werden. Steht 105, 14 wirklich *von deinen got* in der Hs.? Da Genitiv ohne *s* nicht selten ist, z. B. 86, 30; 216, 7; 373, 21, so wird man wohl die Tilgung des *s* 17, 27 anerkennen und des *closterhof* lesen.

Eine sehr mässige Leistung ist das Wörterverzeichnis. Ich will kein grosses Gewicht darauf legen, dass oft für eine einzelne Stelle dem Leser eine ganze Reihe von Verdeutschungen zur Verfügung gestellt wird, eine vielfach begegnende Unsitte, gegen die ich wiederholt angekämpft habe. Was hat es für einen Sinn, für *aufsetzen* anzugeben „einsetzen, einrichten, verordnen", für *gestüme* „sanft, ruhig, still", für *hülbe* „Pfütze, Pfuhl, Lache", für *leidig* „betrübt, traurig, leidvoll", für *stat* „Ort, Stelle, Platz"? Das ist aber vielfach die Folge einer gewissen Bequemlichkeit: der Bearbeiter nimmt sich nicht die Mühe, scharf zu überlegen, welches nun der wirklich zutreffende Ausdruck sei. So kommt es denn auch, dass vielfach die Wörter, die nebeneinander gestellt werden, gar nicht gleichwertig sind und oft nichts weniger als gleich brauchbar. So steht nebeneinander bei *aberwicz* „Unverstand, Wahnsinn"; es handelt sich aber um Wiedergabe des lat. *delirare*; so wird *anhäbig* übersetzt: „mit Bitten oder Drängen anliegend, drängend, anhaftend" (dagegen das zugehörige Adverb mit „sorgfältig", wo z. B. lat. fortiter instante übersetzt werden soll), *auflauchen* mit „aufheben, öffnen" (vom Mantel; lat. aperiens), *begreifen* mit „betasten, anrühren, streicheln" (!!: es handelt sich um die Hostie; man denke sich eine gestreichelte Hostie!), *decke* mit „Decke, Deckel, Bedeckung", wo nur „Deckel" brauchbar ist, *doln* mit „dulden, geschehen lassen" (er dolt, poenam luit!), *versahhen* mit „abschlagen, gering achten", *grobikait* mit „Rauhheit, Unbildung, Beschränktheit" (im lat. nullam reverentiam exhiberet), *ungewarlich* (minus caute) mit „sorglos, unvorsichtig, gefährlich", *zote* mit „Zotte, Flausch, Franse", obwohl „Flausch" unmöglich unam lingulam bezeichnen kann. Aber auch, wo es sich nicht um Häufung von Synonyma handelt, wo man also durch Auswahl das Richtige finden kann, steht genug des Verkehrten. Woher weiss man, dass *trinkvas* ein Trinkgeschirr

Digitized by Google

mit breitem Boden bedeutet? *eigen:* „im Besitz habend",; also: *den er aygen hett*, den er im Besitz habend hatte; *ein*, „adv. allein, frei von"; aber erstens gibt es kein Adverb von *ein*, zweitens handelt es sich um Wiedergabe von lat. simul: es muss wohl *mit ein* heissen = mit einander; *einheften:* „eindringen" (oculos plenius defigens); *erheben:* „hier = in den Himmel emporheben: da sein heyliger leichnam erhebt ward (in translatione)", also eine Himmelfahrt des Leichnams; *verstehn* soll den Gen. regieren, aber es handelt sich um einen negierten Satz; *versuchen:* „lange aufsuchen"; *glimpf:* „angemessenes Betragen"; der Verfasser ist nicht über den Anfang des Lexerschen Artikels hinausgekommen: *durch glimpf* heisst „aus Freundlichkeit, nachsichtig"; *gült:* „Jahreseinkommen". Ganz rätselhaft ist mir der Ansatz: *aufleinen:* „hier = beschwören"; man möchte an ein Druckversehen denken (beschweren? was aber auch keinen Sinn gibt): indes findet sich der Ansatz schon ebenso im Euphorion 116, .

Aber nicht einmal die grammatischen Formen sind immer richtig angesetzt. Zum Dativ *angeng* wird der Nom. *angang* gegeben, zum Plur. *templeiser* der Sgl. *templeis; ehalt* wird als stm. bezeichnet, obwohl dasteht „die *eehalten*"; *eischen* wird als swv. angesetzt, obwohl neben *eischet* zweimal *geeischen* im Text sich findet; statt *gahen* wird *gaehen* angesetzt; das Präs. zu *verstanden* heisst *verstehen*, das zu *gieng* heisst *gehen* (vgl. „entgehen, vergehen, widergehen"); das Präsens von *sluog* heisst *slagen* (vgl. *furslagen*, *underslagen*); da die Ochsen sich „sparten", wird ein Präsens *sparten* angesetzt; unter einem Ansatz erscheinen *streim*, *stram*, *stren*; es sind aber natürlich drei ganz verschiedene Wörter; es begegnet *„widergelten"* „stf.", aber es heisst im Text *er werd widergelten*!; *zwelfbot* ist natürlich swm., nicht stm.[1]. — Es fehlt das seltene *versten* 49, 20 (= verstanden) im Wörterverzeichnis, ebenso *ubernemung* (praesumptio) 105, 5.

Damit nicht Dr. Bork in Verdacht gerät, der Täter dieser Dinge zu sein, muss ich leider feststellen: wer das Wörterverzeichnis prüft, das Drescher Euphor. 26, 546 gegeben hat, wird die Ueberzeugung gewinnen, dass Dr. selber für all diesen Unfug verantwortlich ist. Immerhin hätten bei der Druckdurchsicht wenigstens die falschen Ansätze zum grossen Teil berichtigt werden können.

Wertvoll ist der Stammbaum, den Drescher gemeinsam mit Hilka über die Hss. der lateinischen Vorlage aufgestellt hat, und die Nachweise über das Geschlecht der Püteriche.

Giessen. O. Behaghel.

Rudolf Fahrner, Wortsinn und Wortschöpfung bei Meister Eckehart. Marburg 1929. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausg. von Ernst Elster, Nr. 31.)

Angesichts der Tatsache, dass schon Scherer von Meister Eckehart rühmend hervorhob, dass „er und seine Genossen eine deutsche Terminologie für die abstrakten Begriffe der Scholastik" geschaffen, muss man sich wundern, dass wir nicht schon längst eine gründliche Darstellung von Eckeharts Sprachschöpfertum haben. Dieser Mangel erklärt sich aus der Schwierigkeit des Unternehmens. Als Pfeiffer seine Ausgabe veranstaltete, glaubte er nicht, befürchten zu müssen, „es werde sich irgendein bedeutenderes Stück später als uneckehartisch herausstellen". Eine Zeitlang wurde dann beinahe jede Predigt des 14. Jahrhunderts, die man neu auffand, Eckehart zugeschrieben. Aber dieser Uebereifer weckte die Kritik. Man ging daran, die Texte Pfeiffers kritisch zu prüfen und fand, dass ausser dem 5. Traktat, dem sog. Liber Benedictus, so gut wie alles fraglich sei (Spamer, PBB. 34, 307 ff.). Damit schoss man freilich übers Ziel hinaus. Indessen sind die Schwierigkeiten hier ausserordentlich gross. Für viele Predigten ist E.s Name nicht bezeugt, und wo seine Verfasserschaft feststeht, ist noch die Frage, ob die betreffende Fassung von E. stammt. Denn die Predigten sind meist von seinen Zuhörern nachgeschrieben oder auch aus dem Gedächtnis aufgezeichnet und aus diesen wie anderen Gründen natürlich mannigfach verändert.

Unter diesen Umständen greift man mit Misstrauen zu einer Arbeit, die von Wortsinn und Wortschöpfung bei E. handelt. Indessen: man wird aufs angenehmste überrascht durch die vorsichtige Art, mit der der Verfasser zu Werke geht. Er handelt nämlich zunächst von der Echtheitsfrage, prüft die verschiedenen Methoden, die man bisher — jede einzeln — bei der Scheidung von echt und unecht anwendete, in verständiger Weise und kommt zu dem Ergebnis, dass nur die Vereinigung all dieser Methoden zum Ziele führen könne. Man hätte nun freilich gerne gesehen, dass, wenn nicht alle, so doch die meisten der Pfeifferschen Stücke auf diese Weise geprüft worden wären, denn für eine Untersuchung wie die vorliegende kann der Rahmen garnicht weit genug gespannt sein. F. schränkt aber sein Thema auf diejenigen Stücke ein, deren Ueberlieferung wir heute auf Grund verlässlicher Ausgaben und Untersuchungen überblicken können. Mit anderen Worten, er hat die Hss. nicht zu Rate ziehen können. Auf diese Weise sind nur neun Predigten und zwei Traktate behandelt. Immerhin muss man dem Verfasser dankbar sein, dass er solchergestalt zwar auf schmalem, aber gesichertem Grunde baut.

Nach dieser Voruntersuchung, die fast die Hälfte des Buches in Anspruch nimmt, geht der Verfasser zum eigentlichen Thema über: die innere Art der neuen Wörter Eckeharts und den Rang, den sie im deutschen Sprachraume einnehmen, festzustellen. „Wie ein äusseres oder inneres Sein benannt wird, wie der neue Wortkörper seinen Gehalt darstellt, wie das neue Wort seinen Sinn ausdrückt, was an Wirklichkeitsgehalt, was an Vorstellungs- und Bildgehalt und was an Begriffsgehalt E. in seinen neuen Prägungen zu fassen und in ihnen lebendig zu erhalten weiss, soll erkannt werden" (S. 61).

Diese Aufgabe hat F. in vorzüglicher Weise gelöst. Es kann hier nicht auf die einzelnen Ergebnisse eingegangen werden, denn ihre Darstellung würde zu breiten Raum beanspruchen, aber es muss mit allem Nachdruck betont werden, dass diese Arbeit einen ungemein wertvollen Einblick in E.s Sprachschöpfertum gewährt.

F. selber ist sichtlich um eine saubere und gefällige Sprache bemüht, wagt aber, von seinem Gegenstande angeregt, zuweilen Neuerungen, die nicht immer glücklich sind: sagt „Werkender" wirklich mehr als „Wirkender" und ist „Alletagedeutsch" besser als „Alltagsdeutsch"? Viel wichtiger schiene mir, von den neuen Wörtern (statt Worten) E.s zu reden.

Die vorliegende Untersuchung bildet den ersten Teil

[1] Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf einen Irrtum hinweisen, der durch die mhd. Wörterbücher hindurchgeht: einen Nom. Sgl. *zese* „rechts" gibt es nicht, so wenig wie eine got. Form *taihswa*; im Ahd. nur *in zeso*.

Digitized by Google

einer umfassenderen Darstellung der Sprache E.s. Man darf ihr mit grossen Hoffnungen entgegensehen!

Halle (Saale). Arthur Witte.

Georg Leidinger, Münchener Dichter des vierzehnten Jahrhunderts. Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der B. Akademie der Wissenschaften zur Feier des 170. Stiftungstages am 26. Juni 1929. München, Verlag der Bayer. Akademie der Wissenschaften. 1930. 22 S. 4°. M. 2.75.

Dieser Beitrag zu der Geschichte der Dichtkunst in München behandelt zunächst den viel genannten, aber noch zu wenig bekannten Verfasser der ungeheuerlichen zu ca. 100000 Versen angeschwollenen mhd. Weltchronik, Heinrich von München. Ausgehend von der Weltchronik Rudolfs v. Ems, der Christherre-Chronik und Jansen Enikels Chronik, gibt Verf. einen genauen Ueberblick über die Ausgaben dieser Werke und die bisherigen Forschungsergebnisse. Das Interesse für Heinz Sentlinger, dem sich der zweite Teil des Vortrags zuwendet, bewegt sich um die Handschrift der Weltchronik Heinrichs von München, die der aus einer Münchener Patrizierfamilie stammende H. S. 1394 auf Schloss Runkelstein bei Bozen abgeschrieben hat. Da er daran auch *ein tail gedichtet* hat, wie er in seiner Nachschrift bemerkt, so ist er, der bislang hauptsächlich nur als Schreiber von Handschriften bekannt war, auch als Dichter in die Literaturgeschichte einzureihen. Durch die eifrigen und erfolgreichen Bemühungen Leidingers konnte vor einigen Jahren die Bayerische Staatsbibliothek in München diesen „Riesenpergamentband" erwerben, so dass jetzt der germanistischen Forschung das Feld eröffnet ist, den dichterischen Anteil Sentlingers an dieser Weltchronik zu untersuchen.

Heidelberg. Gustav Ehrismann.

Ambros Horber, Echtheitsfragen bei Abraham a Sancta Clara. Verlag von A. Duncker, Weimar 1929 (94 S.) gr. 8° = (Munckers) Forschungen zur neueren Literaturgeschichte (herausgegeben von Dr. Walther Brecht) LX.

An die literarhistorischen Studien zu Abraham a S. Clara von H. Schulz (1910), W. Brandt (1917), K. Bertsche (1922), K. Schmid (1927) u. a. schliesst sich die vorliegende Arbeit mit dem Ziel an, durch eine strenge Ueberprüfung der Echtheit der unter seinem Namen erschienenen Werke „die Abrahamforschung auf einen wirklich sicheren Boden zu stellen." Nachdem das Narrennest von 1707 durch Bertsche (Reclamausgabe des Ur-Narrennestes 1923) und Mercurialis schon durch W. Scherer (Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 1867 S. 32) als unecht erwiesen sind, beschäftigt sich Horber vor allem mit den bisher noch umstrittenen (u. a. von Brandt [Der Schwank und die Fabel bei Abraham a S. Clara, Diss. Münster 1917, S. 12] als unecht bezeichneten) Werken: Etwas für Alle II und III und Centifolium I und II mit dem Ergebnis, dass ersteres eine minderwertige Kompilation aus Abraham und Conlin darstellt, das „Centifolium stultorum" (1709) ebenfalls, wenn auch geschickter, untergeschoben ist, wobei nur etwa ein Drittel aus Abraham, das übrige zum Grossteil nachweislich aus verschiedenen andern Büchern zusammengetragen ist; auch „Mala Gallina" muss Abraham (entgegen Bertsche) abgesprochen werden, da H. nachweisen konnte, dass 75% des ganzen Buches abgeschrieben sind, und zwar aus Abraham und (was entscheidend ist) aus Conlin! Den Anteil Abrahams an „Sterben und Erben" hat H. durch einen Vergleich mit der französischen Vorlage („La Manière de se bien preparer a la mort par Mr. Chertablon") festgestellt: bis auf die Einleitung ist alles wörtliche Uebersetzung.

Wien. Robert Stumpfl.

Max Kommerell, Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik. Berlin, Georg Bondi. 1928. 483 S. 8°.

Dieses Werk ist eine entscheidende Leistung in dem Kampfe um die neue Begründung der Literaturwissenschaft, die im Vergleich mit Gundolfs Werk am besten eingeschätzt werden kann. Je bescheidener der Autor (im Vorwort des Buches) über das Ausmass gerade seiner literaturgeschichtlichen Leistung denkt, desto offener muss der fachliche Beurteiler das wirklich Geleistete bezeichnen.

Gundolf hat den Bannkreis der literaturwissenschaftlichen Betrachtungsweisen, die sich durch ihre Kennworte „Quellenuntersuchung", „Stoffgeschichte", „Einfluss", „Beziehung", „Entwicklung", usw. gekennzeichnet haben, durchbrochen. Er hat der Literaturwissenschaft die vergessene Lehre wiedergegeben, dass Voraussetzung jeder Erkenntnis auf diesem Gebiete dies Eine ist: das Kunstwerk selbst völlig und unbedingt ernst zu nehmen, nach seinen Gesetzen, seiner Gestalt, seiner Gesamtheit zu fragen, und nicht von irgendwelchen Standpunkten ausserhalb her seine einzelnen Bestandteile in beliebige Zusammenhänge zu rücken. Das Dichtwerk hat er wieder als ein eigengesetzliches Gebilde gezeigt, das einmal abgelöst vom Dichter und von den Umständen seines Hervorgehens eine eigene Existenz gewinnt und zuvörderst aus sich selbst begriffen sein will. Was damit gewonnen war, hat sich in der fundamentalen Umwandlung der literaturgeschichtlichen Forschung in den letzten zwei Jahrzehnten erwiesen, und daran ändern die gelegentlichen Abwege missverstehender und untüchtiger Nachfolger und Ausbeuter nichts.

Jetzt tritt in Max Kommerells Buch eine Betrachtungsweise hervor, die zu der Hemisphäre des Werkes die Hemisphäre des Dichters hinzugewinnt, indem sie zeigt, dass vor dem Werk, in dem Werk, in der Folge der Werke und über jedes Werk hinaus eine gleiche Gesamtheit der Person und des lebendigen Geschehens in einer eigenen Sinnhaftigkeit besteht. War durch Gundolf eine alle andersartigen Ansprüche und Einfälle ausscheidende, nur ihrem Objekte gemässe Anschauung des Kunstwerkes gewonnen, so ist bei Kommerell das ganze dichterische Geschehen ergriffen, das die Dichtung und den Dichter umfasst.

Den Leitgedanken, dem er dabei folgt, hat er selbst in dem Titel seines Werkes genannt und in der Vorbemerkung erläutert. Es ist der Gedanke vom Dichter als Führer, als Vorbild einer Gemeinschaft und als wirkender Person.

In Griechenland war die Auffassung vom durchaus staatlichen Wesen des Dichters so selbstverständlich, dass wir sie erst ausgesprochen finden, als Platon sich an die Stelle der Dichter setzt und von den Forderungen seiner neuen Begründung eines geistig-staatlichen Lebens aus das staatsgründende und staatserhaltende Wirken der Dichter, das bis zu ihm her gewaltet hat, ungenügend und schädlich findet. Und gerade Platons Feindschaft zeigt uns an, wie untrennbar staatliches und dichterisches Dasein für die Griechen war, weil er selbst, um staatlich zu wirken, Dichterwerk tun musste. — Wie aber hat der neuere Betrachter in einem ganz anderen geschichtlichen Raume mit dieser Auffassung vom Dichter seinen Weg durch die Ueberlieferung gefunden?

Von Klopstock bis Hölderlin fehlen freilich alle die äusseren Tatsachen der Verbindung zwischen Dichter und staatlicher Gemeinschaft, die in Griechenland überall hervortreten. Aber — so zeigt uns das neue Werk — gerade in der Spannung zwischen der (durch die Lage der Zeit erzwungenen, äusseren Unstaatlichkeit und zwischen der (durch ihre dichterische Natur gegebenen) inneren Staatlichkeit ihrer Existenz, haben die grossen deutschen Dichter dieses Zeitraums ihr gesamtes Wesen ausgewirkt und haben in den ihnen durch ihre Geburt, ihre Anlage und ihr Schicksal zugeteilten Bezirken das eigentümliche Führertum des Dichters zur reichsten Erscheinung gebracht. Vor dieser Lage, die den Dichtern oft nur wenig von dem Gelebten und Getanen in Werken darzustellen erlaubte, gewinnt die neue Betrachtungsweise, die sich über das Werk hinaus auf das ganze dichterische Geschehen richtet, ihren besonderen Sinn. Und entsprechend dieser Lage ist nicht in der allgemeinen geistigen Wirkung auf die Umwelt und Nachwelt, wie sie auch der bisherigen Auf-

Digitized by Google

fassung sichtbar war, sondern im Verfolg jedes einzelnen persönlichen Handelns und Daseins in seinem eigensten Umkreis die besondere Art der Führerschaft eines jeden erkannt und bezeichnet.

Klopstock tritt als der Beginner hervor, der in dem Freundeskreise seiner Jugend zum erstenmal die Führerwirksamkeit des Dichters zur Erscheinung bringt und diese Erscheinung in lebendigen Gedichten darstellt. Dann wird gezeigt, wie er als religiöser Sänger und als vaterländischer Sänger es unternimmt, in die Zeit zu gehen, um einen Ausdruck des jungen Hegel, den er für diese problematische Möglichkeit des grossen Menschen geprägt hat, zu gebrauchen. Es ist gezeigt, wie er dabei, da es eine Wirklichkeit nicht gab, mit der er eine Vereinigung hätte eingehen können, sich notwendig immer mehr an ein bloss Gemeintes, Gefordertes und Gedachtes verlieren muss, wie er von nun an in seiner wirklichen Führerschaft versagt und nur mehr in wenigen einzelnen Augenblicken den Grund für ein gefülltes Dichtwerk in sich finden kann, wie aber endlich sein unablässiges Suchen nach der Einheit des Dichters mit Vaterland und Volk, dem er auch auf allen Irrwegen seines Bardentumes treu bleibt, später durch Hölderlin geehrt wird, der in Klopstocks Ton zu singen beginnt und sich mit seinen Jugendfreunden an Klopstockischen Aldermannstagen zusammenfindet.

Was in diesen Untersuchungen über das Problem der christlichen Kunst überhaupt (S. 37), und was über den Begriff des Volkes und seinen Missbrauch damals und heute (S. 57) gesagt wird, gehört zu dem Wichtigsten, was zur Klärung dieser zentralen Fragen und Tatsachen unserer Geistesgeschichte geäussert worden ist. Besonders hervorzuheben ist, wie der Autor auch das seiner Auffassung Fremde — und dazu gehört das meiste Geschehen in dem zweiten und grössten Teil von Klopstocks Leben — klar zu erkennen und einzuschätzen weiss.

In den Abschnitten über Goethe wird dargelegt, wie dieser, nachdem er in der Begegnung mit Herder zu seinem eigenen Leben erwacht war, ganz anders als Klopstock sein Führertum gegen die Gefahren des Aufgehens in der Zeit gewahrt hat, gerade dadurch aber zur intensivsten Wirkung in die Zeit fähig geworden ist, auf zweierlei Bahnen, die die Namen Karl August und Schiller bezeichnen.

Lavater, Jacobi und Stolberg treten als solche Zeitgestalten hervor, die zur Verbindung mit dem in der Zeit Gegebenen verlocken, die in ihren Ahnungen und Kräften, oder in ihrer leiblich-geistigen Erscheinung soweit über die Zeit hinausreichen und hinausdeuten und von dem neu erschienenen Menschen Goethe so viel zu fassen vermögen, dass sie ihn an sich ziehen und eine Weile halten können, die aber doch in ihrem Wesen so im Gegebenen verhaftet und daher im Letzten so ungemässe Gefährten sind, dass dem Dichter nur Trennung von ihnen übrig bleibt, wenn er nicht sich selbst aufgeben, sich benützen, ja verzehren lassen will. Kommerells Darstellung dieser Vorgänge lässt uns deutlich erkennen, wie die Mächte der christlichen und weltlichen Ueberlieferung in diesen Gestalten nach dem neuen Dichter greifen, um ihn in ihren Dienst zu ziehen, wie dieser aber sich frei hält und die dargebotenen Erlebnisse zur flüchtigen, aber schönen Verwirklichung seines Führertums im günstigen Augenblick und zur Klärung der Möglichkeiten seines Führertums zu benutzen weiss, und wie er endlich aus diesen Freundes- und Streitgängen mit einer reichen Ernte geistiger Bilder hervorgeht.

Es gelingt dem Verfasser bei der Erörterung der Beziehungen zu Lavater und Jacobi tiefe Aufschlüsse über Goethes Verhältnis zum Christentum und über die Art seines Titanentums zu geben. Goethes Scherzdramen erfahren in diesem Zusammenhang eine besonders fruchtbare Analyse. Das Begebnis, wie sich in dem beiderseitigen Verhältnis zu Stolberg das Führertum Goethes mit dem Klopstocks kreuzt, wie der eine den Zögling behält, weil er sein Führertum verlor, der andere aber den Zögling ziehen lässt und sein Führertum ungebrochen behält, gibt ein zusammenfassendes Bild des ganzen Hergangs und leitet zu dem Kommenden über.

Denn dieser frei und selbstgenugsam gebliebene Goethe — so legt es Kommerell dar — hat als einziger sein dichterisches Führertum über die Sphäre des Dichters hinaustragen können in den Bund mit einem Menschen des Handelns, und damit hineintragen, nicht in ein nicht vorhandenes imaginäres grosses Volk und Vaterland, sondern bis in die einzelsten Zweige eines wirklichen damaligen deutschen Staates. Es wird gezeigt, wie gerade der unbändige Goethe an Karl August zum Bändiger wird, wie er hier zum erstenmal die Grenzen seines Schicksals auf sich nehmen muss, um zu wirken, zugleich aber, schon vor der eigentlichen Erleuchtung im Süden, hier das Gesetz inne wird, mit dessen Hilfe er ohne sich preiszugeben in die Zeit dringen kann. Und weiter wie Goethe doch wieder in der Nähe zu diesem Herzog die tröstende Nähe zu dem unbedingten Dasein gewinnt, das er sich selbst von nun an verbieten muss.

Unter den auch in diesem Abschnitte, wie in dem ganzen Buche in voller Breite verarbeiteten Zeugnissen haben die Berichte über Goethes Schweizerreise mit dem Herzog eine vorsichtige, aber besonders ergiebige Ausdeutung erfahren. Der langwierige Streit um die Deutung des Weimarer Mondliedes (sein Hergang und Stand ist in diesem Blatte 50. Jahrg. Sp. 335f. dargelegt) dürfte durch Kommerells Abschnitt über Karl August erledigt sein, und niemand wird mehr sagen können, dass gerade damals in Goethes Gesichts- und Gedankenkreis keine Freundesgestalt vorhanden war, auf die sich jene dichterisch gesteigerten Stellen beziehen könnten (vgl. Sp. Wukadinović, Goetheprobleme S. 16, Halle a. d. S. 1926).

Nicht unähnlich zeigt sich — im weiteren Gang der Untersuchung — die Führerschaft, die Goethe mit Schiller verband, mit der, die er an Karl August geübt hatte. War der Herzog von Natur ein Mensch des Handelns und durch seine Geburt zur Regierung eines wirklichen deutschen Staates bestimmt, so war Schiller ein Mensch der Rede und des Wirkens, der rastlos die Stelle suchte, wo er dem Rad der Zeit in die Speichen greifen konnte. Beide haben sich Goethes Führerschaft erobert. Sie haben ihn erst genötigt, ihrem Wirken seine Richtung zu geben, haben ihm aber auch die Möglichkeit gebracht, durch ihre Gefolgschaft in das Geschehen der Zeit und in das Sein der damaligen deutschen Menschen einzugreifen, und in der Verwandlung ihres Titanen- und Empörertums etwas von seinem Gesetz auch in seiner Umwelt und in seinem Volke wirksam zu machen.

Der Unterschied zwischen beiden aber ist einmal, dass die empfangene dichterische Führung von Karl August über seine Person hinaus nur in einen ausserdichterischen Umkreis weitergetragen wurde, während Schiller kraft seiner eigenen dichterischen Natur nicht nur bei der Begründung eines dichterischen Zirkels sondern eines ganzen dichterischen Reiches helfen konnte, und zum zweiten, dass zwischen diesen beiden Führerschaften eben Goethes Südfahrt lag, auf der er dasjenige geistige Gesetz gefunden hatte, das in ihm war, und an dem zugleich sein Zeitalter teilnehmen konnte, so dass er selbst schon zu einer Wirkung über den persönlichen einzelnen Freundesbund hinaus vorbereitet war.

Kommerell hat die „römische Neugeburt" Goethes (ausser vielen einzelnen Hinweisen in seinen Ausführungen über die „Gesetzgebung" der Klassik S. 286ff.) in ihren einzelnen Akten beschrieben und hat nachgewiesen, wie das, was Goethe nach geläufiger Auslegung vom deutschen Wesen zu trennen scheint — seine Verwandlung im Süden — ihm überhaupt erst die Möglichkeit gab, in Deutschland zu wirken. Er hat die Auffindung der besonderen Idee des Typischen und die Entdeckung des klassischen Kunstkanons genau geschildert, hat alle Zeugnisse, die uns das Werden der klassischen Menschengemeinschaft und der klassischen Lebens- und Kunstlehre erhellen, durchanalysiert und hat — vor allem in seiner grossenteils ganz neuen ausführlichen Interpretation des Xenienkampfes — den äusserst schwierigen und vielfältigen Stoff bis zur Klärung gesichtet und besprochen. Dabei hat er dem Dichter Goethe, der in diese Zeitschöpfung der deutschen Klassik nicht einging, sondern in ihr und über sie hinaus eigenen Wesens blieb, voll im Blicke behalten. Seine sehr grosse Gabe, dieselben Dinge in ihrer besonderen Erscheinung in verschiedenen Sphären zu begreifen und die entgegengesetztesten Erscheinungen in ihrem jeweiligen Eigenrecht und ihrer jeweiligen Eigenmacht zu erkennen und gelten zu lassen, hatte sich hier in hohem Maße zu bewähren, wie überhaupt ohne diese Gabe dieses Buch nicht hätte geschrieben werden können, das die damals wie in keiner anderen Zeit sich stets kreuzenden Wege der mächtigsten Geister zu verfolgen unternimmt. Es ist Kommerell gelungen, auf diesem grossen Kampffeld, wo solche Kämpfer aufeinandertreffen, keinem einzelnen anheimzufallen, wie es mehr oder weniger fast allen Betrachtern dieser Epoche geschehen ist, und doch einen jeden in seiner ganzen Eigenart zu ergreifen. Freilich hat die Kraft der Darstellung des Entgegengesetzten, die Kommerell besitzt, schlechte Leser und Rezensenten dazu verführt, über manche in einem bestimmten Zusammenhang sinngegebene Darlegungen in überaus heftige Empörungsrufe auszubrechen, die sie schleunigst zurücknehmen müssten, wenn sie aufmerksam einige Seiten weiter lasen.

Digitized by Google

Schiller, und dies ist ein dritter Gegensatz zu Karl August, kam nicht als Jüngling sondern schon als Mann zu Goethe. Kommerell hat dem Kampf Schillers um sein eigenes Führertum, der seinem Bunde mit Goethe vorausging, eine eingehende Untersuchung gewidmet, die besonders die Jugenddramen in ein neues Licht rückt. Er gibt eine neue innere Entstehungsgeschichte des Don Carlos und eine Auslegung der verschiedenen Stufen dieses Werkes auf Seite 193—219 und die erste erschöpfende Deutung des Malteserfragmentes (S. 219—225). Während die neuere Schillerforschung von Hohenstein bis Borcherdt sonst vielfach versucht, Schillers Werk in die Kreise einer sehr subjektiven religiösen und metaphysischen Spekulation einzuspinnen, oder gar die übliche Misskennung des späten Schillers als eines Lehrers der christlichen Moral auch auf den jungen Empörer zu übertragen, folgt Kommerell in strenger historischer Erkenntnis den Tatsachen und weicht keinen Schritt von dem wirklichen Hergang, der sich mit Zeugnis für Zeugnis belegen lässt. Dabei kommt die ganze vergebliche Suche des mit allen Kräften der Führerschaft Begabten nach der Botschaft und Lehre, die er seiner Zeit zu bringen hätte und die er aus sich heraus nicht finden, nur fordern und erdenken kann, zur Erscheinung, vor allem aber tritt eine Seite von Schillers Wesen, die bisher so wenig richtig gesehen worden ist, und die wir kurz das Heldenmässige an ihm nennen können, in das rechte Licht. Dieser Zug nähert ihn wieder Karl August, und wir lernen begreifen, wie Goethes dichterische Existenz durch diese beiden Mittler zu einer Wirkung in der damaligen Umwelt gelangen konnte, die Klopstock ohne solche Vermittlung nur mit Aufgabe seines höheren Dichtertums erstreben und doch nicht erreichen konnte. Wie Schiller Goethe zur Wirkung in die Zeit gewinnt, wie er Gleichgesinnte um Goethe sammelt und Fremde vertreibt, und besonders wie er das an Goethe Erfahrene unter den Romantikern und gegen die Romantiker auswirkt — gerade in diesem Dienst an Goethe erweist sich sein eigenes heldenmässiges Führertum.

Goethes notwendige, sich selbst und sein Dichtertum wahrende Passivität in der Führerschaft zeigt sich am deutlichsten in seinem Verhältnis zu Jean Paul. Hatte ihn der Weimarer Prinz und junge Herzog fast gewaltsam einholen müssen, und hatte Schiller mit Aufbietung aller Kräfte um ihn zu werben, so erfuhr Jean Paul trotz all seines Werbens nur die achtende oder offen tadelnde Abweisung Goethes, und dennoch empfing er Goethes Führung, und nicht nur die Führung des Goethe, der in dem Bezirk der Klassik gegenwärtig war. Kommerell weist nach, dass, wenn Karl August und Schiller, die hier als wirkende Menschen zueinander gehören, durch Goethes Führung die Fähigkeit gewannen, in der Wirklichkeit eines weltlichen und eines geistigen Staates ihre Kräfte auszuwirken, — Jean Paul durch Goethes wiewohl passive dichterische Führerschaft befähigt wurde, gerade sein eigenes dichterisches Menschenbild und Weltbild eindeutig zu formen und darzustellen, das er doch aus Gründen schöpfte, die ausserhalb von Goethes Umkreis lagen.

Eine Einzeluntersuchung der Vorgänge, Gestalten und „Landschaften" des Titan (S. 365—390) zeigt die ganze Nähe und die ganze Ferne, in der die Welt dieses Werkes zu dem Weimarer Menschenkreise steht, den Goethe beherrschte, und gipfelt in dem Nachweise, dass der ganze Umfang von Goethes passivem Führertum von Jean Paul, dem Goethefernsten unter den von Goethe Bewirkten in der Gestalt des Gaspard und seiner Erziehungstat an Albano geoffenbart und bezeichnet ist. Zugleich wird aber dargelegt, wie Jean Paul in dem selben Werke die Welt am mächtigsten in Erscheinung brachte, in der er selbst Führer war, und wie in dem Hervorgehen dieser Eigenwelt Jean Pauls die Führerschaft Goethes mit einer anderen zusammentrifft, der Goethe einmal selbst gefolgt war, nämlich mit der Herders.

Als wenn sein ganzes Vorhandensein und seine Leistungen völlig neu entdeckt worden wären, so neu und grossartig tritt uns Herder aus Kommerells Untersuchung entgegen. Ihn so in seinem ganzen Reichtum und in seiner ganzen Macht zu zeigen, gelingt wieder dadurch, dass er in seiner grossen Führerschaft, die ihn zuerst mit Goethe und dann mit Jean Paul verbunden hat, begriffen wird.

Bevor Goethe sich vor den Zeitgestalten Lavater, Jacobi, Stolberg zu wahren hat — so zeigt uns der erste Abschnitt des Goethekapitels — und bevor er in Karl August und später in Schiller die Vermittler findet, die seine Möglichkeit zum Wirken im eigenen Jahrhundert zur Wirklichkeit machen, wird er selbst durch einen Vertreter der zeitlosen Urmächte erweckt und in seinem ursprünglichen dichterischen Machtbezirk zur Herrschaft geführt. Die Seiten, auf denen dieses grosse menschliche Geschehen, nach einer genauen Kenntnis und Ergründung der äusseren und inneren Bedingungen, unter denen es vor sich ging, einmal wahrhaft seiner Art gemäß geschildert wird, möge man nachlesen. Hier sei nur hingewiesen auf die dreifache Abhandlung über den Elementaren Shakespeare, den Elementaren Pindar und das Elementare Lied und über ihre durch Herder herbeigeführte Patenschaft bei der Erneuerung der deutschen Dichtung in Goethe. Denn so etwa muss man die Seiten 93—110 bezeichnen.

Schon in diesem ersten Abschnitt des Goethekapitels hat Kommerell neben der Macht von Herders Führertum, die in seiner Verbundenheit mit den Urmächten lag, auch die Grenzen seiner Führerschaft dargelegt, die mit der unlösbaren Befangenheit in seinem Selbst gegeben waren und ihn im Grunde schon vor und während seiner Vereinigung mit Goethe von diesem trennten. Ganz sichtbar aber macht er die besondere Art des Führers Herder in den Abschnitten, die sein Verhältnis zu Jean Paul behandeln. Herder — so zeigt es diese Untersuchung — wird für Jean Paul alles: sein erhabenstes Menschenbild, sein Mitkämpfer im Kampfe gegen die in der Klassik eben doch in Zeitformen, wenn auch die höchsten, eingegangenen Dichtungen und gegen eine dichtungsfeindliche Art des Denkens, die er vor allem in Fichte vertreten sieht; und endlich nach Herders Tod zeigt ihn Jean Paul nicht nur als den eigentlichen Begründer und Ernährer der ganzen dichterischen Bewegung des Jahrhunderts mit Einschluss der Romantik, sondern als den Ahnherrn und Vertreter auch des ganzen künftigen Reiches der deutschen Dichtung. Herder dagegen, so wie er Goethe nicht anerkennen konnte, erkannte in Jean Paul nicht den Anwalt und, was noch mehr war, den dichterischen Verwirklicher des Wesens, das er selbst vertrat.

Ein fertiges Urteil über die ganz neuen, kühnen und tief eindringenden Deutungen, die Kommerell den einzelnen Erscheinungsformen dieses Bundes zwischen Jean Paul und Herder gibt, dürfte sobald nicht möglich sein und soll hier nicht versucht werden. Ein Hinweis auf eine mögliche Fehlerquelle mag am Orte sein. So schlagend die Beweise geführt sind, dass Jean Paul der eigentliche Inhaber der romantischen Art der Dichtkunst war — wird man ihn auch als den ersten bewussten Entdecker ihres inneren Rechtes gegen die andere Art der Dichtung, die er die plastische nennt, bezeichnen können? (Vgl. S. 346) — Der Brief des Novalis an Tieck vom 23. Februar 1800 und seine Fragmente über Goethe, wo er überall den Kampf für die wirkliche „Poesie" und gegen Goethes blosse „Oeconomie" aufnehmen will, sprechen dagegen. An dieser Stelle und einigen anderen, die das Verhältnis der romantischen Bewegung zu den von Kommerell behandelten Vorgängen betreffen, scheint mir zu wenig beachtet, dass die Romantiker, nach ihrer Gefolgschaft gegen Karoline und damit gegen Goethe in Novalis selbst einen dichterischen Mittelpunkt erhalten haben, und dass sie dabei einen eigenen Raum und eine eigene Standebene gewannen. Aber dies betrifft Aussenbezirke, die der Verfasser, nach den Proben, die er abgelegt hat, wohl ebenso vollständig gezeigt haben dürfte, wenn er sie eben nicht nur als Aussenbezirke des von ihm betrachteten Umkreises gestreift hätte.

Schauen wir hier noch einmal zurück, so hat Kommerells Untersuchung bisher etwa Folgendes ergeben: die innere Staatlichkeit des Dichters drängt in Klopstock so stark nach aussen, dass er nach der kurzen Begründung einer dichterischen Gemeinschaft in seiner Jugend eine Vereinigung mit dem Volk und Vaterland, wie es ihm seine Zeit bietet, eingehen will, und darüber sein höheres Dichtertum verlieren muss. Goethe hat zwei Mittler gefunden, die als Menschen des Handelns und Wirkens ganz anders dazu befähigt waren, einen Eingang in die Zeit zu erzwingen, als der reine Dichter. Und Goethe hat im Süden die notwendig fremde Botschaft erfahren, die ihn mit der zeitlichen Lage und Erscheinung seines Volkes verbinden konnte. So hat er damit zu beginnen vermocht, die dichterische Staatlichkeit in die deutsche Wirklichkeit einzusenken und hat dabei doch sein Dichtertum unverletzt bewahrt. Was aber dennoch an Beschränkung und wenn man will Verleugnung des unbedingten Dichtertums, vor allem durch Verhüllung und Unterdrückung ganzer dichterischer Erdschichten und Welträume dabei nötig war, hat Jean Paul als den grossen dichterischen Gegner der Klassik auf den Kampfplatz gerufen. Er hat im Bunde mit Herder, dem Vertreter der ewigen Mächte des Ursprungs, der

Digitized by Google

auch Goethe aus dem Zeitbann geführt und für immer vor dem Zeitbann bewahrt hat, die Verteidigung des vollen und eigenständigen Dichtertums aufgenommen, nicht im Sinne einer ewigen Trennung von Dichterstaat und faktisch erschienenem Staat, sondern im Sinne einer künftigen, mächtigeren und vollständigen Vereinigung. Doch so sehr er mit diesem Kampfe über die Klassik hinausweist, so war er doch selbst mit bedingt von dem, was er bekämpfte, vor allem von Goethe selbst, dessen Bild in seinem vollen Umfange, der die Grenzen der „Klassik" weit überschritt, nur er ganz ausgetragen hat.

In dem letzten Kapitel seines Buches sucht Kommerell die Bedeutung Hölderlins in diesem ganzen Geschehen zu erfassen. Er zeigt, dass diesem unbedingtesten Dichter eine Vereinigung mit der zeitlichen Gegebenheit schon durch seine Natur unmöglich gemacht ist, dass seine Berührungen mit der Zeit und ihren Menschen auch nicht Versuchungen mit sich bringen, die doch immer die Möglichkeit des Nachgebens voraussetzen würden, sondern nur schmerzliche Bestätigungen für sein inneres Wissen, dass die Welt, deren Träger er ist, für diese Zeit auf die Sphäre von Traum und Bild beschränkt bleiben muss. Die weitere Untersuchung legt dar, wie Hölderlin gerade durch diesen Bann, der ihn aus der Zeit so vollständig ausschloss, befähigt war, das dichterische Führertum in der äussersten Reinheit und seinem ganzen Ausmaß in seinem eigenen Dasein und in seinem Werke darzustellen, wie aber freilich auch er gebunden war an seine Stunde und bestimmt durch das völlige Auseinandertreten seiner Gesichte und jeder Wirklichkeit, die er ausser sich vorfand. Denn — so wird nachgewiesen — es liegt schon eine Selbstaufhebung darin, Gesichte zu haben, die nicht geoffenbart werden dürfen, Dichter einer Welt zu sein, die nur durch Frevel in ein Wort der Gegenwart zu ziehen ist, und Führer zu sein, der sich seinem Volk nicht nähern darf. Und Hölderlin hat schrittweise diese Selbstaufhebung zu vollziehen, in der allein seine Gesichte, seine Welt und sein in seinem Volke sich vollziehendes Führertum erscheinen kann.

Die einzelnen Berührungen mit der Zeit und ihren Menschen werden, wohl mit Ueberlegung, nur in ihrer negativen Seite behandelt, weil gerade diese vom Leitgedanken der Untersuchung aus zu erörtern war. Analysen der Stufen des Hyperion und des Empedokles zeigen den Weg, auf dem Hölderlin seine ganze Lage und Aufgabe immer mehr inne wird und sich zu seinem Schicksal findet. Untersuchungen der grossen Elegien und Hymnen der Reifezeit erweisen, wie er seinen erkannten Beruf in dem ihm allein verbleibenden Raum der Sprache auswirkt. Ueberall erfährt das bisher von der Forschung Geleistete entscheidende Ergänzungen; besonders bedeutsam etwa, um etwas einzelnes zu nennen, die neue Hyperiondeutung gegen die von Wilhelm Böhm in seinem neuen Hölderlinbuch gegebene, deren Schwächen Vietor (DLZ. 1929, Sp. 2012ff.) erledigend charakterisiert. Die Fragestellung nach der Art der dichterischen Führerschaft Hölderlins zeigt sich als dem Gegenstande besonders gemäß und an vielen schwierigen Stellen gelingen Kommerell aus seinem fruchtbaren Gesichtspunkte heraus ganz neue Lösungen und Erklärungen. Als Beispiele seien genannt: Die Auslegung der Ode „Dichterberuf", die anknüpfend an eine Bemerkung Hellingraths (in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe Bd. 4, 336) dieses wichtigste Gedicht erst in seinen zugehörigen Bedeutungsraum stellt, indem es zusammen mit der Ode „Der Zeitgeist" als Zeugnis für die Wendung erkannt wird, in der Hölderlin nach der Abgeschiedenheit seines früheren Loses seinen gegenwärtigen Schicksalsaugenblick ganz ergreift (S. 452ff.) — ferner die Deutung des Gesanges „An Eduard", in der einmal genau der bezeichnende Hergang aufgewiesen ist, in dem Hölderlin aus einem andeutenden Erleben (hier dem mit Sinclair) das volle Gesicht eines erfüllten Schicksals erwächst (S. 440ff.) — oder die neue Erkenntnis der Bedeutung die der Eindeutschung Pindars in Hölderlins Schaffen zukommt (S. 476f.). — Zur Auslegung der Isterhymne (S. 480) scheint es mir nötig, die Schwesterhymne „Am Quell" der Donau ergänzend heranzuziehen.

Von allgemeinen Problemen ist einmal das der Sprache und ihrer stufenweisen Gegenwart im Dichter neu behandelt mit einer bisher nirgends geäusserten Einsicht in das Wesen des „Nennens" überhaupt (vgl. besonders S. 448ff.) und zweitens das Problem des Volkes und seiner Einheit mit der Sprache, das in Fortsetzung der erwähnten Ausführungen im Klopstockkapitel hier von Hölderlins Führertum aus gesehen eine neue Lösung und Klärung erfährt (ebd. und besonders S. 470ff.). Im Ganzen ist zu sagen, dass derjenige, der selbst auf diesem schwierigen Gebiet gearbeitet hat, besonders geneigt sein wird, die bei aller Ergriffenheit klare und kühle Darstellung, in der hier die höchsten Probleme der Dichtungsforschung behandelt sind, anzuerkennen. Der Kenner der Hölderlinliteratur, die leider nur zu oft entweder von spekulierenden Halbjournalisten oder von engen und ungeistigen Stoffkritikern stammt, wird Kommerells bei der höchsten geistigen Fragestellung stets sachliche und nur am Gegenstand und seiner einzelnen Bezeugung ausgerichtete Art zu forschen zu schätzen wissen. Er findet hier Buchstabendeutung im Sinne der höchsten Aufgaben der Philologie.

Es war meine Aufgabe, soviele Hinweise auf den Gehalt dieses Buches zu geben, als im Umfange einer Besprechung möglich war. Für diejenigen, die sich — wie vielfach üblich — auf diese Besprechung verlassen wollen, möchte ich noch bemerken, dass dort, wo diese Hinweise aufhören, der wirkliche Inhalt des Werkes erst beginnt. —

Die Nachprüfung — in den Schillerabschnitten Absatz für Absatz, sonst in Stichproben unternommen — ergab eine lückenlose Kenntnis der Quellen und Zeugnisse und eine breite Kennerschaft aller wichtigen in den Kreisen der ernsthaften Forschung zu den vielfältig behandelten Gegenständen lautgewordenen Stimmen. Die Art des Verfassers in Auseinandersetzungen ist auf das Positive gerichtet, und er grenzt seine Meinung nie um der blossen Polemik willen gegen andere ab, sondern nur wo es die Sache fördert. Besonders glücklich ist er in der Auswahl der jeweils charakteristischen Zeugnisse aus der schwer zu durchdringenden Fülle des Stoffes. Seine Darstellung ist nicht zahm oder vorsichtig. Es ist nichts verhüllt, nichts abgerundet oder beschönigt. Kampf bleibt Kampf, Hass bleibt Hass und Liebe bleibt Liebe. Nirgends zeigt sich ein Abschwächen der Ausdrücke, das empfindlichen Lesern die Härte des gezeigten Geschehens schmackhafter machen könnte, und vielleicht wird mit diesem Buche Goethes erzieherischer Wunsch erfüllt, dass die Deutschen noch hundert Jahre nach seinem Tode mit ihm aufs heftigste geärgert werden möchten.

Sei hier ein Wort über die bisherigen Rezensionen dieses Werkes in der Deutschen Literaturzeitung (1929, Sp. 1337 ff.) und in der Zeitschrift f. d. A. (1929, Bd. 66, S. 189 ff.) gestattet. Sie sind von der heute vielfach üblichen schlechten Art, bei der die Besprechenden überhaupt nicht auf das vom Verfasser gestellte Thema eingehen und sich nur darüber ereifern, dass er nicht dasjenige vorbringt, was ihnen selbst beim Anhören des Titels eingefallen ist. So will Kommerells Buch von vornherein keineswegs eine vollständige Literaturgeschichte der Epoche der Klassik geben, was sie dennoch von ihm zu fordern nicht müde werden. Demgegenüber ist vielmehr dem Autor zu danken, dass er nicht das stets Gegebene und Gewusste wiederholt, sondern von seiner neuen Fragestellung aus eine neue Durchdringung des vielgekannten Stoffes geleistet hat.

Es dürfte denjenigen schwer fallen, dem Buche Geschmack abzugewinnen, die nur rationale Unterscheidungen suchen, um sie in ihre bequeme Begrifflichkeit umzusetzen, und denjenigen, die jeder geistigen Erkenntnis feind sind und in der Rückkehr zur blossen Stoffsammlung und Stoffkritik das Heil sehen vor den Gefahren des Schwätzens und Schwärmens, die der erneuerte und vertiefte geistige Kampf in unserer Wissenschaft heraufgeführt hat. Alle diejenigen aber, die ein geistiges Verhalten zur Kunst und zur Sprache nur dann schätzen, wenn es sich mit ernster Arbeit und wirklicher Kenntnis verbindet und die die breiteste Kennerschaft im Stofflichen und grösste Genauigkeit in der kritischen Vorbereitung nur dann für etwas gelten lassen können, wenn sie einer geistigen Leistung dient, werden hier eine Bestätigung ihres eigenen Wollens durch ein hohes Gelingen finden.

Marburg. Rudolf Fahrner.

Gerhard Lange, Gerhard Anton von Halem (1752—1819) **als Schriftsteller.** (= Form u. Geist, Arbeiten z. german. Philologie, herausg. v. L. Mackensen, 10.) Leipzig, H. Eichblatt, 1928. 183 S.

G. A. von Halem ist ein Schriftsteller, der mit Recht heute so völlig vergessen ist, dass er selbst in grösseren Literaturgeschichten nicht mehr steht oder nur ganz kurz erwähnt ist. Die heutige Literaturforschung kann ihn nur in der Hinsicht beachten, dass sie in ihm einen Vertreter des gern und viel schreibenden Durchschnittsgebildeten

Digitized by Google

zu studieren vermag, der kaum etwas Selbständiges leistet, vielmehr ganz in den Spuren bewährter Vorgänger wandelt, nichts Neues und Aufregendes bietet und eben deswegen einen recht ansehnlichen Leserkreis findet. Halem ist durch und durch ein Kind der Aufklärung, ganz und gar Rationalist und hat sich auf allen Gebieten versucht. Er schrieb, in der Form Klopstock folgend, geschichtliche Epen in Hexametern, übersetzt auf Anregung von H. P. Sturz einige Ossiangesänge, Myllers „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert" wird ihm zur Quelle eines höfischen Versromans vom Ritter „Twein", d. i. Iwein, der in Stil und Reim an Wieland gemahnt, neben den „Messias" setzt er ein religiöses Epos „Jesus der Stifter des Gottesreiches", das ihn aber so sehr als Verehrer und Verkünder der „Vernunft" zeigt wie seine Mitarbeit am Oldenburgischen Kirchengesangbuche, er zimmert einige Dramen, darunter 1786 einen „Wallenstein", und er schreibt eine ganze Anzahl von Fabeln, Epigrammen (nach Lessings Vorbild), Erzählungen sowie Reisebeschreibungen, geschichtliche Prosa und Gedichte.

Was über den Mann zu sagen ist, hat Lange mit grossem Fleiss und viel Liebe zusammengetragen. Er schildert eingehend sein Leben und bespricht sehr ausführlich seine Werke; auf den „Wallenstein" kommen allein 38 Seiten. Bemerkenswert ist, dass er eine grosse Menge handschriftliche Quellen aus den Bibliotheken in Oldenburg und Eutin verarbeitet hat. Er schätzt ihn auch bei aller Freude an seinem Stoffe richtig ein, als guten Menschen und mässigen Schriftsteller, der ganz ein Kind seiner Zeit ist und nicht über den Durchschnitt hinauskommt. Wenn er meint, dass die Zeitgenossen ihn sehr hochgeachtet hätten, ist wohl doch eine kleine Einschränkung zu machen. Von öffentlichen Urteilen ist kaum etwas Bedeutsames vorhanden. Die brieflichen Aeusserungen seiner Freunde über Werke, die er ihnen schickte, sind selbstverständlich immer günstig und liebenswürdig; unterhalten sich aber die Freunde unter sich über ihn, so klingt das nicht so gut, wie z. B. der Brief Vossens an Boie vom August 1783 zeigt (S. 76/77).

Man darf Langes Buch mit Dank und Anerkennung begrüssen. Es ist die einzige wissenschaftliche Arbeit, die es über Halem gibt, und sie kann wohl als abschliessend gelten. — Der oben erwähnte Christ. Heinrich Myller ist S. 53ff. leider immer fälschlich Müller gedruckt.

Breslau. H. Jantzen.

Novalis Schriften. Im Verein mit Richard Samuel herausgegeben von Paul Kluckhohn. Nach den Handschriften ergänzte und neugeordnete Ausgabe. Leipzig, Bibliogr. Institut. Bd. 1: 80 u. 411 S 8°; Bd. 2: 432 S. 8°; Bd. 3: 470 S. 8°; Bd. 4: 38 u. 581 S. 8°. (Das Werk ist 1929 erschienen; nach beliebter Unsitte fehlt die Jahreszahl.)

Nach der Ausgabe von Heilborn von 1901, der Minor eine glänzende Besprechung gewidmet hat, Anz. f. d. Altert. 28, 82, und Minors Ausgabe vom Jahr 1923 tritt nun die von Kluckhohn und Samuel auf den Plan. Sie bedeutet einen gewichtigen Fortschritt, eine höchst wertvolle Erweiterung unserer Kenntnisse von Hardenbergs Leistung. Von den philosophischen Studien war der grösste Teil ungedruckt; wir erhalten Excerpte aus Hemsterhuys; die Vorlesungen sind neu und besser geordnet; der Vorrat an Briefen ist wesentlich vermehrt; leider müssen wir uns damit abfinden, dass wichtige Teile seines Briefwechsels nicht mehr vorhanden zu sein scheinen. Und leider mussten die zum Teil schon gesetzten Anmerkungen zu den drei ersten Bänden und die Lesarten den geänderten Grundsätzen des Bibl. Instituts, d. h. wohl der Not der Zeit, zum Opfer fallen.

Die Ausgabe greift gegenüber Minors Anordnung in sachliche und formale Gruppen wieder auf die zeitliche Anordnung Heilborns zurück. Die Hymnen an die Nacht werden in der Fassung des Athenäums an die Spitze des ersten Bandes gestellt, die handschriftliche Fassung im dritten Bande nachgeholt. Ich möchte das Verfahren Minors, der die beiden Texte nebeneinanderstellt, entschieden vorziehen; es entspricht ja auch dem Grundsatz der zeitlichen Anordnung. Die Entstehung der Hymnen wird insbesondere auf Grund der Entwicklung von Novalis' Schrift auf das Jahr 1794 festgelegt.

Aus der Trefflichkeit der Gesamteinleitung und der Einzeleinführungen hebe ich die feinen Bemerkungen über den Stil des Ofterdingen hervor, I. S. 73. Wenn es da aber heisst, gerade die Partien mit kurzen gedrängten Sätzen zeigten Vorliebe für Beiwörter mit *un-*, mit *wunder-* oder solche, die das Ungewöhnliche darstellen wollen, so würde ich lieber sagen, die Art des Satzbaus wie die Wahl der Wörter bekunde eine gewisse Erregung, ein gesteigertes Empfinden.

Giessen. O. Behaghel.

Wilhelm von Humboldts Briefe an Gottfried Hermann. Mitgeteilt und erläutert von **Albert Leitzmann.** S.-A. aus der Festschrift zum 70. Geburtstag von Walther Judeich. Weimar 1929, Böhlau. 50 S. 8°. 3.— M.

Humboldt hatte in zehnjähriger Arbeit den Agamemnon des Aeschylus übersetzt und den Entwurf 1808 von Rom mitgebracht, um ihn zunächst Friedrich August Wolf vorzulegen. Ihm schreibt Gottfried Hermann am 26. Januar 1809, seines Erachtens sei Humboldt der einzige, der wisse, was es heisst, einen griechischen Dichter zu übersetzen. Dieses freundliche Urteil und die hohe Meinung, die Humboldt von Hermanns Werk *De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri tres* (Leipzig 1796) hatte, führte 1809 zur Anknüpfung eines Briefwechsels, der sich bis 1821 fortgesetzt hat. Vierundzwanzig Briefe Humboldts sind erhalten, alle von der Gesinnung getragen, die der siebente (S. 23) ausspricht: „Ich behalte mir immer Zeit zu solchen Beschäftigungen vor, und bin der festen Meynung, dass man Berufsgeschäften zu Hülfe kommt, wenn man den Geist unaufhörlich mit der Lesung und Bearbeitung der Alten stärkt und hebt". Diesen Briefen war nicht anders gerecht zu werden, als durch vollständigen Abdruck, für den wir Albert Leitzmann verpflichtet bleiben. Bei der Umsetzung aus der Judeich-Festschrift in den Sonderdruck sind mehrmals falsche Seitenzahlen in die Fussnoten geraten: 31, 37 lies S. 24 Anm. 1 statt S. 240 Anm. 2; 31, 38 lies S. 19 statt *ebenda*; 36, 35 lies S. 20 statt S. 16; 41, 39 lies S. 19 statt S. 16; 43, 38 lies S. 39 statt S. 36; 46, 38 lies S. 45 statt S. 265; 47, 33 *Claremontano*. Ueber den beiden griechischen Versen S. 39 sind die metrischen Zeichen ausgefallen.

Giessen. Alfred Götze.

Luise Thon, Die Sprache des deutschen Impressionismus. München 1928, Max Hueber-Verlag. 174 S. (= Wortkunst. Untersuchungen zur Sprach- und Literaturgeschichte. Neue Folge, erstes Heft. Herausgegeben von Oskar Walzel, Bonn.)

Stilanalyse ist eine exakte Wissenschaft geworden. Uneinig sind die Geister nur noch solange, als es die Marsch-

Digitized by Google

route theoretisch festzulegen gilt; das Marschieren geht heute dank tüchtiger Pioniere glatt und zielsicher vonstatten.

Die Kapitelbezeichnungen „Kunst des Treffens — Passivität — Koordination (Verminderte Bindung) — Verunklärung (Verminderte Auflösung)" ergeben sich als stilistische Kategorien mit deutlicher Eindringlichkeit aus dem impressionistischen Zeitraum von 1885—1915 (reinster Typus: Johannes Schlaf).

Die Verwahrung der Verfasserin gegen die Annahme, als seien diese genannten Erscheinungen des Sprachstils nun ein für allemal auf die geschichtliche Epoche des Impressionismus festgelegt, erhellt in schlagender Weise, dass man eine Stilanalyse vortrefflich durchführen kann, ohne sich über das theoretische Problem einer Stilgeschichte im klaren zu sein. Verzichten wir also auf fruchtlose theoretische Diskussionen und wenden uns der erspriesslicheren Praxis zu!

Leipzig. Willi Koch.

Walter Wenzel, Wortatlas des Kreises Wetzlar und der umliegenden Gebiete. Text, Atlas. Marburg, Elwert, 1930. 144 S., 104 Karten. (Deutsche Dialektgeographie, H. 28.)

Mit dieser Arbeit Wenzels legt Marburg ein erstes wortgeographisches Gesamtergebnis vor. Ihre Anlage stellt das Kartographische in den Vordergrund. Einem überaus anschaulichen Kartenwerk ist ein erläuternder Textband verbunden. Diese Art der Veröffentlichung erweist sich sehr wirksam durch ihre sinnfällige Einzelvorführung der Sprachvorgänge und ist geeignet, über Fachkreise hinaus Laien anzuziehen und zu überzeugen.

Wenzels Arbeit ist der erste geschlossene Versuch eines kartographischen Wörterbuches (im Sinne der Marburger Lexikographie), das seine Lemmata mit Form- und Sinnverwandten (Bedeutungs- und Wortkarten) auf die gesamte Gebietsfläche überträgt und dadurch die sprachlichen Verhältnisse und Abhängigkeiten in unvergleichlicher Anschaulichkeit vorführt. Verfasser hat es unternommen, den Wortschatz seines Bezirkes, den eine wesentliche Auswahl vertritt, nach seinem dialektbildenden Verhalten zu zerlegen: in den überlandschaftlichen und den landschaftlich abstufenden Bestand. So gewinnen die Legenden des Textbandes in Ansätzen die Bedeutung wortgeschichtlicher Monographien. Beschränken sich diese Texte zwar im allgemeinen auf beschreibende Beigaben und vermeiden fragwürdige Interpretationsversuche, wozu der offne Sprachraum locken möchte, so werden die kleinräumigen Wortbilder doch oft genug aus sich heraus deutbar (am ehesten die „Bewegungskarten" der Gruppe B II), zumal die sorgfältig gebuchten Einzelbefunde einer peinlichen Fragetechnik die Raumbilder in die zeitliche Ebene der Generationsstufungen umzusetzen suchen. Verknüpfende Ergebnisse dieser Einzelbilder und Beobachtungen grundsätzlicher Art vereinigt der Verfasser in einem Schlussteil, in dem er auch die inner- und überlandschaftlichen Kräfte prüft, die den Wortschatz, die „labilste aller mundartlichen Erscheinungen", tragen. Müssen die Versuche, überlandschaftliche Sprachbewegungen aus dem kleinen Raume heraus zu bestimmen, nur mit grosser Umsicht unternommen werden, so scheinen doch die vorliegenden Kartenbilder eindrücklich genug zu erweisen, wie sehr dieses Gebiet heute in dem südlichen Strahlkreis der rhein-mainischen Zentren liegt, deren Umgangskultur das moderne rheinfränkische Sprachgefühl (auch durch den lokalen Mittelpunkt hindurch) weitgehend zu bestimmen scheint. Daher auch das häufige Zurückweichen des landschaftsfremden Schriftwortes.

Giessen. Fritz Stroh.

A. F. S. Burssens, Dat Boeck van der Voirsienicheit Godes. Leuvensche Studien en Tekstuitgaven 1930. (N.V. Standaard-Boekhandel Brussel-Antwerpen-Leuven.)

Hier liegt uns eine der Textausgaben der Mniederl. geistlichen Prosaschriften: „Dat Boeck van der Voirsienicheit Godes" in einer mit Sorgfalt und Sachkenntnis ausgeführten Bearbeitung vor. Als Utrechter Dissertation erschien früher bereits: De Dietse Vertaling van Suso's Horologium aeternae Sapientiae von A. G. M. van de Wynpersse (1926); weitere Ausgaben sind von der Nymweger Universität geplant. Sie sind nicht nur für den Neerlandicus, sondern für jeden Germanisten wertvoll. Offenbar besteht ein Zusammenhang zwischen den deutschen und den niederländischen mystischen und scholastischen Schriften und der geistlichen Laienliteratur. Die Verbindung der Gottesfreunde an Ober- und Niederrhein mit den Niederlanden ist geschichtlich begründet, eine Auswirkung dieser Annäherung ist in der Sprache offensichtlich. Die Prägung der mystischen Termini eines Ruusbroecs und seiner Mitarbeiter in Groenendael hat nicht ohne deutschen Einfluss stattgefunden. Der Schützling Herzogs Albrecht von Bayern, *Dirc van Delft*, Dozent in Erfurt und Köln, schrieb zwar seine *Tafel van den Kersten ghelove* in mniederl.-holländischem Dialekt; es ist aber eine deutsche, wahrscheinlich rheinische Uebersetzung davon aufgefunden worden.

Von dem Erbauungsbuch *Dat Kaetsspel ghemoraliseert* besteht ausser einer holländischen und flämischen Hs. eine in Niederrheinisch geschriebene Fassung. Unter den mannigfaltigen, dialektisch verschiedenen Uebersetzungen von Seuses „Büchlein der ewigen Weisheit" — auch Suso verblieb am Rhein, in den Niederlanden und in Köln — finden sich manche, die in Grenzdialekten abgefasst sind.

Obwohl nun das *Boeck d. Voirs.* nur in zwei Hss., einer holländischen und einer brabantischen, vorliegt, finden sich auch hier einzelne, aber deutliche Spuren, die zum Niederrhein führen. Aus praktischen Gründen druckte Dr. Burssens das holländische Ms. ab; es ist nämlich im Privatbesitz des Herrn P. Verheyden in Antwerpen. Der Herausgeber lässt die Frage nach dem Verhältnis der beiden Hss. zum Teil unentschieden, weil die Herausgabe an sich sein Hauptzweck war. Zwar kann er mit Grund behaupten, dass keine der beiden Hss. der Urtext ist, muss aber, da er absichtlich die Lokalisierung der Dialekte nur allgemein ausführt, nach dem Sachverhältnis auf Gleichwertigkeit der beiden Schriften schliessen. Die Sprache des wiedergegebenen holländischen Textes verrät aber hier und da Vor- und Unterlage. Da der Sprachschatz der beiden Handschriften nicht verschieden ist[1], müssen wir uns auf den Unterschied im Lautbestand beschränken.

[1] Dass dies möglich gewesen, beweisen die Mniederl. Bibelübersetzungen (C. G. N. de Vooys Tijdschrift v. Nederl. Taal en Letterk. 1924.)

Digitized by Google

Der Herausgeber gestatte mir eine Ergänzung seiner Liste der Lauterscheinungen, die nach Holland hinweisen (S. 87ff.). Dr. Burssens meint, die holländischen Kopisten gebrauchen das *i*, um ein langes oder gedehntes o zu bezeichnen. Auch die niederrheinischen Kopisten haben diese Eigenart, wahrscheinlich unter picardischem Einfluss. In Ortsnamen findet man das oi = ō auch weiter verbreitet: Soist (= Soest in Westfalen), *Oirschot*, *Oisterwijk* (in Niederl.-Brabant). Nun ist aber bemerkenswert, dass in holländischen Schriften das *oi* nur, und nicht einmal regelmässig, vor *r* auftritt. Auch im Westflämischen findet man *hoir* (= oir: Nachkommenschaft) (Jacobs W. VI a. Dialecten, p. 94).

Dass die wiedergegebene Hs. ausgesprochen holländisch ist, wird wohl jeder zugeben müssen. Nur tauchen im Laufe des Textes brabantische Formen auf: *ontfenc* p. 183 (holl. *ontfinc*); *gloyen* p. 144, 158, 178 (holl. *gloeyende* p. 159); *sonder merren* p. 104 (holl. marren p. 149); *vier* p. 107 (holl. vuer); *brect* p. 184 (holl. breect); *bersten* p. 208 (holl. borsten); *herte* p. 117 (holl. hart); *mensche* p. 155, 207; *beelde* p. 221; *siele* p. 120 gegenüber den synkopierten Formen im Holländischen. Anscheinend absichtlich ist das holl.-fri. *ie* Germ. *ai* durch *ee* ersetzt, aber dann und wann kommen auch ie-Formen vor: *vercliede* p. 183, *twie* p. 144, *ghien* p. 184, *hiet* p. 177.

Hieraus ergibt sich, dass ein brabantischer Text als Vorlage gedient hat, und zwar der vorhandene brabantische, der kaum von dem holländischen abweicht. Es schimmert aber noch eine zweite Unterlage durch: Das Wort *evedassen* (Eidechsen) p. 113 ist im Mniederl. nicht bekannt, wie Dr. Burssens mit Recht erwähnt. Die mniederl. Form ist: *egedisse*, *egetisse*, *eggedisse*. Nun kommt aber heutzutage im Clevischen ein Wort *ewerdes* = Eidechse vor, das offenbar auf *evedas* zurückgeht[1] (Rheinisches Wörterbuch, i. V.). In diesem Zusammenhang wird auch das Wort *Keselsteen* wichtig (Neuniederl. het kiezel), das im Mniederl. und Neuniederl. nur in Flandern vorkommt, aber verzeichnet ist im Theutonista, also in einer clevischen Mundart. Wir werden doch, da flämische Lauterscheinungen weiter nicht ins Auge springen, auf Cleve schliessen müssen. Zweifelhaft ist das Wort *lylien* p. 206, das zwar im Theutonista vorkommt, aber eine zu weite Verbreitung hat, um als rein clevisch betrachtet werden zu können. Wahrscheinlich liegt hier ein immer erneuter Einfluss des mlat. *lilia* vor.

Eine niederrheinische Unterlage ist wohl anzunehmen, wenn auch damit noch nicht bewiesen ist, dass der Urtext rheinisch ist. Der Rheinische Text kann herangezogen sein, obwohl diese Erklärung weniger auf der Hand liegt.

Jedenfalls ist das vorliegende Buch auch für den Literarhistoriker wichtig, da die eschatologischen Texte eng zusammenhängen mit der Malerei und mit dem geistlichen Drama des Mittelalters.

Wir müssen Burssens für seine schöngelungene Arbeit sehr dankbar sein.

Bonn. Marie Ramondt.

[1] Das Wort *evedas*, Clevisch *ewerdes*, kommt in beschränkter Verbreitung in östlichen Dialekten vor; Städtisch-Groningsch: *evertaske* (Molema); *Geldersch-Overysselsch everdesse*, *eveltasse* (Gallee); Deventersch: *everdasse* (Draayer), Drentsch: *everdasch*, *evertasch* (Molema); Neder-Betuwsch: *everdés* (Groothuis).

Mario Praz, Machiavelli and the Elizabethans. Milford. 1928. 51 S.

Nadja Kempner, Raleghs staatstheoretische Schriften. Leipzig. 1928. (Beiträge z. engl. Philol. ed. M. Förster VII). 138 S.

Essays and Studies by Members of the English Association. Vol. XIV. Oxford Clarendon Press 1929. 126 S.

1. Vor über drei Jahrzehnten hat Edward Meyer eine gründliche, leider für die Benutzung unpraktische, Materialsammlung über *Machiavelli and the Elizabethan Drama* gegeben und damit die Geschichte einer interessanten Legende verfolgt, in der R. Fischer (Anglia, Beiblatt VIII) zu Unrecht verschiedene Etappen unterscheiden wollte. Giftmord und Atheismus, aber auch jede Schandtat, wird dem Florentiner angedichtet. Nashe gebraucht die Wendung *veneriall Machiavelisme*, und oft genug erscheint der Name Machiavellis mit dem Aretinos verbunden[1].

Die neue Studie von Praz nimmt vielfach Bezug auf den Vorgänger, führt aber in einigen bedeutsamen Punkten erheblich weiter, weniger in der Beibringung neuen Materials als in der Erkenntnis der ursächlichen und geschichtlichen Zusammenhänge.

So verfolgt P. die Geschichte des Wortes *politic*, das in seiner elisabethanischen Verwendung nichts mehr mit Machiavellis *politico* (als Gegensatz zu *corotto*) gemein hat. *policy* ist gleichbedeutend mit *sleight*, *trick*, Wörtern, mit denen es oft gekoppelt erscheint. *politic*, gelegentlich in der Fremdform *politico*, und *politician* gehen denselben Weg. — Besonders interessant sind auch die Ausführungen über die Assoziation Machiavellis mit Loyola. Es ist eine ironische Fügung der Geschichte, wenn man sich erinnert, dass die Jesuiten Machiavellis Bild in Ingolstadt verbrannten; aber es ist leicht verständlich, wie, namentlich im protestantischen England, diese beiden typischen Renaissanceströmungen, deren Geist in der Wahl seiner Mittel skrupelloser Herrschtrieb war, in Verbundenheit erschienen. Das interessanteste Zeugnis ist Donnes Prosasatire *Ignatius his Conclave*, die Machiavelli und Loyola vor dem Richterstuhl Luzifers zusammenführt.

Mit Recht unterscheidet auch P., stärker als Meyer, dass die Machiavellilegende der Elisabethaner in den hugenottischen Kreisen Frankreichs entstand. Meyer wies als Quelle der englischen Bekanntschaft mit Mach. den *Discours* des Innocent Gentillet (1576) nach, von dem eine englische Uebersetzung durch Simon Patericke 1602 erschien[2]. Dass diese bereits 1577 in Handschrift vorhanden gewesen sei, ist sehr unwahrscheinlich, und als eigentliche Quelle der Elisabethaner hat A. Hauffen (Shak. Jb. 35) die anonyme lateinische Uebersetzung von 1577 erwiesen, die auch Patericke zugrunde legte. Auf diesen Fragenkomplex geht leider P. kaum ein. — Hatte Meyer 1577 als Datum der Bekanntschaft Englands mit Mach. erweisen wollen, so betont P. demgegenüber, dass in den politischen Balladen des Schotten Robert Sempill (vgl. Ritter Engl. Stud. 32) bereits 1568 der Ausdruck *this false Machivilian* begegnet und Buchanan 1570 von *machiavell mokkeris* spricht. Die ersten Belege finden sich also bei den mit Frankreich eng verbundenen schottischen Kalvinisten. Ob man aber diese Nachweise mit P. als Zeugen für die Vorbereitung der Aufnahme Gentillets in England bezeichnen

[1] Trotz des nachdrücklichen Hinweises von Meyer hat noch niemand das Aretinomaterial gesammelt. Ich hoffe, es durch einen meiner Schüler bald vorlegen lassen zu können.

[2] Einen Neudruck der engl. Uebersetzung des *Principe* durch E. Dacres (1640) hat kürzlich die de la More Press veranstaltet.

Digitized by Google

kann, ist mir doch fraglich. Denn einmal hatte Sempill besondere persönliche Beziehungen zu Frankreich, und zum andern herrschten eben in Schottland besondere Verhältnisse.

Den wichtigsten Beitrag zum ganzen Thema aber bringt P. zweifellos in der Behandlung der Frage, warum gerade die Dramatiker so eifrig den „machiavellistischen" Typ des gewissenlosen Schurken verwendeten. P. kommt zu der Lösung, dass sehr vieles, was an diesen Tragödienhelden als machiavellisch gilt, in Wirklichkeit aus Seneca (Atreus, Lycus) stammt. Den Vermittler machten die Italiener, vornehmlich Giraldi Cinthio, in dessen Charakteren sich Senecatradition und Machiavellieinfluss verbinden (Acharisto, Sulmone, Astano), und sich auch bereits eine Verbreiterung des Typus über den königlichen Stand hinaus findet. Aus Cinthio stammt auch Shakespeares Jago, und Shakespeare hat keinen nachweisbaren Zugang zu Mach. selbst gehabt. So ergibt sich die Notwendigkeit einer erneuten Ueberprüfung, wie weit wirklich Machiavellieinfluss und wie weit nur Senecatradition vorliegt. Brandl hat zu Unrecht Tamburlaine auf Mach. zurückführen wollen. Der skythische Hirte ohne alle Verstellung wäre nie am Borgiahof zurechtgekommen. Sein Urbild ist Herkules, ebenso wie für Selimus und Chapmans *Duke of Byron*. Der Schöpfer des Typus des gewissenlosen grossen Verbrechers ist Marlowe mit dem *Jew*. Ob man Kyd mit der *Spanish Tragedy* ihm an die Seite stellen darf, will mir zweifelhaft scheinen. Mag auch die *Spanish Tragedy* vor dem *Jew* entstanden sein, Lorenzo fehlen viele Züge des Machiavellitypus der Elisabethaner; er steht der reinen Senecatradition näher. Barabas dagegen kann die Abkunft von Mach. nicht leugnen, wenn auch das Bild bereits manche Züge enthält, die selbst in der Karikatur von Gentillet sich nicht vorfinden. Im *Faustus* wird man nach Mach.-Spuren vergeblich suchen. In *Edward II.* sind deutliche Spuren bekannt, und doch ersieht man, wie Marlowe hier bereits die selbstgeschaffene Mode überwindet; und auch im *Massacre* handelt es sich im wesentlichen nur um Details. Die Gestalt des Juden aber war epochemachend für die weitere Geschichte des Dramas. Mach.-Typen werden nach seinem Vorbild geschaffen. Kenntnis des Mach. aus erster Hand haben die Nachbildner kaum gehabt und selbst Gentillet nur selten zu Rate gezogen. Ben Jonson kannte Mach., aber sein *Sejanus* stammt aus der Senecatradition.

Marlowe steht also an führender Stelle. Woher stammt sein Wissen um Mach.? Der Prolog zum *Jew* verrät Abhängigkeit von Gabriel Harveys Epigramm und weist auf Zusammenhang mit der Cambridger Mach.-Welle der 70er Jahre. Erneute Berührung mit Mach. brachte der Verkehr im Kreise Raleghs.

Eine schwierige Frage ist, ob Marlowe im Leben den Lehren „Machiavellis" angehangen hat. Die neueste biographische Forschung hat neue Erkenntnis, aber auch neue Unklarheit gebracht. War er ein politischer und religiöser Doppelspieler? War sein Ende eine verdiente Abrechnung? Wir werden es wohl nie erfahren.

2. Umso klarer übersehen wir, wenigstens im grossen und ganzen, das Leben Raleghs. Seine Biographie liest sich in vielem wie eine Illustration zu den Lehren Machiavellis. Spione wie Cholmeley und hohe Beamte wie der Lord-Staatsanwalt haben in gleicher Weise das Urteil gefällt. Eine wichtige Ergänzung zu der Studie von Praz bildet daher die Arbeit von Nadja Kempner.

Ralegh, der Protektor Marlowes, ist eine der grossartigsten und vielseitigsten Gestalten am Hofe der Elisabeth. Die Geistesgeschichte interessiert in seinem literarischen Werk vornehmlich seine *Weltgeschichte*, und seine Staatstheorie als wissenschaftliche Systematik des praktischen Politikers. Sie ist die erste Systematisierung macht- und realpolitischer Lehren für das beginnende britische Imperium und die erste theoretische Darlegung des neuen, aus der Entdeckung des Individuums geborenen, Staatslebens der Renaissance in England, das Gegenstück zu Mach. und Bodinus. Denn Morus setzt mittelalterliche Tradition fort, stellt nicht politischen Renaissancewillen dar, und Bacon lässt die Wissenschaft um den Staat als Tabu beiseite. Einen wichtigen Punkt vermisst man in der Zeichnung des Hintergrundes bei K., und dadurch gerät auch ihre Wertbeurteilung Raleghs in falsche Gleise: ein Verständnis der Staatsrechtslehren der Renaissance, namentlich auch Machiavellis, ist wohl schlecht möglich ohne einen Hinweis auf die Aufnahme und Auswirkung des römischen Rechts.

Die Arbeit von K. zerfällt in zwei Teile. Der zweite grössere Teil enthält eine sorgfältige, leider gekürzte Quellenuntersuchung. Der kürzere erste Teil fasst deren Ergebnisse zusammen und bringt einige, manchmal nicht sehr tiefe, Darlegungen über Raleghs Persönlichkeit.

In Betracht kommt für Raleghs staatstheoretische Ansichten vor allen zunächst *The Cabinet-Council, containing the chief Arts of Empire . . .*, 1658 von Milton herausgegeben. Eine zweite Auflage erschien noch 1658, aber unter bezeichnender Weglassung des Haupttitels. Ueber die Textgeschichte und Echtheit fehlt, auch bei K., jede Untersuchung. Die Schrift behandelt in 26 Kapiteln die Lehre vom Staat und vom Fürsten innerhalb festgegründeter und gesicherter Staatsformen. Der Titel weist bereits hin auf die Ideenzusammenhänge. Ralegh verlangt die Einführung des geheimen Staatsrats der romanischen Fürstenhöfe nach England an Stelle der alten Tradition. Auch die Zahl von 26 Kapiteln ist wohl nicht Zufall.

Daneben steht ein zweites Werk *The Prince or Maxims of State . . . presented to Prince Henry*, erschienen zuerst 1642. Der Titel weist wiederum zu Mach. zurück, aber der Untertitel erinnert an die französischen *Maximes d'estat*, unter welchem Titel P. de Deymier 1602 Boteros *Ragione di Stato* übersetzte. Diese Schrift behandelt mehr die Probleme staatlichen Lebens in Tagen sich verändernder Staatsformen.

Die Quellenuntersuchung ergibt, dass Ralegh sämtliche theoretischen Schriften von Mach. in seiner politischen Systematik benutzt hat, aber aus Mach. selbst hat er nur den Kern übernommen, im übrigen jede anderwärts zu findende Formulierung, sofern sie sich damit vereinigen liess, sich zu eigen gemacht.

So liegt gleich für den Anfang, wie auch für den Schluss, des *C. C.* die *République* des grössten französischen Systematikers des Machiavellismus Jean Bodin zugrunde, der auch weiterhin die Disposition bestimmt, die jedoch ausgefüllt wird durch den Inhalt des Hauptstücks des *Principe* (cap. 2—9): Betrug und Gewalt werden offen als Mittel zur Macht empfohlen. Ferner ist in *C. C.* fast völlig referiert des Justus Lipsius' *Politica*, eine politische Waffenkammer mit Zitaten aus dem Altertum. Gegen Schluss werden des Francesco Sansovino *Concetti Politici*, die tendenzlose aphorismenreiche Anthologie der italienischen Politik des 16. Jahrh., von Bedeutung. Nicht uninteressant ist, dass sie

Digitized by Google

1583 gewidmet sind dem William Parry, also zwei Jahre vor seiner Hinrichtung wegen des Mordanschlags auf Elisabeth, demselben Parey — was K. übersieht —, der im Zusammenhang mit Marlowes politischen und religiösen Intriguen genannt wird: Hier eröffnen sich interessante Ausblicke. Und endlich: Schon Campanella urteilte *Ex Aristotelismo natus est Machiavellismus*, und Ralegh hat eifrig aus der *Politik* des Aristoteles übersetzt. Sie ist die Quelle fast für den ganzen *Prince*.

Das sind die Hauptquellen, neben die noch weitere untergeordnete treten. Aber auch manche Frage bleibt noch offen, z. B. welcher modernen Ausgabe des Aristoteles die historische Kommentierung entstammt. Doch das Hauptresultat hebt sich deutlich heraus: Raleghs politisches Denken erweist die Quellenanalyse als die erste englische Uebertragung des neuen europäischen politischen Geistes, des Machiavellismus. Doch rechtfertigt dieses Ergebnis den Untertitel „Die Einführung des Machiavellismus in England" nicht. Machiavellismus war in England schon zuvor in Theorie und Praxis bekannt.

Die Quellenuntersuchung erweist also Ralegh als völlig unselbständig. Er ist eklektischer Kompilator und Uebersetzer, nach modernem Urteil Plagiator. Weder Idee noch Formulierung sind Eigengut. K.s „Rettung" überzeugt nicht, dass dadurch nichts „an der tieferen Originalität jener grossen historischen Leistung gemindert" werde. Denn Ralegh übernimmt, ohne eigene Kritik zu üben. Bestehen bleibt nur seine sprachlich-stilistische Selbständigkeit. Aber wenn auch das 18. Jahrh. den Stilistiker Ralegh geschätzt hat, so sind auch hier Abstriche zu machen. Die Ablösung der systematischen Theorie durch den Aphorismus in *C. C.* im Anschluss an die *Concetti* Sansovinos ist Unselbständigkeit; die reichliche Uebernahme romanischen Sprachguts ist kaum Einfühlung, eher Trägheit.

Als Hauptanregung für Ralegh wird Mach. erwiesen. Um so beachtenswerter ist, dass Ralegh ihn nirgends in den Schriften als seinen Lehrer nennt. Im Gegenteil: Während im *C. C.* sein Name nicht fällt, wird im *Prince* der Machiavellismus dreimal als unmenschlich und barbarisch verdammt — und zwar verwahrt sich Ralegh gerade unmittelbar nach einer Abhängigkeit gegen Uebereinstimmung — und ähnlich in der *Weltgeschichte* zwar der Historiker Mach. zitiert, aber sein politischer Amoralismus entrüstet abgewiesen. Man kann dazu auf ähnliches Verhalten gegenüber Aristoteles verweisen, gegen den Ralegh in der *Weltgeschichte* eifert, oder auch gegenüber Lipsius, dessen Namen er im *C. C.* nur an einer Stelle nennt. Man mag vielleicht auch das Urteil unterschreiben „vielleicht auch in diesem Verschweigen seines Lehrers noch dessen bewusster Schüler" (K. 26), zumal wenn man an Waldmans Urteil (1928) denkt *a very great actor rather than . . a very great man . . . the most finished actor of his time*. Aber sonderbar bleibt dieses Verhalten doch, zumal *C. C.* wegen fehlender polemischer Ausfälle gegen Mach. eine Sonderstellung einnimmt und andrerseits *Prince* fast ausschliesslich auf Aristoteles beruht und im Titel an Botero erinnert, dessen *Ragione di Stato* zwar den katholisch gefärbten Machiavellismus der Gegenreformation repräsentiert, aber antimachiavellistische Tendenzen verficht und den *Principe* durch das Evangelium widerlegen will, und endlich Botero zu gleicher Absicht ungenannt in der *Weltgeschichte* benutzt wird.

Hier sind noch längst nicht alle Probleme gelöst. Praz (English Studies XI, 114f.) möchte im *Prince* 'a deliberate recantation' des *C. C.* sehen, und in der Tat finden sich beachtliche Widersprüche, die wie Widerruf aussehen, zumal deutlich auf betont christliche Wertung bezogen wird. Biographische Erklärung liegt nicht fern. *Prince* ist geschrieben für den Thronfolger, von dem Ralegh Hilfe in eben dem Verfahren erhoffte, in dem er des Machiavellismus beschuldigt wurde. Aber ist es ein ehrlicher Widerruf oder 'Machiavellismus'? Nach der Einkerkerung 1603 treffen wir häufiger auf religiöse Aeusserungen bei Ralegh, aber sie haben die Rhetorik der Unehrlichkeit an sich, und nach der Freilassung verklingen sie. Und mag auch die religiöse Erschütterung im Gefängnis ehrlich gewesen sein, sie war nur vorübergehend.

Jedenfalls aber führt die Unterschiedlichkeit der Haltung auf zeitlich auseinanderliegende Entstehung. Für *Prince* wird die von K. angenommene Zeit 1603—1607, also ungefähre Gleichzeitigkeit mit der *Weltgeschichte* (begonnen 1607), zutreffen, dagegen *C. C.* führt erheblich weiter zurück, wohl wegen der Einwirkung auf Spenser in die Zeit um 1589. An diesem Punkt hat sich K. der deutlichen Resultate der Quellenforschung begeben. Nun aber ist klar, dass für Marlowe nur die Auffassung im *C. C.* in Betracht kommen kann.

Auch nach anderer Seite hin ergeben sich weitere Probleme. Auffällig ist, welches Ansehens sich Ralegh bei den Puritanern erfreut. John Hampden liess Raleghs noch unpublizierte Werke abschreiben. Milton gibt den *C. C.* heraus. Sein letztes Sonett auf den Tod seiner Gattin (1658) ist angeregt durch ein Raleghsonett. *P. L.* zeigt Benutzung der *Weltgeschichte* Raleghs, wenn auch Courthope in Miltons Satan sicher zu Unrecht die Verkörperung von Machiavellis *virtù* hat sehen wollen. Für Cromwell war die *Weltgeschichte* die politische Bibel. Das alles gibt zu denken, wenn man sich daran erinnert, dass es eben der frühe Puritanismus war, der die Publikation und Uebersetzung aufklärerischer Schriften wie des *Principe* in England unmöglich machte, und dass die politische Lehre von Genf antimachiavellistisch-republikanisch war. Es zeigt, dass zwischen Puritanertum und Renaissancepolitik kaum mehr Gegensätze gefühlt wurden. Sicherlich aber stösst man hier auf eine bislang wenig beachtete Wurzel des englischen Imperialismus.

3. Kreisen die Arbeiten von P. und K. mehr oder minder um Marlowe, so behandelt Percy Simpson im zweiten Aufsatz des vorletzten Bandes der *Essays* den *Faustus*. Zum textkritischen Problem bringt S. nichts Neues bei. Er verweist dafür auf seinen Beitrag im 7. Band der Serie. Die dort gegebenen Darlegungen sind ausserordentlich unbefriedigend und wiederholen im wesentlichen die maßlos subjektiven Vorschläge von Fleay, ohne diesen Gründe beizufügen. Zu den auch hier berührten Punkten nur folgende Bemerkungen: Immer wiederholt und bisher noch unbewiesen sind die Zweifel an der Echtheit der komischen Szenen in Quarto A. Allerdings muss man einräumen, dass man auch andrerseits nur sagen kann: Marlowe kann alle komischen Szenen geschrieben haben, aber er muss es nicht. Aber ein Beweis liegt eben den Zweiflern ob. Schwierig liegen die Dinge nur für Szene 8 und 9, weil hier zugleich Verstellung des Chors hineinspielt. Es scheint, als ob diese Szenen Revisionsnachträge unmittelbar nach der Erstniederschrift darstellen, und dass die Drucküberlieferung Mißstände zeigt, die der Theatertext nicht hatte, die also

Digitized by Google

auf das Originalms. letzten Endes zurückgehen. — Die Unechtheit von Szene 9 will S. dartun durch Vergleich A 1002ff.: A 255ff. Mathematisch-logisch gedacht mag die Erwägung zunächst bestechen, aber das ist nicht der Maßstab der Kritik in einem Dichtwerk. Der 'Beweis' ist letzten Endes doch nur eine andere Formulierung des allgemeinen unbewiesenen Einwandes 'Komik'. — Ebenso unmöglich ist es, einen Widerspruch zwischen A 160 und Szene X zu konstruieren. Karl V. stammt aus der Quelle, von Philipp II. spricht der Autor. Uebrigens hat s. Zt. Düntzer den entgegengesetzten Schluss gezogen und A 146ff. für unecht erklärt. — Auch der immer wiederholte Versuch, aus der Anspielung auf Rodrigo Lopez in A 1183 eine Unechtheit in A darzutun, muss abgewiesen werden. Die Stelle bezieht sich nicht auf den Giftmordversuch, und ebensowenig setzt sie den Tod des Lopez voraus. Die Wendung kann im Gegenteil schon mindestens seit 1586 gebraucht werden und widerspricht daher nicht der Echtheit von A. Möglich ist natürlich, dass sie *gag* darstellt, aber jedenfalls ist ihre Unechtheit nicht erwiesen, und damit entfällt erst recht jeder Schluss auf die Unechtheit der ganzen Szene. Wenn aber B den Vers nicht hat, so ist damit bewiesen, dass B nicht der Aufführungstext von 1594 sein kann, sondern späteren Datums sein muss.

Die künstlerische Würdigung des *Faustus* berührt allerlei Momente, ohne zu einer planvollen Abrundung zu gelangen. Vor allem fehlt jeder Ansatz zur historischen Kritik und jede Bezugnahme auf die künstlerische Vorarbeit der Quelle. Gut dagegen sind die Bemerkungen über die Beziehungen zwischen *Tamburlaine* und *Faustus*, die man durch genauere dramentechnische Vergleichung gerne noch vertieft gesehen hätte.

Im übrigen enhält der Band noch folgende Beiträge: O. Elton, *The Poet's Dictionary*; D. N. Smith, *Johnson's Irene*; Jane Spens, *Charlotte Brontë*; H. G. Wright, *Tennyson and Wales*; J. R. R. Tolkien, *Ancrene Wisse and Hali Meiðhad*, von welchen der letzte einen bedeutsamen Beitrag zur me. Grammatik darstellt.

Jena. H. M. Flasdieck.

M. Constantin-Weyer, William Shakespeare. Maîtres des Littératures I. Les Éditions Rieder. Paris. 1929.

Es handelt sich um eine wissenschaftlich völlig wertlose Publikation, ein Mittelding zwischen Roman und geistreich sein wollendem, oberflächlich gearbeitetem Abriss. Gegenstand ist das Leben Shakespeares. Dessen Dramen werden nach Möglichkeit zu seinem Leben in Beziehung gesetzt; von ihren Quellen usw. ist die Rede; häufig werden Teile von Szenen in französischer Uebertragung zitiert. — Man erfährt unter anderem — ein Druckfehler kommt nicht in Frage — von zweimaliger Bearbeitung von 'Heinrich IV.' durch Shakespeare. Die erste Fassung soll noch vor Heinrich VI. entstanden und am 3. März 1592 im Rose-Theater aufgeführt worden sein. Nashes Anspielung auf 'Heinrich VI.' wird auf diese frühe Fassung von 'Heinrich IV.' bezogen, der auf solche Weise zu einem Talbot kommt, usw. — Der Text umfasst siebenundsechzig Seiten. Den gelehrten Anstrich zu verstärken, werden Shakespeares Stammbaum, Zeittafel seiner Werke und einige bibliographische Angaben anhangsweise beigefügt. Dann folgen sechzig Seiten Abbildungen, auf denen die bekannten Shakespeare-Stätten, die wichtigsten Shakespeare-Porträts, Urkunden, Titelblätter der Quartausgaben, einzelne Zeitgenossen Shakespeares, berühmte Shakespeare-Darsteller usw. wiedergegeben sind.

Breslau. E. von Schaubert.

Max Wildi, Arthur Symons als Kritiker der Literatur. (Anglistische Forschungen, herausg. von Johannes Hoops, Heft 67.) Heidelberg 1929, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Von einem Dichter, der sein Leben „mit dem Ideal der Schönheit um jeden Preis, dem Ideal Paters" verknüpfte, handelt Max Wildi in dieser für mich sehr schwer lesbaren Untersuchung. Wildi hat sich so gut in die oft verschlungenen, krausen und widerspruchsvollen Gedanken und Stimmungen seines Dichters eingefühlt, dass er ihn aus „jener schillernden Zeit", dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts heraus wohl versteht. Deshalb ist er auch imstande, das Wesen seiner Persönlichkeit in der wenn auch nicht geradlinigen Entwicklung seiner Kritik darzustellen.

Bochum. Florian Asanger.

H. F. Muller, A Chronology of Vulgar Latin. Halle (Niemeyer) 1929, in Beihefte zur Zs. f. Rom. Phil. H. 78.

Nach der von der romanistischen Kritik meist abgelehnten *Introduction à la Chronologie du Latin Vulgaire* von F. G. Mohl, Paris 1899, nach der generationenlangen Diskussion des Begriffs „Vulgärlatein", der noch 1926 von J. B. Hofmann (Lat. Umgangssprache) als „Phantom" bezeichnet wurde, greift man erwartungsvoll zu der Neuerscheinung *A Chronology of Vulgar Latin* von H. F. Muller. Der sachkundige Leser wird indes das fleissige, anregende, oft fesselnd geschriebene Buch aus der Hand legen — enttäuscht, weil er für die eingangs erwähnten Probleme keine Klärung findet, zweifelnd, obwohl Muller alles versucht hat, um in ständiger Wiederholung und Zusammenfassung mit geschickter Gruppierung bekannter Tatsachen seine Thesen zu begründen und dem Gedächtnis einzuhämmern.

Auch nach dem politischen Zusammenbruch des Römerreiches ist das Vulgärlatein die langsam, gemeinsam, einheitlich weiterentwickelte Volkssprache in der Romania (S. 5f.) bis etwa 780 n. Chr. (S. 85), nicht nur bis 600 (S. 5) oder 700 (Schuchardt, Vulgärlat. I, 102). Die von Rom geleitete Christianisierung und weltlich-kirchliche Kolonisierung Italiens, Frankreichs, Spaniens erhielten vermöge ihrer geistig zentripetalen Bestrebungen die sprachliche Einheit (S. 43) der abendländischen Christenheit, bis jene Mächte in ihrer Aktivität erlahmten (S. 47, 127), die Feudalherrschaft zentrifugal und dialektbildend wirkte (S. 47, 141), die Karolingische Renaissance eine Kluft befestigte zwischen Volks- und Gebildetensprache (S. 85, 97), bis endlich der demokratische Geist der französischen Massen die jahrhundertelang, allmählich vorbereiteten neuen Spracheigenheiten revolutionär in einem besonderen System zusammenfasste (S. VIIIf.) und die ihnen folgende, grammatikalisch neugestaltende geistliche „Oberschicht" für Predigt und mündliche Erzählung von Heiligenleben morphologisch und syntaktisch eine neue Literatursprache schuf (S. 133ff.).

Vor dem 9. Jahrhundert entstanden wohl einige wenige regionale Spracheigentümlichkeiten (S. 4f., 53, 66, 103), die als unwichtig, sekundär oder embryonal gewöhnlich in Bausch und Bogen unerörtert abgetan werden. Die romanische Sprachen- und Dialektbildung wurde erst seit dem 9. Jahrhundert durch die neuen

Digitized by Google

sozialen Verhältnisse ermöglicht, ohne dass ältere ethnologische Einflüsse von entscheidender Bedeutung sicher nachweisbar sind. Menéndez Pidal's sorgfältig aufgebaute Iberertheorie (vgl. dazu H. Meier, Beiträge zur sprachlichen Gliederung der Pyrenäenhalbinsel und ihrer historischen Begründung, Hamburg 1930) wird ausnahmslos abgelehnt.

Man sieht, ein kühner gleichzeitig geführter Vorstoss gegen verschiedene, bisher bestehende wissenschaftliche Stellungen. Das Verdienst des Verfassers für die Sprachwissenschaft liegt m. E. in dem Herausarbeiten der von der christlichen Kirche ausgehenden und gepflegten zwischenstaatlichen Querverbindungen, deren Bedeutung für die Erhaltung der volkssprachlichen Einheit im 7. und 8. Jahrhundert (in Anlehnung an Raynouardsche Gedankengänge?) überschätzt wird. Von Vossler, den Muller nur gelegentlich (S. 68, 141) zitiert, trennt ihn seine typisch französische Auffassung vom „sozialen Wesen der Sprache" (Zeitwende II, 2, 1926, S. 153), von Lerch die Annahme einer führenden nicht-germanischen „Oberschicht" schon für die Frühzeit der französischen Sprache, von vielen anderen die Behauptung eines Kausalverhältnisses (S. 7, 134) zwischen politischer Geistesverfassung und sozialer Lage der Massen und dem Entstehen der französischen Sprache gegen Ende des 8. Jahrhunderts, ohne zudem deutlich Nord und Süd zu scheiden. Ueber den Zusammenhang von Sprache und Literatur wagt Muller sogar folgende bestimmt und wiederholt vorgetragene Vermutung (S. 134, vgl. 163): „The one-case system must at first have made the language unfit for literary production, that is to say for anything except the expression of the most material relations which tone and gesture contribute so much to make clear. Although we may not assume a complete disintegration of the declension at first in Italian and Spanish, the fact that its breaking down was not checked in any way must have contributed to the lack of literary production in these regions during the early Middle Ages." Ueber solche und ähnliche Werturteile auf dem Wege kurzer Diskussion zu einer Uebereinstimmung zu gelangen, scheint mir unmöglich. Muller sucht stets die Kompliziertheit der Erscheinungen und Vorgänge auf wenige Grundgedanken und -tatsachen zurückzuführen, eine Undifferenziertheit, Einfachheit und Klarheit der Verhältnisse herauszufinden — mit einer unbekümmerten Sicherheit, wie man sie wohl im „jungen", von Geschichte unbeschwerten Amerika dem „alten" Europa und seinen Verwickelungen gegenüber aufzubringen pflegt. Im praktischen Leben mag ein solches Verfahren oft von Nutzen sein, in der Wissenschaft muss es abgelehnt werden — in der gleichen ruhigen, unpolemischen Weise, die an Muller, von wenigen temperamentvollen Seitenhieben abgesehen, angenehm auffällt. Mit aufrichtigem Bedauern sieht man das Missverhältnis von aufgewandtem Sammelfleiss und gesicherten Deutungsergebnissen, weil die Methode verfehlt ist. Muller plädiert in Bédierscher Art für eingangs aufgestellte Thesen, vorgefasste Meinungen, die teilweise auf Muratori zurückgehen, er wägt nicht vorsichtig, streng kritisch, pro und contra gegeneinander ab, wie er es bei Menéndez Pidal sehen konnte. In seinem Einheitsstreben vermag Muller — ein Kenner der merovingischen Verhältnisse, nicht aber der römischen, westgotischen, arabisch-christlichen auf der iberischen Halbinsel — der spanischen Vielheit ebensowenig wie der noch größeren italienischen gerecht zu werden.

Ausser den tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten über die anzuwendende Forschungsmethode, über das Wesen der Sprache und ihre Veränderungen, über die behauptete Einheitlichkeit der Volkssprache z. B. in Nordfrankreich und Spanien im 8. Jahrhundert, ihre sichere Erschliessbarkeit auf Grund spärlicher Urkunden drängt sich eine Reihe von Einzeleinwänden auf, von denen noch einige erwähnt seien: Warum zitiert Muller Gröbers Grundriss bald nach der ersten Auflage (S. 5, 8 u. ö.), bald nach der zweiten (S. 33 [3])? Dadurch konstruiert er gegensätzliche Auffassungen, die nach dem klareren Wortlaut der zweiten Auflage überhaupt nicht bestehen. In Gr. Gr. I², S. 537 heisst es eindeutig, nachdem zuletzt das 7. Jahrhundert erwähnt ist: Bürgerrechte hinderten später . . . Mullers Angriff stösst hier völlig ins Leere. — S. 21 (2) ist Longnons Seitenangabe falsch, S. 33 beginnt Meyer-Lübkes Zitat S. 181, S. 100 ist Caroline Proscauer (fasche Seitenzahl, ungenauer Titel!) identisch mit S. 99 (1) Carola Proskauer, Sittl erscheint dreimal als Sittle (S. 94—96), Hefele wird entgegen der benutzten französischen Uebersetzung bald Hefelé, bald Hefélé geschrieben usw.; das Druckfehlerverzeichnis muss verdreifacht werden, ein Autoren- und Sachregister ist erwünscht. — S. 68 unterschreibe ich Gauchats Frage trotz der von Muller angedrohten leichten Widerlegung. — S. 90 vgl. zu *ende-en* Menéndez Pidal, Cantar de Mio Cid, II, 640. — S. 94f. wird Sittls These, Die lokalen Verschiedenheiten . . . kritisiert, obwohl er sie selbst als Jugendtorheit widerrief. — S. 113 wird behauptet: [The Basques] did massacre Roland's command in a rearguard action that had such consequences that (?) the Saxons rose up in revolt against Charles and the great king could not avenge his defeat. Quellenlektüre (Einhards Vita Caroli Magni, c. 9 und Abel-Simsons Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen I² (1888), S. 303) widerlegt eine solche Kombination. usw., usw. — Die Irrtümer in den Kapiteln über Spanien werden voraussichtlich von spanischen Kritikern aufgezeigt werden. Die für die Merovingerzeit benutzte historische Literatur weist wohl klangvolle Namen auf, ist aber nicht immer die neueste und beste.

Bonn. G. Moldenhauer.

Carmina Burana, mit Benutzung der Vorarbeiten Wilhelm Meyers kritisch herausgegeben von **Alfons Hilka** und **Otto Schumann**. I. Band: Text. 1. Die moralisch-satirischen Dichtungen. — II. Band: Kommentar (mit Einleitung über die Handschrift). Heidelberg 1930, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Nach der schönen Ausgabe der Cambridger Lieder (Karl Strecker, 1925) beschert uns die mittellateinische Philologie Deutschlands auch die zweite repräsentative Sammlung weltlicher Lyrik des lateinischen Mittelalters in mustergültiger Bearbeitung. Arbeiten früherer Gelehrten, die eine Ausgabe vorbereiteten (R. Peiper und W. Meyer) wurden mitbenutzt; den Hauptanteil an dem Vorliegenden hat, nach Angabe der Vorrede, Otto Schumann. Das hier Geleistete erweckt, um es gleich zu sagen, grosse Bewunderung und den Wunsch, das Begonnene recht bald vollendet zu sehen.

Die umfangreiche Einleitung des 2. Bandes bringt zunächst eine etwas ermüdende, aber nötige Untersuchung über die ursprüngliche Gestalt des durch falsches Einbinden in Unordnung geratenen Kodex, verbunden mit einer Gliederung des Inhaltes: die Resultate gehen weit über das hinaus, was W. Meyer in seinen Fragmenta Burana gefunden hatte. Wir erfahren, dass ausser den vier Hauptabschnitten — Moralia, Liebeslyrik, Bummellieder, geistliche Dramen — noch ungefähr 30 Unterabteilungen bestehen, gekennzeichnet durch Einschiebung von metrischen „Versus" zwischen den sonst rythmischen Inhalt.

Digitized by Google

Auch für die Füllung der Unterabschnitte war, im grossen und ganzen, der Inhalt massgebend. Vielleicht spielten allerdings nebenbei auch andere Prinzipien eine Rolle: möglicherweise ist es z. B. kein Zufall, dass in Abt. 15 die Lai-artig gebauten Stücke vorn stehen, wobei zu beachten ist, dass auch die letzten Stücke der Abt. 14 sich dieser Form nähern. Da sie (Nr. 53 und 54) auch im Inhalt von dem Vorhergehenden etwas abstechen und über 53 ein Raum für eine Ueberschrift freigelassen ist, wäre hier vielleicht eine Gruppe 15a anzunehmen. Als Ursprungsland der Handschrift kommt wegen des Dialekts der mhd. Teile Bayern in Betracht. Ob sie allerdings dort entstanden ist, wo man sie vor der Ueberführung nach München i. J. 1803 vorfand, in Benediktbeuern, lässt Schumann zweifelhaft. Ein Anhaltspunkt bietet sich vielleicht in dem fol. 49 nachgetragenen Liede auf den heiligen Erasmus, — wenn man feststellen könnte, in welchem Kloster dieser Heilige besondere Verehrung genoss.

Wer war der „Liebhaber", der diese Sammlung so disparaten Inhaltes anlegte bzw. anlegen liess? — Die von Schumann S. 73* beiseite geschobene, aber S. 75* wieder offen gelassene Möglichkeit, dass die beiden Schreiber (h^1 und h^2) oder einer von ihnen, selbst Veranstalter der Sammlung waren, hat manches für sich. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass der Abschnitt Liebeslieder durch ein Gedicht abgeschlossen wird, das anscheinend der Schreiber in Verbindung mit der nebenstehenden Illustration verfasst hat.

Aehnlich wie dieses werden noch manche andere Liebeslieder, auch solche, die nachweislich älteren Quellen entstammen, Erzeugnisse müssiger, manchmal durch zurückgehaltene Komplexe dumpf belasteter Schreiberphantasie gewesen sein: eine Atmosphäre, die durch folgenden Spruch eines deutschen Schreiberleins aus dem 11. Jahrh. illustriert werden möge: Probacio penne pro bacio pulcre puelle (jetzt Vat. Pal. 909, fol. 1).

Kleriker, oder mindestens ehemalige Kleriker waren alle in den Carmina Burana auftretenden Dichter. Die jüngere Generation der Kleriker, die Scholaren, wurden, wenn sie in Ferien über Land zogen und sich durch mehr oder minder wertvolle Vorträge Mittel für ihren Unterhalt und ihre jugendlich ausgelassenen Vergnügungen verdienten, Vaganten genannt. Den eine Zeitlang ungebührlich überschätzten Anteil dieser vagi an den C. B. und an der mlt. Dichtung überhaupt führt Schumann (S. 82*ff.) auf das richtige, sehr bescheidene Mass zurück[1]. Auch die scharfen Zechlieder, sogar das gottlose Officium lusorum, können ebensogut sesshaften, allerdings verbummelten Studenten ihre Entstehung verdanken.

Ein grosser, vielleicht der grösste Teil der erotischen Unica der C. B. lässt sich, ganz abseits vom „Vagantentum", in einen ganz bestimmten, literaturhistorisch und kulturhistorisch schön zu umgrenzenden Kreis eingliedern: den des Tanzliedes. Da dieser wichtige Begriff in der Geschichtsschreibung der mlt. Lyrik noch nicht genügend beachtet worden ist, dürfte es sich lohnen, hier auf die Sache genauer einzugehen. — In einem Aufsatz „Tanzmusik in der Kirche des Mittelalters" (Neuphil. Mitteilungen 1930) habe ich nachgewiesen, dass vom Ende des 12. Jahrh. an in mehreren Ländern Europas (Frankreich, Spanien, Italien, Bayern, Böhmen) an bestimmten Festen der Klerus in oder ausserhalb der Kirche zu Liedern, die uns erhalten sind, Tänze aufführte. Die Bauart dieser Lieder war (vgl. Zts. f. frz. Sp. LIII „Das lat. Rondeau") die in Frankreich im Anfang des 12. Jahrh. erfundene Form des Rondeaus: metr.: aaabAB, musikalisch AAABAB (oder AABCBC); daneben treten geringfügige Abweichungen auf. Der Tanz wird meist als Chorea bezeichnet: es ist die französische Carole, bei der die Teilnehmer, sich gegenseitig an der Hand haltend, einen Reigen bilden und in die Refrains von Liedern, deren Strophen der „Führer" der Carole vorsingt, einstimmen. Ebenso kannten die Scholaren der C. B. so gebaute Lieder und tanzten danach; aber daneben sangen sie zum Tanze auch ganz anders gebaute Strophen. Auch die jungen Mädchen, die am Tanze teilnahmen (agmina virginum) hatten ihre (weit älteren) Tanzmelodien: ein solches Liedchen ist uns in dem kostbaren Text 167a (129a) erhalten: „Swaz hie gat umbe, — daz sint allez megede, — die wellent an man-allendisen sumer gan." Die lateinischen Lieder verstanden die Mädchen kaum; die Schüler sangen deshalb neben bzw. nach ihren Kantionen auch deutsche Sachen, fast immer mit der gleichen Melodie wie die zugehörigen lateinischen Stücke. Ein ähnlicher Brauch bestand wahrscheinlich auch beim Vortrag anderer Texte vor einem Publikum, das nicht oder nur teilweise der lateinischen Sprache mächtig war. Diese Auffassung der so oft besprochenen deutschen „Zusatzstrophen" der C. B. scheint mir die einzige zu sein, die sich auf alle vorhandenen Fälle anwenden lässt. Es ist sicher kein Zufall, dass zu den kunstvollen, hochliterarischen Conductus des ersten Hauptteils nirgends Zusatzstrophen vorhanden sind; über die Zusatzstrophen zu dem Kreuzlied 48 Näheres unten. — Zur Erhärtung der obigen Ausführungen lass ich eine kurze Aufzählung der Stücke folgen, die sich entweder (A) durch ihre Form deutlich (a) oder annähernd (b) als Tanzlieder charakterisieren oder (B) in ihrem Inhalt eindeutig (a) oder andeutend (b) die Benutzung als Tanzweise erkennen lassen.

A. a) — 1. Nr. 85 (Schmeller 58): aaaB/AB. — 2. Nr. 118 (169 u. 81): aaabnb, stark durchsetzt mit französischen Brocken. — 3. Nr. 167 (129): aaabab; deutsche Zusatzstrophe anders gebaut: das oben mitgeteilte Mädchentanzlied. b) abgeleitete Virelaiform. 1. Nr. 94 (79): aaaaB/AB; Refrain teils romanisch. — 2. Nr. 115 (166): nana naC/NNC; deutsche Zusatzstrophe ist rythmisch identisch damit. — 3. Nr. 157 (119): aab'ab' (775'76'); nach Versbehandlung und Inhalt (Pastorelle) wohl frz. Ursprungs. — 4. Nr. 145 (108), gleiche Form wie 157; Zusatzstrophe, rythmisch gleich, gesungen von einem Mädchen, das für den „chunich von engellant" (wohl Richard Löwenherz) schwärmt. — 5. Nr. 175 (137): Form, auch in Zusatzstrophe, wie eben.

B. a) 1. Nr. 94 (79): choros simul ducite. — 2. Nr. 137a (100a), Zusatzstrophe zu Nr. 137: „Springerwir den reigen-nu, vrowe min . . .". — 3. Nr. 140a (103a): „Tanzen, reien, springen wir . . . nu chinphen mit dem balle . . .". — 4. Nr. 142 (105): „Virgines cum clericis-simul procedamus". Die Melodie in Analecta hymnica Bd. 45b (S. 176) zeigt Kanzonenbau; vgl. ebendort noch die Scholarentanzlieder Nr. 209 (hat nicht 4, sondern 2 Strophen) und 210. — 5. Nr. 145 (180): „. . fit chorea"; zur Zusatz strophe vgl. oben. — 6. Nr. 165 (127): „Circumgyrantes canite concorditer, — Pedem pedi committite hilariter, — . . . concrepando manuum cum plausibus." Die Zusatzstrophe ist kürzer, aber melodisch mit 165 vereinbar; anscheinend ist der Abgesang ausgefallen. — 7. Nr. 167a (129a): das besprochene Mädchenlied. — 8. Nr. 168 (130): „. . hec chorea-implicat, quam replico et precino." Lied auf die filia hospitalis; Form (Kanzone) wohl der Zusatzstrophe entlehnt. — 8. Nr. 178a (139a): „Des tanzes ich beginnen sol, — wil es iu niht versmahen." Die Form ist eigenartig; man vgl. dazu das altfrz. Tanzlied Rayn. 1301 (gedr. Spanke, Altfrz. Liedersammlung, S. 1), wo ebenfalls auf vier gleichgereimte Elfsilbner mehrere Kurzverse folgen.

B. b) 1. Nr. 75 (48): „Ad plateas descendamus — ad choreas virginum"; allerdings nachher . „asto videns". — 2. Nr. 81 (54): zum Refrain vgl. die Refrains der beiden geistlichen Tanzlieder Anal. hymn. 21 Nr. 66 (Rondeau) und 91 (einem frz. Virelai nachgedichtet). — 3. Nr. 137 (100): „Juvenes . . . virgines assumant . . et eant in prata", zu 137a vgl. oben. — 4. Nr. 138 (101): „Chorus promit virginum - jam gaudia millena.' — 5. Nr. 150[1] (113): „puellaris turba . . juvenum militia . .". — 6. Nr. 151 (114)[1]: „Cetus juvenum . . chorus virginum . . ad choreas venereas . .". — 7. Nr. 169 (131)[1]: „In amoris hec chorea-cunctis prenitet". Gleicher Bau mit dem vorigen Liede.

Die unter B angeführten Fälle zeigen eine erhebliche Verschiedenheit der Formen, — die sich meist der Kanzone irgendwie nähern. Hier scheint, im Gegensatz zu Frankreich, beim Tanzliede der Kreis der möglichen Formen recht weit gezogen zu sein[2]; Definitives wird erst ein Vergleich mit den Formen des mhd. Tanzliedes ergeben.

Falls die oben geäusserten Auffassungen richtig sind, ergibt sich daraus, dass die Handschrift der Carmina Burana, wie sie uns vorliegt, keine Liebhabersammlung de première main sein kann. Ihre Ausstattung und gute Erhaltung macht es (II. S. 72*) unwahrscheinlich, dass sie je ein Scholarenliederbuch gewesen ist. Aber die nur auf praktische Zwecke berechneten Zusatzstrophen machen es wahrscheinlich, dass die beiden Schreiber der C. B. für gewisse Teile der Handschrift eine solche Sammlung als Vorlage benutzt haben.

Die bisher bei der Behandlung der Zusatzstrophen öfters

[1] Zum Thema „Vaganten" vgl. die aufschlussreiche Studie von B. J. Jarcho: Die Vorläufer des Golias (Speculum III, 1928, S. 523).

[1] Vorbild ist die deutsche Zusatzstrophe.

[2] Oder sollten auch in Frankreich gelegentlich kanzonenartig gebaute Lieder zum Tanz gesungen sein? Man vgl. z. B. Rayn. 2042 (Guill. le Vinier), mit fünfgliedrigen Stollen und einem Tanzrefrain.

Digitized by Google

in den Vordergrund gestellte Frage, ob sie oder die lat. Texte älter bzw. Vorbilder seien, verliert bei unserer Auffassung etwas an Bedeutung und ist von Fall zu Fall zu behandeln, wobei m. E. ein Hauptkriterium darin liegen wird, in welche Formenentwicklungsreihe (mlt. oder mhd.) — beim Fehlen sonstiger Merkmale — das betreffende Stück hineingehört.

Vom literaturhistorischen Standpunkt aus betrachtet, sind die Liebes- und Trinklieder der C. B. grossenteils zwar nicht als primitive, aber doch als Gemeinschaftspoesie im weiteren Sinne aufzufassen und zu behandeln, — wobei Einzelerscheinungen, wie das Ueberwuchern des Frühlingspräludiums eine neue Beleuchtung erhalten werden. Auch ein so kunstvolles, subjektiv gehaltenes Liebeslied wie „Tange sodes cytharam" (Nr. 121) erweist sich z. B. bei näherem Zusehen als für den Chorgesang bestimmt: „et cantemus pariter — voce clariore". Anders steht es mit dem Inhalt des ersten, in Bd. I. 1 nunmehr veröffentlichten Teiles der Handschrift. Diese Lieder stellen, was geistiges Niveau, Form und Musik angeht, das Beste dar, was gegen 1240 ein anspruchsvoller Geniesser etwa lesen oder hören mochte. Die erhaltenen Melodien in den C. B. sind einstimmig, auch dort, wo andere Quellen mehrstimmige Weisen überliefern. Daraus, dass einzelne Stücke neumiert sind, bei anderen die Neumierung zwar vorgesehen war, aber nicht durchgeführt wurde, scheint sich zu ergeben, dass die Vorlagen der Schreiber mit Melodien versehen waren. Es wäre wichtig, wenn die Musikwissenschaft die Frage beantworten könnte, ob die (leider nicht übertragbaren) Neumen der C. B. mit den Grundmelodien der Notre-Dame-Tradition identisch sind oder nicht. Vorgetragen wurden sie in der einstimmigen Fassung wohl meist von Solisten, — wenn man wagen will, über diese schwierige Frage eine Ansicht zu äussern. Jedenfalls aber hat dieser Teil der Sammlung nicht das Geringste mit den Scholaren zu tun. Wo sich die Verfasser ermitteln lassen, — und Schumann ist hier durch Anwendung feinsinniger Methoden zu sehr annehmbaren neuen Feststellungen gelangt — sind es bedeutende Dichter, teils hochstehende Prälaten: Walther von Châtillon, Peter von Blois, Stephan von Langton und der grösste von allen, der berühmte Kanzler der Kirche von Paris, Philippe de Grève. Da hier stellenweise die Parallelüberlieferung ziemlich reich ist, wirft sich die Frage nach dem bestandlichen und textkritischen Verhältnis unserer Handschrift zu den anderen Quellen, in erster Linie zu den sog. Notre-Dame-Handschriften auf. Die Antwort ist schwierig (Sch. ist auf diesen Punkt nicht näher eingegangen); man kann höchstens sagen, dass die Handschrift mit keiner der anderen Quellen eine nähere Verwandtschaft hat, vielmehr eine zwar oft verwilderte, aber eigene und alte Tradition verkörpert. Bei einem Vergleich der Reihenfolge der Lieder in den verschiedenen Quellen ergibt sich, dass, neben Verschiedenheiten, die Sammlung des Magisters Flacius Illyricus verhältnismässig noch die grösste Aehnlichkeit mit den C. B. aufweist[1]. Flacius benutzte nach Fr. Ludwig (Repertorium organorum . . I. 1. S. 227) als Quelle u. a. eine grosse, wahrscheinlich dem berühmten Florentiner Kodex nahestehende Konduktussammlung, die manches enthielt, was in den erhaltenen Notre-Dame-Handschriften fehlt. Man könnte vermuten, dass auch einige Unika der C. B. aus einer Sammlung von Notre-Dame-Konduktus stammen; Näheres würde hier zu weit führen. — Erwähnung verdient hier noch, dass die C. B. sporadisch auch Stücke enthalten, die sich in der auf die erste Hälfte des 12. Jahrh. zurückgehenden Martialtradition wiederfinden (52, 73, 88a, 116); Näheres darüber siehe in meinen Martialstudien!

Den Abschnitt „Die Handschriften" (Bd. I S. IX) hätte man gern etwas reicher gesehen; eine, wenn auch noch so knappe Charakteristik der einzelnen Handschriften gäbe doch ein Bild von der Umgebung, in der verschiedene C. B. anderswo auftreten. Freilich verweist Sch. den Neugierigen auf Catalogi der betr. Bibliotheken und dort gegebene Beschreibungen; aber diese Catalogi sind selten und werden an auswärtige Benutzer von den deutschen Bibliotheken nicht verliehen.

Glücklicherweise ist Sch. nicht auf die Idee verfallen, von der Textgestaltung des Codex Buranus ein möglichst getreues Bild wiederzugeben. Ohne viel Worte über „die textkritische Methode" zu verlieren, schlägt er den für jede Philologie, die etwas auf sich hält, einzig gangbaren Weg ein, indem er versucht, mit allen Mitteln dem Wort des Dichters nahezukommen. Da der Herausgeber die Eigenschaften, welche die Anwendung dieser Methode voraussetzt: Kenntnis der Sprache, Literatur, Realien in hohem Masse besitzt, ist das Textbild der 54 in Bd. I. 1 herausgegebenen Stücke höchst erfreulich. Eine beachtenswerte, Leistung liegt in der erstmaligen Heranziehung wichtiger Textquellen, die teilweise so kompetenten Bearbeitern wie W. Meyer und Karl Strecker entgangen waren.

Den Bemerkungen zu den einzelnen Stücken (Bd. II) schickt Sch. in der Regel knappe, aber erschöpfende und sehr brauchbare Angaben voraus: 1. über die Form (orientiert nach W. Meyers Theorien), 2. über den Inhalt und die Gliederung, 3. über den Stil (für den Leser zugleich eine treffliche Einführung in die poetische Technik der mittelalterlichen Dichter). In den Einzelbemerkungen geben reichliche Parallelstellen, die oft erst den Sinn dunkler Stellen erschliessen, den Eindruck einer erstaunlichen Belesenheit des Autors. Sympathisch berührt den Leser, dass Sch. an den schwierigen Stellen nie stillschweigend vorübergeht und, wenn ihm (ausnahmsweise) etwas dunkel blieb, dies offen angibt.

Einzelbemerkungen: II 63* Z. 17 lies 189 (statt 188). — 64* Z. 21 v. u. Tafel 1 enthält keine Neumen. — 87* Abschnitt 3: Die Erklärung der Anonymität liegt in der allgemein bei der Tradition lateinischer mlt. Lyrik, weltlicher wie geistlicher herrschenden Gewohnheit; insbesonders die Musikhandschriften überliefern fast nie den Namen des Autors. — Nr. 1. Die Strophe ist nicht „fein" (Meyer), sondern eher primitiv; sie hat nichts mit der Vagantenzeile zu tun, sondern gehört zum selben Typ wie Nr. 52. — Str. 4, 6 doch wohl lieber censu (vgl. Nachtrag S. 119 des Komm.). — Str. 5, 3 danti ist gut; aber ich würde vorher lieber interpungieren: . . dabitur!" Talis est auctoritas (sc. quam predicant); anderseits spricht für Lehmanns Ansicht, *sancti* sei beizubehalten, die Stelle Walter von Châtillon, Ausg. Strecker II, Nr. 12, 20, 4: *ut a sanctis perhibetur.* — 5, 9 viell. cuius dat crumena-pena fit amena? — 6, 4 Codrus kann hier, und erst recht 19, 5, 9 nicht „Hungerleider", sondern muss „ein Rechtschaffener" bedeuten; sollte nicht doch der brave König Kodrus gemeint sein? — 6, 9 (Komm.) die Uebersetzung (Frantzen's) ist schief und gibt den Witz moti: movent nicht wieder: „Sie lassen sich rühren durch Dativi, sie selbst rühren ihre Genitivi". — Nr. 2 die im Nachtrag proponierten Lesarten 3 Sufficeret und 4 Plura sind wohl vorzuziehen. — Nr. 3. Aus Gründen der Form würde ich die Refrains in Str. 2 und 4 vertauschen (wie S. erwägt) und 2, 8 liciter statt quelibet setzen. Wichtig ist die neue Handschrift C, die als einzige die Melodie überliefert. — Nr. 4. Der Strophenbau ist romanisch, auch (1, 7) die Beziehung von Sion als Subjekt zum Vorhergehenden und Nachfolgenden. Der Ton klingt stark an C. B. 1 an. — Nr. 6. Ueber die Frage, ob vier- oder zweizeilige Strophe, würde die (fehlende) Melodie sichere Auskunft geben. Die beiden Vorschläge 3 viluit und 19 saltitant treffen wohl das Rechte. — Nr. 8. Auch hier bringt eine neue Handschrift (Evreux) die (anscheinend sequenzenartig gebaute) Melodie, sowie die richtige Strophenfolge: denn Str. 5 (Sch.) passt nicht an 4, wohl aber an 7; Str. 6 steht am besten vor 7—5, da auch in Str. 8 wieder von der Unsittlichkeit die Rede ist. Zur originellen Strophenform vgl. noch Anal. hymn. 20, 18, 19 und 129; 21, 195 und das afrz. Lied Rayn. 1313. — 3, 2 die Lesart der Handschrift Evreux: sub despectu (übrigens eine schöne Bestätigung der Konjektur Mones) ist viel plastischer als in respectu. — 8, 4 vl. nec spectatur „Moriturus" (sc. es, homo!). — Nr. 9. Die mehrfachen Korrekturen zwecks Berichtigung der Silbenzahl sind unangebracht. 1, 5 vl. vendit (statt vendunt). — Nr. 10. Der Reim abscondit: confundit und die Form iusum = deorsum weisen ins romanische Gebiet. Nach Form, Versezahl und Abschluss ähnlich C. B. 6. — Nr. 12. Nicht nur die Strophenform, auch die Melodie hat das Lied mit einem weiteren Notre-Dame-Konduktus (Purgator criminum) und zwei altfrz. Liedern gemeinsam. Gemeinsames Vorbild wird Blondel (Rayn. 1545) gewesen sein, wie ich Herr. Arch. 156 S. 216 nachwies. Allerdings hat Gautier de Coinci, der Verfasser des zweiten Liedes (R. 1546), auch direkte Anleihen bei der Konduktusmusik gemacht: denn sein Lied R 885 ist melodisch identisch mit dem Cond. Sol sub nube latuit (Anal. 20, 7; Dichter: Walther von Châtillon). In der Bibliographie fehlt: Faks. von F und Übertragung von J siehe Zts. f. Musikw. 11 S. 334 u. 341. Erwähnt sei noch, dass das in F auf Procurans folgende Lied: Si mundus viveret (von Ph. de Grève) rythmisch identisch und melodisch verwandt mit einem Liede des Troubadours Bernart von Ventadorn ist (Poy pregatz nos). Bemerkenswert ist bei C. B. 12 das Verhältnis zwischen dem metrischen (6 abab abab bab) und dem melodischen Bau: ABAB CA'DE CA'F. — Es ist nicht recht erklärlich, wie dieses

[1] Vgl. auch die Lesarten zu 19, 2, 7 und 34, 1, 3.

Digitized by Google

Lied mit seinem der höfischen Lyrik nahestehenden Thema (die „Neider" nützen den Liebenden) in diesen Teil der C. B. gelangt ist. — Nr. 14. Zur Form ist zu bemerken, dass der von Sch. angenommene Kanzonenbau durch die Melodie des Buranus nicht bestätigt wird. 4, 15 wohl aufzufassen: has res, quas unicas fovit, perculit. — Nr. 15. Auch dieses Lied ist musikalisch keine Kanzone. — Nr. 16. 3, 7 die Konjektur Meyers suspice hätte ich in den Text gesetzt. — Nr. 17. In Str. 1 scheint mir die Konjektur Herkenraths die einzige Möglichkeit einen Sinn zu erzielen. In Str. 2 wird durch Peipers quod te ingeris alles verständlich. — Nr. 19. Die eigenartige Strophenform ist im Provenzalischen nach Maus (Peire Cardenals Strophenbau, 1884) S. 105 zweimal vertreten; Melodien fehlen leider. Fas et nefas hat im Laurentianus eine Melodie, in der die beiden ersten Vagantenzeilen als Stollen behandelt werden. Das Thema ist auch in der romanischen Lyrik sehr beliebt: richtige Anwendung der Freigebigkeit. Wenn man 5, 9 Codrus als „Ehrenmann" (und cum adversativ) auffasst, ist die Aenderung 5, 8 überflüssig. Walthers Autorschaft halte ich für wahrscheinlich. — Nr. 21. Die Form ist kühn, traditionslos gestaltet, wie etwa in den besten Sachen von Guiraut de Borneilh. Das gleichgebaute Stück Vanitas vanitatum hat eine andere Melodie. — Wichtig ist die Angabe, dass an derselben Stelle, wo Handschrift F ein längeres Melisma hat, in Buranus freier Raum dafür gelassen ist; ein Anzeichen dafür, dass die Melodie nach Deutschland mitgewandert ist. — Nr. 22. Die Angabe „Form: Motette" ist ungenau, denn Motetten haben metrisch alle möglichen Formen, auch strophisch gebundene. Zur Literatur war anzugeben: Ludwig, Rep. S. 205, wo wir z. B. erfahren, daß die Mel. identisch mit einer afrz. Motette ist. — Nr. 23. Die kunstvolle Reimverschränkung ist auch im Provenzalischen (Maus S. 89) belegt, allerdings mit anderer Verslänge. — Ton und Stil erinnert an die Gruppe 14 usw.; der sentenzenartige Schlußvers z. B. bringt hier dieselbe stil. Wirkung hervor wie dort die Wiederholung des ersten Verses am Schluß. — Nr. 26. Bei diesem und dem folgenden Stück, beide im gleichen einstimmige Conductus enthaltenden Faszikel des Laurentianus überliefert und beide aus unter sich ungleichen Strophen bestehend, könnte man den Verdacht haben, es handle sich um Sequenzen, deren zweite Halbversikel ausgefallen wären, ähnlich wie im gleichen Faszikel bei der Sequenz Crux de te volo (fol. 439) und in einem früheren Faszikel bei Nulli beneficium (= C. B. 36). Dazu kommt, dass in der betr. Abteilung des Laur. die 9 ersten Stücke — Ad cor tuum ist das zehnte — richtige Sequenzen sind. Das elfte Lied, Vide quo fastu, hat Strophen mit gleicher Melodie. — 26 und 27 schreibt Sch. mit Recht Ph. de Grève zu, wobei er sich teils auf stilistische Gründe, teils (für 27) auf die Angabe der Darmstädter Handschrift stützt. Ich halte das erste Argument für durchschlagender; denn die Angabe von Da (Cancellarius Parisiensis) trifft mindestens für eins der betreffenden Stücke: Dum medium silentium (Anal. 20, 4) nicht zu, da es von Walther von Châtillon verfasst ist. — Die Umstellung von 27. 3, 10 und 11 (Blume) hat viel für sich. — Nr. 29 bis 31. Sch. fasst (überzeugend) die drei Stücke zusammen und weist sie dem in der 2. Hälfte des 12. Jahrh. tätigen Dichter Peter von Blois zu. Interessant sind die Formen von 30 und 31 (über 29 liess sich nichts feststellen). Die Strophe von 30 stellt den bekannten altfrz. Tanzliedertypus dar: aaabnb, aber kunstvoll geändert durch Binnenreime: a(aa)ab(cc)b. Dieser raffinierten Verhüllung des Grundschemas, parallel mit (vl. unbewusster) Symbolik zum Thema: Abkehr vom Braus der Jugend, — gesellt sich eine Vernachlässigung des erwarteten musikalischen Baues (AAABAB) zu[1]. Ganz ähnlich hat der Dichter in 31 eine volkssprachliche Strophenform durch Binnenreim verändert. Aus der von Sch. richtig festgestellten Grundform a′ (7) b (4) a′b b[1] (7) a[1] (5) b[1] a[1], machte er durch Binnenreim das Gebilde: a (5) b′ (2) c (4) ab′c c[1] (7) b[1] (5′) c[1] b[1]. Die Grundform von 30 findet sich z. B. in dem altfrz. primitiven (ohne Melodie erhaltenen) Spielmannslied R. 436, mit geringer Abweichung (männliches b) in dem lat. Rondeau Anal. 21. 51, im letzteren Falle mit der melodischen Gliederung AABCBC. Für 31 hat ein provenzalisches Lied, Peirol 26 (nach der Zählung von K. Bartsch, Grundriss zur Geschichte der provenzalischen Literatur) als Vorbild gedient, mit dem Bau: abab baba (7′ 47′ 4 7 5′7 5′), Gleichen Rythmus hat auch die altfranzösische Pastorelle Rayn. 41, mit der kleinen Reimdifferenz abab bcbc. Die im Laurentianus erhaltene (unedierte) Melodie des Konduktus und die provenzalische sind mit geringen Abweichungen identisch; letztere in schlechter Transkription ediert von Restori, in Rivista Musicale Italiana III (1896) S. 415. Das Lied Rayn. 41, dessen Melodie ich noch nicht vergleichen konnte, ist verfasst von Hue de St. Quentin, der ungefähr 1220 das Kreuzlied Rayn. 1576 geschrieben hat. Aus chronologischen Gründen kommt daher für Peter von Blois am ersten Peirol als Vorbild in Betracht. Der Fall ist literaturgeschichtlich besonders wertvoll, weil hier ausnahmsweise der Konduktus mit Provenzalischem (statt wie öfters mit Altfranzösischem) zusammengeht. Die einzige Stelle, an der ich solches[1] bisher beobachtete, ist die Arundelsammlung (Ausg. W. Meyer 1908): so hat offenbar Ar. 17 seine Form einem Liede Bernarts von Ventadorn entlehnt (s. Zts. fr. SpL. 52. 170 und Zts. frPh. 1930 S. 193), ferner Ar. 12, ein seltsam tiftelndes Liebeslied mit eingehendem Vergleich zwischen Liebe und Krankheit, einem Liede von Arnaut Daniel (Nr. 4 nach Bartsch; mit eigenartiger Verschiebung des Rythmus). Und wenn wir noch das Akrostichon PETRI in Ar. 7 berücksichtigen, wird der Komplex Peter von Blois—Arundelsammlung—Provenzalen recht auffallend und immerhin einer näheren Untersuchung wert; man vgl. ferner die englischen Beziehungen der Arundelsammlung und Peters Aufenthalt in England[2]. — 30. 2, 1 fehlt in Varr.: A modo Schmeller. — 31. 4, 6 die Vermutung me contulit gehört in den Text. 7, 9 ist cedit = incedit belegt? — sonst lieber ab ea. — Nr. 33. Sch. hat — mit schönem Erfolg — den Mut gehabt, eine in keiner Handschrift vertretene Strophenfolge zu bieten. — 5, 2 longius nicht wegen des Reimes, sondern Reminiszenz der Hymnenstelle Hostem repellas longius (aus dem Veni creator). Die Zugehörigkeit von 33 zur Gruppe 14, 15, 35, 36 scheint mir, trotz der Bedenken Schumanns (II S. 56) evident, ebenso die Verfasserschaft Stephans von Langton. — Nr. 34. Bez. der Form s. ob. Nr. 26. Musikalisch sind die drei Stücke 26, 27, 34 durchkomponiert, also nicht mit Gliederrepetition, wie im Lai; nur haben in 27 und 34 die Anfänge der 1. Strophe einen kanzonenartigen Bau. — Nr. 35 und 36. Zu der eben genannten Gruppe, die sich formal durch Wiederholung des Textanfanges am Schlusse kennzeichnet, liese sich vielleicht Anal. 21. 159 Leniter ex merito hinzufügen, mit der gleichen Erscheinung. Dieser Konduktus steht in W[1] kurz hinter CB 15 auf fol. 16; hier nur eine Strophe, danach ein dreist. Benedicamus; nochmals (ganz, ohne das Bened.) auf fol. 81. In F (fol. 224′) steht Leniter unmittelbar hinter CB 15. Eine weitere stilistische Eigenart teilt Leniter mit den Stücken der Maior maximus-Gruppe: das Hinspinnen eines Satzes über mehrere Verse hinweg; auch der Inhalt zeigt verwandte Art. — 36. Der erste Versikel hat Kanzonenbau mit dreizeiligen Stollen. 1b, 2 nach dem Nachtrag (II S. 120) ist die Drewes'sche Interpunktion doch vorzuziehen. — Nr. 37. Der Bautyp (ababab bab) tritt in der romanischen Poesie anscheinend nur im 12. Jahrh. auf. Durch die Ausnutzung neuer Handschriften ist Sch. über Meyers Ausgabe weit hinausgekommen; Kommentierung und Emendationen ausgezeichnet! — Nr. 39 (a und b) Ein Terminus a quo ergibt durch die wohl nicht zufällige Benutzung des Anfangs eines Liedes Philipps de Grève in 39a.—39. 1, 5 zu dem erwogenen captor: raptor vgl. den Schluss der 1. Strophe des Planctus Samsonis (nach Lond. Br. M. Harl. 978): O captor principum, — captus es, — o raptor civium, — raptus es. — 3, 12 cremantur vielleicht des Reimes halber. = cremandos se gerunt. — 4, 4 wohl ornati (statt coronati) = „ausgerüstet", mit Beziehung auf das Folgende. 6 die Annahme einer Lücke ist — bei diesem Gereime — überflüssig, die Melodie, wenn es eine gab, mag sich höchstens über zwei Verse erstreckt haben. — 39b, 6 ist wohl si offers richtig. — Nr. 40, III. „Der sieht unheimlich aus, der die Freuden des Lebens durchaus ablehnt." — Nr. 41. 12, 5 vielleicht hat der Dichter die Bibelstelle nicht recht verstanden und meint hier in Anlehnung an das Horazische „Cura sedet . .": die Falschheit hockt auf dem päpstlichen Siegel. — 19, 5 sollte die Lesart K wirklich nur Konjektur sein? — Nachforschungen in römischen Archiven nach Spurius und Franco sind wohl noch nicht angestellt worden? — 23, 4 sed si ist vorzuziehen; der Dichter macht hier, wie öfters, sehr kühne Gedankensprünge. — Nr. 42. Ist diese scharfe Satire von Walther von Châtillon, wie Giesebrecht und Schreiber annehmen

[1] Die Mel. des Buranus ist gebaut: ABCDEF.

[1] Abgesehen von dem oben angeführten Falle.

[2] Archidiakon in Bath. — Arnaut Daniel war kurz nach 1189 am englischen Königshofe, wo auch Peter von Blois oft weilte; man vgl. seine Briefsammlung, Migne Patr. Lat. 207 und insbesondere seinen Planctus auf die Gefangenschaft des Königs Richard: *Quis aquam tuo capiti* (ib. unter den Gedichten des Anhanges Nr. 11, Str. 14—20.

Digitized by Google

und Strecker, ohne allerdings das Stück in seine Ausgabe aufzunehmen, für wahrscheinlich hält? — Sch. lässt die Frage offen. — Bd. II S. 84 Z. 9 lies 11 statt 10. — Nr. 43. 3 vgl. den Anfang eines unedierten Martialkonduktus: Novus est rex-et nova lex-et novus grex-novo gaudet pastore (Paris BN lat. 1139 fol. 36). — Nr. 44. Man vermisst Angabe der Ueberlieferung. — Nr. 46. Zur Form ist zu bemerken, dass in musikalischer Hinsicht die Vertauschung von 8 und 6'-Silbnern nichts Auffallendes hat: durch Dehnung der weiblichen Silbe erhält auch der 6-Silbner vier musikalische Takte. Allerdings scheint die Gleichsetzung der beiden Arten in metrischer Hinsicht sich auf Deutschland zu beschränken. 1, 2 ich fasse Gratia als Person auf, die dem Kampfe beiwohnt; dann wird auch 1, 6 eher verständlich. — Nr. 47. Zur Ueberlieferung im Stuttgarter Kodex ist nachzutragen, dass Olim fuit argumentum die dritte Strophe des Konduktus Quod promisit in eternum ist (Anal. 20. 76) und in St wie in F reiche Melismen in der Melodie hat. Vielleicht bestehen zwischen den hier so eng verbundenen Stücken Beziehungen musikalischer Art. Das von Sch. erwähnte, am Schluss der Gruppe stehende Regi psallens ist verwandt mit dem Benedicamus-Tropus Catolicorum concio, in der Martialhandschrift. Paris BN lat. 1139, 44', auch hier mit zwei Melodien. — Die Strophen von Crucifigat zeigen erst vom 7. Vers an in der Melodie Repetitionen. Die Strophe ist in der galloromanischen Lyrik nicht vertreten. — Nr. 48. Auch musikalisch Kanzone. Das offenbar in Deutschland entstandene Lied muss aus der Vorlage der CB stammen, die (s. oben) für praktische Zwecke eingerichtet war. Man sang nach, oder auch zwischen dem Vortrag dieses recht primitiven Kreuzliedes für die Zuhörer, die den lateinischen Text gar nicht verstanden, das deutsche Tagelied (48a), vielleicht nur die eine hier erhaltene, vielleicht auch die anderswo überlieferten Strophen. Nun drängt sich die Frage auf: besteht literarisch ein direkter Zusammenhang zwischen den beiden Stücken? — Ganz sicher: denn der Bau der Stollen in beiden Liedern (10 5 10/10 5 10) ist durchaus einzigartig; ferner haben die beiden Refrains: Exsurgat Deus, und Stand uf, riter, eine trotz des verschiedenen Sinnes unverkennbare Aehnlichkeit. — Zweite Frage: welches Gedicht ist älter und hat dem andern als Vorbild gedient? — Ebenso zweifellos das deutsche. Der lateinische Refrain, mag er auch in späteren Strophen sogar in den Text hineinverwoben sein, wirkt in der ersten Strophe recht überraschend, fast deplaziert. Bei der Alba dagegen gehört ein Refrain, der dem Inhalt entspricht, zum Wesen der Gattung. Der Bau der Stollen ist eher deutsch als lateinisch, die Reimbehandlung in dem deutschen Stück regulär, im lateinischen aus aller Tradition herausfallend. Die weitere Frage, ob die beiden Stücke die gleiche Melodie hatten ist von untergeordneter Bedeutung und schwer zu beantworten, da der Buranus leider die Melodie des Tageliedes nicht überliefert. Die Stollen der beiden Lieder sind rythmisch gleich, aber der Abgesang des deutschen Liedes hat, bei sonstiger Identität, in den beiden ersten Versen (wenn man nicht eine zwar im Mhd. mögliche, aber hier doch recht gezwungen wirkende direkte Nachbarschaft von Hebungen annehmen will) eine geringere Zahl der Hebungen. Auch bei dieser Auffassung wäre eine musikalische Beziehung nicht ausgeschlossen, aber eine Entscheidung lässt sich nicht erzielen. Hinsichtlich der Alba möchte ich diese Gelegenheit benutzen, auf die schöne Studie von Ph. A. Becker in „Volkstum und Kultur der Romanen" 1930, hinzuweisen, wo überzeugend der enge Zusammenhang dieser Gattung mit dem lat. Hymnus dargetan wird[1]. — Nr. 50, 5, 1 die Emendation atque Trogodite gehört in den Text. — Nr. 51 und 51a. Sch. hat mit Recht, im Gegensatz zur Handschrift und zu Schmeller, diese beiden Lieder voneinander getrennt. Das erste gehört eigentlich nicht hierher; sie standen wohl in der Vorlage (war es die gleiche wie für 48?) zusammen, da sie nach der gleichen Melodie gesungen wurden, — eine Erscheinung, die sich oft in Liederhandschriften findet. 51 halte ich für einen Martialkonduktus: der trüb-feierliche Ton, die strenge geistige Haltung, manche Begriffe und Wendungen im einzelnen, wie primus homo, Adamsapfel, exsilium ex patria, der weite Abstand zwischen dem homo reus und den superi sind im Martialkonduktus oft vertreten; man vgl. beispielsweise den schönen Konduktus Eva virum dedit in mortem (Anal. 20. S. 230). Der sonst vorhandene befreiende Abschluss (gratia divina, deus homo) fehlt in 51 so störend, dass man den Ausfall mehrerer Strophen annehmen muss. Formal gehört das Lied zu demselben recht primitiven Typ wie 52: Zusammensetzung aus mehreren Abschnitten, von denen jeder aus unter sich gleich langen, bzw. melodisch gleichen Zeilen besteht, hier getrennt durch den (im Martialkonduktus gleichfalls heimischen) Ausruf Proh dolor. Als melodische Gliederung ist also anzunehmen: AAAA/B/CCCC. Dass 51a, wohl erheblich jünger, eine fremde Melodie übernimmt, ist bei diesem unbedeutenden Gelegenheitsgedicht (vgl. oben 48) nichts Auffallendes. 51, 1, 1 vgl. ferner Anal. hymn. 21, 114 (Martialkonduktus), Str. 2: *Servus erat primus homo — Factus pro comesto pomo.* 51 Str. 2 Plebs temptat inhonestum scheint auf Zeitereignisse zu deuten. — Nr. 52 besteht — nach unserm Begriff einer Strophe — nicht aus 6, sondern aus 3 Strophen. Eigenartig ist der auch sonst in Martial vertretene melodische Typ (vgl. zu 51): drei Abschnitte mit der mus. Gliederung: AAAAA BBB CCCCCCCC; in Str. 2 u. 3 nur 4 A. Die C-Glieder haben metrisch verschiedene Länge: 5, 6, 7 und 8 Silben. Entstanden ist das Lied nicht in Martial selbst, sondern dem Kloster Solemniacum (heute Solignac), gegründet i. J. 641 von dem Bischof Eligius, drei bis vier Meilen südlich von Limoges[1]; vgl. Labbe, Novae Bibliothecae ms. librorum tomus II, Paris 1657 S. 365. Die sonderbare Einleitung ist so zu erklären: die Mönche des Klosters S. singen ein Jubellied — wie wir Vers 8ff. erfahren, auf das Fest der Befreiung Jerusalems; nur einer darf nicht dabei sein, ein Mönch, der, schuldig geworden, sich die virilia abgeschnitten hat. Er muss also noch leben, und die Worte „apud Eacum" (vielleicht durch Reimnot diktiert) können nur den Sinn einer allgemeinen Verwünschung haben. Serracum ist kein Eigenname, sondern = cum serra (so Dreves richtig); ähnliche sprachliche Kühnheiten sind in Martialsequenzen und -konduktus nichts Seltenes. — Einige Stellen sind in B zwecks Reimbesserung geändert worden; ich hätte lieber die primitiveren Lesarten der Pariser Handschriften festgehalten; so 2, 1 und 2. — 3, 2: das vorgeschlagene maxime hat viel für sich. — 4, 1 das jährlich wiederkehrende Feuer mag sich eher auf ein Kerzenwunder am Osterfeste als auf Pfingsten beziehen; gab es in Jerusalem ein solches Wunder? — 6, 1 u. 2 ist das überlieferte Tanto-tanto zu belassen, ebenso sole luna; der Sinn ist: Quanto sole luna superatur, tanto usw. Eine korrektere Lesart erzielte man durch die Annahme, dass am Strophenanfang durch Initialvertauschung aus Quanto ein Tanto geworden sei. — Zur Ueberlieferung vergleiche meine demnächst in der Zts.ffrSpL. erscheinenden Martialstudien. — Nr. 53 und 54. Es ist schade, dass der Schreiber bei 53 nicht die beabsichtigte Neumierung vorgenommen; denn sicher hätte die Melodie den Schlüssel zum Verständnis der Form gegeben. Es handelt sich anscheinend um eine sehr freie Anwendung der Lai-Form, mit Differenzierung der Versikelenden wie bei der Estampie und teilweise isolierten (d. h. repetitionslosen) Teilchen: anscheinend eine deutsche Sonderform, die sich am ersten an die Sequenzen der Cambridger Lieder anschliessen liesse. Zur ausführlichen Darlegung (wozu ein Abdruck mit vielfach anderer Teilung gehörte) fehlt hier der Raum. — Im Nachtrag zu Bd. I S. 111 Z. 2 lies S. 3 (statt 2). — Nachträge Bd. II S. 119 Z. 6 lies Z. 8 (statt 9). Bd. I S. X Zeile 16 von unten lies S. 98 (statt 131).

Duisburg. H. Spanke

[1] Sollte die berühmte Alba bilinguis tatsächlich in Frankreich niedergeschrieben sein? Nach Bannister, Monumenti Vaticani di paleografia musicale latina 1913, Textbd. S. 89 ist es fast ausgeschlossen!

Alf Lombard, Les membres de la proposition française, essai d'un classement nouveau. Malmö 1929 = Extrait de la revue Moderna Språk, p. p. H. Söderbergh et N. O. Heinertz, t. XXIII, a. 1929.

Der „substantivisme" des modernen Französisch, seine Tendenz, das Verb durch Substantive oder substantivische Konstruktionen (noms d'action, noms de qualité) besonders im Zeitungsstil zu ersetzen, veranlasste Alf Lombard, alle Worte oder Wortgruppen im Satz unter folgenden Gesichtspunkten zu klassifizieren: Ihrer Funktion nach in zwei Hauptgruppen, 1. alles, was zum Verb gehört = *adverbaux*, 2. alles, was zum Nomen gehört = *adnominaux*; nach ihrer Verknüpfung oder Stellung zueinander in direkte, indirekte und „propositionnelle"; nach ihrem Wert in subjektive, objektive, dativale, qualifikative usw. Nachdem Lombard die *adnominaux*

[1] Sein Abt Ebbo gründete kurz nach 800 das Kloster Martial.

Digitized by Google

in Epitheta, Attribute, Appositionen zergliedert hat, kombiniert er sein System, welches das Subjekt gleichsam entthront, das „complément" als viel und nichtssagenden terminus beseitigt und das normalerweise (S. 4) stets vorhandene verbale Prädikat an die Spitze rückt. In einem Beispiel einer solchen Satzanalyse heisst es u. a. (S. 27): *il est légitime que nous ayons confiance dans l'avenir de notre pays. Est: Prédicat. Que nous ayons c. d. l'a. de n. p.: Sujet propositionnel. Ayons: Prédicat. Nous: Sujet direct. Confiance d. l' a. de n. p.: Objet direct. Confiance: Qualifié. Dans l'a. de n. p.: Epithète indirecte objective. Avenir: Qualifié; L(e): Epithète direct (article)* [vgl. S. 12]. *De n. p.: Epithète indirecte possessive. Pays: Qualifié. Notre: Epithète directe possessive.* Präpositionen, Konjunktionen, Interjektionen haben angeblich keinen Platz in diesem, im einzelnen noch zu diskutierenden System (S. 3, 38), nur substantiviert lässt L. sie heimlich ein (S. 41): *je ne veux pas de vos mais, pousser des oh! et des ah!, des hors-d'œuvre.*

Lombard will unter dem Eindruck der Fortschritte auf dem Gebiet der germanischen Grammatik (S. 2, 43) den erstarrten Formalismus der in Frankreich verbreiteten Grammatiken auflockern (S. 2, 41) — ein wenig aussichtsreiches Bemühen für einen Ausländer. Sein an die Lautbestimmungen der Phonetiker erinnerndes Bezeichnungssystem birgt diskutierbare Grundgedanken, ist aber nach eigenem Eingeständnis weder vollständig (S. 4) noch stets eindeutig (S. 20, 34); Doppelwerte (S. 23, 48), Funktionsschwankungen (S. 20 ff.) werden mit sympathischer Sachlichkeit zugegeben und erörtert; die übliche Terminologie wird als konventionell nach Möglichkeit geschont (S. 48) und mit neuer Prägung versehen, die Neubildung „adverbal" nicht als ideal (S. 44) ausgegeben.

Es fällt auf: Der bewegliche Schematismus dieser logisch-deskriptiven Kombinationsmethode, der völlige oder weitgehendste Verzicht auf jede philosophische Grundlegung, Sprachvergleichung und historische Erklärung, auf die Darlegung eingehender Literaturkenntnis — besonders der deutschen Beiträge zur französischen Syntax. Namen wie Paul, Wundt, Haas, Vossler, Deutschbein, Bally u. a. sucht man vergebens. Kalepky, Neuaufbau . . . wird S. 48 ungenügend zitiert. Das Prädikat wird von ihm S. 24 als Zustand (bzw. Vorgang) bezeichnet, S. 26 als Verlauf gefasst.

Trotz eines gedrängten französischen Stils ist die Gesamtdarstellung dank zahlreicher Beispiele und guter Uebersichten einprägsam und verständlich gehalten.

Bonn. G. Moldenhauer.

Leo Spitzer, Die klassische Dämpfung in Racines Stil. S.-A. aus dem Archivum Romanicum, Bd. XII, Nr. 4, 1928. S. 361—472.

Der Haupteinwand, den Spitzer selbst befürchtet, ist von vornherein hinfällig; auch wenn in seiner Analyse nur das zutage träte, was wir als erkältend distanziert und gedämpft empfinden und was den modernen Leser, zumal den Nichtfranzosen, an Racine eher zurückstossen als anziehen kann, so wäre damit noch nichts gegen sein Unternehmen bewiesen. Analysieren geht, wie er betont, nicht ohne Isolieren, die Elemente, die er isoliert, sind ein wesentlicher Bestandteil von Rac.s Stil, und er sorgt ja immer wieder dafür, dass der Blick nicht ausschliesslich an ihnen hängen bleibt. Ein anderer Einwand erscheint mir begründeter: nämlich der, dass Rac.s Individualstil nicht genug aus dem Zeitstil herausgeschält ist, bzw. dass ihm Züge zugeschrieben werden, die keineswegs ihm allein gehören. Verschiedenes von dem, was Sp. als charakteristisch hervorhebt, begegnet überall und zu jeder Zeit, auch in Fällen, wo es ganz anderen Absichten entsprungen ist und andere Wirkungen hervorruft als bei Rac. Anderes und das meiste ist dem klassischen Stil eigen, den Rac. nicht geschaffen, sondern so vorgefunden hat, wie er unter antiken Einflüssen von der Plejade ausgebildet, von Malherbe, von der preziösen Gesellschaft und der Akademie, Chapelain, Balzac, Corneille usw. umgebildet worden war. Wie verbreitet der Gebrauch des Demonstrativums ist, sowohl im Mittelalter wie in der Gegenwart, dafür verweist Sp. selbst auf Lommatzsch und Thibaudet. Weit verbreitet ist der Gebrauch des 'on' statt der 1. Person, das nicht bloss allen klassizistischen Dichtern geläufig ist, sondern auch dem Dialekt- und Volksfranzösischen (wie Sp. natürlich weiss, vgl. Herzog, Bauche u. ähnl.), und das sich in der Literatur in dem Mass ausdehnt, in dem Schriftsteller die Umgangssprache verwenden. Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Mitteln zur Entindividualisierung, Ichverhüllung, Distanzierung, z. B. dass eine Person sich selbst mit ihrem Namen nennt, um das moi haïssable zu vermeiden; man braucht zum Vergleich nur die Zitate in der These von Gros über Quinault (1926) oder dessen Neudruck der Mère Coquette zu überfliegen. Dasselbe gilt von der Umschreibung mit phraseologischen Verben, worin Sp. mit Recht eine besonders wichtige Gruppe von Mitteln sieht. Der Vers 277 aus Femmes Savantes „Si je vous ai su mettre au rang de mes amants" oder die Verse 845 und 1020 aus Mère Coquette „Dès que j'en eus tâté, je le sus bien connaître" und „Moi, tu me sais mal connaître" bieten durchaus keine vereinzelten Beispiele. Das spezifisch Racinische in den einzelnen Zügen ist minimal. Und insofern hat doch die historische Betrachtungsweise Recht gegen Sp., falls sie sich nur darauf beschränkt, das Zeitstilhafte in Rac.s Stil zu konstatieren, ohne ihn deshalb als Entlehner hinzustellen. Dass es nicht ungefährlich ist, Rac.s Sprache von unserem modernen Empfinden aus zu beurteilen, zeigt sich auch anderwärts. So in der Kritik an Brunot (S. 387), der den berühmten Vers „Mit Claude dans mon lit" als realistisches Wagnis auffasst, während Sp. darin einen vageren, majestätischeren Ausdruck für „Ehe" erkennen will (wie thalamus oder torus der Römer), einen Nachklang des ursprünglichen juristischen Nebensinns. Der Ausdruck muss an den Befangenheiten, Zimperlichkeiten, Verschleierungsbedürfnissen des style noble gemessen werden. Nicht umsonst erwähnt ihn V. Hugo bewundernd in der Préface de Cromwell mit anderen ähnlichen, die er der Periphrasenmanie des Spätklassizismus entgegenhält, neben den „chiens si monosyllabiques" aus Athalie (zu Spitzer S. 401) auch „ce Claude si brutalement mis dans le lit d'Agrippine".

Die Eigenart von Rac.s Stil ergibt sich aus der Vereinigung und besonderen Dosierung der üblichen Mittel des style noble, ferner aus ihrer Verwendung zusammen mit anderen, in andere Richtung zielenden Stilelementen, aus der sich so einstellenden Spannung und nicht zuletzt aus Rac.s Sprach- und Versmusik. Selbstverständlich ist sich Sp. darüber klar: er fühlt das „schöne Ineinander von Musikalischem, Syntaktischem, Lexikalischem, Rhythmischem, Gedanklichem". Er bemüht sich auch, den Nach-

Digitized by Google

teilen des Isolierens zu entrinnen, indem er die Beispiele möglichst im Zusammenhang untersucht und mehr als einmal auch die metrischen und die Reimwirkungen heranzieht; vgl. z. B. die Bemerkungen S. 412 über die Verwendung der Zweiteiligkeit des Alexandriners zur Schilderung von Alternativen oder S. 375 und 425 über die Bindungen Orestes: funeste und Mithridate: pirate. Aber die metrische Prägung ist noch in vielen anderen Versen unzertrennlich verschlungen mit der sprachlichen. So darf bei dem Vers 702 aus Phèdre „La veuve de Thésée ose aimer Hippolyte", den Sp. als Beispiel für den Gebrauch des Eigennamens statt des Personalpronomens zitiert, nicht vergessen werden, welchen speziellen Wert hier die Umschreibung hat, die der Dichter seiner Heldin in den Mund legt (das Bewusstsein ihrer Witwenschaft, an das sie sich verzweifelt zu ihrer Entschuldung klammert), und vor allem darf nicht vergessen werden, wie die leidenschaftliche, aus ihren tiefsten Qualen emporsteigende Selbstanklage durch den Rhythmus unterstrichen wird, da der zweite Halbvers mit betonter statt (wie meistens) mit unbetonter Silbe einsetzt und der dadurch verursachte Tongipfelzusammenstoss die grösste Wucht auf die beiden Worte in der Versmitte häuft, um uns Phädras Erschauern vor dem Sündigen, Frevlerischen ihrer Liebe mitzuteilen (die Wirkung dieses Einsatzes und des Tongipfelzusammenstosses wird freilich nur solange fühlbar sein, als die Franzosen sich nicht von den deutschen Saranisten belehren lassen wollen, dass sie ihre Alexandriner bisher falsch deklamiert haben, die armen Ignoranten, und sie in Zukunft alternierend, jambisch deklamieren müssen). Während sonst Eigennamen gerne zur Evozierung der antiken und mythischen Welt verwendet werden, soll hier die Nennung des Theseus von neuem an den Konflikt erinnern, in dem sich Phädra zermartert, und die eigentümliche Rhythmisierung dient dazu, die Erinnerung eindringlicher zu machen. Nicht alle Deutungen Sp.s sind erschöpfend und überzeugend. Zu Phèdre Vers 170 muss man sich vergegenwärtigen, wie geflissentlich Racine, um die Heldin zu entlasten und zugleich Mitleid mit ihr zu erregen, sie nicht das Odiose oder Lächerliche streifen zu lassen, den Gedanken an ihre fluchbeladene und vom Hass der Venus verfolgte Familie heraufbeschwört, an die „triste famille", und wie hier der Gedanke an Pasiphae und damit an eine der trübsten und widernatürlichsten Verirrungen des erotischen Lebens geweckt werden soll, die die Wehrlosigkeit, die völlige Ohnmacht grell beleuchten kann. Die Anrufung der Sonne (Vers 171) „Qui peut-être rougis" enthält kein preziöses Wortspiel, sie ist keineswegs dem berüchtigsten Vers von Théophile vergleichbar, weil Phädra der Sonnengott als ihr leiblich-menschlicher Ahnherr vorschwebt. Vor manchen Bemerkungen regen sich auch Zweifel, ob Sp. in den Text nicht zuviel hineingelesen hat. Aber zuviel sehen ist ein kleineres Unglück, leichter zu korrigieren, als zu wenig sehen. Und andere Erklärungen leuchten unmittelbar ein und holen wesentliches heraus, wie z. B. das über die Umschreibungen mit „voir" Gesagte (S. 294f.) oder die Ausführungen über die Antithetik, in der sich das gespaltene Gemüt von Rac.s Helden spiegelt, oder die über Verklammerung, Ballung, über Tonsenkungen, oder die Deutung des „on" in Phèdre Vers 823, in dem sich eine gewisse Keuschheit und die abergläubische Angst malen, das Schicksal durch Worte, durch die direkte Nennung des Hippolyte herauszufordern.

Die treffenden, in die Tiefe schürfenden Interpretationen wie diese hier überwiegen in Sp.s Studie durchaus. Sie bringt glückliche Einzelbeobachtungen in Menge und interessiert noch darüber hinaus, weil sie zwar von den stereotypen und den dämpfenden, bändigenden, entrückenden Mitteln ausgeht, aber das reichbewegte Hinundher zwischen dieser und anderen Tendenzen aufdeckt, den fortwährenden Widerstreit zwischen Formelhaftem und Erlebtem, zwischen Dramatisch-Objektiviertem oder Reflektierendem und Lyrisch-Elegischem, zwischen Rationalität und Durchseelung, zwischen Vergeistigung und Sinnlichkeit usw. Eine Frage noch zum Schluss! Wäre es nicht lehrreich gewesen, auch die zwei Jugendtragödien heranzuziehen, die wohl im ganzen mit denselben Mitteln arbeiten, aber in mehr clichéehafter Verwendung? Ein Vergleich der späteren mit ihnen könnte am ehesten dartun, wie Rac. sich den Zeitstil zu seinem persönlichen Stil umgeprägt hat.

Freiburg i. Br. H. Heiss.

Ferdinand Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900. Tome VI. Le XVIII^e siècle. Première partie: Le mouvement des idées et les vocabulaires techniques. Fascicule premier (Philosophie. Economie politique. Agriculture. Commerce. Industrie. Politique. Finances.) — Fascicule deuxième (La langue des sciences. — La langue des arts. Index et table des deux fascicules). Paris, A. Colin. XXXIX, 860 S.

Karl Vossler, Frankreichs Kultur und Sprache. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2. neubearbeitete Auflage. Heidelberg, Winter. VIII, 410 S. = Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, herausg. von W. Meyer-Lübke. IV. Reihe: Altertumskunde, Kulturgeschichte 1.

Aus der Reihe der Bände, welche Brunots *Histoire de la langue française* bildet, heben sich die beiden neuesten, die der Sprache des 18. Jahrhunderts gewidmet sind, heraus. Der Verfasser hat es selbst gefühlt, wenn er die Vorrede einleitet mit den Worten: *Aucun de mes livres ne m'a causé, au moment de le livrer au jugement du public, autant de crainte, je dirais plus exactement d'angoisse, que celui-ci.* Die Gründe, die er für diese seine Bedenken hat, setzt er im Vorwort auseinander. Es sind Bedenken, die so recht bezeichnend sind für Brunots ganze wissenschaftliche Art. Sie laufen darauf hinaus, dass die Fülle des aus den verschiedensten Lebenskreisen, aus Philosophie, Wirtschaftsleben, Ackerbau, Handel, Industrie, Politik und Finanz, aus Wissenschaft und Kunst geschöpften technischen Wortmaterials, das gerade in der Darstellung der Sprache des 18. Jahrhunderts zu verarbeiten ist, sich eben infolge seines technisch-speziellen Charakters nur schwer bewältigen lässt. Der Zustrom dieses Wortmaterials aber bedeutet für das 18. Jahrhundert mehr noch als für andere Perioden die eigentliche Quelle, aus der sich die Sprache immer und immer wieder erneuert. Brunot spricht es als eine Beobachtung grundsätzlichen Charakters aus, dass *les idiomes m'ont qu'une vie de reflet, aucun effort littéraire ne les renouvelle avec la même facilité et la même puissance que le développement des lexiques techniques, qui les pénètre peu à peu, et les fournissent d'expressions et d'images.* In der mühsamen Kleinarbeit, die es in einem Buch, das wie das vorliegende in erster Linie der lexikographischen Seite der Sprache gewidmet ist, zu leisten gilt, hat er es erfahren müssen, wie wenig die Quellen, aus denen jene *termes techniques* geschöpft werden müssen, erschlossen sind. Sein Schüler Max Fuchs griff mit zu, um die verborgenen Schätze zu heben, und steuerte den Abschnitt

Digitized by Google

La langue des sciences bei. Er hat dadurch ein Werk schaffen helfen, das auch das Kleinste ausschöpft und verlebendigt und so und so vielen Wortmonographien vorarbeitet oder, wie man nicht ohne Neid sagen darf, so und so vielen Wortmonographien das Beste vorwegnimmt. Aus Brunots Buch spricht ein stetes Ringen und Streben nach Erkenntnis auf Grund des gesamten erreichbaren Materials. Ueberall in seinem Werk kommt die philologische Gewissenhaftigkeit zum Ausdruck, die der Grundzug seiner Arbeitsweise ist. Sie stellt grosse Zusammenhänge immer erst dann her, wenn sich solche aus der Masse der kleinen Fakta ableiten lassen. In stärkerem Masse als in anderen Bänden greift in diesem (6.) das Verfahren durch, die Wörter in das Leben, dem sie entstammen, hineinzustellen und den soziologischen Gesichtspunkt herauszuarbeiten, dessen Bedeutung Brunot selbst wenige Jahre zuvor (1926) in dem Vorwort zu dem 7. Buch folgendermassen formuliert hat: *Il m'apparaît aujourd'hui clairement que les divers faits de la vie des langues, méme ceux de leur vie intérieure, s'expliquent par la vie des peuples, des groupes sociaux, des individus* . . .

Weder Brunots *Histoire de la langue française* noch Vosslers Buch sind Neuerscheinungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber in beiden steckt Neues. Brunot fügt der stattlichen Reihe seiner Bände zwei weitere hinzu, von deren Reichhaltigkeit man sich leicht eine Vorstellung machen kann, wenn man die Darstellung im 6. Band von Petit de Julleville *Histoire de la littérature française* mit dem vergleicht, was er jetzt vorlegt. Und Vossler gibt seinem Buch nicht bloss einen veränderten Titel, sondern vermehrt es in seiner Neuauflage um einige vierzig Seiten. Bei ihm wird man nur sehr wenig von dem erdrückenden lexikographischen Material antreffen, das Brunot aufbietet, wohl aber den aus scharfer grundsätzlicher Stellungnahme zur Sache hergeleiteten, namentlich an Syntax und Stil durchgeführten Versuch, geistige Mächte und linguistische Prozesse in Einklang zu bringen. Es ist kein Zufall, wenn sein Buch eingerahmt ist von zwei Sätzen, die für seinen Standpunkt in hohem Masse charakteristisch sind. Gleich in den ersten Zeilen lesen wir: „Solange man die Schrift nur als ein Mittel der Verständigung zwischen entfernten Personen betrachtet, hat man ihre Eigenart noch nicht erfasst. Sie ist vor allem als eine bildartige, monumentale Darstellung und Verewigung des sprachlichen Gedankens sich selbst genug", und der letzte Satz des Buches lautet: „Die Sprachentwicklung bestimmt sich niemals selbst, sondern ist so tief in das irdische Schicksal und in das geistige Streben ihrer Träger verwoben, dass sie, wenn man sie losgelöst davon betrachtet, sinnlos wird." Während Brunot seines Gegenstandes in einer Kleinarbeit, in die überall grosse Gesichtspunkte und Problemstellungen hineinragen, Herr zu werden sucht und jeder einzelnen Spracherscheinung, einerlei welcher Art sie ist, als tatsächlicher Erscheinung rein um ihrer Tatsächlichkeit willen nachgeht und sein gewaltiges Material unter Gesichtspunkte gruppiert, denen man die Richtung auf das Philologische oder besser Soziologisch-Philologische anmerkt, sucht Vossler aus dem Stoff, den er vielfach gerade Brunot entnimmt, die im sprachlichen Leben waltenden „kulturellen" Bedingungen und Kräfte herauszuheben und die Brücke zu den Lebensäusserungen und Geistesleistungen zu schlagen, wie sie namentlich in der Literatur zum Ausdruck kommen. Termini, die wie Philosophismus, Abstraktismus, Logizismus, Primitivismus, Illusionismus, Preziosismus, Formalismus, Vulgarismus in verschiedener Stärke geistige Inhalte spiegeln, schaffen auch in den neu hinzugefügten Seiten des Buchs eine eigene Atmosphäre bei ihm, die man bei Brunot in dieser Ausgestaltung nicht findet. Vossler hat an seinem Buch gebessert und gefeilt, ganze Stellen, Sätze und Satzglieder gestrichen oder hinzugefügt. Auffallen wird als Aeusserlichkeit, dass er Fremdwörter, die in der Erstauflage reichlich vertreten waren, nunmehr ausmerzt. *Resp.* ist jetzt durch *bzw.* ersetzt, *spezifisch* durch *wesentlich*, *Profanierung* durch *Verweltlichung*, *hedonistische Sinnlichkeit* durch *glücksuchende Sinnlichkeit*, *instradiert* durch *eingespielt, zu einem konstruierten elaboriert* durch . . . *erhoben*; *intellektuelles Wollen* durch *vernünftiges Wollen*, *praktischer Verstand* durch *Zweckverstand*, sogar *Objektivität* durch *Sachlichkeit*, *Revolution* durch *Umwälzung*, *Analogon in der Phonetik* durch *Widerspiel in der Lautgestaltung*; statt *in die Aussenwelt hinausprojizierte Zeit* heisst es nun *in die Aussenwelt hinausverlegte Zeit*. Die *offiziellen* Geschichtsschreiber tauchen jetzt als die *bestellten* Geschichtsschreiber auf, ihre *Annalen* als *Jahrbücher*; hiess es ursprünglich *das Verhalten der Sprache als ein wesentlich kultiviertes, hier noch als ein wesentlich spontanes* . . ., so liest man jetzt *gepflegtes* . . . *unmittelbar natürliches* usw. Auch der Wechsel in der Terminologie, wie er sich in dem Ersatz von *pragmatisches Perfektum* durch *aktuelles Perfektum* ausspricht, ist anzumerken. Ein Ausfall gegen linguistisch Andersdenkende, wie ihn S. 31 der Erstauflage brachte, wird nun gestrichen. S. 88 Anm. ist dafür ein anderer hinzugekommen, der ein Reagieren auf Behrens-Festschrift S. 16ff. darstellt, dem man aber schwerlich die Berechtigung sachlicher Notwehr zugestehen kann. Interessant ist im Zusammenhang der ganzen Stelle auch ein Zusatz wie der auf S. 48 „und nur in der Phantasie eines feingebildeten Meisters". Ob aber viel gewollt ist mit den „Erwägungen", welche S. 51—52 neu hinzugefügt werden? Wichtiger ist der neue Passus auf der folgenden Seite. Wenn S. 243 der Satz hinzugefügt wird: „Ausserdem dürfte ein rhythmisches Bedürfnis nach Abwechslung im Parallelismus mitgewirkt haben", so erhebt sich die Frage, ob denn damit nicht überhaupt die eigentliche Ursache für das Zustandekommen der ganzen Erscheinung getroffen ist. S. 61 verraten die Ausführungen über direkte, indirekte und erlebte Rede den Einfluss der Lorckschen Darlegungen, wie sich in dem neuen Zusatz auf S. 77 ein Niederschlag von Rheinfelders Persona-Monographie kundgibt. Auseinandersetzungen wie die auf S. 213 über die Erforschung des italienischen Lehnwortschatzes und die dabei zu befolgenden methodisch-prinzipiellen Gesichtspunkte sind nun erledigt, nachdem mittlerweile Untersuchungen in dem von Vossler angedeuteten Sinne gegeben worden sind. S. 237 nimmt er die Ergebnisse der Arbeit seines Schülers Schreiner in seine Darstellung der Satzverbindung bei Montaigne auf; S. 244 wird die Charakterisierung der Bedeutung des vorgestellten bzw. nachgestellten Adjektivs nach Lerch weiter ausgeführt, S. 233 wird das, was die frühere Auflage über die Satzverbindung bei Calvin gab, jetzt gestützt durch die Münchener Dissertation von Bachofner; S. 291 und 292 wurden die Ausführungen über die Negation den Ergebnissen Lerchs angeglichen usw; S. 275 ist *rigueur* zu lesen (vgl. Searles, *Sentiments de l'Académie Française sur le Cid*. 1916. S. 87). Die Darstellung, die Vossler in der ersten

Digitized by Google

Auflage seines Buchs mit dem Klassizismus des 17. Jahrhunderts abschloss, führt er nun bis zur Gegenwart durch, und zwar in der Weise, dass er die Bestrebungen, die eine Abkehr von der klassischen Sprache bedeuten, zeichnet. Seine Darstellung der Sprache nach dem klassischen Zeitalter trägt den Charakter eines Versuchs, wie denn überhaupt sein ganzes Buch einen kühnen Wurf bedeutet, dessen wissenschaftliche Berechtigung zur Genüge pro et contra in den Fachkreisen erörtert worden ist[1]. Auch in dem neuen Teil werden Anregungen in reichem Masse ausgestreut. Um so mehr drängt sich die Frage auf, ob alles und jedes einer Prüfung standhält. Eine erschöpfende Behandlung wird erst dann möglich sein, wenn sorgfältige Einzeluntersuchungen vorliegen. Sie mögen z. T. auch in der Richtung gehen, die Vossler S. 359 andeutet, und das Gegeneinander von allgemeinem und individuellem Sprachgebrauch, von Syntax und Stil behandeln, aber sie alle werden erst dann wirklich fruchtbringend sein, wenn — Brunots Gelehrsamkeit auch hier Licht und Klarheit über das Ganze der Sprache verbreitet und sichere Fundamente für die Abgrenzung des wirklich Individuellen im Sprachgebrauch gelegt hat. Die Abschätzung des „sprachstilistischen Individualismus" ist Vossler so teuer, dass er darüber die erdgeborenen, ausserhalb der sprachkünstlerischen Sphäre waltenden Faktoren gering einschätzt, denen Brunot mit so grosser Gründlichkeit nachgeht. Die elementare Wucht und Selbstverständlichkeit des täglichen Lebens mit seiner massigen, aus Argot und Mundart, Presse und Sport genährten sprachlichen Stosskraft, der immer und immer wieder Ungebildete wie Gebildete zum Opfer fallen, wird von Vossler nur wenig berücksichtigt. Ihn interessiert Linguistisches in der Hauptsache nur dann, wenn es irgendwie einmündet in die Sprachwelt des Künstlers. In Vosslers Darstellung vernimmt man die feinen Klänge, die gemeisselten, stilisierten und stilvollen Formen des Sprachausdrucks, während bei Brunot die ganze Wucht, das grosse und unerschöpfliche Inventar linguistischer Ausdrucksmöglichkeiten entfaltet und zu einer Darstellung verarbeitet wird, die, auch ehe sie abgeschlossen vorliegt, jede andere, der Geschichte des Französischen gewidmete Darstellung an Umfang und Gehalt übertrifft.

Giessen. Kurt Glaser.

Georges Gougenheim, La langue populaire dans le premier quart du XIX^e siècle d'après le Petit dictionnaire du peuple de J. C. L. P. Desgranges. Paris, Société d'édition „Les Belles Lettéres". 1929. XVIII, 223 S. = Etudes françaises fondées sur l'initiative de la Société des Professeurs français en Amérique. No. 19.

Es war ein guter Gedanke, den 1821 erschienenen und auch von Sainéan in seinem Buch Le langage parisien au XIX^e siècle benützten Antibarbarus von Desgranges für die Geschichte der französischen Volkssprache auszuschroten. Das Werkchen umfasst Phonetik, Morphologie, Syntax und schliesslich ein besonders wertvolles Vokabular. Die kritische Beleuchtung des von Desgranges aufgestapelten Materials von seiten Gougenheims bedeutet eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis von der Entwicklung der französischen Volkssprache. Nur wäre es wünschenswert, es würden veraltete Spracherscheinungen ausdrücklich als solche bezeichnet. Ein Verzeichnis erleichtert das Nachschlagen der behandelten Wörter.

[1] Auch im Literaturblatt, vgl. Herzog 1921, S. 24ff. und Spitzer 1922, S. 246ff.

Einzelne Bemerkungen: S. 5: Zu *jor* für *jour* vgl. heute noch vulgärfranz. *jornal* (Bauche, Langage populaire 41[1]. — S. 15: Zu *Eugène* > *Ugène* vgl. op. cit. 89. — S. 16: *fumelle* für *femelle* schon altfranz.; vgl. piem. *fümela* (REW Nr. 3238). — S. 20: *liteau* und *linteau* sind verschiedene Wörter (vgl. REW Nr. 5083 und Nr. 5052). — S. 24: *neun* = *nul* beruht auf lat. *nĕc ūnus*; vgl. altfranz. *negun* (REW Nr. 5875). — S. 25: Zu *évu* für *eu* vgl. Bauche op. cit. 133. — S. 128: Zu *sauteriau* für *sauterelle* vgl. ähnliche Formen bei Rolland Faune pop. XIII, 104. — S. 38: Nach Bauche op. cit. 143 wird im alleinstehenden *alors* das *s* oft gesprochen. — Zu *euss* für *eux* vgl. op. cit. 113. — S. 49: *propiétaire* für *propriétaire*. Vgl. span. *propio* < *proprius*. — S. 54: Zu *cocodrille* für *crocodile* vgl. ital.: *coccodrillo*, span. *cocodrilo*. Daneben auch vulgärfranz. *corcodile*. (Bauche op. cit. 55). — S. 57: *coronel* für *colonel*. Vgl. engl. *coronel*. — S. 58: Zu *luméro* für *numéro* vgl. friaul. *lumar* (REW Nr. 5994). — *vlin* (*velin*) für *venin* schon altfranz. (Vgl. ital. *veleno*.) — S. 59: *caleçon* > *caneçon*. Vgl. Bauche op. cit. 49. — S. 66: Zu *Sainte-Mitouche* für *Sainte-Nitouche* vgl. Gottschalk, Die sprichwörtlichen Redensarten der franz. Sprache II, 389[68]. — S. 67: *feursure* für *fressure* < lat. *frixura* (REW Nr. 3526). Die schriftsprachliche Form ist die primäre. — S. 58: *vermichel* für *vermicel* erklärt sich wohl als Entlehnung aus dem Ital. (*vermicello*). — S. 72: In *vacabon* für *vagabond* scheint sich *vaquer* eingemischt zu haben. — S. 77: Folkloristisch interessant *sorcilège* für *sortilège*. (Einmischung von *sorcier*). — S. 80: Bei *escuse*, *espirer*, *esposer* usw. für *excuse*, *expirer*, *exposer* vergleicht sich dieselbe Erscheinung im Spanischen: *expirar* spricht man *espirar*. — S. 83: *morne* für *morgue* wohl wegen der ähnlichen Bedeutung (*morne* = traurig). — S. 92: *équipage* vulgärfranz. weiblich, so auch die deutsche Entlehnung. — S. 107: Zum Komparativ *plus pire* vgl. Bauche op. cit. 94. — S. 114: Zum Partizip *sentu* für *senti* vgl. triest. *sentudo* für *sentito*. — S. 121: *Je suis toujours sans, il est resté sans.* Vgl. ital.: *è rimasto senza*. — S. 133: Zu *devenir* = *venir* vgl. Bauche op. cit. 222. — S. 148: Die Redensart *rôtir le balai* in der Bedeutung „ein lockeres Leben führen" erklärt Gottschalk op. cit. I 229 als „eine Anspielung auf den Ritt zum Hexensabbat, den die Teilnehmer auf Besen ausführen; diese Besen werden dann in einem grossen Feuer verbrannt". Ueber den in einigen Gegenden Frankreichs üblichen Brauch des Besenverbrennens, der am Hochzeitstage im Hause der Braut geübt wurde, vgl. Haberlandt im Hdwb. des deutschen Aberglaubens I, 1144. — S. 152: *conséquent* = *considérable*. Bauche op. cit. 182 gibt für das Wort *important, grand* an. — S. 184: *il est dans le tabac* = *il est ivre*. Delesalle (Dict. d'argot) erklärt die Redensart aus einem Wortspiel. *tabac* gewonnen aus: il est à bas. — S. 193: provinz. *vayat* = *porte-faix* zu REW Nr. 887 *bajalure* „tragen"? — S. 195: Zu *espérer* = *attendre* vgl. span. *esperar* in derselben Bedeutung.

Klagenfurt. R. Riegler.

Vladimir Rabotine, Le „Boece" provençal, Étude linguistique. Thèse, Strasbourg, Librairie universitaire d'Alsace, 1930.

Ueber die Sprache des ältesten provenzalischen Literaturdenkmals lag bisher nur die Arbeit von Franz Hündgen aus dem Jahre 1884 vor, die schon damals von der Kritik als sehr unzulänglich beurteilt wurde, wenn-

[1] Ich zitiere nach der ersten Ausgabe (1920).

Digitized by Google

gleich sie durch ihr vollständiges Wörterverzeichnis und als sonstige (mit Vorsicht zu benutzende) Materialsammlung auch heute noch einen gewissen Nutzen gewährt. Seitdem ist fast ein halbes Jahrhundert sprachwissenschaftlicher Methodik vergangen. So ist eine neue Arbeit über die Sprache des Boethius willkommen.

Nach dem treulich befolgten Vorbild, das sein Lehrer Höpffner ihm in der sprachlichen Einleitung seiner Chanson de Sainte Foy geboten hat, gibt Rabotine eine Laut- und Formenlehre des Textes.

Der Boethius galt uns bekanntlich schon längst für ein Denkmal des limousinischen Dialekts. Der limousinische Charakter seiner Sprache ist dann in einer leider unvollendet gedruckten Breslauer Doktorarbeit von A. Porschke (1912) etwas genauer festgestellt. Rabotine nimmt den Vergleich mit anderen altlimousinischen Texten wieder auf und fügt den früher hervorgehobenen Merkmalen weitere hinzu.

Die Frage des Alters wird durch das, was er sagt, nicht gefördert. Er setzt das Denkmal mit P. Meyer in den Beginn des 11. Jahrhunderts. Wenn er auf S. 174 Note 1 bemerkt: „Seul M. Appel persiste encore à attribuer notre monument à un auteur du X^{e} siècle", so scheint er weder meine Worte noch die der von ihm zitierten Autoren genau gelesen zu haben. Chabaneau sagt an der angeführten Stelle, Rev. d. l. rom. 35, 381: „. . . Boèce que l'on a fait remonter au X^{e} siècle, et qui appartient tout au moins aux premières années du XI^{e}"; Stimming Gr. Grdr. II, 2, S. 44: „. . . . Boethius, welcher wohl in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts (nach anderen im Anfang des 11.) entstanden ist; Gröber im Grundriss I^{2} 556 „Boethiusgedicht, 10.—11. Jahrh.". Schum-Breslau (Herr Rabotine zitiert: A. Runen, wohl weil er die Ueberschrift S. 208 A. Runen als Verfassernamen genommen hat. Es handelt sich aber dort um: A. Runen, gegenüber: B. Römische Majuskelschrift usw.) ebenda S. 222: „die Handschrift des provenzalischen Boethius wird noch der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts angehören." Herr Rabotine selbst setzt S. 172: „en s'inclinant devant l'autorité des preuves paléographiques" die Niederschrift des Denkmals in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts, und auf der folgenden Seite sogar: „sinon dans son premier tiers". Die zahlreichen Fehler der Niederschrift zeigen nun sehr deutlich, dass sie keineswegs das Original des Textes ist (was ja auch schon daraus hervorgeht, dass sie von zwei verschiedenen Händen erfolgt ist). Rabotine spricht selbst von verschiedenen Sprachstufen, die sich in der Niederschrift spiegeln. Wenn also diese Niederschrift aus der ersten Hälfte, vielleicht sogar aus den ersten Dezennien des 11. Jahrhunderts stammt (ich selbst masse mir kein paläographisch fachmässiges Urteil an), so scheinen meine Worte: „. . . das Boethiuslied, welches dem 10. Jahrhundert zugewiesen wird" keine grosse Unvorsichtigkeit zu enthalten. Ich wüsste auch nicht, welche sprachlichen Tatsachen bisher eine genauere Datierung der Abfassung des Textes gestatten könnten. Die von R. angeführten gestatten sie nicht.

Die Untersuchung ist mit Fleiss und mit befriedigender Kenntnis der einschlägigen Literatur geführt. Sehr viel Neues werden wir bei einem so altbekannten und vielbesprochenen Text nicht erwarten können. Gegen die eigenen Auffassungen des Verfassers erheben sich gelegentlich Bedenken.

Ein schwieriges Problem sind bekanntlich die Assonanzen der 24. Laisse. Es werden dort mit *dis, vis, guaris, aucis* auch *agues* und *rangures* gebunden. *Agues* hat geschlossenes, *rangures* sogar offenes *e*. Herr R. sagt S. 13 n. 8: „L'emploi à la rime en *-is* des mots *agues* et *rangures* nous permet de supposer que le *e* se prononçait d'une façon très fermée (*rangures* étant entraîné dans cette voie par *agues*)." Wie wir uns den Vorgang erklären sollen, weiss ich nicht. So leichten Kaufes aber wird man damit nicht fertig. — Was S. 16 n. 2 über *ja* gesagt wird, ist mir unklar. Die Assonanz auf *â* ist durchaus in Ordnung. — Zu S. 19: In der Chrestomathie S. VIII a habe ich *auzil* als *i*-Form des Nom. Plur. anerkannt. Die Vorsicht der Lautlehre dagegen das *i* einfach als Umlaut eines offenen *ę* zu bezeichnen, erscheint durch das *donzeill* der Ste. Foy 378 keineswegs als überflüssig; und was hat *rascundre* damit zu tun, das R. zum Vergleich heranzieht? — S. 20. Die Erklärung des *ui* von *cuidar* ist in dieser Form falsch. — S. 23 n. 10 bezeichnet *huelhs* als Schreibung bei *Marcabru*. Sie gehört der Hs. C an; von Marcabrus Schreibung wissen wir nichts. Auch die Reime auf *-ueill*, die R. für Wilhelm von Poitiers anführt, beweisen nichts für seine Sprache. — S. 31. *Acupar* v. 241 erklärt R. aus aucupare. Vermutlich mit Recht, da accupium für aucupium durch eine Karlsruher Glosse zu Levit. 17, 13 bezeugt wird. Aucupare heisst schon bei Plautus „jd. belauern, beschleichen, erhaschen". Aber es gibt auch prov. *acupar* = occupare: *Lous Sarrazins que accupavan Arles* Rom. I 62 a, . . . *alcuns acupan plassas e senhorias . . . los dichs acupadors* . . . Bulletin hist. 1889, p. 122 l. 4 u. 9, *moss. R. Roc. nostre cler. . . . era acupat per lo coselhel dels tres estatz.* An. Midi 17, 529 Z. 19. — S. 78 Z. 12 „il faut avoir présent à l'esprit que notre langue était encore dans sa plus jeune période de l'évolution. Le squelette de la langue ne s'était pas encore solidifié". Was heisst das? — S. 90 Anm. 1. *vert* 192 ist doch wohl nur Schreibfehler. V. 12 steht *enivers*. Zum gaskonischen *vert* werden wir uns in unserem limousinischen Denkmal nicht flüchten. — S. 108. Auslautendes *l* bleibt im Boethius erhalten: *mal, vol, cel* usw. Auch das Pronomen 3. Pers. heisst *el* sowohl vor Vokal: *el era* 36, 140, *el es velz* 103, 114, wie vor Konsonant: *el trametia* 65, *el jazia* 96. Dreimal aber heisst es *eu*: *eu lo chastia* 49, *eu lor redra Roma* 57, *eu li vai l'arma dozen* 155. Die drei Verszahlen führt R. auch an, aber er hat offenbar nicht bemerkt, dass alle dreimal ein *l* folgt. Das kann doch schwerlich Zufall sein. Es scheint eine Art Dissimilation *ll* > *ŀl* > *ul* eingetreten zu sein. Doch soll hier nur die Erscheinung angeführt werden, ohne eine Erklärung zu geben. Sonst bietet das Denkmal *l* > *u* nur in *auca* (= *auça*) 167 (gegenüber *alcor* = *alçor* 213) und *euz* 139, *l* > *i* in *aitre* 10 gegen *altre* 42, 127 usw. — 114 Z. 18 *degrá* gehört natürlich nicht hierher. — 116. Der *i*-Umlaut *donzil* im Boethius und im Oxforder Girart wird als eine „action d'Umlaut germanique" in diesen beiden „nördlichen" Texten erklärt. Ich glaube nicht, dass diese kühne Annahme germanischen Einflusses viel Anhänger finden wird. — S. 118 *bona* in *bona i vai* 253 wird angesehen als „forme analogique des adverbes en *-ment* quoique privée de ce suffixe". Die alte Erklärung von Diez aus bona hora (Altroman. Sprachdkm. S. 71) wird immer noch vorzuziehen sein. — 125. Zu *fai l'aparer*: „il est évident que le pronom, de façon tout à fait logique, fait corps avec le verb suivant dont il dépend et non de l'auxiliaire (*fai*) qui le précède". R. scheint die bekannte Regel, dass afz.

Digitized by Google

und apr. das tonlose Pronomen zum regierenden Verbum, nicht zum Infinitiv gehört, nicht anzuerkennen. Von diesem Verse des Boethius und dem entsprechenden 3. und 4. Verse der Eulalia spreche ich im Archiv zu Melanders Étude sur l'ancienne abréviation des Pronoms personnels régimes. — S. 158: Zu v. 73: *grans kadenas qui lestan apesant.* Es war hier Veranlassung, zu prüfen, ob man *apesant* oder *a pesant* schreiben soll. Die Schreibung der Hs. besagt nichts, da die Präposition ja ganz gewöhnlich mit dem Wort, zu dem sie gehört, vereinigt wird. Ich habe *a pesant* angenommen, da das Zeitwort *apeser* zwar im Afz. vorhanden, im Apr. aber m. W. *apesar* nicht nachgewiesen ist, während *pezan(t)* npr. *pesant* als Adjektiv und Substantiv existiert. Die Präposition würde stehen wie in *a grat, a dezonor, a celiu* usw. Aber auch unabhängig von dieser Tatsache bleibt bestehen, dass das Gerundium im Boethius in neun gegen zwei oder drei Stellen auf *-n* gegenüber *-nt* ausgeht, und das ist immerhin der Beachtung wert. — 161. Dort, wo *ia* und *ie* in *avia, volia, solient* als eine Silbe zu zählen scheint, nimmt R. an: l'accent s'est déjà déplacé sur la voyelle suivante, de sorte que *l'i* n'y représente qu'un simple „yod". Das wird gegenüber den Schreibungen *trametía* 65, *avía* 188, *aurien* 25, *solien* 61 usw. und gegenüber den Messungen *avia* 38, *tenien* 37 in drei Silben schwer zu behaupten sein. — S. 164 Z. 17. Le mot latin vidisti devrait phonétiquement aboutir à *vist.* Das stimmt doch wohl nicht. — S. 171 n. 171. *Sobrevertz* an der angeführten Stelle bei Peire Cardenal ist kein Participe passé.

Als Appendice I wird der Text des Boethius abgedruckt. Jeder Leser der Schrift wird eine der zahlreichen Veröffentlichungen der Dichtung zur Hand haben. Sollte also ein neuer Druck erfolgen, so müsste er sich durch irgend besondere Vorteile auszeichnen. So wäre ein genauer diplomatischer Abdruck willkommen gewesen, der z. B. auch die Wortvereinigungen und -trennungen wiedergegeben hätte, die durchaus von Interesse sind. Solche Vorzüge besitzt dieser Druck aber nicht. Im Gegenteil ist er anderen verbreiteten Ausgaben in verschiedener Hinsicht unterlegen. — Herr Rabotine will seiner jetzigen Arbeit eine kritische Ausgabe des Textes folgen lassen. Wir müssen abwarten. was sie uns Neues bieten wird. Literarhistorisch ist sicher mancherlei über das Gedicht zu sagen. — Die Table des matières ist ganz unzureichend. So springt sie von S. 63 zu 112 ohne eine Unterabteilung.

Breslau. Appel.

Auerbach, Erich, Dante als Dichter der irdischen Welt. — Berlin u. Leipzig: de Gruyter 1929. 221 S. 8°.

Der Titel dieses verdientermaßen rasch bekannt gewordenen, ungewöhnlich gedankenreichen Buches bedeutet Folgendes: Dante hat — speziell in der Commedia — die ihm begegnete Welt des Irdischen eben deswegen in ihrem eigensten Sein — als irdische — wiedergeben können und müssen, weil das katholische Jenseits den einzelnen Menschen als gerichteten aufweist auf Grund dessen, was er im Leben war. Im christlichen Jenseits erlebt der Einzelne sein „Endgeschick" (S. 108 u. o.), er ist ins Transzendente, aber in sein Transzendentes eingegangen; nun muss ferner sein leidenschaftliches Bestreben gemeinhin dahin gehen, sich in diesem seinem Endsein noch einmal der Erde kundzugeben, nachdem er erst jetzt es darzustellen und darum zu wissen befähigt ist. Tritt also ein irdisch noch lebender Mensch — Dante, der Jenseitswanderer — einem so transzendierten Individuum gegenüber, so wird in diesem schicksalhaft einzigen Augenblick der Verewigte — „die Seelen des Danteschen Jenseits sind gar keine Toten, vielmehr die eigentlich Lebenden" (S. 168) — die ganze, nun erst verwirklichte und ihm bewusst verwirklichte Summe seines individuellen Seins mit leidenschaftlich angstvoller, jedenfalls aber mit höchst gesammelter Deutlichkeit im „Zustand der Erschütterung und des Aufgewühltseins" (S. 173) aussagen; die Kundgebung seiner selbst bei dieser letzten (und zugleich ersten) Gelegenheit wird, eben indem sie das Irdische transzendiert, sein irdisches Gewesenes so klar zusammenfassen und äussern, wie es ihm auf Erden nie möglich gewesen wäre. („Begegnungen" dieser Art (S. 166ff.) hat neuerdings auch A. Franz (Deutsches Dante-Jahrbuch 10, 13ff.) in fruchtbar immanenter Betrachtungsweise vorgelegt.) — Daher ist die dreifache Welt der Verstorbenen bei Dante eine Welt nicht von vulgär-mittelalterlich moralischen Abstraktionen (S. 111), auch nicht von antik tragischen Abstraktionen (S. 7ff.), sondern von menschlichen Konkretionen im Sinne thomistischer Seelenlehre (S. 105ff.) geworden — aber von Konkretionen im Stand der Gerichtetheit; irdische Wirklichkeit, in göttlicher Wahrheit endgültig verwirklicht.

Zu diesem Grundgedanken seines Buches gelangt Auerbach auf einem langen Wege durch die griechische, vergilische und mittelalterliche Dichtung und durch die Anfänge Dantes, und der Gedanke führt ihn weiter bis ans Ende der Commedia. Auerbach ist Positivist im fruchtbaren Sinne moderner Dingverbundenheit, und seine Aesthetik liesse sich am direktesten auf Dilthey zurückführen. Was ihn am Dichtwerk beschäftigt, ist immer auf die Frage nach der Art der Beziehung zwischen Dichter und Gegenstand und nach dem Stil als Ergebnis dieser Beziehung zu bringen. Dennoch will seine Forschungsweise nicht „Stilforschung" im Spitzerschen und Walzelschen Sinne des Wortes sein, auch nicht Gestaltforschung etwa im Sinne Gundolfs, sondern eher Geschichtsschreibung: er gelangt von der Literaturgeschichte zur Person Dantes, von Dante zur Commedia, von der Commedia als Stoffganzem zur Commedia als Stilganzem. Stilforschung würde den entgegengesetzten Weg gegangen sein; auf ihrem Wege aber liegen Stationen, die für die Geschichtsforschung einen Umweg bedeuten und die Auerbach daher links liegen lassen muss. Wenn er sagt: „Von den rhetorischen Vorschriften und Praktiken des Duecento, vom Kurialstil und den artes dictandi zu sprechen, würde uns zu weit führen" (S. 201f.), so hätte eine vom Stil ausgehende Betrachtung eben solche Stilanalogien vor allem fruchtbar gemacht. Umso stärker sei betont, dass auch die Auerbachsche Forschungsweise in der philologischen Stilanalyse ihre besten Früchte pflückt, wenn sie schon nicht auf ihrem Erdreich wächst. — Sein Ausgangspunkt ist die „Mimesis" als Weise der dichterischen Gegenstandsbezeichnung; er erläutert sie am Beispiel Homers: Mimesis sei nicht „Kopie der Erscheinungen" (S. 7), sie brauche nicht „Wahrscheinlichkeit oder Glaubwürdigkeit der Ereignisse" (S. 6), sondern ihr Ergebnis sei „Evidenz des Dargestellten" (ib.), gleichgültig ob dieses als solches unwirklich oder unglaubwürdig sei. „Diesen Realismus, oder um das vieldeutige und vielverwandelte Wort nicht länger zu gebrauchen, diese Kunst der Nachahmung besitzt Homer überall, auch

Digitized by Google

wo er Märchen erzählt, denn die Einheitlichkeit, das sibi constare seiner Gestalten rechtfertigt oder bedingt das ihnen Geschehende" (a. O.). („Realismus" wird also hier im scholastischen und modern-ontologischen Sinne gesagt.) — Fruchtbar behandelt ist sodann ein zweiter ästhetischer Begriff, der des Dramatischen und speziell des Todes im Drama. Das Dramatische wird im Gegensatz zum homerisch Epischen nicht nur an der griechischen Tragödie (S. 7ff.) sondern an Dantes „Komödie" selber definiert als Hinstellung des „Endgeschicks" als solchen ohne dessen Vorgeschichte (vgl. S. 119. 166 u. o.): nun aber ist das Dramatische bei Dante nach Auerbach nicht mehr wie das der Antike an die Darstellung des Todesaugenblicks als des dem Helden heterogenen absoluten Schicksals gebunden; der Held braucht nicht mehr aus sich selber herauszutreten zum letzten aussichtslosen Kampf mit diesem Schicksal; vielmehr umgekehrt will Auerbach zeigen, „wie Dante in der Komödie den tragischen Tod hinter sich liess, indem er das Endschicksal mit der irdischen Gestalteinheit in Eines setzte, und wie sich aus seinem Plane selbst die Möglichkeit und die Verpflichtung zur unbedingten Wiedergabe des irdisch Wirklichen, zum vollkommenen Kunstrealismus ergab" (S. 115). „Dante lässt keine Ereignisse geschehen; er hat nur einen Augenblick, in dem sich alles enthüllen muss; freilich einen ganz besonderen Augenblick, denn er ist die Ewigkeit" (S. 177). — Zu dieser Wendung nun war Dante befähigt durch die inzwischen für dichterische Arbeit fruchtbar gewordene „Geschichte Christi", deren geistesgeschichtlicher und ästhetischer Bedeutung Auerbach einen der besten Abschnitte seines Buches gewidmet hat (S. 18ff.).

Es liegt in der Struktur des Buches, dass Monarchia und Vulgaris Eloquentia sowie die Briefe, die „Quaestio" usw. weniger herangezogen werden; die Betrachtung Dantes führt von Vita Nuova und Jugenddichtungen (die Fiore-Frage bleibt unerwähnt: s. S. 144) und deren stilistischer Vor- und Umwelt — Provenzalen und Stil Nuovo — über das Convivio zur Commedia. Dennoch kann ich nicht finden, dass nur der Dichter Dante, oder gar nur seine „Stimme" (S. 38 u. ö.), gesehen und gehört sei; sondern das Dichterische erscheint als Ergebnis des Lebens, die Stimme als die des Menschen Dante. (Ganz abgesehen davon, dass eine echte Interpretation wie die Auerbachsche ja eben nicht „nur" das „Formale", sondern alles an einer dichterischen Persönlichkeit im Stil als ihrer „Wirklichkeit" erfasst: Sachprobleme, Inhalte, Vorbedingungen der Persönlichkeit genau so wie ihre speziell künstlerischen Qualitäten.) Die Lebensdaten Dantes werden verwertet und teilweise neu gedeutet im Rahmen des Kapitels „Jugenddichtung" (S. 73ff.); das „Convivio" wird literaturgeschichtlich behandelt im Zusammenhange des „Gegenstandes der Komödie" (S. 94ff.); die philosophischen, religiösen, mythologischen, physikalischen Grundlagen der Commedia selbst behandelt das Kapitel „Aufbau der Komödie", wo Auerbach das „physische, ethische und historisch-politische System" als Strukturteile des Gedichtes sogar in einer Breite neuerdings vorführt, die sich dann erst im folgenden Kapitel „Die Darstellung" als notwendige Grundlage zur Ausführung seines Hauptgedankens ganz rechtfertigt. Das kurze Schlusskapitel „Erhaltung und Wandlung von Dantes Wirklichkeitsvision" betrachtet — als eine Art Probe aufs Exempel — die Wirkung Dantes unter dem Gesichtspunkte seiner „Wirklichkeitsdichtung"; hier gelingt besonders die Gegenüberstellung mit Petrarca (S. 214f.), sowie die Erörterung über den durch Dantes neue Weltauffassung wiedergefundenen „historischen Raum" des Menschen, „der seine wirkliche Wohnung ist" (S. 217). Historische Formulierungen dieser Art sind überhaupt Auerbachs Stärke; sie heben sich auf dem Grunde seiner bis zur Trockenheit klaren und gemessenen Schreibweise mit glücklichster Plastizität ab — glücklicher als gelegentliche Abschlüsse in gehobenem Tone, die ich im Zusammenhang seines Stils als „Bildungs-", nicht als „Urerlebnis" ansprechen möchte. Ebenso plastisch tritt das — sei es denn „einseitige", aber um so einleuchtendere — Gesamtergebnis hervor: Dantes Formprinzip ist die „Ordnung" (S. 118ff.), sein Stilprinzip ist „Deutlichkeit" und „Genauigkeit" als Ausdruck einer in klarem Denken (ratio) beruhenden Anschaulichkeit (S. 186. 204 u. ö.), sein Gegenstand ist die „Wahrheit": „denn es ist die Wahrheit der rationalen Lehre, die das sinnliche Bild erzeugt und ihm Kraft verleiht" (S. 193); „Bericht von der erschauten Wahrheit" (S. 200). Diesen Zentralbegriff der „Wahrheit" in Dantes Dichtung — meines Erachtens nicht nur das schwierigste, sondern vor allem das wichtigste von allen „Dante-Problemen" (ich darf hier auch auf meine Bemerkungen in „Sehen und Schauen bei Dante" [Dt. Dante-Jb. 11, 203f.] hinweisen) — erfasst Auerbach, wie mir scheint, mit ganz neuem und entscheidendem Erfolge; der Leser scheidet mit einem ganz wesentlich geförderten Einblick in Dantes geistiges Räderwerk, in seine Sonderart, in das „Dantesche bei Dante"; und so erweist es sich geradezu als Vorzug des Buches, dass es nicht alles, das Uebrigbleibende aber um so bestimmter sagt. Auerbach folgt hier selber dem Verfahren seines Dichters, dessen Methode der Personschilderung er als ein „Auswählen", „Fortlassen", dadurch „Zum Wesentlichen Gelangen" nachweist (S. 176ff.). Um hier übrigens dem möglichen Missverständnis, als vertrete Auerbach eine nur rationalistische und subjektivistische Aesthetik, noch einmal ausdrücklich entgegenzutreten, so möchte ich — ausser auf das immer wiederkehrende Wort vom Danteschen „Zauberklang" — auf einen auch bei ihm anklingenden, sehr wichtigen und nächstens von mir noch etwas ausführlicher zu berührenden Gedanken hinweisen, den Gedanken von der letztlichen Willenlosigkeit dichterischen Schaffens: „Mit Kräften, die kaum noch seine eigenen sind, die aus seiner Aufgabe in ihn einströmen, so dass sie immer wachsen, und er mit ihnen wächst, und die ihn verlassen werden, wenn das Werk getan ist . . ." (S. 206); nur in diesem Zusammenhange verstehe ich auch die interessante Wendung „Eigenschaft der gestalteten Wahrheit" (S. 209). —

Nun noch ein paar kleine Fragezeichen. Die individuelle Leistung Dantes an der Stelle Par. 29, 25ff. scheint mir durch Auerbach (S. 206) überbewertet, wenn bedacht wird, dass das Bild vom Sonnenstrahl im durchsichtigen Körper als Bild (nicht in der speziellen Anwendung) ja nicht Dantes Schöpfung, sondern mittelalterliches Gemeingut ist: Stellen aus afrz. und mlat. Dichtung (die durch provenzalische und vor allem scholastische zu ergänzen bleiben) sammelt Heinr. Becker „Die Auffassung der Jungfrau Maria in der afrz. Literatur" (Diss. Göttingen 1905) S. 22. — Im Streit um Dantes Bart (Auerbach S. 188) muss meines Erachtens bei der Wahl zwischen bildlicher und literarischer Tradition unbedingt die literarische bevorzugt werden: denn die Authentizität des Bargellobildes (von den übrigen zu schweigen) bleibt umstritten, während Boccaccio

Digitized by Google

mit seiner ausdrücklichen Aussage „i capelli e la barba spessi" (Vita di D. [Pandora 42] p. 34) doch einfach nicht überhört werden kann; dazu noch Dantes eigener Preis des Bartes als „bontà propria della maschiezza" (Conv. 1, 12), während aus Purg. 31, 74 nicht klar ersichtlich ist, ob in v. 69 barba nur übertragen oder aber als pars pro toto zu verstehen ist. K. Falke, Dante (1922) S. 323, nimmt als Mittellösung eine nur zeitweilige Barttracht bei Dante an; es mag zum Vergleich an Bismarck gedacht werden, der auch bartlos weiterlebt, aber in jüngeren Jahren den Bart trug. — Ist es ganz berechtigt, die drei mit Mythologie beladenen Zeilen Par. 23, 25ff. als „schönste aller Mondlandschaften" herauszuheben? (S. 192). — Wenn die „doppelte Heimat" der Paradiesesseelen als „Erscheinungsform" der Seelen bezeichnet wird (S. 164), und gar noch mit dem Zusatz „. . . ihr Erscheinen in einer der Sphären geschieht nur, um Dante den Rang, den sie in der himmlischen Hierarchie einnehmen, sinnlich zu verdeutlichen . . ." (S. 146), so ist das wohl nicht mittelalterlich, sondern modern-erkenntnistheoretisch und zudem einigermaßen utilitaristisch ausgedrückt; jedoch weist Auerbach anderseits (S. 148) auf die „astrologische" Grundlage des Phänomens hin und hebt es damit wieder in die dingliche und mittelalterlich-metaphysische Region, wo es hingehört. — Für die zweite Auflage des schönen Buches sei zur Erleichterung des Nachschlagens Anführung der Seitenzahlen bei Rückverweisungen auf Stellen des Buches erbeten; ferner gelegentlich ausführlichere Zitierweise in den Anmerkungen, und endlich eine Ausgestaltung des allzu knappen Registers; dankbar hervorgehoben sei aber in diesem Zusammenhange auch der fast völlige Mangel an Druckfehlern: keineswegs eine Unwichtigkeit, und in heutiger geisteswissenschaftlicher Produktion alles andere als eine Selbstverständlichkeit.

Frankfurt a. M. Ulrich Leo.

Hans Chmeliček, Die Gerundialumschreibungen im Altspanischen zum Ausdruck der Aktionsarten. Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen 5. Seminar für romanische Sprachen und Kultur 1930. VIII, 102 S. 8°.

Die schon in alter Zeit weit ausgebildete Verwendung des Gerundiums mit einem Verbum der Ruhe oder Bewegung im Spanischen verdient mit Recht eine eingehende Untersuchung, auch nach H. Spauldings guter Arbeit „History and Syntax of the progressive constructions in Spanish California 1926, namentlich, soweit es sich um die allmähliche Entwicklung bis zur starren Formel und um die genauere Bedeutungsbestimmung handelt. Naturgemäss lassen sich alle Verwendungen auf die Aktionsart der Dauer zurückführen, aber innerhalb dieses Begriffes gibt es eine grosse Zahl von Schattierungen. Wird z. B. eine Handlung nach ihrem Anfang bestimmt, so setzt das voraus, dass eine Dauer folgt, auch mit dem Begriff der Wiederholung verbindet sich unter Umständen der der Dauer oder aus der Dauer entwickelt sich der Begriff der Intensität usw. Das alles hat der Verf., zum Teil sich an Deutschbein anschliessend, sorgfältig erwogen und danach die Beispiele aus alten Texten geordnet, hat sich mit Recht auf die Zeit beschränkt, in der noch kein oder fast kein Einfluss der lateinischen Büchersprache eingetreten ist. Natürlich liegt bei dieser Gruppierung vielfach ein subjektives Moment vor, ist es Sache der Interpretation, zu zeigen, was im einzelnen Fall der Schriftsteller hat zum Ausdruck bringen wollen.

In der Mehrzahl der Fälle hat der Verf. zweifellos das Richtige getroffen, so dass man an Hand seiner Ausführungen zu einem genaueren stilistischen oder psychologischen Verständnis der Texte gelangen kann. Gelegentlich allerdings scheint er dadurch, dass er das Imperfektive, nicht das Durative zu sehr in den Vordergrund rückte, sich unnötig die Sache erschwert zu haben. So S. 22: *et entraron entramos por una escalera de piedra muy bien labrada et fueron descendiendo por ella muy gran pieça*, wozu er nun schreibt: „Es kommt dem Sprechenden darauf an, mitzuteilen, dass die Handlung inbezug auf andere gleichzeitig geschilderte Momente oder perfektive Handlungen unvollendet war. . . ., daher wählte er die Umschreibung." Ist es nicht einfacher, zu sagen: „das Heruntersteigen dauerte eine Weile (gran pieça)", daher das Gerundium? Oder in dem anderen Beispiel: *„andó tanto provando las naturas de las cosas que lauró el vidrio a martiello* „er probierte so lange bis" liegt wieder deutlich die Dauer vor. Auch das ist zu wenig in Betracht gezogen, dass das Gerundium eine der Zeitdauer des Modalverbums parallele Handlung bezeichnet: *diole tantos golpes fasta que le quedó diciendo el ladron: yo merezco cuanto mal me has fecho.* Der Verf. sieht darin einen Beleg dafür, dass „das Gefühl, dass eine imperfektive Handlung die Grundbedingung oder Voraussetzung war, teilweise verloren ging, so dass die Umschreibung ein Mittel wurde, auf den Verbalinhalt einen grossen Nachdruck zu legen" (S. 25). Ich würde übersetzen: „dass ihm nur übrig blieb zu sagen". Der ganze Vorgang wird zerlegt in die Angabe des Zustandes und dessen, was in diesem Zustand geschieht, und das ist natürlich, ich würde sagen, anschaulicher, plastischer, wie alle solche Zerlegungen eines ganzen in seine Teile. Wie mir denn überhaupt das Malerische zu wenig beachtet scheint. S. 24 bringt der Verf. aus Juan Ruiz den Spruch *commo el pes el rio viçioso y rriyendo non piensa el sandio la rred quel van tendiendo* mit der Bemerkung, es lasse sich nicht entscheiden, ob es sich noch um frequentative Aktionsart handle oder ob *„van tendiendo"* schon bis zum Ausdruck einer Zeitstufe abgeschwächt sei. Ich meine keines von beiden. In dem *van tendiendo* ist das langsame Ausspannen des Netzes viel deutlicher zum Ausdruck gebracht als in dem gewissermassen einfach eine Tatsache feststellenden *tienden*. Es gibt neben den rein grammatikalischen Kategorien noch andere, für die wir vorderhand noch keine fassbaren und gut bezeichnenden Ausdrücke haben, die in das Künstlerische gehören. Man kann natürlich sagen, *van tendiendo* sei durativ und kommt so zu dem, was mir das Wesen der Verbindung wiederzugeben scheint, aber der psychologische Wert wird damit nicht erfasst. Sehen wir davon ab, so ist dagegen das rein Historische, der Uebergang von loser Verbindung zu einheitlicher Formel, das Verhältnis der verschiedenen Verba, die zu dieser Formel verwendet werden, recht gut dargestellt, der Hinweis z. B. darauf, dass *ir* das älteste ist, für ist weitere Forschung wichtig. Den Schluss bildet ein Vergleich des Spanischen mit den anderen Sprachen, ein Vergleich, der allerdings, wie der Verf. bemerkt, nicht abschliessend ist, weil nur für das Italienische eine ähnliche Spezialuntersuchung vorliegt, während namentlich für das Portugiesische, das hier in erster Linie in Betracht käme, noch alles fehlt.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

Digitized by Google

George Tyler Northup, El cuento de Tristan de Leonis, edited from the unique manuscript Vatican 6428. The modern philology monographs of the university of Chicago. Chicago Press. 1928. 298 S. 8°.

Mit dieser Ausgabe wird erwiesen, dass der spanische Tristanroman aus dem Italienischen hervorging, also nicht unmittelbar aus einer französischen Vorlage abgeleitet werden kann. Alle Einzelheiten, die im Spanischen abweichend von den französischen Texten begegnen, stimmen mit der italienischen Uebertragung überein. Die Vatikanische Handschrift ist um 1400 von fünf Schreibern geschrieben, sie gehört mit den übrigen spanischen Tristanhandschriften zu einer Gruppe zusammen. Somit ist der spanische Tristan eine Quelle aus zweiter Hand, die nur für die Verbreitung des Romans, kaum aber für die Textgeschichte in Betracht kommt. Der sorgfältige Abdruck der Handschrift ist umrahmt von einer ausführlichen Einleitung, worin die italienische Vorlage erwiesen wird, und von Anmerkungen, die das Verhältnis der Vatikanischen Handschrift zu den übrigen spanischen Texten erörtern. Als Ergänzung zu Löseths Tristanroman ist das Buch zu begrüssen, da die Geschichte der Dichtung in ihren romanischen Abweichungen daraus anschaulich wird.

Rostock. Wolfgang Golther.

José Enrique Rodó, Ariel. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von William F. Rice, Chairman of the Spanish Department of the University of Southern California. Chicago, Illinois; The University of Chicago Press. 1928. 8°. IX und 126 S. Mit einem Bildnis Rodós.

Das vorliegende, gut ausgestattete Bändchen macht uns mit Rodós Meisterwerk Ariel bekannt. Der grosse südamerikanische Schriftsteller war ein praktischer Idealist, der seiner philosophischen Ideen wegen oft mit Emerson verglichen wird. Sein Einfluss in ganz Lateinamerika war ausserordentlich gross. Als Politiker und Professor an der Universität Montevideo kämpfte er eifrig für das von ihm vertretene Ideal des Pan-Latinismus. Seine Reden und Lehren wurden stets von der südamerikanischen Jugend mit stürmischer Begeisterung aufgenommen. Ariel — das „Universal-Handbuch für Lateinamerika", wie es allgemein genannt wird — ist eine Sammlung von Essais, die Rodó für die südamerikanische Jugend schrieb, und worin er seine Ideen über Pan-Latinismus mit packenden Worten zum Ausdruck bringt. Das Werk erlebte in den Spanisch sprechenden Ländern mehrere Auflagen und ist heute noch das gelesenste Werk Rodós.

Der amerikanische Herausgeber, Rice, gibt uns den Originaltext genau wieder; nur an einigen Stellen hat er die langen, schwerverständlichen Sätze gekürzt bzw. geteilt, wodurch er zum besseren Verständnis des Werkes wesentlich beigetragen hat. Die Einleitung bringt eine Biographie Rodós mit Angabe seiner bekanntesten Werke. Anmerkungen sind in der Form von Fussnoten beigegeben; diese sind aber leider nur sachlicher Natur, während sprachliche Erklärungen gänzlich fehlen. Ueber Textgestaltung und Druck ist nur Gutes zu sagen.

Giessen. R. Ruppert y Ujaravi.

Zeitschriften u. a.

Indogermanische Forschungen, XLVIII, 3 u. 4: J. Erdödi, Ein Berührungspunkt des igm. und des finnisch-ugrischen Zahlensystems. — F. Holthausen, Wortdeutungen. — W. Krogmann, got. *stafs*. — E. Schwyzer, Nachleben alten Instrumentalgebrauchs bei nhd. *mit*. — Hugo-Schuchardt-Brevier, zusammengestellt von Spitzer (Weisgerber). — Reichardt, Studien zu den Skalden des 9. und 10. Jahrh. (de Boor). — Krause, Die Frau in der Sprache der altisl. Familiengeschichten (de Boor). — Lundahl, Falbygdens By-och Gårdnamn (de Boor). — Olsen, Farms and Fanes of ancient Norway (Krahe).

Modern Language Notes XLV, 7 (Nov. 1930): M. Denkinger, La candidature de Ste.-Beuve à l'École normale en 1834. — R. W. Seitz, Goldsmith and the „Present state of the British empire". — J. H. Caskey, Truth and fiction in 18th century newspapers. — J. De L. Ferguson, Burns and Hugh Blair. — R. W. Babcock, The attack of the late 18th century upon alterations of Shakespeare's plays. — C. M. Newlin, The theatre and the apprentices. — E. J. Simmons, Pushkin and Shenstone. — F. E. Pierce, Scott and Hoffmann. — C. D. Baker, A note on Chaucer's „Knight's Tale". — E. E. Willoughby, Phrases marking the terminations of acts in the first folio. — L. Cooper, Coleridge and Sir John Davies again. — C. N. Gould, Gematria. — B. Martin, Richardson's removal to Salisbury Court. — Reviews: M. M. Belden, The dramatic works of S. Foote (E. B. Watson). — R. K. Root, The Dunciad variorum (G. Sherburn). — L. Bettany, Diaries of W. J. Temple (F. A. Pottle). — G. D. Sanders, Elisabeth Gaskell (J. R. Foster). — G. B. Parks, R. Hakluyt and the English voyages (A. W. Secord). — E. G. Jacob, D. Defoe; G. Roorda, Realism in Defoe's narratives of adventure (A. W. Secord). — H. E. Rollins, The Pepys ballads (L. Pound). — W. Hofstaetter u. U. Peters, Sachwörterbuch der Deutschkunde (E. Feise). — H. Pongs, Das Bild in der Dichtung (E. Feise). — S. Thompson, Tales of the North American Indians (R. T. Christiansen). — A. Foulet, Le couronnement de Renard (G. Frank). — 8. (Dez. 1930): O. W. Firkins, Has Emerson a future? — M. N. Posey, Notes on Poe's „Hans Pfaall". — H. G. Platt jr., An author for „Pluto furens". — S. A. Tannenbaum, Textual errors in the Furness Variorum. — W. L. Ustick, A note on „A woman killed with kindness". — W. G. Rice, Sources of William Cartwright's „The royal slave". — R. Tuve, Guillaume's pilgrimage and the „Hous of fame". — J. M. Steadman jr., The Ingeld episode in „Beowulf": history or prophecy? — E. Schröder, To Lorenz Morsbach, octogenarian. — E. Shanks, On Anglo-Norman „aloper". — P. P. Rogers, Mérimée and Valle-Inclán again. — Reviews: A. Darmesteter u. D. S. Blondheim, Les gloses françaises dans les commentaires talmudiques de Raschi (W. Meyer-Lübke). — G. Ascoli, La Grande-Bretagne devant l'opinion française au XVII^e siècle (H. C. Lancaster). — M. Souriau, Histoire du Parnasse (A. Schinz). — P. du Ryer, Alicionée, ed. by H. C. Lancaster (C. D. Zdanowicz). — W. Küchler, Molière (H. C. Lancaster). — F. S. Boas, Elizabethan and other essays by Sir Sidney Lee (T. Brooke). — H. E. Rollins, Tottel's Miscellany, 1557—1587 (H. H. Hudson). — P. Alexander, Shakespeare's Henry VI and Richard III (E. H. C. Oliphant). — The new Shakespeare, All's well that ends well, ed. by A. Q. Couch and J. D. Wilson (R. A. Lane). — R. Taupin, L'influence du symbolisme français sur la poésie américaine (E. L. Smith). — W. D. Taylor, 18th century comedy (K. J. Holzknecht). — J. E. Uhler, The best 18th century comedies (K. J. Holzknecht). — J. W. Kaiser, Introduction to the study and interpretation of drama (K. J. Holzknecht). — D. M. Little, Pineapples of the finest flavour or a selection of letters of D. Garrick (G. P. Baker). — H. E. Cain, James Clarence Mangan and the Poe-Mangan question (M. Alterton). — W. H. Dunn, Froude and Carlyle (C. F. Harrold). — M. Storrs, The relation of Carlyle to Kant and Fichte (C. F. Harrold). — W. Rose, The Sorrows of Young Werther by J. W. Goethe (E. Feise). — M. E. Elkington, Les relations de société entre l'Angleterre et la France sous la Restauration (E. L. Moore). — W. T. Hale, Anne Brontë, her life and her writings (M. Parlett). — E. L. Casford, The Magazines of the 1890's (M. Parlett).

Modern Philology XXVIII, 2 (Nov. 1930): W. P. Shepard, Recent theories of textual criticism. — P. F. Baum, The character of Anglo-Saxon verse. — W. F. Bryan, Ærgöd in *Beowulf* and other old English compounds of Ær. — W. A. Eddy, Tom Brown and Partridge the astrologer. — J. De Lancey Ferguson, R. Burns and M. Riddell. — St. T. Williams, The first version of the writings of Washington Irving in Spanish. — M. I. Raphael, Why does Brangien denounce Kariado? — T. Larsen, Gge. Peele in the Chancellor's Court. — W. Smith, Anti-catholic propaganda in

Digitized by Google

Elizabethan London. — R. S. Crane, The text of Goldsmith's *Memoirs of M. de Voltaire*. — H. Peyre, Baudelaire devant la critique actuelle. — Reviews: Hilarii versus et ludi, ed. by J. B. Fuller (M. Henshaw). — A gorgeous gallery of gallant inventions, ed. by H. E. Rollins (Ch. R. Baskervill). — Complaints by E. Spenser, ed. by W. L. Renwick (H. Stein). — E. M. W. Tillyard, Milton (M. Nicolson). — M. Storrs, The relation of Carlyle to Kant and Fichte (Ch. F. Harrold). — F. J. Carpenter, Emerson and Asia (D. Saurat).

Neophilologus XVI, 1: J.-W. Marmelstein, Calviniana. — B. R. Brest van Kempen, A propos du nom de Turcaret. — J. A. van Praag, Nederlandsche vertalingen van novellen van Juan Pérez de Montalbán. — J. C. de Buisonjé, Ueber einige Ideen aus Rilkes Duineser Elegien. — H. Logeman, Low-Dutch elements in English I. — S. A. Krijn, Halfred Vandraedaskald I. — A. G. van Hamel, Het eerste Internationaal Arthuriaansch Congres. — S. Eringa, La méthode statique de l'École genevoise. I. — Boekbespreking: H. Frei, La grammaire des fautes (K. Sneyders de Vogel). — S. Puşcariu, Studii istroromâne (M. Valkhoff). — C. Tagliavini, Il „Lexicon Marsilianum" (M. Valkhoff). — G. Scherer, Zur Geographie u. Chronologie des angelsächs. Wortschatzes (A. E. H. Swaen). — H. E. Cain, James Cl. Mangan and the Poe-Mangan question (A. E. H. Swaen). — Luick, Historische Grammatik der engl. Sprache (W. van der Gaaff).

Language VI, 3 (Sept. 1930): E. H. Sturtevant, The gutturals in Hittite and Indo-European. — L. H. Gray, The personal endings of the present and imperfect active and middle. — A. M. Sturtevant, Some critical notes on old Norse phonology.

Studies in Philology XXVII, 4 (Okt. 1930): L. Bloomfield, Linguistics as a science. — B. M. Wainger, Henry Sweet — Shaw's „Pygmalion". — R. Withington, The Corpus Christi Plays as drama. — G. G. Williams, The beginnings of nature poetry in the 18th century. — R. W. Babcock, The English reaction against Voltaire's criticism of Shakespeare. — G. H. Gifford, Racine et Talma. — Earl L. Griggs, Coleridge and his son. — R. D. Havens, „Julian and Maddalo". — E. G. Sutcliffe, The stage in Reade's novels. — G. R. Coffman, Author's correction; Corpus Christi Plays as drama.

Revue critique d'histoire et de littérature LIV, 9 (Sept. 1930): J. E. Shaw, Essays on the „Vita nuova" (H. Hauvette). — J. Calvin, Epître à tous amateurs de Jésus-Christ p. p. J. Pannier (L. Febvre). — J. Pannier, Calvin écrivain (L. Febvre). — L. Lacour, Molière acteur (G. Ascoli). — R. d'Anacker, Les traductions d'A. Stettler (G. Ascoli). — J. V. Johansson, Études sur D. Diderot (G. Ascoli). — J. Le Gras, Diderot et l'Encyclopédie (G. Ascoli). — R. Hubert, D'Holbach et ses amis (G. Ascoli). — P.-M. Masson, L'opéra de Rameau (A. Tessier). — E. Seillière, 1830—1930. La religion romantique et ses conquêtes (P. Martino). — A. Ledu, Le rythme dans la prose de V. Hugo de 1818 à 1831. Les rythmes dans l'alexandrin de V. Hugo (P. Martino). — P. Servien, Les rythmes comme introduction physique à l'esthétique. Lyrisme et structures sonores (P. Martino). — E. Horner, Deutsche Literatur (G. Bianquis). — M. Souriau, Histoire du Parnasse (P. Martino). — R. Taupin, L'influence du symbolisme français sur la poésie américaine (R. Pruvost). — M. Rapisardi, Raccolta di poesie scelte dai poemi e dalle liriche (H. Hauvette). — V. Rossi, Scritti di critica letteraria (H. Hauvette). — E. Lerch, Hauptprobleme der französischen Sprache (E. Bourciez).

Revue de littérature comparée X, 4 (Oct.-Déc. 1930): E. Pons, Les langues imaginaires dans le voyage utopique. Un précurseur: Th. Morus. — A. Fuchs, Wieland et l'esthétique de l'opéra. — A. Monglond, Senancour en Suisse, d'après des documents inédits. — P. Arrighi, Un émule italien de Ste.-Beuve romancier. — H. Mongault, Gogol et Mérimée. — F. Baldensperger, La littérature „moyen de défense". — R. Guignard, Calderon dans le *Frauentaschenbuch*. — H. H., Fénelon et Pascoli. — F. Nicolini, Lettere inedite del d'Alembert, del maresciallo di Brissac et del marchese di Croismare all'abate Galiani. — R. Vigneron, Stendhal, Foscolo et l'*Edinburgh Review*. — C.-E. Engel, Les influences littéraires anglaises dans l'œuvre de Verlaine. — H. Tronchon, Une étude estonienne sur l'art d'A. Gide: Gide et les romantiques allemands? — H. Buriot-Darsiles, La traduction allemande de l'*Ulysse* de James Joyce. — Bibliographie des questions de littérature comparée. — Comptes-rendus critiques: N. Addamiano, Il rinascimento in Francia. P. Ronsard (P. Jourda). — G. Chinard, Thomas Jefferson, the apostle of americanism (J.-A. Bédé). — R. Messac, Le „detective novel" et l'influence de la pensée scientifique (J. Hankiss). — Analyses d'ouvrages.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen LVIII, 3/4: A. Dörrer, Gilms autobiographisches Drama „Der Verbannte". — H. Richter, Blake und Hamann. Zu Hamanns 200. Geburtstag. — E. Richter, Der Entwicklungsgang des neuesten Französischen. — A. Risop, Ein Beitrag zur „Superposition syllabique" (*Chevau-léger* u. Verwandtes). — K. Voretzsch, Karl Pietsch zum Gedächtnis. — O. Lohmann, Die neuere Philologie. Ein Rückblick und ein Vorblick. — Beurteilungen: K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation (M. J. Wolff). — G. Ellinger, Die neulateinische Lyrik Deutschlands in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. (H. F. Rosenfeld). — W. Rehm, Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik (H. F. Rosenfeld). — L. Kolb, Klingers „Simsone Grisaldo" (H. Lechner). — Studies in English philology. A miscellany in honor of F. Klaeber. Ed. by K. Malone and M. B. Ruud (K. Brunner). — J. Heinrich, Die Frauenfrage bei Steele und Addison (P. Meissner). — J. Melander, Étude sur l'ancienne abréviation des pronoms personnels régimes dans les langues romanes (C. Appel). — F. Rauhut, P. Valéry (J. Schmidt). — F. Strohmeyer, Französische Grammatik auf sprachhistorisch-psychologischer Grundlage (J. Schmidt). — F. Balsimelli, Guida storico-artistica illustrata della Repubblica di S. Marino (W. Anderson). — M. Gorzi, San Marino. Leggende e storia (W. Anderson). — Der kleine Toussaint-Langenscheidt: Italienisch in 20 Lektionen von G. Sacerdote (O. Schultz-Gora). — M. Herrero-García, Ideas españoles del siglo XVII (W. Mulertt). — L. Pfandl, Geschichte der spanischen Nationalliteratur in ihrer Blütezeit (W. Mulertt). — Lope de Vega Komödien, übers. von W. Wurzbach (H. Hatzfeld). — O. Fink, Studien über die Mundarten der Sierra de Gata (W. Giese). — G. Delpy und A. Viñas, España en los textos (W. Giese). — Auswahl altprotugiesischer Lieder, hrsg. von S. Pellegrini (G. Moldenhauer). — Bibliographie.

The Journal of English and Germanic philology XXIX, 4 (Oct. 1930): G. Dempster, On the source of the *Reve's Tale*. — H. V. Velten, Studies in the Gothic vocabulary with especial reference to Greek and Latin models and analogues. — D. W. Schumann, E. Stadler and German expressionism. — M. W. Bundy, "Invention" and "Imagination" in the Renaissance. — A. B. Benson, H. Wheaton's writings on Scandinavia. — P. L. Carver, The authorship of a review of *Christabel* attributed to Hazlitt. — Reviews: A. E. Berger, Lessing's geistesgeschichtliche Stellung (H. J. Weigand). — G. Lafourcade, La jeunesse de Swinburne (W. O. Raymond). — E. Jockers, Die Deutschen. Ihr Werden und Wesen (H. J. Weigand). — G. C. L. Schuchard, Studien zur Verskunst des jungen Klopstock (R. von Anacker). — Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen, hrsg. von W. Brecht u. D. von Kralik (A. W. Aron). — W. Rehm, Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik (Th. Geissendoerfer). — Die Gandersheimer Reimchronik des Priesters Eberhard, hrsg. von L. Wolff; Gregorius von Hartmann von Aue, hrsg. von H. Paul; Historien der Alden E., hrsg. von W. Gerhard (C. A. Williams). — K. Scheidt, Lobrede von wegen der Meyen, hrsg. von Ph. Strauch (N. C. Brooks). — W. Silz, Early German romanticism, its founders and H. von Kleist (W. Leopold). — K. Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache (W. F. Bryan). — Beowulf nebst den kleineren Denkmälern der Heldensage, ed. by F. Holthausen (K. Malone). — D. Heraeus, F. Jacobi und der Sturm und Drang (E. H. Zeydel). — M. Olsen og H. Schetelig, Karstadt-Ristningen.

Neuphilologische Mitteilungen XXXI, 5—8: A. Långfors, Fragments de trois miracles de Gautier de Coinci dans le manuscrit 11.198 des nouvelles acquisitions françaises de la Bibliothèque nationale. — H. Spanke, Tanzmusik in der Kirche des Mittelalters. — G. Lozinski, Recherches sur les sources du *Credo* de Joinville. — A. Långfors, La vicomtesse de Thouars et la dame d'Audenarde dans l'*Arbre d'Amors* du ms. fr. 847 de la Bibliothèque nationale. — E. Oehmann, Kleine Beiträge zum deutschen Wörterbuch, I. — A. Långfors, Le français à Genève.

Digitized by Google

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 8, 4: H. Feist, Benedetto Croce, Gestalt und Werk. — H. Lommel, Friedrich Schlegels Charakteristik des Sanskrit und die deutsche Sprache. — O. Mann, Die kulturgeschichtlichen Grundlagen des Jean Paulschen Humors. — H. Klein, Musikalische Komposition in deutscher Dichtkunst. — Fr. Redenbacher, Gottfried Kellers religiös-lyrisches Erlebnis. — H. Rothfels, Ideengeschichte und Parteigeschichte.

Euphorion 31, 3: O. Pniower, Goethe als Wortschöpfer. — G. H. Hertz, Zu Goethes römischem Faustplan. — J. Müller-Blattau, Zur Musikübung und Musikauffassung der Goethezeit. — G. Müller, Die Form der Legende und Karl Borromäus Heinrich. — Dirsch, Bibliographie der germanistischen Hss. (Rosenbaum). — Hohenstein, Goethe, Die Pyramide (Fr. Koch).

Deutsche Literaturzeitung, 42: Butzer, Gesprechbiechlin neuw Karsthans, hrsg. von E. Lehmann (Köhler). — Friedrich, Abbé Prevost in Deutschland (Vietor). — Haynes, A bibliography of the works of I. B. Burey (Honigmann). — 43: Kirschstein, Lessing und Berlin (Ellinger). — Arundell, Dryden und Howard 1664—68 (Schöffler). — 44: Heiss, Molière (Klemperer). — Rosenhagen, Der Geist des Mittelalters in seinem Schrifttum und seiner Dichtung (Brückmann). — Weithase, Anschauungen über das Wesen der Sprachkunst von 1775—1825 (Panconcelli-Calzia). — 45: Bray, La formation de la doctrine classique en France (Mulertt). — Fricke, Gefühl und Schicksal bei Heinr. v. Kleist, Gluszberg. Kleists Prinz Friedrich von Homburg und seine Stellung in der Romantik (Kluckhohn). — 46: Wellmann, Der Physiologos (Mewaldt). — Krauss, Das tätige Leben und die Literatur im mittelalterlichen Spanien (von Jan). — Cumberland, Shakespeare and Science (Krog). — 47: Mendelssohn, Schriften zur Philosophie und Aesthetik (Baumgardt). — 48: Tilley, The decline of the age of Louis XIV. (Heiss). — Thorgilsson, The book of the Icelanders, ed. by Hermannsson (Neckel). — Maurer, Studien zur md. Bibelübersetzung vor Luther (Ehrismanns). — Von Grolman, Literarische Betrachtung (Ermatinger). — 49: Beckmann, Geographie und Ethnographie in Cäsars bellum Gallicum (Oppermann). — Horber, Echtheitsfragen bei Abraham a Sancta Clara; Abraham a Sancta Clara, der Ur-Merkur von 1701, hrsg. v. Bertsche. — Ders., Neue Predigten, hrsg. v. Bertsche (Ellinger). — Lehmann, Goethes Geschichtsauffassung in ihren Grundlagen (Obenauer). — 50: Neckel, Germanen und Kelten (Krause). — Corssen, Kleist und Shakespeare (Reuning). — Imhoof, Der Europamüde in der deutschen Erzählungsliteratur (Newald). — Wollenweber, Theologie und Politik bei A. F. C. Vilmar (Kressel). — 51: Beckmann, Studien zum Leben und literarischen Nachlass Jakobs von Soest (Gabriel). — Xenia Pragensia (Körner). — Freiling, Studien zur Dialektgeographie des hessischen Odenwaldes (Maurer). — Jobst, Ueber den Einfluss der Antike auf die Dichtung August von Platens (Thon). — Hamburg und Island (Neckel). — 52: Egenter, Gottesfreundschaft (Koch). — Ammann, Vom Ursprung der Sprache (Krause). — Küchler, Molière (Gelzer). — Freiburg-Rühr, Der literarische Kritiker Karl Gutzkow (Halpern). — Groeneweg, J. J. David in seinem Verhältnis zur Heimat, Geschichte, Gesellschaft und Literatur. — Shakespeares Sonneth, übertragen von Hauer (Arns). — 1931, 1: Soledades de Góngora, ed. par Alonso; Spitzer, Zu Góngoras Soledades; Papst, Góngoras Schöpfung in seinen Gedichten Polifeme und Soledades (Vossler). — Kühnemann, Goethe (Petersen). — Bolle u. Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (Panzer). — Hotson, The commonwealth and restoration stage (Brandl).

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 61, 4: E. Schröder, Rudolf von Ems und sein Literaturkreis — E. S., Kleinigkeiten zu Minnesangs Frühling. — T. E. Karsten, Der Gotenname und die germanische Lautverschiebung. — H. Menhardt, Frühmittelhochdeutsche Bruchstücke aus Klagenfurt. I. Gereimte Paraphrase des Psalters. II. Johannes Baptista. — L. Wolff, Zur Bedeutungsgeschichte des Wortes „Reim". — E. S., Bogenfüllsel: Engelhard von Adelnburg — Albrecht von Johansdorf. — A. Leitzmann, Bemerkungen zu Konrad von Heimesfurt. 1. Zur Himmelfahrt Mariae. 2. Zur Urstende. — Ders. Zu Mai und Beaflor. — Ders., Zum Gregorius peccator. — E. S., Ulinger. — Moser, Frühneuhochdeutsche Grammatik I (Jellinek). — Bolte u. Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Bd. IV (Wolff). — Orza, Wortvariationen in den Handschriften Parzivals (Hartl). — Schatz, Sprache und Wortschatz der Gedichte Oswalds v. Wolkensteins (Schröder). — Ibel, Hofmann von Hofmannswaldau (G. Müller). — Epting, Der Stil in den lyrischen und didaktischen Gedichten Fr. v. Hagedorns (May). — Körner, Briefe von und an A. W. Schlegel (Unger). — Scholz, Clemens Brentano und Goethe (G. Müller). — Reckzeh, Grillparzer und die Slaven (Kommerell). — Küpper, Jean Pauls „Wuz" (Ahrbeck). — Pouzar, Ideen und Probleme in Ad. Stifters Dichtungen (Ahrbeck). — Menhardt, Handschriftenverzeichnisse der Kärntner Bibliotheken I (Schröder). — Ziesemer, Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc (Schröder). — Bertsche, Neun neue Predigten Abrahams a. S. Clara (Schröder). — Winkler, Deutsches Recht im Spiegel deutscher Sprichwörter (Schröder). — Ancelet-Hustache, Traité sur l'amour de Dieu (G. Müller). — Stoll, F. K. v. Savigny, Professorenjahre in Berlin (G. Müller). — Drescher, J. Hartliebs Uebersetzung des Dialogus miraculorum von Caesarius von Heisterbach (Wolff).

Zeitschrift für deutsche Philologie 55, 3 u. 4: Heene Adolf, Got.-rz. — H. Brauer, Die Heidelberger Handschrift von Otfrieds Evangelienbuch und das althochdeutsche Georgslied. — Hermann Gumbel, Absatztechnik bei Eilhart von Oberg. — Wolfgang Stammler, Studien zur deutschen Mystik. — Alois Bernt, Forschungen zum „Ackermann aus Böhmen". — Werner Busch, Deutung der Smyl. — Adalbert Hoffmann, Die jährlichen Gedenktage in Christian Günthers Gedichten und die Flucht Leonore Juchmanns. — Julius Steinberger, Wieland oder Bodmer? — Willi Koch, Die Problematik von Klopstocks Odendichtung. — W. Krogmann, Der Name „Margarethe" in Goethes Faust. — Max Nussberger, Goethes Venetianische Epigramme und ihr Erlebnis. — Jos. Körner, Zwei Miszellen zur Romantik. — O. Walzel, Wilhelm Scherer und seine Nachwelt. — A. Leitzmann, Briefwechsel der Brüder Grimm mit Karl Lachmann (de Boor). — H. Klein, Die Bistritzer Mundart (Huss). — A. Holsten, Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch (Pirk). — F. Wrede, Deutscher Sprachatlas (Götze). — O. Benda, Das deutsche Kulturproblem (Schulze-Jahde). — W. Vogt, Stilgeschichte der eddischen Wissenschaft (Noreen). — A. van Scheltema, Der Osebergfund (Berendsohn). — W. Moll, Einfluss der lateinischen Vagantendichtung auf die Lyrik Walthers von der Vogelweide (Brinkmann). — L. Denecke, Ritterdichter und Heidengötter (Leitzmann). — A. Köhn, Das weibliche Schönheitsideal in der ritterlichen Dichtung (Leitzmann). — L. Busse, Die Legende der hlg. Dorothea im deutschen Mittelalter (Menhard). — H. Beck, Das genrehafte Element im deutschen Drama (Stumpfl). — J. Maassen, Drama und Theater der Humanistenschulen in Deutschland (Stumpfl). — P. Scherer, Das Bruder-Klausen-Spiel (Stumpfl). — H. Epstein, Die Metaphysizierung in der literarwissenschaftlichen Begriffsbildung und ihre Folgen (Petsch). — A. Riemann, Die Aesthetik Alexander Gottlieb Baumgartens (Levy). — W. Strauss, Friedrich Nicolai und die kritische Philosophie (Levy). — I. Tanneberger, Die Frauen der Romantik und das soziale Problem (Körner). — A. von Grolman, Eichendorffs Werke (Heckel). — G. Reckzeh, Grillparzer und die Slaven (Witte). — F. Weichenmayr, Dramatische Handlung und Aufbau in Hebbels Herodes und Mariamne (Schultze-Jahde). — R. Unger Gesammelte Studien (von Grolman). — M. Olsen, Aettegard op Helligdom (Reuschel). — H. Neumann, Unger, Neue Forschung (v. Grolman). — H. Palmblad, Strindberg's conception of history (Berendsohn). — L. Mackensen, Volkskundliche Monographien.

Zeitschrift für Deutschkunde 1930, 11: H. A. Korff, Zwei Vorlesungen über Richard Wagner. Erste Vorlesung. — K. Hoppe, Das Problem der Generation in der Literaturwissenschaft. — E. Ermatinger, Erklärung von Gedichten.

Zeitschrift für deutsche Bildung 6, 11: A. Oelsner, Mittelalterliches Naturgefühl im Spiegel der Naturgedichte Walthers von der Vogelweide. — 12: A. Selzer, Hugo von Hofmannsthals dramatisches Werk. — K. H. Bühner, Rilke in seinen Briefen. — H. Christians, Prosabehandlung nach den Grundsätzen der Spracherziehung.

Digitized by Google

Der Morgen 6, 5: J. Meitlis, Randbemerkungen zur jüdisch-deutschen Erzählungsliteratur des 16. Jahrh.

Internationales Archiv für Ethnographie 31, 1—2: Dan. Zelenin, Die religiöse Funktion der Volksmärchen.

Muttersprache 45, 12: Th. Steche, Die Sprache der Lichttechnik. — 46, 1: K. Bergmann, Die Unverständlichkeit des Fremdworts.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VI, 7: L. Spitzer, Zur sprachlichen Interpretation von Wortkunstwerken. — VI, 8: L. Spitzer, Zu dem Aufsatz „Zur sprachlichen Interpretation von Wortkunstwerken".

Ethik VII, 3. (Jan./Febr. 1931): P. E. Herzfeld, Zur Ethik der Sprachbildung.

Historische Vierteljahrsschrift XXV, 3: B. Baier, Die Sprachenfrage im Volksschulwesen Elsass-Lothringens (F. König).

Historisches Jahrbuch L, 3: F. Zoepfl, Ein zeitgenössisches Gedicht auf G. v. Frundsberg und die Schlacht von Biocca.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 83, 3: S. Feist, Die rheinischen Germanen.

Zeitwende VI, 12. (Dez. 1930): B. Gutmann, Der Schimmelreiter. Ein Stück deutschen Volksglaubens.

Die Frau XXXVIII, 2. (Nov. 1930): L. Zarncke, Luthers Stellung zur Frauenfrage seiner Zeit.

Der Gral XXV, 2. (Nov. 1930): Ch. Demmig, Neue Romane katholischer Autoren in der französischen Literatur. — 3. (Dez. 1930): Ch. Demmig, Die geistige Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich. — J. Froberger, Ein Querschnitt durch die spanische Kulturgeschichte.

Hochschulwissen VII, 6. (Juni 1930): R. Schronbeck, Walther v. d. Vogelweide. — A. Perger, Grabbe als Schauspieler. — F. Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus. — VII, 7. (Juli 1930): F. Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus (Forts.). — H. Fischer, Bühnenübersetzungen. — 8. (August 1930): F. Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus (Forts.). — J. Rysy, Vom Wesen und Sinn der Literaturforschung. — K. Birk, Jüngstes Bühnenbild. — 9. (Sept. 1930): F. Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus (Forts.). — E. Rosenbach, Die englische Literatur der Gegenwart. — 10. (Oktober 1930): F. Koch, Das gegenwärtige Bild der Barockliteratur. — K. Birk, Die Verwandlung des Bühnenbildes.

Theologisches Literaturblatt LI, 22: P. Schempp, Luthers Stellung zur heiligen Schrift (v. Loewenich). — H. Wendorf, M. Luther (Buchwald). — 23: Susonis, Horologium Sapientiae ed. C. Richstaetter (Siedel). — G. Buchwald, Luther-Kalendarium (Clemen). — A. Wiesenhütter, Die Passion Christi in der Predigt des deutschen Protestantismus von Luther bis Zinzendorf.

Theologische Literaturzeitung LV, 23: Sachwörterbuch der Deutschkunde, hrsg. von W. Hofstaetter und U. Peters (H. W. Beyer). — W. Wackernagel, Vorlesungen über Syntax (Bauer).

Luther. 1930. Heft 4: H. Bechmann, Lutherbriefe von der Veste Coburg. II. — Th. Knolle, Luthers Coburger Predigten. II. — O. Thulin, Bildanschauung zur Confessio Augustana.

Archiv für Religionswissenschaft 28, 2: G. Klein, Der Ritus des Tötens bei den nordischen Völkern.

Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 29, 2: H. Vollmer, Die neue Ee, eine neutestamentliche Historienbibel.

Bayerische Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 56, 6: H. Bengel, Beiträge zur vergleichenden Betrachtung antiker und moderner Umgangssprachen. (Bildhaft verstärkte Negationen).

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt H. 46: H. Helmbold, Wartburgsagen und ihre Entstehung.

Elsass-Lothringen. Heimatstimmen VIII, 10. (Okt. 1930): K. B., Eine elsässisch-schwäbische Dichterfreundschaft. Die Brüder Stöber und G. Schwab. — 11. (Nov. 1930): R. Mertz, Der elsässische Minnesänger Reinmar der Alte. — 12. (Dez. 1930): E. R. Curtius und L. Bergsträsser, „Frankreich" (Bk.).

Zentralblatt für Bibliothekswesen XLVII, 8/9. (Aug./Sept. 1930): H. Schneider, E. Geibels Briefnachlass in der Lübecker Stadtbibliothek als Quelle zur deutschen Literaturgeschichte.

Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 22, 6: G. Ebstein, Lichtenberg und Chodowiecki.

Münchener Neueste Nachrichten Nr. 319: O. Behaghel, Von allerlei Redensarten.

Archiv für Kulturgeschichte XXI, 1: H. Gmelin, Montaigne und die Natur. — F. Borden, Die deutsche Romantik und die Wissenschaft.

Volk und Scholle 8, 12: C. Hessemer, Der Romantiker der Nüchternheit (Gervinus).

Unsere Heimat N. F. III, 9/10: E. Friesz, Volkskunde und Brauch im Ybbstale.

Veröffentlichungen des Historischen Vereins der Grafschaft Ruppin Nr. 4: F. Fontane, Fontanes „Wangeline" im Urteile seiner Zeitgenossen.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 4, 2: S. Künzig, Die Legende von den drei Jungfrauen am Oberrhein.

Stader Archiv, N. F. Heft 20: Cordes, Altländer Schriftsteller des 17. und 18. Jahrh.

Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 48: J. Miedel, Das Schrifttum der schwäbischen Ortsnamen- und Siedlungskunde von 1919 bis 1927.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 4, 1: K. Bosch, Weihnachten in der Provence. — E. H. Meyer, Gesunkenes Kulturgut? Musikalische Wandlung des Liedes im Volksmunde. — R. Hoppe, Jahresbräuche aus Bobstadt im badischen Frankenlande. — H. Rohrer, Volkskundliches von der Bienenzucht in Steiermark.

Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen 31, 19: H. Anders, Ein Meisterwerk mittelalterlichen Eisenschnittes. Die Inschrift, ein ostmd. Sprachdenkmal.

Deutsche Blätter in Polen I, 5—6: F. Just, So schön wie eine Rose. I. Volkslieder aus Sienno. — I, 7—8: F. Just, So schön wie eine Rose. II. Volkslieder aus Sienno.

Schweizer Volkskunde 20, 8/9: G. Henchoz, Anciennes coutumes relatives à la célébration des funérailles, au Pays-d'Enhaut. — H. Mercier, Sobriquets et farces scolaires (entre 1850 et 1870).

Zeitschrift für ungarische Landesgeschichte 3, 1: Kurz, Wolfram von Eschenbach (Hartl).

Deutsch-Ungarische Heimatsblätter II, 4: J. von Farkas, Deutsch-ungarische geistige Beziehungen zur Zeit der Romantik. — E. Móor, Die Spielleute der Burgherrn von Lockenhausen. — R. Hartmann, Das Töttöser Adam- und Eva-Spiel.

Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften in Wien 211, 5 u. 6: E. Klebel, Die älteste deutsche Schwabenspiegelhs. und ihre Ableitungen; Die Schwabenspiegelhss. des Anhaltischen Hausarchivs in Zerbst und in der Münchner Staatsbibliothek 5716.

Mitteilungen der deutschen Akademie, H. 5: H. Weiss, Ein niederdeutsch-estnischer Katechismus der Reformationszeit.

Forschungen und Fortschritte 6, 34: H. Aubin, Wesen und Wirken der deutschen Stämme. — C. von Kraus, Drei Märlein in der Parzivalhs. G und das Exempel vom Armen Heinrich.

Bayerischer Heimatschutz 26: R. Hindringer, Das Dreikönigszeichen. — Fr. v. d. Leyen, Alte Zaubersprüche und Segen. — Fr. Toeplitz, Altdeutsche Zaubersegen. — G. Schöne, Ein Passionsspiel in Kohlgrub von 1748 und seine Bühne.

Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken 65: W. Kraft, Unbekannte Hofgerichtsbriefe aus der Zeit Albrechts I., Heinrichs VII. und Ludwigs des Bayern.

Blätter des Schwäbischen Albvereins 46, 7: Flurnamen.

Jahrbuch des nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe, Bd. 17: F. Schmeisser, Eine neue Erklärung für einige Werke Theodor Storms.

Korrespondenzblatt des Vereins für nd. Sprachforschung XLIII, 3: H. Kügler, Eine Quelle zu Fritz Reuters Schurr-Murr. — E. Mackel, Distel und Dornen stechen sehr. — O. Küntzel, Mecklenburg-Strelitzische Vogelnamen.

Geographische Zeitschrift 36, 8: Kurt Wagner, Ueber Notwendigkeit und Form eines deutschen Atlas.

Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin 23, 3: W. Milch, Zum Problem der Krankheit in der Dichtung der deutschen Romantik.

Archiv für Urkundenforschung 11, 3: G. Müller, Kuningstoph 1282 und Koningesstope 1308 usf.

Zeitschrift für Musikwissenschaft 13, 3: J. Handschin, Ueber Estampie und Sequenz II.

Societas Scientiarum Fennica, commentationes humanarum litterarum III, 4: T. E. Karsten, Die neuen Runen- und Bilderfunde an der Unterweser. — III, 5: M. Hammarström und T. E. Karsten, Zu den neugefundenen Runeninschriften aus der Unterweser.

Digitized by Google

Mannus 22, 3 u. 4: K. F. Wolff, Die Ligurer und die Nachbarvölker. — K. Tackenberg, Zu den Wanderungen der Ostgermanen. — K. F. Wolff, Zur Frage nach der Urheimat der Indogermanen. — G. Wilke, Mutter und Kind. — H. A. Prietze, Zur Siedlungsgeschichte der Wetterau.

Namn och Bygd 18, 1: B. Hesselman, Långheden och Hälsingskogen. Namnstudier kring en gammal färdväg. — J. Svennung, Landskapsnamnet Njudung. — J. Sahlgren, Ordlängdsbalansen i svenskan.

De Nieuwe Taalgids 24, 6: W. Kramer, De Verglijking. — L. Koch, Jets over den invloed van Daniel Heinsius op de duitsche letterkunde. — C. F. P. Stutterheim, Het begrip „Modaliteit".

Maal og Minne 1930, 3: J. Reiton, Interjeksjonsverber i norske målfore. — H. Hougen, Om det folkloristiske innhold i J. Jørgen Moesdikt „Eiviud og Aagot". — J. Reichborn-Kjennerud, Gamle sykdomsnavn. — O. Mithe, „Kastamed siste fleskeskinks'. — A. Espuland, Buck van See — Buck van Batt. — 4: Russenork tekstmateriale. — B. S. Bakken, Navnet Per Gynt. — M. Olsen, Ennu nogen norrøne tilnavn.

Norsk folkekultur 26, 2—3: R. Berge, Ole Bjørnsen. — Eventyr I etter Sophus Bugge; II ved Jenny Arnesson.

Folkminnen och folktankar 17, 2—3: E. Brännström, Det avkvistade trädet i norrbottnisk folksed. — A. Enqvist, Två folksägner fråu Hölsingland i äldre och nyare uppteckningar.

Die neueren Sprachen XXXVIII, 8 (Nov. 1930): L. Geyer, Die methodische Behandlung der französischen Konjugation. — R. Müller, Vom englischen und französischen Schüleraufsatz. — B. Scherer, Welche Bedeutung hat S. Pepys Diary für die Shakespeareforschung. — E. Riedel, Bemerkungen zu einigen Gedichten der Sammlung *La France poétique*. — Besprechungen: W. Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels (F. H. Mautner). — L. A. Fouret, Les humanités modernes (F. H. Mautner). — H. Massis, Verteidigung des Abendlandes (K. Kaiser). — M. Müller, Kursbuch für den neusprachlichen Schullesestoff (K. Ehrke). — Englische Lehrbücher (K. Ehrke). — E. Morgan, The city of canals and other poems (K. Arns). — The preraphaelite poets and painters, hrsg. von K. Horn (K. Arns). — J. Galsworthy, Neue und alte Verse (K. Arns). — L. Abercrombie, Twelve idyls and other poems (K. Arns). — H. Read, Phases of English poetry (K. Arns). — E. A. Reinhardt, Napoleon III. und Eugenie, Tragikomödie eines Kaisertums (W. Küchler). — Französische Lehrbücher (K. Mathes). — G. Galland, La voilà bien — ma chance! (K. Mathes). — W. Mulertt, Lesebuch der älteren spanischen Literatur von den Anfängen bis 1800 (L. Meyn). — A. Hämel, Lesebuch der spanischen Literatur des XIX. und XX. Jahrhunderts (L. Meyn). — Vida de campo en la república argentina (P. Saavedra). — F. Santiván, La Hechizada (P. Saavedra). — J. Kleiner, Die polnische Literatur (M. Thalmann).

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXIX, 8: J. Schmidt, Gedanken zu „Le Misanthrope". — L. Spriegel, Der Begriff der „cheerfulness" in der englischen Erziehung. — F. Bergert, Politische Bildung im englischen Unterricht. — Besprechungen: K. Vossler, Die Antike und die Bühnendichtung der Romanen (Kruse). — F. Sieburg, Gott in Frankreich (Gaede). — XXX, 1: F. Mangold, Bergsons Begriff des Komischen erarbeitet an Molières Komödien. — E. Laval, L'enseignement secondaire en France et les langues vivantes. — A. Ehrentreich, Literarische Auswirkungen des Falles Sacco-Vanzetti in Amerika. — Berichte, Aussprache: H. Maenike, Als Student in Paris. — H. Wichmann, Gedanken über die Foyers scolaires franco-allemands 1930. — A. Rosenberg, Als deutscher Austauschlehrer in Frankreich. — J. Gelhard, Die Reifeprüfungsthemen in den neueren Sprachen. — Besprechungen: E. Hanitsch, Französische kulturkundliche Lesebücher. — F. Fiedler, Englische Sprachwissenschaft. — K. Arns, Neue Darstellungen der englischen Gegenwartsliteratur. — Zeitschriftenschau. — Neue Bücher.

Neuphilologische Monatsschrift I, 11 (Nov. 1930): E. Lerch, Die spanische Kultur im Spiegel des spanischen Wortschatzes. — K. Schwedtke, Der Gedanke der Konzentration in seiner Bedeutung für die Auswahl der Lektüre im deutschen und neusprachlichen Unterricht. — J. Schmidt, Alain. — R. Kohl, Etymologische Bemerkungen zu dem Aufsatz „Von der Sprache des Poilus". — H. Jantzen, Neue Shakespeareliteratur. — I, 12 (Dez. 1930): K. Schewe, Das Kulturmandat des Neusprachlers. — D. J. O'Sullivan, The constitution of the Irish free state. — E. Lerch, Die spanische Kultur im Spiegel des spanischen Wortschatzes. — H. Temborius, Zum Bilde A. Gide's. — E. Sadowski, Erziehungsarbeit an englischen Schulen. — F. B. Kleinschmidt, Amerikanische Erziehung im Lichte eigener Kritik.

Publications of the modern Language Association of America XLV, 4 (Dec. 1930): J. M. French, George Wither in prison. — C. Lloydt, J. Dryden and the Royal Society. — R. F. Jones, Science and English prose style in the third quarter of the 17th c. — G. G. Williams, Did Thomson write the poem *To the memory of Mr. Congreve*? — F. O. Nolte, The authorship of a curious 18th century drame. — Ch. D. Abbott, Chr. Smart's madness. — L. M. Knapp, Ann Smollett, wife of T. Smollett. — A. W. Read, The disinterment of Milton's remains. — Sister Eugenia, Coleridge's scheme of pantisocracy and American travel-accounts. — L. Griggs, Coleridge and Byron. — R. D. Havens, Shelley's *Alastor*. — E. Sickels, Shelley and Ch. B. Brown. — J. H. Roberts, Poetry of sensation or of thought. — T. B. Haber, The chapter-tags in the Waverley Novels. — H. A. Pochmann, Irving's German tour and its influence on his tales. — J. T. Hatfield, Longfellow's "Lapland Song". — G. H. Gifford, Hugo's *Pleine mer* and the *Great Eastern*. — C. H. Hyder, Swinburne's *Laus Veneris* and the Tannhäuser legend. — A. J. Roche, Proust as translator of Ruskin. — A. E. Du Bois, The cult of beauty: a study of J. Masefield. — J. L. Barker, Rate, direction and continuity of movement in French and English speech. — Ch. B. Hogan, Sir W. Scott and Emma. — R. E. Parker, The date of the gospel of Pseudo-Matthew. — J. Cornwell, Balzac's correspondence again.

Anglia LIV, 3: V. Langhans, E. Einenkel. — P. E. Dustoor, Legends of Lucifer in early English and in Milton. — S. Moore, The mss. of the *Poema Morale*: revised Stemma. — K. Brunner und K. Hammerle, With an O and an J. — V. Langhans, Chaucers Heirat. — A. Jackson, Rowe's historical tragedies. — B. J. Morse, A note on the autobiographical elements in Rossetti's "Hand and Soul". — J. J. Bassett, The purpose in Gge. Eliot's art. — W. Wichgraf, Susos Horologium Sapientiae in England.

Anglia-Beiblatt XLI, 12 (Dez. 1930): G. Ipsen u. F. Karg, Schallanalytische Versuche (Luick). — E. W. Scripture, Grundzüge der englischen Verswissenschaft (Williams). — V. Brøndal, Ordklasserne, partes orationis (Western). — A series of middle English texts, ed. by A. J. Wyatt. 1. The links of the Canterbury tales and the Wife of Bath's Prologue, ed. by Wyatt, with a preface by G. G. Coulton. 2. Chaucer, The prologue to the Canterbury tales and the nun's priest's tale, ed. by A. J. Wyatt. 3. Langland, Piers Plowman, ed. by C. D. Pamely. 4. Selections from Le Morte d'Arture, ed. by P. L. Babington (Karpf). — H. van der Meer, Main facts concerning the syntax of Mandeville's Travels (Karpf). — P. Hartig, Die Edinburger Dialektgruppe (Horn). — St. A. Leonard, The doctrine of correctness in English usage 1760—1800 (Flasdieck). — Ph. Aronstein, Das englische Renaissancedrama (Fischer). — W. H. Dunn, Froude and Carlyle (Fischer). — Uebersetzungen deutscher Bücher ins Englische im Jahre 1929. — John Kochs 80. Geburtstag.

English Studies XII, 6 (Dec. 1930): R. W. Zandvoort, American Studies. — Reviews: Britannica. Festschrift für M. Förster (E. Kruisinga). — Aeneae Silvii De curialium miseriis epistola, ed. Mustard (M. Praz). — A. Barclay, The eclogues, ed. White (M. Praz). — S. A. Tannenbaum, Shakespeare and "Sir Thomas Moore" (M. Praz). — E. Kruisinga, Current letters and philology. 8. Philology. — Bibliography.

The Review of English Studies VII, 25 (Jan. 1931): Ch. Firth, Defoe's *True relation of the apparition of Mrs. Veal*. — K. Sisam, Mss. Bodley 340 and 342: Aelfric's *Catholic Homilies*. — H. W. Lawton, Bishop Godwin's *Man in the Moone*. — R. J. Allen, The Kit-Cat Club and the theatre. — A. C. Baugh, Further facts about James Shirley. — R. C. Bald, Addition III of Sir Th. More. — Sir E. K. Chambers, An elegy by J. Donne. — H. Darbishire, Pen-and-ink corrections in books of the 17th century. — H. G. Ward, An unnoted poem by Mandeville. — A. Jackson, Pope's epitaphs on Nicholas Rowe. — H. Williams, To a lady on her passion for old china. — R. W. Chapman, Blair on Ossian.

Digitized by Google

— C. S. Lewis, Spenser's Irish experiences and the *Faerie Queene*. — Reviews: F. S. Boas, Marlowe and his circle (E. Seaton). — Byrhferth's Manual, ed. S. J. Crawford (G. N. Garmonsway). — Sire Degarre, hrsg. von G. Schleich (C. Brett). — The poetry of Sir T. Wyatt, ed. E. M. W. Tillyard (A. C. Healing). — Lavater, Of ghosts and spirites, ed. J. D. Wilson and M. Yardley (F. P. Wilson). — G. Ramello, Studi sugli apocrifi shakespeariani (W. W. Greg). — C. E. F. Spurgeon, Imagery of Shakespeare's tragedies; W. Michels, Barockstil bei Shakespeare und Calderón; E. Holmes, Elizabethan imagery (G. N. Garmonsway). — R. A. Morton, Rob. Southwell (M. Praz). — D. D. Arundell, Dryden and Howard (W. S. Clark). — W. L. Cross, Laurence Sterne (J. M. Turnbull). — M. M. Belden, Sam. Foote (F. T. Wood). — Grays *Elegy*, ed. F. G. Stokes (R. B. Mc Kerrow). — S. A. Leonard, The doctrine of correctness (P. Gurrey). — The Canterbury tales, transl. F. E. Hill (M. Day). — M. T. Herrick, The Poetics of Aristotle in England (G. C. M. S.). — P. Mallam, An approach to poetry (G. N. G.). — H. Wolfe, English verse satire (H. E. A. Northcott). — D. J. Kaucher, Modern dramatic structure (M. St. C. Byrne). — Essays and studies XV (B. E. C. Davis). H. W. Husbands, Summary of periodical literature.

Literarischer Handweiser 67, 2 (Nov. 1930): K. Arns, Neueste englische Literatur.

Zeitschrift für romanische Philologie L, 4/5: W. Benary, Der zweite Teil des Auberi. — K. Boger und F. Vogt, Die Sprache der Waldenserkolonien in Serres und Neuhengstett (Württ). — P. Skok, Zum Balkanlatein. — L. Spitzer, Zum französischen historischen Infinitiv. — A. Zauner, Zu den altgermanischen Bestandteilen im Rumänischen. — G. Piccoli, Vezzegiativi italiani di persona. — F. Schürr, Komposition und Symbolik in den Lais der Marie de France. — H. Spanke, Das Mosburger Graduale. — C. B. Lewis, A ritual formula in trobadour poetry. — Besprechungen: G. Weber, Wolfram von Eschenbach (L. Wolff). — Carmina burana hrsg. von W. Meyer, A. Hilka und O. Schumann (H. Walther). — S. Puscariu, Studii istroromîn (J. Jordan). — K. M. Fassbinder, Der Trobador Raimbaut von Vaqueiras (C. Appel). — Das Adamsspiel hrsg. von K. Grass (H. Breuer). — St. Alexius hrsg. von M. Rösler (H. Breuer). — Gérard de Nevers, prose version of the Roman de la violette (H. Breuer). — W. von Oyé, Vie de St. Thibaut, hrsg. von H. E. Manning (H. Breuer). — Gui de Cambrai, Le vengement Alixandre, hrsg. von B. Edwards (H. Breuer). — K. Rocher, Der Wechsel von o—au im Lateinischen (K. Breuer). — E. Richter, Sprachwissenschaftliche Probleme (H. Breuer). — Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 155, 156 (H. Breuer). — Giornale storico della letteratura italiana 46. 47 (B. Wiese). — J. Jordan, Nachträge und Berichtigungen.

Volkstum und Kultur der Romanen III, 2/3: W. Mulertt, Frankospanische Kulturberührungen. — H. Coray, Bodenbestellung, ländliche Geräte, Oelbereitung, Weinbau und Fischerei auf den liparesischen Inseln. — J. F. Montesinos, Un esbozo de Fernán Caballero. — H. Spanke, Die Theorie Riberas über Zusammenhänge zwischen frühromanischen Strophenformen und andalusisch-arabischer Lyrik des Mittelalters. — Besprechungen: G. Lanson, Etudes d'histoire littéraire (F. Schalk). — W. Widmer, Volkstümliche Vergleiche im Französischen nach dem Typus rouge comme un coq (F. Krüger). — H. Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben (F. Krüger). — M. Bassere, Le Cantal (F. Krüger). — J. Desaymard, Entretien sur l'art populaire en Auvergne (F. Krüger). — J. Salvat, Contribution au vocabulaire occitan (F. Krüger). — B. Migliorini, Spunti di motteggio popolare: i soprannomi etnici e locali (R. Riegler). — J. S. Pons, La littérature catalane en Roussillon au XVII^e et au XVIII^e siècle (W. Giese). — Diccionario aguilo, t. VI. (F. Krüger). — Album Meravella, II. (F. Krüger). — J. Vicuña Cifuentes, Estudios de métrica española (Y. Pino-Saavedra). — F. Christiansen, Die spanische Riviera und Mallorca; Die Riviera; Spanien in Bildern (F. Krüger). — R. Peattie, Andorra; E. Scheu, Das kantabrische Gebirge und die nordspanische Riviera; O. Jessen, La Mancha (F. Krüger). — J. Ortiz Echagüe, Spanische Köpfe (F. Krüger). — J. Leite de Vasconcellos, Opusculos IV. (F. Krüger). — Estudos nacionais sob a égide do Instituto de Coimbra (F. Krüger). — L. Chaves, Chaminés de Portugal (F. Krüger). — III, 4: H. Coray, Bodenbestellung, ländliche Geräte, Oelbereitung, Weinbau und Fischerei auf den liparesischen Inseln. — Besprechungen: J. Haust, Dictionnaire liégeois (F. Krüger). — M. F. do Estanco Louro, O livro de Alportel (F. Krüger). — W. Müller, Das schöne Südamerika (W. Giese). — H. Brehme, Mexiko (F. Krüger).

Romania LVI, 221 (Janv. 1930): E. Hoepffner, La géographie et l'histoire dans les lais de Marie de France. — A. Långfors, Mélanges de poésie lyrique française. III. — E. C. Fawter-Jones, Les vies de Ste. Cathérine d'Alexandrie en ancien français. — A. Grau, Notes de latin vulgaire. — A. Foulet, Pour l'histoire de *ou* relatif; à propos d'un passage de *Galeran*. — F. J. Tanquerey, Notes sur le texte du *Roman de Tristan* de Béroul. — M. Prinet, *Porlet*, terme héraldique. — E. Hoepffner, Bernart Marti ou Bermon Rascas? — Comptes rendus: Gui de Cambrai, Le vengement Alixandre, ed. by B. Edwards (A. Jeanroy). — Le couronnement de Renard, p. p. A. Foulet (A. Jeanroy). — S. Puşcariu, Studii istroromîne II. (I. Siadbei). — Périodiques.

La Cultura IX, 11 (Nov. 1930): G. Pasquali, Dal Milione a Fedro. — R. Bacchelli, L'animo del Boiardo nella sua poesia d'amore. — C. Pavese, Sinclair Lewis. — R. Palmarocchi, Nuove edizioni guicciardiniane. — F. Bonelli, Le esercitazioni giovanili di P. Cossa. — Recensioni: B. Nardi, Saggi di filosofia dantesca (S. Frascino). — Note: C. Foligno, La monarchia di Dante. — F. S. V. Bacone. — G. R., Umanesimo tedesco. — V. L., „Romanesques et romantiques". — B. Migliorini, Pallante. — Ders., Perle creole. — IX, 12 (Dic. 1930): V. Pernicone, La novella del marchese di Saluzzo. — A. Zottoli, Un panegirico di Teresa Stampa. — G. Ramello, Studi sugli apocrifi shakespeariani. The tragicall histoire of Hamlet, prince of Denmarke (M. Praz). — A. Cajumi, Racine e Rotrou. — B. Migliorini, Una storia della ligua inglese. — B. Migliorini, La grammatica dell' Academia francese. — Perle leopardiane.

Nuova Antologia LXV, 1407 (1° Nov. 1930): A. Capograssi, L'espulsione di T. Gautier dal regno di Napoli. — 1408 (16 Nov. 1930): T. Ortolani, G. Carducci ed. E. Teza. — E. Levi, Vite romantiche. „Rosetta la Pasticcera." — 1409 (1 Dic.): F. Liuzzi, I canti dei popoli e un istituto internazionale per la musica popolare. — 1410 (16° Dic.): U. Falena, Pietro Cossa nel centenario della nascita.

Romanic Review XXI, 4 (Oct.-Dec. 1930): A. Meillet, La notion de radical en français. — J. C. Lyons, Conceptions of the republic in French literature of the 16 th century: E. de la Boétie and Fr. Hotman. — R. L. Hawkins, Unpublished French letters of the 18 th century. — P. P. Rogers, The drama of pre-romantic Spain. — Reviews: Pascal et la critique contemporaine (H. Peyre). — I. Leavenworth, The physics of Pascal (H. Peyre). — Montesquieu, Lettres persanes, p. p. E. Carcassonne (G. L. van Roosbroeck). — F. Nicolini, La Signora d'Epinay e l'abate Galiani: Lettere inedite (A. E. A. Naughton). — L. Roule, Bernardin de St.-Pierre et l'Harmonie de la Nature (A. E. A. Naughton). — A. Lacey, Pixérécourt and the French romantic drama (E. Melcher). — A. Thérive, Le parnasse (S. A. Rhodes). — L. Reynaud, La crise de notre littérature (P. C. Snodgress). — M. Summers, The vampire in Europe (G. L. van Roosbroeck). — A. Griscom, The Historia regum Britanniae of Geoffrey of Monmouth (G. L. van Roosbroeck). — French book notes (G. L. van Roosbroeck and A. J. Dickman). — T. C. Chubb, The life of G. Boccaccio (O. A. Bontempo). — A. Beltramelli, Le strade verdi (O. A. Bontempo).

Revue d'histoire littéraire d. l. France XXXVII, 2 (avril-juin 1930): C. A. Fusil, Lucrèce et les littérateurs, poètes et artistes du XVIII^e siècle. — G. Benoist, G. de Nerval et J. Méry. — M. Serval, Autour de Balzac: „César Birotteau". — P.-M. Bondois, La documentation des Lettres philosophiques, Voltaire et l'abbé Bignon. — A. Brulé, Un exemplaire cartonné du „Petit Almanach de nos Grands Hommes". — J.-M. Carrière, Une lettre inédite de Garat. — D. Mornet, Questions de méthode: certitudes et hypothèses dans l'histoire littéraire. — R. Barquisseau, Lettres familières de Parny. — M. Citoleux, Correspondance de M^me Ackermann pendant son séjour à Nice. — A.-R. Chisholm, „Moi qui trouais le ciel . . .", note sur l'esthétique de Rimbaud.

Revue de Paris. 15. Nov. 1930: A. Thibaudet, Stendhal. Le centenaire du Rouge et Noir. I. — H. Bidou, Le mouvement

Digitized by Google

littéraire. — 1er Déc. 1930: A. Thibaudet, Stendhal. Le centenaire du Rouge et du Noir. II. — H. Bidou, Le mouvement littéraire.

Mercure de France. T. CCXXIII, No. 777 (1er nov. 1930): M. Gagnebin, Une Muse romantique. — J. Charpentier, A. Maurois. — No. 778 (15 nov. 1930): R. Dumesnil, „En route" et la conversion de J. K. Huysmans devant la critique contemporaine. — J. Charpentier, H. Bremond. — N 779 (1er Déc. 1930): J. Truffier, Un romantique libre. G. Drouineau, d'après sa correspondance inédite. — J. Charpentier, R. Lalou. — No. 780 (15 Déc. 1930): E. Noulet, L. Dierx. — J. Mouquet, Baudelaire et V. Hugo en 1842/43. — E. Séménoff, 1830 et le romantisme russe. G. Sand, Tourguéneff et Bakounine. — J. Charpentier, F. Mauriac.

Journal de psychologie XXVII, 7/8: M. Grammont, La psychologie et la phonétique. — R. Lenoir, Les réflexions sur les beaux-arts et la politique chez Beyle. — Compte rendu: J. Hytier, Les romans de l'individu (Ch. Lalo).

Revue des deux mondes. 15 Nov. 1930: P. Hazard, Avec V. Hugo en exil. — 1er Déc. 1930: L. Gillet, Le ménage de Shelley.

Le folklore brabançon. X, No. 57: P. Moureau, Une belle figure wallonne: Edmond Etienne.

Archivio storico italiano. Serie VII, Vol. XIV, 1: A. Cretton, La lettera di Alain Chartier su Giovanna d'Arco.

L'Italia dialettale V, 3 (Dic. 1929): F. Belloni-Filippi, La lavorazione di un frantoio idraulico in territorio di Buti. — C. Salvioni, Appunti di toponomastica. — A. Prati, Lendinaia, Lendinaria. — A. Schiaffini, La storia della lingua latina di A. Meillet. — C. Battisti, Bullettino bibliografico. — Recensioni: B. Migliorini, Sull'origine del'nome di Roma (A. Prati). — C. Battisti, I nomi locali del comune di Tubre (C. Merlo). — Bolletino dell'Opera del Vocabolario della Svizzera italiana no. 5. — G. Toppino, Aggiunti agli indovinelli, proverbi, canti, ecc. — Errata-corrige. — C. Merlo, Indici. — VI, 1 (Gennaio-Marzo 1930): A. Schiaffini, Disegno storico della lingua commerciale dai primordi di Roma all'età moderna I. — C. Battisti, Nuove osservazioni sulla grecità nella provincia di Reggio Calabria I. — A. Cronia, Elementi latino-italiani nel lessico di un dialetto čakavo. — VI, 2 (Luglio-Sett. 1930): A. Cronia, Elementi lat.-ital. nel lessico di un dialetto čakavo. — G. Malagòli, Fonologia del dialetto di Lizzano in Belvedere. — C. Salvioni, ossol. *ka]'á*, calcare, premere. — S. Pieri, Tra latino e pre-latino. Lettere aperte. — C. Salvioni, bad. *l o* lepre — valmon. *pivatta „canape scapecchiato"*. — P. Meriggi, Gli studi di fonetica sperimentale sull'italiano. — C. Salvioni, borgom. *bu'o* „molto".

Bilychnis XIX, 12 (Dec. 1930): L. Tonelli, La psicologia del Petrarca.

Revue internationale des études basques XXI, 3 (juillet-sept. 1930): Conde de Peñaflorida, Historia de la Real Sociedad Bascongada de los Amigos del País. — J. Garate, Sufijos locativos. — T. de Aranzadi, Nombres de plantas en euskera.

Boletin de la biblioteca Menéndez y Pelayo XII, 3 (Jul.-Sept. 1930): M. Artigas, Apuntes taquigráficos de Historia critica de la Literatura Española (Contin.). — E. d'Ors, Sobre el pensamiento de Menéndez y Pelayo. — J. Mª de Cossío, Correspondencias literarias del siglo XIX en la Biblioteca de Menéndez y Pelayo (Contin.). — I. Aguilera y Santiago, D. Sebastián de Miñano y Bedoya.

Revista Lusitana XXVIII, 1—4 (1930): J. J. Nunes, A lenda do coração comido. — Inéditos de D. Carolina Michaëlis. — L. Chaves, A Grei portuguesa. — J. D. Ribeiro, Linguagem popular de Turquel. — A. do Paço, Usos e costumes, contos, crenças e medicina popular. — F. de Vasconcellos, As naus „Garças". — J. L. de Vasconcellos, Carregal do Sal. — A. do Paço, Notas à margem da 3a edição do „Dicionário" de Candido de Figueiredo. — J. L. de Vasconcellos, Em prol da lingua portuguesa. — F. de Castro Pires de Lima, Apontamentos de Terapêutica popular. — F. F. Machado, Nota sôbre a cabaça em Portugal. — J. L. de Vasconcellos, „de" antes de nome de rio. — Ders., „eir" < -er" em proclise. — Ders., Os rios na poesia popular. — Ders., Celorico da Beira. — M. da C. Portugal Dias, Um „caso" sucedido. — J. L. de Vasconcellos, Palavras santissimas. — Ders., Um dicionário português-latino. — R. Lapa, Cajon ou acajon? — Ders., Sangue maçónico. — Bibliografia. - Necrologia. - Cronica.

Burdach-Bibliographie 1880—1930: Zum 50jährigen Doktorjubiläum dargebracht von Freunden und Schülern. Berlin, Weidmann 1930, 47 S.

Festschrift für Georg Leidinger. Darin u. a.: Edm. Schröder, Der Dichter Gottfried von Hohenlohe. — C. v. Kraus, Vorschläge zum Wulfdieterich. — E. Hartl, Ein neuentdecktes Glossarfragment. — F. Behrend, Deutsche Pilgerreisen ins Heilige Land 1300—1600. — F. Hommel, Philomenus anonymus.

Estudios eruditos in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martín con un prólogo de Facinto Benavente. Tomo II. Madrid, Jaime Ratés. 755 S. — Lucio Gil Fagoaga, Sobre Metodología de la Crítica estética. — E. Ovejero y Maury, La objetivación del pensamiento lógico. — Alejandro Díez Blanco, La Psicología social. Ensayo de Metodología y Sistemática. — José Ramón Mélida, Hércules ibérico. — P. Bosch Gimpera, Els ibers històrics: Per a la millor comprensió de la historia d'un nom étnic. — Charles H. Haskins, Michael Scot in Spain. — Georges Cirot, De auctoribus ab Ambrosio de Morales adhibitis ad scribendam historiam, praesertim de Sebastiano, Sampiro, Isidoro „el de Beja". — Paul Dudon, La rencontre d'Ignace de Loyala avec Luis Vivès à Bruges (1528—1530). — Francisco Martínez y Martínez, Fiestas en Valencia con motivo de la victoria de Lepanto. — Carlos Riba, El viaje de Felipe II a Portugal (1580—83). — Camille Pitollet, Un episodio desconocido del segundo viaje de Jansenio a España en el año de 1626—1627: Documentos inéditos. — Francisco P. Amat, El Abrojo. — Vicente Castañeda, De lo que ocurrió al Conde de Albátera en Valencia, celebrándose fiesta de toros en honor de San Pascual Bailón, año 1699. — Ernst Werner, Zwei Spanienreisende aus Deutschland um die Mitte des 16. Jahrhunderts. — R. Foulché-Delbosc, Un voyage en Espagne au début du règne de Charles II. — Erasmo Buceta, Relaciones anglo-hispanas: Apuntes preliminares para un estudio de las traducciones inglesas de romances en el primer tercio del siglo XIX. — Karl Voretzsch, Die spanische Sprache und Literatur in der deutschen Romanistik der Frühzeit. — G. Desdevises du Dezert, Une lettre de Napoleón. — Hugo Kehrer, Köpfe des Velázquez. — Karl Sapper, Die Spanier als Tropenkolonisatoren. — Adalbert Hämel, Das älteste Drama vom Conde Fernán González. — Luigi Sorrento, I „Trionfi" del Petrarca „a lo divino" e l'allegoria religiosa negli „Autos". — Joseph E. Gillet, Torres Naharro and the Spanish drama of the sixteenth century. — Angel Valbuena Prat, Camões y Garcilaso. — Hugo A. Rennert, Para el texto de la comedia „El sembrar en buena tierra". — J. P. Wickersham Crawford, An early nineteenth-century English version of „La Estrella de Sevilla". — Homero Serís, Comedia de Preteo y Tibaldo por Perálvarez de Ayllón y Luis Hurtado de Toledo: Estudio comparativo de la edición príncipe. — Philip H. Churchman, „Ningund rey": A preliminary study. — Antonio L. Valverde, Los „Bancos de Flandes" mencionados en el „Quijote". — Pedro Sáinz y Rodríguez, El concepto de Patria y de Región en la obra de Menéndez y Pelayo. — H. Thomas, The English translations of Guevara's works. — Fidelino de Figueiredo, Do gothico e das Cathedraes na litteratura portuguesa: Apontamentos criticos. — Mario Méndez Bejarano, Lágrimas poéticas. — Aurelio M. Espinosa, Apuntaciones para un Diccionario de nuevomejicanismos: Algunas formas verbales raras y curiosas. — J. Leite de Vasconcellos, Linguagem portuguesa de Alamedilla ou „Almedilha". — T. de Aranzadi, Hechicismo. — Edmund Schramm, Thomas Arnold als Reorganisator der höheren Schulen in England, seine Bedeutung als Erzieher und Lehrer. — Rafael de Ureña y Smenjaud, Formación del „Forum Conche". — Amalio Huarte, Una biografía inédita del Dr. Pichardo. — Adolfo Pons y Umbert, Prosa de Historia.

Neuerschienene Bücher.

Bericht über die 1. Tagung der Internationalen Gesellschaft für experimentelle Phonetik in Bonn vom 10. bis 14. Juni 1930. Herausgeg. von Paul Menzerath. Bonn, Gebr. Scheur. VIII, 124 S.

Brunet, Gabriel, Evocations littéraires. Paris, Edit. Prométhée.

Carrara, Enrico. Lineamenti dell' Umanesimo. Torino, ediz. de L'Erma. 70 S.

Digitized by Google

Handbuch der Literaturwissenschaft. Herausgeg. von O. Walzel. Potsdam-Wildpark, Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion. 153: O. Walzel, Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart. Band 2, Heft 4 (S. 97—128). — 154: W. Fischer, Die englische Literatur der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Heft 4 (S. 97—134). — 155: H. Heiss, Romanische Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts. Heft 6 (S. 161—192). — 158: Hecht und Schücking, Englische Literatur im Mittelalter. Heft 5 (S. 129—160).

Ingarden, R., Das literarische Kunstwerk. Eine Untersuchung aus dem Grenzgebiet der Ontologie, Logik und Literaturwissenschaft. Halle, Niemeyer. VIII, 389 S.

Meisels, Samuel, Klassiker der Weltliteratur im jüdisch-hebräischen Kulturkreise. Wien, Die Neuzeit. Heft 4.

Saussure, de Ferdinand, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Herausgeg. von Ch. Bally und A. Sechehaye, unter Mitwirkung von A. Riedlinger. Uebersetzt von Hermann Lommel. Berlin und Leipzig, de Gruyter. XVI, 285 S.

Scherb, Hans, Das Motiv vom starken Knaben in den Märchen der Weltliteratur, seine religionsgeschichtliche Bedeutung und Entwicklung. Stuttgart, W. Kohlhammer = Veröffentlichungen des Orientalischen Seminars der Universität Tübingen. VIII, 135 S.

Schücking, L. L., Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung. 2., erweiterte Auflage. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

Wechssler, Eduard, Die Generation als Jugendreihe und ihr Kampf um die Denkform. Leipzig, Quelle & Meyer. 272 S.

Adolf, H., Dem neuen Reich entgegen, s. u. Deutsche Literatur.

Amoretti, Giovanni Vittorio, Parzival. Wolfram von Eschenbach. K. L. Immermann. Richard Wagner. Pisa, U. Giardini. 300 S.

Bach, Adolf, Die nassauische Sprachlandschaft. Ein Versuch. VI, 57 S. Bonn, L. Röhrscheid = Rheinisches Archiv 15.

Badewitz, Hans, Kleists „Amphitryon". VIII, 101 S. Halle, Niemeyer = Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur, herausgeg. von F. Saran. XXVII.

Bauer, Rudolf, Der historische Trivialroman in Deutschland im ausgehenden 18. Jahrhundert. München, Diss. 99 S.

Bender, Rudolf, Die hochdeutsche Urgestalt von Reuters „Ut mine Stromtid". Halle, Diss. 52 S.

Berthold, Luise, Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch. Lieferung 4. S. 193—256. (Luppscher—Marienkäfer). Marburg, Elwert.

Boestfleisch, Kurt, Studien zum Minnegedanken bei Wolfram von Eschenbach. VII, 112 S. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer = Königsberger deutsche Forschungen.

Braune, Wilhelm, Abriss der althochdeutschen Grammatik. Mit Berücksichtigung des Altsächsischen. 6. Aufl., bearbeitet von K. Helm. 66 S. Halle, Niemeyer = Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Begründet von W. Braune, herausgeg. von K. Helm. C. Abrisse.

Brüggemann, F., Das Weltbild der deutschen Aufklärung, s. u. Deutsche Literatur.

Burdach-Bibliographie 1880—1930. Zum 50jährigen Doktorjubiläum am 24. November 1930 dargebracht von Freunden und Schülern. Berlin, Weidmann. 47 S.

Busse, Lotte, Die Legende der heiligen Dorothea im deutschen Mittelalter. Greifswald, Diss. 58 S.

Cysarz, Herbert, Zur Geistesgeschichte des Weltkriegs. Die dichterischen Wandlungen des deutschen Kriegsbilds 1910 bis 1930. Halle, Niemeyer. 204 S.

Deetz, Maria, Anschauungen von italienischer Kunst in der deutschen Literatur von Winckelmann bis zur Romantik. 106 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien 94.

Deniselle, Annelies, Friedrich Schlegel als romantischer Theoretiker und die Antike. Jena, Diss. 61 S.

Deutsche Literatur. Herausgeg. von W. Brecht, D. Kralik und H. Kindermann. Reihe Aufklärung, Band 2: Das Weltbild der deutschen Aufklärung. Philosophische Grundlagen und literarische Auswirkung: Leibniz, Wolff, Gottsched, Brockes, Haller. Herausgeg. von F. Brüggemann. 328 S. — Reihe Politische Dichtung, Band 6: Dem neuen Reich entgegen 1850—1871. Bearbeitet von H. Adolf. 314 S. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Drube, Herbert, Hartmann und Chrétien. 129 S. Münster, Aschendorff = Forschungen zur Deutschen Sprache und Dichtung, herausgeg. von J. Schwietering.

Erler, Otto, Marfa-Demetrius. Eine Studie. Leipzig, H. Haessel. 38 S.

Gerz, Alfred, Rolle und Funktion der epischen Vorausdeutung im mittelhochdeutschen Epos. 99 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien. 97.

Giese, Albertine, Die Beziehungen Friedrich Wilhelm Webers zur nordischen Dichtung. I. 349 S. Braunschweig, G. Westermann = Nordische Studien. 12.

Gottfried von Strassburg, Tristan und Isolde. Herausgeg. von Friedrich Ranke. Text. 246 S. Berlin, Weidmann.

Grieshammer, Rudolf, Sprachgestaltende Kräfte im geistlichen Schauspiel des deutschen Mittelalters. 95 S. Jena, Frommann = Jenaer Germanistische Forschungen, herausgeg. von A. Leitzmann. 16.

Grimm, Deutsches Wörterbuch. Band 10, Abt. 2, Lieferung 12 und Band 11, Abt. 3, Lieferung 13: 10. 2, 12 (Spalte 1841 bis 2000): Steifen—Stein. Bearbeitet von Heinrich Meyer-Benfey, Friedrich Krüer und Walter Paetzel. — 11. 3, 13 (Spalten 1921—2030): Unterziehen—Unversagbar. Bearbeitet von Karl Euling.

Hermann, Leonard, Das Bier im Volksmund. Alte Sprichwörter und Redensarten, gesammelt und erläutert von Leonard Hermann. Berlin, R. Hobbing. 134 S.

Hofmann, Gustav, Die Einwirkung Veldekes auf die epischen Minnereflexionen Hartmanns von Aue, Wolframs von Eschenbach und Gottfrieds von Strassburg. München, Diss. 67 S.

Kaiser, K., Mundart und Schriftsprache. Versuch einer Wesensbestimmung in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched. XVI, 380 S. Leipzig, H. Eichblatt = Form und Geist. 18.

Keinath, Walter, Die Mundart von Onstmettingen und Umgebung nach Lauten und Flexion. Mit einem Anhang von K. Bohnenberger. VIII, 31 S. Tübingen, Laupp = Beiträge zur Sprachkunde Württembergs, herausgeg. von K. Bohnenberger. 1.

Kern, Hans, Ernst Moritz Arndt. Der ewige Deutsche. 81 S. Jena, E. Diederichs = Deutsche Volkheit. 72.

Klein, Magdalene, Shakespeares dramatisches Formgesetz. Bindung von Vers und Prosa von Shakespeare bis zum deutschen Expressionismus. 83 S. München, M. Hueber = Wortkunst. Neue Folge, Heft 4.

Kluge, Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 11. Auflage. Mit Unterstützung durch Wolfgang Krause, bearbeitet von Alfred Goetze. Lieferung 2 (S. 81 bis 160). Berlin, de Gruyter.

Knevels, Wilhelm, Das moderne Drama. Gesicht unserer Zeit. Darstellung, Deutung, Wertung. Braunschweig, H. Wollermann. 320 S.

Kohlmeyer, Otto, Stefan George und die Persönlichkeitsgestalt als Erziehungsziel in Deutschlands Zeitenwende. 2., verbess. Auflage. Magdeburg, Lichtenberg & Bühling. 145 S.

Konrad von Würzburg, Kleinere Dichtungen. Herausgeg. von Edward Schröder. I. Der Welt Sohn. Das Herzmaere. Heinrich von Kempten. 2. Aufl. Berlin, Weidmann. XXVIII, 74 S.

Kosch, Wilhelm, Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1918. Lieferung 27 (S. 1005—1022). München, Parcus & Co.

Krause, Wolfgang, Die Kenning als typische Stilfigur der germanischen und keltischen Dichtersprache. III, 26 S. Halle, Niemeyer = Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geisteswissenschaftliche Klasse. VII, 1.

Krauss, Wilhelmine, Das Doppelgängermotiv in der Romantik. Studien zum romantischen Idealismus. 130 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien. 99.

Loiseau, Hippolyte, Goethe et la France. Paris, V. Attinger. 368 S.

Lüdeke, H., Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Briefe mit Einleitung und Anmerkungen. Frankfurt a. M., J. Baer. 252 S.

Mahrholz, Werner, Deutsche Literatur der Gegenwart. Probleme, Ergebnisse, Gestalten. Durchgesehen und erweitert von Max Wieser. Berlin, Sieben-Stäbe-Verlag. 526 S.

Marie Josepha (G. G. Wilbrink), Das geistliche Lied der Devotio moderna. Ein Spiegel niederländisch-deutscher Beziehungen. 305 S. Nijmegen, Administration Disquisitiones Carolinae = Disquisitiones Carolinae. II.

Matschoss, Alexander, Scherz, Spott und Hohn in der lebenden Sprache. Ein Wörterbuch. Berlin und Leipzig, de Gruyter. XI, 60 S.

Digitized by Google

Mayer, Korbinian, Der Bogen des Odysseus von G. Hauptmann. Eine quellen- und geistesgeschichtliche Abhandlung. Stettin, Rosenheim. 36 S.

Mayr, Max, Das Wienerische. 2., erweiterte Auflage. Wien, Amalthea-Verlag. 229 S.

Mooren, Richard, Heinrich Heines Wirkung in Holland. Bonn, Diss. 127 S.

Müller, G., Meer und Mensch im Spiegel neuerer Dichtung. 28 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn = Meereskunde. 18, 2, Heft 198.

Olbrich, Karl, Die Freimaurer im deutschen Volksglauben. Die im Volke umlaufenden Vorstellungen und Erzählungen von den Freimaurern gesammelt und erklärt. Breslau, Marcus. VIII, 144 S.

Petersen, Otto v., Goethe und der baltische Osten. Herausgeg. von Roderich von Engelhardt, Arnold Feuereisen, Otto Greiffenhagen u. a. Reval, Kluge & Ströhm. 247 S.

Pliester, Hans, Die Worthäufung im Barock. VI, 101 S. Bonn, L. Röhrscheid = Mnemosyne 7.

Reuter, Heinrich, Joh. Heinr. Jung gen. Stilling als Staatswirtschaftler. Giessen, Diss. 55 S.

Rooth, Erik, Ein Lehrsatz der etymologischen Wissenschaft geprüft. Lund., Blom. 15 S.

Rost, Wolfgang E., Oertlichkeit und Schauplatz in Fontanes Werken. 157 S. Berlin und Leipzig, de Gruyter & Co. = Germanisch und Deutsch. Studien zur Sprache und Kultur. 6. Heft.

Rothensteiner, John, The azure flower. Lyrics from the German Romantic poets. St. Louis. 149 S.

Sabatzky, Kurt, Der Jude in der dramatischen Gestaltung. Königsberg i. Pr., Hartungsche Zeitung und Verlagsdruckerei. 67 S.

Salzer, Anselm, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2., neu bearbeitete Auflage. 4. Band. Vom neuen „Sturm und Drang" bis zur Gegenwart. Teil 1. XI, S. 1553—2032. Regensburg, J. Habbel.

Scherrer, Paul, Thomas Murners Verhältnis zum Humanismus. München, Diss. 99 S.

Schippel, Erika, Henriette Feuerbach. Eine Studie zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Jena, Diss. (Teildruck).

Schleiermacher, Friedrich Schleiermachers Aesthetik. Im Auftrage der Preuss. Akademie der Wissenschaften und der Literatur-Archiv-Gesellschaft zu Berlin nach den bisher unveröffentlichten Urschriften zum ersten Male herausgegeben von Rudolf Odebrecht. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter. XXXV, 356 S.

Schmeller, Johann Andreas, Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt. Register-Band (XX, 444 S.), herausgeg. von Otto Mausser. München, M. Hueber.

Schüttpelz, Der Wettlauf der Apostel und die Erscheinungen des Peregrinispiels im geistlichen Spiel des Mittelalters. Breslau, Marcus.

Schwäbisches Wörterbuch. Auf Grund der von Adelbert v. Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des Württembergischen Staates bearbeitet von Hermann Fischer. Weitergeführt von Wilhelm Pfleiderer. 78. Lieferung. Nachträge: Messnerhaber — Offenschreiber. Tübingen, H. Laupp.

Springer, Otto, Die Flussnamen Württembergs und Badens. XVI, 258 S. Tübingen, Diss. Stuttgart, W. Kohlammer = Tübinger germanistische Arbeiten. 11.

Spröhnle, Emma, Die Psychologie der Bauern bei Ludwig Anzengruber. Tübingen, Diss. 77 S.

Stegmann, Hans, Aus den Zetteltöpfen eines alten Raabefreundes. Wolfenbüttel, Heckner. 24 S.

Steinhausen, Georg, Deutsche Geistes- und Kulturgeschichte von 1870 bis zur Gegenwart. Halle, Niemeyer. 512 S.

Sturmfels, Wilhelm, Etymologisches Lexikon deutscher und fremdländischer Ortsnamen. 2., verb. und vermehrte Aufl. Berlin, F. Dümmler. IV, 157 S.

Tetzner, Franz, Deutsches Wörterbuch. Neubearbeitet von Erich Holtz. 302 S. Leipzig, Reclam = Reclams Universalbibliothek Nr. 3168—3170 a.

Thrum, Gerhard, Der Typ des Zerrissenen. Ein Vergleich mit dem romantischen Problematiker. Leipzig, Diss. (Teildruck). 47 S.

Usselmann, Margarete, Bodmer als Nachahmer Klopstocks. München, Diss. 118 S.

Vrancken, Sigrid, Das Antonius-Cleopatra-Motiv in der deutschen Literatur. Bonn, Diss. (Teildruck). VIII, 39 S.

Wahl, Hans, Goethe im Bildnis. 71 S., 102 Abb. Leipzig, Insel-Verlag.

Walzel, O., Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart, s. o. Handbuch der Literaturwissenschaft.

Weerth, Karl, Georg Weerth, der Dichter des Proletariats. Ein Lebensbild. Leipzig, C. L. Hirschfeld. V, 94 S.

Weydt, Günter, Naturschilderung bei Annette von Droste-Hülshoff und Adalbert Stifter. Beiträge zum „Biedermeierstil" in der Literatur des 19. Jahrhunderts. 88 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien. 95.

Wiegler, Paul, Geschichte der deutschen Literatur. II. Von der Romantik bis zur Gegenwart. Berlin, Ullstein. XI, 868 S.

Wissmann, Wilh., Nomina postverbalia in den altgermanischen Sprachen nebst einer Voruntersuchung über deverbative -ôn-Verba. Berliner Diss. (Teildruck). 62 S.

Ziersch, Roland, Charlotte Birch-Pfeiffer als Darstellerin. München, Diss. 63 S.

Zippel, Albert, Wilhelm Heinse und Italien. 119 S. Jena, Frommann. Jenaer Germanistische Forschungen, herausgeg. von A. Leitzmann. 15.

Zupitza, Julius, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. 14. Aufl., besorgt von Franz Nobiling. Jena, W. Gronau. VIII, 132 S.

Boehler, Maria, Die altenglischen Frauennamen. 261 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien. 98.

Cambiaire, Célestin-René, The influence of Edgard Allan Poe in France. Paris, L. Brochon. 340 S.

Chesterton, G.-K., La vie de Robert Browning. Paris, Nouvelle Revue Française = Vies des hommes illustres.

Douglas, Lord Alfred, Oscar Wilde et quelques autres. Paris, Nouvelle Revue Française = Les contemporains vus de près.

Fischer, W., Die englische Literatur der Vereinigten Staaten von Nordamerika, s. o. Handbuch der Literaturwissenschaft.

Flügel, Ewald, Ausgewählte Aufsätze und Reden. Herausgeg. von Felix Flügel. VII, 349 S.

Gabrielson, Arvid, Edward Bysshe's Dictionary of rhymes (1702) as a source of information on early modern English pronunciation. XI, 87 S. Uppsala och Stockholm, Almquist = Wiksells boktryckeri.

Hecht, H., und Schücking, L. L., Englische Literatur im Mittelalter, s. o. Handbuch der Literaturwissenschaft.

Kaboth, Klara, George Eliots Beziehungen zu Frankreich. Breslau, Diss. 76 S. Ohlau i. Schl., Hermann Eschenhagen.

Klein, Magdalene. Shakespeares dramatisches Formgesetz s. o.

Lewinson, André, Figures américaines. Paris, V. Attinger.

Marcus, Hans, Friedrich der Grosse in der englischen Literatur. VI, 308 S. Leipzig, Mayer & Müller = Palaestra. 173.

Meissner, Paul, Samuel Butler der Jüngere. Eine Studie zur Kultur des ausgehenden Viktorianismus. Leipzig, Tauchnitz. 192 S.

Möllmann, Adelheid, Alfred Tennysons künstlerische Arbeit an seinen Gedichten. VII, 81 S. Münster i. W., Helios-Verlag = Universitas-Archiv, 6. Anglistische Abteilung. 1 = Band 37 der Gesamtreihe.

Oakden, J. P., Alliterative poetry in Middle English. The dialectal and metrical survey. Manchester, University Press. 272 S.

Olivero Federico, Letteratura inglese moderna. Torino, ediz. de L'Erma. 63 S.

Reul, Paul de, Laurence Sterne. Paris, La Renaissance du livre.

Schirmer, Walter F., Der englische Frühhumanismus. Ein Beitrag zur englischen Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts. Leipzig, Tauchnitz. 184 S.

Sievers, Eduard, Abriss der angelsächsischen Grammatik. 8. Aufl. 66 S. Halle, Niemeyer = Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Begründet von W. Braune, herausgeg. von K. Helm. C. Abrisse.

Spruch, Christine, Die Verwendung der Mundart bei Rudyard Kipling. Breslau, Englisches Seminar der Universität = Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas (Fortsetzung der Giessener Beiträge). VI. Heft 2. S. 63—172.

Abraham, Pierre, Marcel Proust. Paris, Rieder = Maîtres des littératures.

Aressy, Lucien, A la recherche de Marcel Proust. Paris, Le Triptyque.

Ayne, Louis, L'argot pittoresque. Paris, Nilsson.

Digitized by Google

Bally, Charles, La crise du français. 149 S. Paris, Neuchâtel. Delachaux et Niestlé = Collection d'actualités pédagogiques.
Barrière, P., Alfred de Vigny. 320 S. Paris, Figuière = Bibliothèque du 20e siècle.
Beinhauer, W., Spanische Unterrichtssprache. Berlin und Bonn, F. Dümmler. 66 S.
Béthune, Baron, Leçons élémentaires de grammaire historique de la langue française. Louvain, librairie universitaire Uystpruyst. 159 S.
Boillot, Félix, Psychologie de la construction dans la phrase française moderne. Paris, Presses universitaires de France. 308 S.
Boutière, Jean, Les poésies du troubadour Peire Bremon Ricas Novas. Traduction et notes. XXVIII, 132 S. Paris, H. Didier-E. Privat = Bibliothèque méridionale.
Blum, Léon, Stendhal et le Beylisme. Paris, Michel. 320 S.
Breton, André, Second manifeste du surréalisme. Paris, Corti. 106 S.
Clifford, Bissel H., Les conventious du théâtre bourgeois contemporain en France. Paris, Presses universitaires de France. 194 S.
Cocchiara, Giuseppe, L'anima del popolo italiano nei suoi canti, con una appendice di musiche popolari vocali di tutte le regioni d'Italia, compilata e commentata da J. Balilla Pratella. Milano, Hoepli. 378 S.
Colleye, Hubert, L'âme de Léon Bloy. Paris, Desclée, De Brouwer et Cie. 284 S.
Corsaro, Anna, Su l'Aminta del Tasso. Napoli, A. Rondinella. 62 S. = Classici italiani.
Cours, Jean de, Francis Vielé-Griffin, son œuvre, sa pensée, son art. Paris, H. Champion.
Daudet, Léon, Ecrivains et artistes. 8 Bände. Paris, Editions du Capitole.
Disselhoff, Hans-Dietrich, Die Landschaft in der mexikanischen Lyrik. Mit einer Einführung in die Eigenart mexikanischen Schrifttums (Beiträge zur hispano-amerikanischen Literaturgeschichte). 88 S. Halle, Niemeyer = Studien über Amerika und Spanien, herausgeg. von K. Sapper, A. Franz und A. Hämel. Philologisch-literarische Reihe. 3.
Dumont-Wilden, Louis, La vie de Benjamin Constant. Paris, Nouvelle Revue Française = Vies des hommes illustres.
Farinelli, Arturo, Italia e Spagna. II. Rapporti culturali e letterari nei primi secoli. Gli Aragonesi a Napoli: Ispanesimo nel' 500. Rinascimento e decadenza. Tasso in Ispagna. La Spagna, il Conti e altri italiani ispanisti del' 700. Spagna contemporanea vista da un' ispanista d' Italia. Appendici. 462 S. Torino, Bocca = Letterature moderne Nr. 21.
Fava Onorato, Un cinquantennio di vita letteraria a Napoli. Conferenza (Gruppo di cultura „Andrea Angiulli"). Napoli, Gruppo di cultura Angiulli. 28 S.
Feist, Elisabeth, Weltbild und Staatsidee bei Jean Bodin. Halle, Niemeyer. VIII, 83 S.
Fischer, Friedrich Wilhelm, Der Stil des Aliscans-Epos. Rostock, Diss. 85 S. Rostock, R. Beckmann.
Fucini, Catone, Le novelle e i romanzi di Grazia Deledda. Impressioni e osservazioni critiche. Genova, Artigianelli. 25 S.
Glanz, Robert, Der poetische Wertmassstab Gustave Flauberts. Frankfurt a. M. Diss. 40 S. (Teildruck).
Glossaire des patois de la Suisse Romande, élaboré avec le concours de nombreux auxiliaires et rédigé par L. Gauchat, J. Jeanjaquet, E. Tappolet, avec la collaboration de E. Muret. Fascicule VII. S. 385—448. Neuchâtel et Paris, Victor Attinger.
Hanckel, Walter, Die Aktionsarten im Französischen. Berlin, Diss. 71 S.
Heiss, H., Romanische Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts. s. o. Handbuch der Literaturwissenschaft.
Herriot, Edouard, L'œuvre de Mistral dans les lettres françaises. Paris, E. Fasquelle.
Jekel, Gustav Adolf, Die Schilderung des Menschen bei den französischen Geschichtsschreibern der Renaissance. Heidelberg, Diss. 65 S.
Knauer, Karl, Beiträge zum Ausdruck von Abstraktem im Französischen. Zustands- (Eigenschafts-) und Bewegungs-Denkakte im altfrz. Sprachgebrauch. München, Diss.
Könsgen, Hans, Eine toponomastische Untersuchung über -ascum, -acum, -anum in Oberitalien. Bonn, Diss. 48 S.
Körner, Karl Wilhelm, Jacques Rivière und die französische Literatur von 1905 bis 1925. Frankfurt, Diss. 106 S.
Lapa, Rodrigues, Das Origens da poesia lírica em Portugal na Idade-Média. 355 S. Lisboa, Seara Nova = História da língua e da literatura portuguesa I.
Larbaud, Valéry, Paul Valéry. Paris, F. Alcan. 96 S.
Lasserre, Eugène, Manon Lescaut, de l'abbé Prévost. 160 S. Paris, E. Malfère = Les grands événements littéraires.
Luca (De), A. M., Guido Gozzano e le origini della lirica crepuscolare. Avellino, Pergola.
Mastro (Del) Antonio, Ugo Foscolo. Trani, Vecchi. 29 S.
Mille, Pierre, Le roman français. Paris, Firmin-Didot et Cie. 199 S.
Montaner-Simon, Dictionnaire des langues espagnole et française comparées, rédigé . . . par Nemesio Fernandez Cuesta. 4 Bände.
Moras, Joachim, Ursprung und Entwicklung des Begriffs der Zivilisation in Frankreich (1756—1830). XVI, 87 S. Heidelberg, Diss. = Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen. 6.
Müssener, Adolf, Der Eremit in der altfranzösischen nationalen und höfischen Epik. Rostock, Diss. 100 S. Rostock, R. Beckmann.
Paul-Léon, Benjamin Constant. 100 S. Paris, Rieder = Maîtres des littératures.
Peletier du Mans, Jacques, L'art poëtique. Publié d'après l'édition unique avec introduction et commentaire par André Boulanger. 238 S. Paris, Société d'édition Les belles lettres = Publications de la Faculté des lettres de l'université de Strasbourg. Fascicule 53.
Plate, Rudolf, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. Berlin und Bonn, F. Dümmler. 285 S.
Ravegnani, Giuseppe, I contemporanei. Dal tramonto dell' ottocento all' alba del novecento. Con prefazione di Arturo Farinelli. XII, 438 S. Torino, Bocca = Letterature moderne Nr. 22.
Roedel, Reto, Ricerche critiche. XIII, 149 S. Torino, Buratti = Scrittori contemporanei.
Rohlfs, Gerhard, Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität. Halle, Niemeyer. XLVII, 393 S.
Royer, Louis, Bibliographie stendhalienne. Paris, H. Champion.
Spitzer, Leo, Meisterwerke der romanischen Sprachwissenschaft. II. Namenforschung. Syntax. Stilforschung. Systematik. Herausgegeben von Leo Spitzer. München, Max Hueber. 348 S.
Storost, Wolfgang, Geschichte der altfranzösischen und altprovenzalischen Romanzenstrophe. XII, 116 S. Halle, Niemeyer = Romanistische Arbeiten, herausgegeben von K. Voretzsch. XVI.
Termier, Pierre, Introduction à Léon Bloy. Paris, Desclée, De Brouwer et Cie. 140 S.
Tortoreto, Alessandro, Un padre spirituale di Torquato Tasso: lettere agli ecclesiastici. Piacenza, A. Del Maino. 9 S.
Voisins, Gilbert de, François de Curel. Paris, F. Alcan. 96 S.
Wagner, M. L., Studien über den sardischen Wortschatz. XV, 155 S. Florenz, Olschki = Biblioteca dell' Archivum Romanicum. II, 16.
Wartburg, Walther v., Französisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 18. S. 235—298. Heidelberg, Winter.
Wenig, Alfons, Beiträge zur Phonetik der südfranzösischen Nasalvokale (eine experimentelle Untersuchung). Bonn, Diss. 48 S. u. 11 Tafeln. Bonn, L. Neuendorff.

Literarische Mitteilungen.

Das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn hat beschlossen, in seinen Räumen (Bonn, Poppelsdorfer Allee 25) unter Leitung von Prof. Dr. Adolf Bach ein das ganze Rheinland umfassendes Flurnamenarchiv zu begründen.

Personalnachrichten.

Geh. Rat Prof. Dr. Th. Siebs in Breslau wurde von der Deutschen Akademie zum ord. Senator ernannt. — Privatdozent Dr. H. Rheinfelder wurde zum a. o. Professor der romanischen Philologie an der Universität München ernannt. — Prof. Dr. G. Moldenhauer in Bonn wurde von der Hispanic Society of America in New York zum korrespondierenden Mitglied gewählt, Studienrat Dr. Spanke in Duisburg zum Mitglied der Mediaeval Academy of America in Cambridge (Mass.).

Digitized by Google

In Paris starb der Literarhistoriker Dr. Pierre Lasserre, in Meran Dr. Käthe Schirmacher, in Florenz Prof. Dr. Pio Rajna, in Helsingfors Prof. Dr. Werner Söderhjelm, in Berlin der o. Prof. der englischen Philologie Dr. Wilhelm Dibelius und Prof. Dr. Th. Kalepky.

Entgegnung auf die Kritik von Dr. Elsa v. Schaubert in Nr. 7—8 des Literaturblattes, S. 251—58.

1. Die Rezensentin erkennt meine Charakteristik der Kunst Marlowes „bis zu einem gewissen Grade" als richtig an. Sie wirft mir aber vor, dass ich versäumt habe, die subjektive Bedingtheit des Dramas Marlowes durch seine Persönlichkeit darzustellen. Ich habe von Marlowes Persönlichkeit gesprochen. Dass sie zusammen mit der Zeitstimmung seine Kunst geschaffen hat, dass er der rechte Mann zur rechten Zeit war, ist ebenso selbstverständlich wie das bei Napoleon I. oder Bismarck der Fall war.

2. Die Kritikerin wirft mir vor, dass ich das streng klassizistische Drama gar nicht erwähnt habe und sieht darin „eine empfindliche Lücke". Ich bin mit Ward der Ansicht, dass diese Lesedramen aus dem Kreise der Gräfin Pembroke, die mit der einzigen Ausnahme der Tragödie *Philotas*, mit der ihr Verfasser Daniel auf der Kinderbühne, deren Zensor er war, einen kurzen politischen Skandalerfolg errang, niemals aufgeführt worden sind, „auf den allgemeinen Fortschritt des Dramas keine Wirkung ausgeübt haben"; (Ward II, 618); auch Creizenach erwähnt sie deshalb nur in einer Anmerkung (IV, 101a). Es ist ganz falsch, Ben Jonson als einen Vermittler zwischen diesen Buchdramen und dem Volksdrama anzusehen. Sein Klassizismus hat mit dem aus Frankreich importierten der Lady Pembroke und ihres Kreises nichts gemein (s. a. Thorndike in der *Cambridge History* VI, 19), und er wendet sich selbst in den *Discoveries* wie an mehreren anderen Stellen entschieden dagegen (s. mein Buch über Ben Jonson S. 41 und 255/56). Ebenso muss ich bei meiner Behauptung bleiben, dass Jonsons Einfluss auf die Tragödie gering geblieben ist. Beaumont und Fletchers Tragödien, auf die die Rezensentin hinweist, sind im Bau und im Verhältnis zur Geschichte noch viel weiter entfernt von den historisch dokumentierten Römerdramen Jonsons, die in ihrer Gediegenheit und Schwere an moderne historische Romane, etwa Flauberts *Salammbô*, erinnern, als die Römerdramen Shakespeares.

Trotz ihrer Vorzüge waren die Tragödien Jonsons ein Missgriff (vgl. Swinburne, B. J. und Thorndike a. a. O. S. 20) und blieben eine Episode in der Geschichte des engl. Dramas wie die heroischen Tragödien Drydens. Der Prolog zu *Every Man in his Humour*, den E. v. Sch. in diesem Zusammenhang erwähnt, hat besonders die Lustspiele im Auge. Es heisst, die Bedeutung Jonsons gewaltig überschätzen, wenn man auf seine Reform die allmähliche Aristokratisierung des Theaters zurückführen will, statt sie von den allgemeinen Zeitverhältnissen abzuleiten, die schliesslich zum Bürgerkriege, zur Revolution und Schließung der Theater führten.

3. Dass ich Shakespeares Anfänge bis 1594 in dem Kapitel „Die Frühlingsblüte des Dramas" behandelt habe, geschah, um die Betrachtung Shakespeares nicht noch mehr zu zersplittern, als es die Anlage des Buches unbedingt erforderte.

4. Die Kritikerin bezweifelt stark meine scharfe Gegenüberstellung der Kunst der Lord Chamberlain's und später King's Men und der Lord Admiral's Men. Der Unterschied liegt auf der Hand. Das Publikum war bei den Admiral's Men geringer (vgl. Creizenach IV 479) und besonders zu Störungen und Gewalttätigkeiten geneigt (s. Chambers I, 264, II, 441). Henslowe, der Finanzmann der Gesellschaft, war ein ungebildeter Geschäftsmann, der sein Einkommen aus Theatern, wie aus Bärenzwingern und Bordellen bezog, die Schauspieler gewissenlos bewucherte und keine künstlerischen Interessen hatte. Chambers sucht allerdings, Henslowe und die ganze Stellung der Admiral's Men etwas zu verteidigen, was E. v. Sch. für ihre Ansicht anführt. Aber gleich auf der folgenden Seite (I, 367) sagt sie: „Ob H. ein guter oder schlechter Mensch war, scheint mir gleichgültig. Er war ein Kapitalist. Und mein Zweck ist es, die Nachteile darzulegen, unter denen eine Gesellschaft in der Hand eines Kapitalisten mit Bezug auf Unabhängigkeit und wirtschaftliche Solidität lag, verglichen mit einer, die nach den Grundsätzen geleitet wurde, die von den Burbages für die Pächter des Globe niedergelegt waren usw." Das ist genau, was ich über das Verhältnis der beiden Gesellschaften behauptet habe. Und nun vergleiche man die Zahl der Dichter (25) und die Schnell- und Massenarbeit in den Theatern des Henslowe-Konzerns (Chambers II, 134ff. u. a. a. O.) — Henslowe hatte jedenfalls mit mehreren Gesellschaften zu tun, wenn er auch von 1594—99, wie E. v. Sch. sagt, nur ein Theater besass —, mit dem wirtschaftlich und künstlerisch soliden und vornehmen Betrieb auf den Burbage-Shakespeare-Bühnen. Dass auch dort einmal ein minderwertiges Stück gespielt worden ist, wie *Mucedorus*, ändert hieran nichts.

5. Dass Henslowes Tagebuch von 1592—1603 und nicht, wie ich irrtümlich gesagt hatte, von 1597 an reicht, erkenne ich gern als Berichtigung an; ebenso, dass einige wenige anonyme und Kompagniestücke von den Kinderbühnen gespielt worden sind. Das letztere ändert aber nichts an dem allgemeinen Charakter des dort gespielten Dramas. (Vgl. auch meine Besprechung des Buches von Harold Newcomb Hillebrand in den N. Spr. Sept. 1927, S. 427—39.)

Berlin. Ph. Aronstein.

Erwiderung auf die obige Entgegnung von Ph. Aronstein.

Die Entgegnung gibt ein völlig falsches Bild von der ganzen Anlage meiner Rezension und damit zugleich von den an dem Aronsteinschen Buche gerügten Mängeln. Ich verweise deshalb nachdrücklichst auf den Inhalt meiner Ausführungen in Nr. 7/8 des vorliegenden Jahrganges des Literaturblattes und nehme hier nur kurz zu den einzelnen von Aronstein in der Entgegnung herangezogenen Punkten Stellung.

1. Dass der Einwand: „Ich habe von Marlowes Persönlichkeit gesprochen", im Verein mit dem im 'Englischen Renaissancedrama' Dargelegten den von mir erhobenen Vorwurf nicht zu entkräften vermag, ist Aronstein offenbar bewusst, sucht er doch eine weitere Stütze in der Feststellung, es sei „selbstverständlich", dass Marlowes Persönlichkeit zusammen mit der Zeitstimmung seine Kunst geschaffen habe. Die Tragfähigkeit dieser Stütze darf wohl bezweifelt werden. Sie zu erhärten, dürfte der Hinweis auf Napoleon I. und Bismarck kaum geeignet sein.

2. Die Feststellung, dass Creizenach die sogenannte strengklassizistische Tragödie nur in einer Anmerkung (IV, 101a) erwähne, beruht auf einem Irrtum. Man vergleiche IV, 529; V, 438, usw., sowie den Wortlaut der Anmerkung IV, 101/2, die übrigens gerade auch die — für den hier in Frage kommenden Zusammenhang interessante — Angabe enthält, dass Daniels 'Cleopatra' zwischen 1594 und 1611 nicht weniger als neun Auflagen erlebte. — Die Behauptung, dass Jonsons Klassizismus „mit dem aus Frankreich importierten der Lady Pembroke und ihres Kreises nichts gemein" habe, dürfte sich bei

Digitized by Google

näherem Zusehen nicht halten lassen. Thorndikes Ausführungen in der Cambridge History VI, 19 stützen sie nicht, ebensowenig wie Aronsteins Hinweis auf seinen 'Ben Jonson', S. 41 und S. 255/56 dem die angegebenen Stellen Nachschlagenden Belege dafür an die Hand gibt, dass Jonson sich „entschieden" gegen die von der Lady Pembroke und ihrem Kreise vertretene Richtung gewendet habe. — Die Behauptung: „Trotz ihrer Vorzüge waren die Tragödien Jonsons ein Missgriff . . ." bedeutet keinen Widerspruch zu dem in meiner Rezension Gesagten. Das gleiche gilt von der weiteren Behauptung Aronsteins, Beaumont und Fletchers Tragödien seien „im Bau und im Verhältnis zur Geschichte noch viel weiter entfernt von den historisch dokumentierten Römerdramen Jonsons, . . . , als die Römerdramen Shakespeares". — Der Einwand, der Prolog zu 'Every Man in his Humour' habe „besonders die Lustspiele im Auge" dürfte schon an sich keine Widerlegung des S. 253 (unten) von mir Ausgeführten sein. Im übrigen verweise ich auf den Wortlaut der berühmten Verse. — Der Vorwurf: „Es heisst, die Bedeutung Jonsons gewaltig überschätzen, ..." schwebt in der Luft! Man vergleiche meine Darlegungen S. 254 Mitte. — Dass es falsch ist, Ben Jonson als „Vermittler zwischen dem von den Gebildeten über die Achsel angesehenen Volksdrama und dem klassizistischen Drama" — dies der Wortlaut meiner Ausführungen — anzusehen, bliebe im Hinblick auf die Tatsache, dass diese Ansicht sich auf zwar vereinzelt angezweifelte, aber bisher unwiderlegte Ergebnisse der Spezialforschung[1] stützt, zu beweisen. — Die Berufung auf Ward vermag die Nichterwähnung der von letzterem übrigens ziemlich ausführlich behandelten strengklassizistischen Richtung durch Aronstein nicht zu rechtfertigen; denn das von ihm zitierte Urteil Wards datiert aus den Jahren 1875 und 1899, und die Ergebnisse neuerer Forschung lassen eine Revision desselben notwendig erscheinen, so dass also der Vorwurf der „empfindlichen Lücke" aufrechterhalten bliebe.

3. Das Kapitel trägt die Ueberschrift: „Die Frühlingsblüte des Dramas (1594—1599)" und ist, wie ich in meiner Rezension schon andeutete, nicht das einzige, in dem die Ueberschrift nicht zum Inhalt stimmt.

4. Aronsteins Ausführungen zu diesem Punkt gehen an dem in meiner Rezension (S. 254—257) Auseinandergesetzten einfach vorbei, wiederholen dort widerlegte Behauptungen, ohne meine Einwände auch nur zu streifen, oder klammern sich an als Stützen absolut ungeeignete Stellen aus Creizenach und Chambers. So wird zur Bekräftigung der Behauptung, das Publikum der Admiral's Men sei geringer als das der Shakespearetruppe gewesen, auf Creizenach IV, 479 verwiesen, eine Stelle, die von dem Unterschied des Publikums der öffentlichen Bühnen und der geschlossenen Privattheater spricht. Die Behauptung, dass — es handelt sich um die Zeit zwischen 1594 und 1599 — das Publikum der Admiralstruppe besonders zu Störungen und Gewalttätigkeiten geneigt habe, soll Chambers erhärten durch die I, 264 anmerkungsweise bei ihm zu findenden Angaben, dass für 1611 und 1613 für The Fortune die Anklage „of abusing gentlemen" und „of stabbing" aktenmässig belegt ist, Angaben, die II, 441 von Chambers im Text noch einmal erwähnt und durch den Zusatz, dass das Gericht 1612 The Fortune als Versammlungsort der Taschendiebe bezeichnet habe, ergänzt werden. Eine für die Frage nach dem Publikum der Shakespearetruppe im Jahre 1594 wichtige, Chambers I, 264, Anm. 3, also auf einer in der Entgegnung herangezogenen Seite, zu findende Angabe über The Theatre als Treffpunkt von Dieben und Hehlern scheint Aronstein entgangen zu sein.

Breslau. E. von Schaubert.

[1] L. L. Schücking: Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit, 1908, Kap. III.

Notiz.

Den germanistischen Teil leitet Otto Behaghel (Giessen, Hofmannstrasse 10), den romanistischen und englischen Kurt Glaser (Giessen, Wilhelmstrasse 12), und wir bitten, die Beiträge (Rezensionen, kurze Notizen, Personalnachrichten usw.) dementsprechend gefälligst zu adressieren. Die Redaktion richtet an die Herren Verleger wie Verfasser die Bitte, dafür Sorge tragen zu wollen, dass alle neuen Erscheinungen germanistischen und romanistischen Inhalts ihr gleich nach Erscheinen entweder unmittelbar oder durch Vermittlung von O. R. Reisland in Leipzig zugesandt werden. Nur in diesem Falle wird die Redaktion stets imstande sein, über neue Veröffentlichungen eine Besprechung oder eine kürzere Bemerkung in der Bibliographie zu bringen. An O. R. Reisland sind auch die Anfragen über Honorar und Sonderabzüge zu richten.

Etymologisches Wörterbuch der französ. Sprache

Von Stud.-Rat Dr. R. PLATE. 1931. Gr.-8°. 285 Seiten. Geb. M. 9.75

Gibt eine auf neuester Grundlage beruhende Erklärung des französ. Wortschatzes. Für den Neuphilologen ist damit ein praktisches u. erschwingliches Werk geschaffen, das etwa Wasserziehers ableitendem Wörterbuch „Woher?" zu vergleichen wäre. Besonders berücksichtigt sind Genuswechsel u. Bedeutungswandel. Die dem eigentl. Wörterbuch vorangestellten Bemerkungen (Suffixe, Haplologie, Parasynthetische Verben, Genuswechsel) werden willkommen sein.

Ferd. Dümmlers Verlag · Berlin SW 68

O. R. REISLAND / VERLAG / LEIPZIG

In neuer Auflage auf holzfreiem Papier liegt vor:

Provenzalische Chrestomathie

mit Abriß der Formenlehre und Glossar

von CARL APPEL

Sechste, verbesserte Auflage

1930. XLI und 344 Seiten Lex.-8°. M. 14.40, gebunden M. 17.–

*

Provenzalische Lautlehre

von CARL APPEL

Mit einer Karte. 1918. VIII und 140 Seiten Lex.-8°. M. 5.–

Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, Thür.

Ausgegeben im März 1931.

Digitized by Google

MAY 25 1931

LITERATURBLATT

FÜR

GERMANISCHE UND ROMANISCHE PHILOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. OTTO BEHAGHEL UND DR. KURT GLASER

o. ö. Professor der germanischen Philologie an der Universität Giessen.

o. ö. Professor der romanischen Philologie an der Universität Giessen.

VERLAG VON

O. R. REISLAND, LEIPZIG, KARLSTRASSE 20.

Preis halbjährlich: Goldmark 10.—.

LII. Jahrgang. Nr. 5—6. Mai—Juni. 1931.

Baldensperger, Mélanges d'histoire littéraire générale et comparée (Glaser).
Ammon, Deutsche Sprache und Literatur (Götze).
Langosch, Asinarius und Rapularius (Schumann).
Strauch, Schriften aus der Gottesfreund-Literatur (Götze).
Schottenloher, Flugschriften zur Ritterschaftsbewegung des Jahres 1523 (Götze).
Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben (Götze).
Blümel, Der neuhochdeutsche Rhythmus in Dichtung und Prosa (Heusler).
Welter, Mundartliche und hochdeutsche Dichtung in Luxemburg (Klein).
Orend, Zur Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen (Bach).
Teaciuc, Heinrich Heine in der rumänischen Literatur (Klein).
Freiburg-Rüter, Der literarische Kritiker Karl Gutzkow (Viëtor).
Levander, Dalmålet (Nordlund).
Sievers, Zur englischen Lautgeschichte (Holthausen).
Holthausen, Alt- und mittelenglische Texte, Band 1: Havelok (Wild).
Holthausen, Alt- und mittelenglische Texte, Band 3: Beowulf (Wild).
Richter, Shakespeares Gestalten (Schütt).
Muret, Les noms de lieu dans les langues romanes (Kübler).
Hartig und Schellberg, Frankreichkunde (Klemperer).
Klemperer, Idealistische Literaturgeschichte (von Jan).
Piguet, L'évolution de la Pastourelle du XII[e] siècle à nos jours (Spanke).
Rust, Die Chansons-Sammlung der Universitätsbibliothek Greifswald (Glaser).
Gérard de Nevers, Prose version of the Roman de la violette. — Gui de Cambrai, Le vengement Alixandre (Suchier).
Wright, The role of the auditive sense in Baudelaire's works (Kalthoff).
Appel, Raimbaut d'Aurenga und Bertran de Born. — Derselbe, Beiträge zur Textkritik der Lieder Bertrans von Born I. II (Mulertt).
Momigliano, Saggio su l'„Orlando Furioso" (Schürr).
Heine und Pedrosa, Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache für das praktische Leben (Ruppert y Ujaravi).
Cidade, Ensaio sôbre a crise mental do sécolo XVIII (Giese).
Lapa, Das origens da poesia lirica em Portugal na idade media (Scheludko).
Bibliographie.
Personalnachrichten.

Mélanges d'histoire littéraire générale et comparée offerts à Fernand Baldensperger. I. 382 S. II. 397 S. Paris, Librairie ancienne Honoré Champion. 1930.

Der vorherrschende Charakter dieser beiden stattlichen Bände, welche Fernand Baldensperger *à l'occasion de la trentième année de son enseignement des littératures comparées* dargebracht worden sind, kennzeichnet sich im Unterschied von der Thomas- und der Jeanroy-Festschrift dadurch, dass in den *Mélanges Baldensperger* die vergleichende Literaturforschung im Mittelpunkt steht. Das ist in der Richtung der Forschung begründet, der der also Geehrte in einer reichen Lebensarbeit gedient hat von seinem ersten, 1889 erschienenen *Éloge d'André Chénier* bis zu seiner 1929 veröffentlichten Vigny-Biographie.

Viele Aufsätze rollen Probleme der vergleichenden Literaturgeschichte von der Seite der französischen Literatur auf. Arcari geht französischen Einflüssen in der italienischen Literatur des 19. Jahrhunderts nach, Maugain stellt seine Ausführungen über Lamartine und Italien in ein Kultur- und Sittenbild des Landes hinein, Sorrento behandelt die Beziehungen zwischen Jouffroy und Leopardi. Folkierski weist eine Quelle von Rabelais' *Quart Livre* LV in Castigliones *Cortegiano* nach (unbeschadet der schon von anderen erkannten Abhängigkeit von Plutarch und davon abgeleiteten Quellen, zu denen auch Castiglione gehört). Charlier verdanken wir die Darstellung einer interessanten literarischen Fehde, die die Gemüter in Douai anno 1592 in Aufregung versetzte, und in deren Verlauf einer der Hauptbeteiligten (Bassecourt) ein Plagiat an Tasso beging, den er kurzerhand für seine Zwecke übersetzte. Croce teilt auf Grund eines bisher unveröffentlichten Briefs der Madame d'Épinay aus dem Jahre 1772 deren Urteil über Galianis Frauendialog mit. Figueiredo liefert kleine Beiträge zur Kenntnis von Molières Verhältnis zu Portugal, indem er auf die Abhängigkeit hinweist, in der der *Bourgeois Gentilhomme* in seinem ersten Akt von *O Fidalgo Aprendiz* von D. Francisco Manuel de Mello (fünf Jahre vor dem Molièreschen Stück erschienen) steht und andererseits darlegt, wie sich das Eindringen des französischen Dichters in Portugal gestaltete, und wie namentlich Castillo Uebersetzer und Umarbeiter Molièrescher Stücke war. Einem Molièreproblem ähnlicher Fassung geht Vedel nach. Seine Absicht ist, den Einfluss des französischen Dichters auf den „dänischen Molière" Holberg einzuschränken und der bislang betonten Abhängigkeit gegenüber dessen künstlerische Selbständigkeit darzutun. Mit einer Wechselbeziehung zwischen französischer und dänischer Literatur hat es auch der Aufsatz von Nyrop zu tun. Es handelt sich um das bekannte Gedicht Victor Hugos *Après la bataille*, das im Juni 1850 gedichtet worden ist. Nyrop kommt zu dem Ergebnis, dass eine grosse Wahrscheinlichkeit dafür spräche, dass die Episode, die dieses Gedicht behandelt, der Phantasie des Dichters angehört. Hugo habe ein dänisches Lied, das auf den Nordischen Krieg zurückgeht und einen ganz ähnlichen Vorfall schildert, auf seinen Vater umgedichtet. Nach Schweden schaut Lamm aus, der der Uebertragung der Zolaschen Methode auf Strindbergs Autobiographie nachgeht. Nach Griechenland schaut Fay aus; er will gegenüber dem sonst betonten deutschen Einfluss bei Gobineau auch einmal den Griechenlands herausarbeiten. Gobineau lernte Griechenland als französischer Gesandter in Athen aus der Anschauung besonders nahe kennen. *La Grèce fut pour M. de Gobineau une grande distraction, une char-*

Digitized by Google

mante école et une détente bienfaisante. Il lui doit de s'être séparé à jamais du romantisme et d'avoir donné à son art littéraire, à ses romans et nouvelles un caractère de subtilité fine et aiguë, qui n'ajoute pas médiocrement à leur agrément. Die Fäden nach der englischen Literatur spinnt Estève, insofern er zeigt, wie Banville, der an sich in der französischen Tradition feststeckt, dem Einfluss Shakespeares unterlag, dessen Othello-Stelle *The poor soul* . . . er zweimal in textlich abweichender Form nachgebildet hat. Auch der kleine Aufsatz von Legouis ist dem Grenzgebiet der französisch-englischen Literatur gewidmet. Koszul bringt eine Stelle in Longfellows *Golden Legend* mit einer solchen in Quinets *Ahasvérus* in Zusammenhang. Blanck deckt Parallelen in Motiv und Einzelheiten der Schilderung in *Floires et Blanceflor* und Byrons *Don Juan* und *Haidee* auf, ohne indessen auf eine direkte Abhängigkeit des englischen Dichters von der altfranzösischen Chanson diagnostizieren zu können. Dargan trägt Aeusserungen aus zeitgenössischen Quellen zusammen, um die alte Frage, ob Voltaire als der eigentliche erste Bahnbrecher des englischen Einflusses in Frankreich angesehen werden dürfe, in einem für Voltaire bejahenden Sinn zu beantworten. Delattre schildert den Swinburne der *Poems and Ballads* als begeisterten Baudelaire-Nachahmer. Diese Nachahmung allerdings sei in Formen gehalten, die eine besondere, von Baudelaire abweichende Auffassung von Kunst deutlich in die Erscheinung treten lasse. Später sei Swinburne von Baudelaire abgerückt; seine Baudelaire-Verehrung stelle nur eine Episode in seinem Schaffen dar. Chinard wendet sich dem amerikanischen Romanschriftsteller John Davis zu, dessen unruhiger Geist sich an Rousseau entzündete, um dann auch Chateaubriand nachzuahmen, der sich aber schadlos zu halten wusste und seinerseits bei Davis ungeniert Anleihen machte. Stevensons Beziehungen zu Frankreich und der französischen Literatur sind schon mehrfach untersucht worden. Carré wendet sich dem Gegenstand noch einmal zu, um zu zeigen, dass die literarischen Skizzen Stevensons über Villon, Charles D'Orléans, Béranger, Alexandre Dumas, Victor Hugo, Jules Verne u. a. weniger wert sind als seine Reisebeschreibungen und Novellen, in denen er Frankreich schildert. Stevensons Abneigung gilt neben Anatole France, aus dem er sich nicht viel macht, vor allem Zola, mit dessen Naturalismus er sich nicht befreunden kann; seine Liebe gilt George Sand, Barbey d'Aurevilly, Flaubert, Daudet, Renan, Taine, Bourget. Carrés Artikel wird man mit Interesse lesen auch dann, wenn man skeptisch ist gegen des Verfassers Meinung, dass Deutschland diesem Mann des Nordens nichts hätte geben können, was er nicht schon gehabt hätte, wohl aber, dass ihm durch Frankreich die *discipline latine*, der *culte de l'art* erschlossen worden wäre. Auch in den Artikel von Borgese, *Leopardi Wertheriano e l'Omero di Ugo Foscolo* ragt ein Stück vergleichender Literaturbetrachtung hinein. Markovitch geht der Einwirkung französischer Schriftsteller, insbesondere Chateaubriands, auf die Entstehung der neueren russischen Literatur nach, Zaleski den philosophischen Anregungen, die Quinet von dem Polen Cieskowski empfangen hat. Nach Flandern führt Looten, der das Eindringen des französischen Schrifttums in Flandern vom Ende des 17. Jahrhunderts bis in unsere Tage darstellt und zeigt, wie das Französische sich immer zielbewusster und erfolgreicher die gebildeten Kreise erobert hat. Cohen liefert einen Nachtrag zu seinem in Baldensperger-Hazards *Bibliothèque de la Revue de littérature comparée* herausgegebenen Buch *Les écrivains français en Hollande dans la première moitié du XVII^e siècle* (1929) und zugleich zu dem Buch von Murris, *La Hollande et les Hollandais au XVII^e et au XVIII^e siècle, vus par les Français* (1925). Er legt dar, wie Samuel Corbière mit seinem rastlosen, unruhigen Geist dadurch, dass er Holland und dessen freiheitliche Einrichtungen in Frankreich bekannt machte, ein Wegbereiter für Bayle und die französischen Aufklärer wurde. Prinsen macht uns mit den Urteilen des Barons Sirtema de Grovestins über die französischen Romantiker oder vielmehr gegen die französischen Romantiker bekannt. Der Baron ist eine interessante Figur. Ein echter Sohn seiner Zeit, deren romantischen Geist er in sich aufgenommen hat, geht er seine eigenen Wege, hat viel gesehen und viel erlebt. Seine romantikfeindliche Kritik liegt vor in seinen *Gloires du romantisme* (1859) und *La suite à l'Éloge de la Folie d'Érasme, ou Lettres sur l'École romantique* (1862—1865). Endlich gehört auch Valkhoffs Artikel über Zolas Einwirkung auf die niederländische Literatur (z. B. auf Van Deyssel, Netscher, Johann de Meester) in diesen Zusammenhang.

Mehrere Aufsätze behandeln Beziehungen zwischen der französischen und der deutschen Literatur. Robertson hält uns fest bei der Kritik, die Lessing am französischen Theater übte, von Jan, der als einziger Reichsdeutscher an den *Mélanges Baldensperger* mitgearbeitet hat, führt durch die geistigen Beziehungen Lessings zu Voltaire hindurch, wie sie sich in der Stellung zum Humanitätsbegriff einer- und zur Aesthetik des Dramas andererseits ausdrücken. Der Verfasser weist die Gemeinsamkeit der Zielrichtung bei dem Franzosen wie dem Deutschen nach, die sich bei aller Gegensätzlichkeit doch so eng und nahe berühren, dass man ihre Haltung im Sinne der die gemeinsamen Richtungen herausarbeitenden neueren Literaturbetrachtung deuten dürfe, die nicht sowohl das National-Unterscheidende herausarbeitet als das Geistesgeschichtlich-Gemeinsame. Auch Baldensperger hat (*Revue de littérature comparée* 1921) diese Art der Literaturforschung befürwortet. Lichtenberger legt sie nun im Anschluss an Cysarz' Buch (*Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft*) in ihren Grundgedanken dar, leider ohne kritisch auf die Sache einzugehen. Eggli knüpft mit seinen Ausführungen über den Emigranten-Abbé Huret, der ein *germanisant de la première heure* war, an Baldenspergers *Mouvement des idées dans l'émigration française* an. Huret wanderte nach Deutschland aus, da er die *Constitution civile du clergé* nicht beschwören wollte. Den Abend seines Lebens verbrachte er in Troyes. Die dortige Stadtbibliothek verdankt ihm eine beträchtliche Anzahl von Büchern, die sich auf Deutschland und die geistige Leistung der damaligen Zeit beziehen. Auch handschriftliches Material hat er hinterlassen. Der Abbé Huret war literarisch rege, obwohl in seinen eigenen dichterischen Versuchen reichlich rückständig und unbedeutend, aber er interessierte sich sehr für deutsche Sprache und Literatur und versuchte sich auch in Uebersetzungen deutscher Dichter. Rouge liefert einen Beitrag zur Geschichte der Frühromantik, indem er den Beziehungen von französischer Seite zu deutschen Schriftstellern (insbesondere zu Schlegel) nachgeht. Bouviers Aufsatz *Amiel et Faust* wurde schon im *Literaturblatt* LI S. 374. 375 von W. Müller gewürdigt. Larat führt von der zuletzt besprochenen Gruppe von Aufsätzen etwas ab; er spinnt

Digitized by Google

zwar Gedanken weiter, die Baldensperger über Goethes Einfluss auf Barrès ausgesprochen hat, zeigt aber dann, wie sich Barrès dem Orient zugewendet hat.

Abseits von der französischen Literatur liegen die Artikel von Grierson, der sich mit Milton und Vondel beschäftigt, der von Liljegren, der einer Frage aus der neuesten englischen Romanliteratur nachgeht, und der von Price über Richardson und Goethe, ferner Andlers Beitrag über Dostoïevskys Einfluss auf Nietzsche, ein Einfluss übrigens, den Andler sehr gering bewertet, sowie der Artikel von Bull, der aus der Ibsenstadt Oslo auf Grund von Briefen Ibsens an Brandes ein Stück der Kritik nachzeichnet, mit der der Literarhistoriker die Arbeit des Dichters begleitete. Bertrand will ein bisher vernachlässigtes Kapitel vergleichender Literaturgeschichte nachtragen und in grossen Strichen Goethes Schicksale in Spanien darstellen. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts setzt das Eindringen deutscher Literatur auf der Pyrenäenhalbinsel ein. 1859 gründet A. Bergnes de las Casas eine Zeitschrift *Abeja*, die die Kenntnis Deutschlands in engherzigem Geiste verbreitete. Milá y Fontanals griff kräftiger zu und hat sich zweifellos um die Verbreitung Goethes grosse Verdienste erworben, auch wenn er in seinen Urteilen manchmal danebengriff und den Goetz für das Meisterwerk Goethes hielt. Seit Milá y Fontanals erwacht das Interesse für die deutsche Geistesleistung immer allgemeiner, und Goethes Ruhm zieht daraus seinen Vorteil. Entscheidend aber für die Aufnahme deutschen Literaturgutes in Spanien blieb der Gesichtspunkt, dass man sich dort unten für das Fremdländische, Unspanische interessierte und solches in den deutschen Literaturerzeugnissen zu finden meinte, viel weniger aber, dass man sich der Bedeutung und Eigenart der deutschen Literatur bewusst war. Nach Rumänien führt uns Marcu, der die lateinischen und griechischen Einflüsse in der rumänischen Literatur vor hundert Jahren abgrenzt.

Zu einer anderen Gruppe ordnen sich die Studien, in denen Literaturfragen grundsätzlicher Natur nachgegangen wird. Auch Lichtenbergers schon erwähnter Beitrag gehört in diesen Zusammenhang. Kohler setzt sich mit dem oft erörterten Problem des gelehrt-künstlerischen Charakters oder volkstümlichen Schöpfung der mittelalterlichen Literatur auseinander, und zwar mit dem Ergebnis, dass er den Bédierschen Theorien, die er in ihrem Kern für berechtigt hält, ein *Et pourtant...* gegenüberstellt: *la poésie primitive relève la tête.* An die von Kohler entwickelten Gedankenkreise gliedern sich an die Ausführungen von Tronchon über die Anfänge der Volkskunde in Frankreich und den Ursprung des Volksliedes und die von Tille, der den Ursprung des Volksliedes gleichfalls in Bédiers Sinn auffasst und namentlich an dem Beispiel der Erzählungen der Mme d'Aulnoy darlegt, wie solche kunstgefertigten Erzählungen in das tschechische Volk drangen.

In einer weiteren Gruppe von Beiträgen werden literarhistorische Themata allgemeiner Natur in ihrer Behandlung in den verschiedenen Ländern erörtert. Ortiz schaut von Metastasios *Libertà* in die französische, spanische und rumänische Literatur hinüber. Ernst greift in grossen, nur Kernprobleme streifenden Ausführungen auf die Behandlung des Iphigeniestoffes bei Euripides, Racine und Goethe zurück und bietet damit zugleich ein Stück vergleichender Literaturbetrachtung. Farinelli schreibt in allgemeiner Form über Nationaldünkel und Literatur, Tieghem schildert die Behandlung des Herbstmotivs bei den verschiedensten Völkern; seine Ausführungen umfassen den Zeitraum eines Jahrhunderts und schliessen ab mit dem Jahre 1820, dem Datum von Lamartines *Automne*. Schinz widmet Rousseaus Ruhm und Nachleben grosszügige Ausführungen, und Neri behandelt das technisch-dramatische Motiv der *commedia in commedia*.

Mehr in der Enge des Einzelfalls bleiben Untersuchungen wie die folgenden: Eckhardt bringt unter dem Titel *Franco-Hungarica* einen dreifachen Beitrag. Einmal sucht er die Gestalt des Hervis de Metz auf ihr geschichtliches Vorbild zurückzuführen und weist auf Heriveus von Reims hin. Das Auftreten der Ungarn in der Chanson bringt er mit dem von Flodoard berichteten Einfall der Ungarn in Lothringen aus dem Jahre 917 in Zusammenhang. Hardré, den Verräter, identifiziert er mit Hagano, dem durch Flodoard bezeugten treulosen Ratgeber Karls des Einfältigen. Flodoard sucht er als Quelle der Chanson sehr wahrscheinlich zu machen. Ein zweiter Beitrag Eckhardts will eine Deutung des ungarischen Stadtnamens Moson und eines sich an ihn knüpfenden Wortspiels geben, das gelegentlich des ersten missglückten Kreuzzugs, der französische Gläubige durch Ungarn führte, viel belacht wurde. Solalinde erkundet die Abhängigkeit der *General Estoria* des Königs Alphons X. vom *Physiologus*. Lefranc erörtert in methodisch interessanter Weise die Frage, ob Ludwig XIII. das Spanische gelernt hat. (Er entscheidet diese Frage in bejahendem Sinne.) Bédarida behandelt Voltaires Mitarbeiterschaft an der *Gazette littéraire de l'Europe* und arbeitet neben dem Historischen, das sich an jene Episode von Voltaires literarischer Betätigung knüpft, auch das Typische, das sie für Voltaire bedeutet, heraus. Counson schildert einen Prozess, der dadurch entstand, dass ein Advokat von Saint-Omer sich Franklins neue Erfindung zu eigen machte und einen Blitzableiter auf dem Dach seines Hauses anbringen liess. Dagegen erhoben die Nachbarn gerichtlich Einspruch. Robespierre, damals noch Anwalt in Arras, verteidigte den Angeklagten und benutzte die Gelegenheit, Franklin einen begeisterten Brief zu schreiben. Die Comtesse J. de Pange beschäftigt sich mit einer (autobiographischen) Novelle, welche der zweite Mann der Madame de Staël, Jean Rocca, hinterlassen hat, und *Le mal du pays* betitelt ist. Das Manuskript ruht in einem Genfer Familienarchiv. Die Novelle ist grossenteils unmittelbar nach dem Tode der Madame de Staël in Hyères geschrieben worden, wo sich der lungenkranke Verfasser damals aufhielt. Sie ist von recht zweifelhaftem literarischen Wert. Während sich Rocca bei seinen *Mémoires sur la guerre d'Espagne* der Hilfe seiner ungleich klügeren Frau bediente, ist dies bei *Mal du pays* offenbar nicht mehr der Fall gewesen. Hankiss hat es mit der Behandlung des Faustmotivs durch George Sand (*Sept cordes de la Lyre* 1839) zu tun, und Mornet deckt in dem Buch Hesekiel eine vernachlässigte Quelle von Leconte de Lisles *Kaïn* auf.

Die literarhistorischen Beiträge der verschiedensten Art und Richtung erhalten ihre Abrundung durch eine Reihe von Artikeln, welche nach der linguistischen Seite hinübergehen. Salverda de Grave schildert, wie die französische Sprache in Holland während des 18. Jahrhunderts durch die Vermittlung von Gelehrten, Geistlichen, Journalisten, Schriftstellern usw., die aus Frank-

Digitized by Google

reich herüberkamen, eindrang. Hazard verfolgt das Auftreten und die Verwendung von *cosmopolite*. Das Wort tritt zuerst im 16. Jahrhundert auf und hat eine Zeitlang in *cosmopolitain* einen Nebenbuhler gehabt; im 18. Jahrhundert wird es allgemein gebräuchlich. Interessant ist auch die Geschichte seiner Bedeutungsentwicklung, zu deren Kenntnis Hazard mancherlei beachtenswerte Einzelheiten neu beibringt. François behandelt das dem Literarhistoriker so teuere *romantique*, mit dem er sich schon bei früherer Gelegenheit beschäftigt, und in dessen Erforschung seinerzeit auch Baldensperger selbst eingegriffen hat. François bringt seine Ausführungen hier in die Form eines Wörterbuchartikels mit Beispielen. Brunot stellt die Geschichte von *jury* und *juré* und das Nebeneinander und Ineinander beider Wörter dar, denen sich eine Zeitlang *une jurée* zugesellte, und zeigt, wie sich beide Wörter erst nach längerem Schwanken zu dem festen Gebrauch durchgesetzt haben, der ihnen heute anhaftet. Grundfragen der Rhythmik zeichnet Thieme in grossen Linien nach.

Giessen. Kurt Glaser.

Hermann Ammon, Deutsche Sprache und Literatur. Studium, Examen und Beruf. Zweite, durchgesehene Auflage. Marburg, Elwert 1930. IV, 131 S.

Der Zug zu den grossen und grossstädtischen Hochschulen, der unsere Studentenschaft ergriffen hat wie eine Zeitkrankheit, der oft beklagten, aber niemals wirksam bekämpften Landflucht vergleichbar, hat auch im Studium der deutschen Philologie Misstände hervorgerufen, unter denen alle Beteiligten leiden: überfüllte Hörsäle und Arbeitsräume, Seminare von zweihundert und mehr Teilnehmern, Bibliotheken, in denen die wichtigsten Bücher nur nach langem Warten oder mit besonderen Kunstgriffen erlangt werden können. Abhilfe ist schwer möglich. Die Unterrichtsverwaltungen können nicht daran denken, die Lehrstühle entsprechend zu vermehren. Teilung der Seminare ist nicht möglich, wo durch Vorträge der Mitglieder ein Gebiet als Ganzes bewältigt werden soll: es wäre nichts gewonnen, wenn die Hälfte der Teilnehmer die Hälfte der Vorträge hörte. Hilfskurse können wohl der Erlernung der Anfangsgründe wirksam dienen — das Hauptseminar entlasten sie nicht, und schliesslich kann sich der öffentliche Professor der Pflicht nicht entziehen, für alle da zu sein, die von ihm lernen wollen. Aber eines wird er auch bei äusserster Anspannung und freudigster Bereitschaft nicht mehr so vollkommen durchführen können, wie es das heutige Geschlecht der Lehrenden bei den alten Meistern genossen hat: die Sprechstundenberatung, die dem Anfänger Umwege erspart, dem Irrenden zurechthilft, den Vorgerückten durchs Ziel führt. Hier will ein Buch wie das vorliegende aushelfen, und es ist — wie die Dinge heute liegen — zuzugeben, dass wir ein solches Buch brauchen. Es ist auch zu wünschen, dass es von möglichst vielen Seiten besprochen werde, denn allseitig befriedigend kann das Hilfsmittel erst werden, wenn berufene Beurteiler möglichst verschiedenen Standpunkts gehört worden sind. Der Bearbeiter hat sich gewiss alle Mühe gegeben, Irrtümer zu vermeiden und den verzweigten Befund mit gleichmässiger Gerechtigkeit darzustellen. Fortschritte gegen die erste Auflage von 1923 sind zweifellos festzustellen, aber weitere Besserung bleibt dringend zu wünschen.

Vor allem sind die Dinge zu einseitig vom preussischen Standpunkt gesehen: das tritt erstmalig auf S. 6, dann aber durch das ganze Buch hervor, am schärfsten auf S. 57, wenn nach ausführlicher Darstellung der preussischen Prüfungsordnung gesagt wird: „Die nichtpreussischen Staaten haben besondere Prüfungsbestimmungen." Es ist nicht richtig, dass weibliche Bewerber zum bibliothekarischen Beruf nicht zugelassen werden (S. 10), dass Giessen (S. 33) und Würzburg (S. 34) nur einen „Hauptvertreter" der deutschen Philologie haben. Dass Abtestate nicht nötig seien (S. 35), darf so allgemein nicht gesagt werden. Auch von „pädagogischer Gleichgültigkeit der Mehrzahl der Professoren" (S. 38) sollte man nicht sprechen, und wie mag man behaupten (S. 41), unsere Vorlesungen nähmen von der Erfindung des Buchdrucks keine Notiz? Der S. 51 vorgetragene Wunsch, den Studenten möge das Zuhören bei Promotionen und Staatsprüfungen gestattet werden, ist an vielen Hochschulen längst erfüllt. San Martes Reimregister zu Wolfram (S. 66) ist seit 1923 überholt durch Karl Thalmann, Reimformenverzeichnis zu den Werken Wolframs von Eschenbach. In dem Verzeichnis der Hauptvertreter der Germanistik (S. 69ff.) fehlen die Oesterreicher ganz, die Schweizer sind nur mit drei Namen vertreten. Wenn Emeriti aufgenommen wurden, waren Namen wie Behaghel, Ehrismann, Kauffmann, Schröder, Sievers, Singer nicht zu verschweigen. Wenn die Hauptwerke der einzelnen Forscher genannt werden sollten, war bei Friedrich Wilhelm das Corpus der altdeutschen Originalurkunden nicht zu übergehen. Es finden sich Urteile über ganze Wissenschaften, wie S. 74 das über die Stilistik: „Hier liegen die wissenschaftlichen Verhältnisse ganz besonders im argen", oder das über die Theatergeschichte (S. 80): „Aber man sucht in dieser Wissenschaft eben so weit zu kommen, als man kommen kann". Wem sollen solche Urteile — die unsererseits zu beurteilen wir uns enthalten — helfen? Dasselbe gilt von den stichwortmässigen Kennzeichnungen, die einzelnen Büchern oder Gelehrten angehängt werden: „A. Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied ... epochemachend"; „H. Schneider, Deutsche Heldensage ... zum Examen" (S. 79); „F. v. d. Leyen: Volkskunde, Grammatik"; „Fr. Neumann: Rittertum, Metrik" (S. 71). In der Begriffsbestimmung der Volkskunde (S. 75) ist der Glaube des Volkes ausgefallen; das Märchen wird S. 76 damit bestimmt, dass es aus der Phantasiekraft mythologischen Denkens erwachse; der Weg der Goten soll nach S. 78 vom Schwarzen Meer nach Skandinavien geführt haben. Benfeys Pantschatantra und Uhlands Volkslieder waren auf S. 76 zu nennen, statt auf S. 84 und 90; die auf S. 87 empfohlenen Abkürzungen für die Titel von Quellensammlungen (zum Teil kehren sie auf S. 129ff. wieder) sind fragwürdig.

Zu den sachlichen Anstössen treten, wenn wir von den zahlreichen Druckfehlern hier absehen, stilistische. Mit Sätzen wie: „Wer in einer Universitätsstadt seine Eltern zu wohnen hat" (S. 32), „eine ausgeprägte Richtung, die durch die sehr zahlreiche Scherer-Schule und Erich Schmidt-Schule noch mehr ins Extrem geführt wurde" (67), „Wenn auch der Dichter seine Zeit überragt ... so ist er immerhin doch ein Produkt seiner Zeit, sagen wir deren feinste Blüte" (84) hätte Herr Ammon eine Prüfung in Giessen nicht bestanden. Wer Unwörter wie Simplifizierung (4f.), Fachkollegen (6), Inkunabelnkunde (10 u. ö.), Wissenschaftler (11 u. ö.), aufsichtsführend (57), Neugermanist (60, 83) in den Mund nimmt, muss sich gefallen lassen,

Digitized by Google

auf seinen eigenen Satz (S. 50) hingewiesen zu werden: „Man bedenke, dass auf guten Stil bei der Beurteilung grosser Wert gelegt wird."

Giessen. Alfred Götze.

Asinarius und Rapularius. Herausgegeben von Karl Langosch. (Sammlung mlat. Texte hsgg. v. Alfons Hilka 10.) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1929. (Verlags-Nr. 2153.) XII und 108 Seiten.

Die beiden mlat. Verserzählungen Asinarius und Rapularius, denen die Brüder Grimm die Märchen vom Eselein und von der Rübe nacherzählt haben (Nr. 144 und 146 der Kinder- und Hausmärchen), sind zuletzt von J. Bolte im 3. Bd. der Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen, 1918, S. 152ff. und 169ff. abgedruckt worden. Bolte hat jedesmal die älteste Hs. zugrunde gelegt und darunter die Laa. anderer Hss. mitgeteilt. Im Gegensatz dazu bietet Langosch eine kritische Ausgabe; es ist die erste, die nach langer, durch den Krieg und seine Nachwirkungen hervorgerufener Pause in der Hilkaschen Sammlung erscheint. Vom Rapularius gibt es zwei Fassungen, eine ältere und eine jüngere; da sie nur verhältnismässig wenige Verse miteinander gemeinsam haben, sind sie getrennt voneinander abgedruckt. Der Gesamteindruck der Ausgabe ist recht erfreulich.

Der Text der drei Stücke beruht auf einer Vergleichung des gesamten Materials, soweit es Langosch bekannt geworden war. Sämtliche Hss. — erheblich mehr als bei Bolte — sind unmittelbar herangezogen worden; doch sind in der v. l. mit Recht die isolierten Lesungen geringerer Hss. übergangen worden. Für den Asinarius habe ich die v. l. zum Teil nachgeprüft, indem ich die Hss. F (Frankfurt a. M. Barthol. 62) und B (Berlin Diez B Santen 4, diese nach einer Photographie) auf längere Strecken damit verglich. Danach zu urteilen, ist die v. l. recht sorgfältig und im ganzen zuverlässig. Hie und da lese ich freilich anders. So heisst in v. 257 das erste Wort nicht *Nunc*, sondern *Tunc*. Das *T* hat die Form eines vergrösserten kleinen *a* unserer lat. Schreibschrift mit übergelegtem Balken; sie findet sich genau so in Clm. 4660 (dem berühmten Cod. Buranus) fol. 14r, 73v und 81r. Jenes *T* in der Asin.-Hs. B steht offenbar auf Rasur; was vorher dagestanden hat, vermag ich auf der Photographie nicht zu erkennen. In v. 203 hat B zweimal *h'*, desgleichen am Eingang von v. 206, 207 und 258; das heisst nicht *hoc*, sondern *hec* (*h'* auch v. 55. 67. 204. 401, wo Langosch überall richtig *hec* gelesen hat); *hoc* wird *h·* oder *h*c geschrieben; in B freilich begegnen diese Abkürzungen nicht, wenigstens nicht im Asin. In v. 391 hat F *uuuante*, allenfalls *uiuante*, aber nicht *viuante* (*v* und *u* sollten wenigstens in solchen Fällen in der v. l. auseinandergehalten werden); v. 358 *amicitur* F, nicht *amatur; amicitur* haben auch γHM, d. h., da F hinzutritt, die ganze Hss.-Klasse δ. Für den Text, den Langosch hergestellt hat, sind übrigens diese Berichtigungen ohne Belang, ebenso das, was ich sonst noch in B und F gefunden habe.

Ueberhaupt wird man den Text, der hier auf Grund reiflicher Erwägungen, wie leicht zu ersehen ist, dargeboten wird, im wesentlichen wohl als abschliessend betrachten dürfen. Gelegentlich kann man zweifeln, ob das Rechte getroffen ist. So weiss ich nicht, ob nicht Asin. 39 die La. der Hss.-Klasse δ *Tunc iussu patris nimio nutritur honore* besser ist als die der anderen, *BKMS, *Tunc i. regis magno n. h.*, die in den Text gesetzt ist. Mindestens leuchtet mir die Begründung nicht ein, die Langosch dafür gibt: dass *nimius* sonst im Asin. überhaupt nicht, geschweige denn in der Bedeutung von *magnus*, begegne. Welchen Grund sollte der Dichter gehabt haben, das ganz gewöhnliche Wort in dieser oder jener Bedeutung zu meiden? Mir scheint es grundsätzlich bedenklich, aus dem sonstigen Fehlen eines solchen Wortes in einem Text von 402 Versen derartige Schlüsse zu ziehen. Ueberdies stellt Langosch selbst fest (S. 12), dass *nimis* in v. 90 „sehr" bedeutet. *regis* in *BKMS könnte sehr wohl aus der genau entsprechenden Stelle des folgenden Verses eingedrungen sein. Asin. v. 289f. heissen bei Langosch *Suscipiens asinus patre committente puellam Instituit celebrem rexque paterque diem.* In v. 289 haben 2 Hss. *com(m)itante*, alle anderen *conuiuante, coniuvante*. Das weist doch entschieden eher auf *conniuente* „mit Erlaubnis des Vaters"; gerade *connivere* ist auch sonst von Schreibern häufig verderbt worden. Freilich ist es richtig, dass der König im Asin. dem Tierbräutigam nicht bloss gestattet, die Prinzessin zu heiraten, sondern sie ihm geradezu aufdrängt. Aber die ganze Stelle erregt auch sonst Bedenken. Vor allem der Nom. absol. scheint mir in einem Gedicht wie dem Asin. kaum erträglich. In älterer Zeit findet sich ja dergleichen; aber es ist einer der verhängnisvollsten Fehler, die man machen kann, wenn man das, was in karolingischer und ottonischer Zeit möglich war, auch den formal ganz anders geschulten besseren Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts zutraut. Zu diesen gehört aber auch der Verf. des Asinarius. Ich vermute daher, dass hinter v. 289 mindestens zwei Verse ausgefallen sind. Und was heisst *suscipiens?* Allerdings ist auch mir wahrscheinlich, daß es einfach = *accipiens* ist. Aber auf eine andere Möglichkeit möchte ich doch wenigstens hinweisen. Sollte *suscipiens* etwa hier bedeuten „indem er auf seinen Rücken nimmt", und bildete v. 289 den Eingang zu einer im übrigen schon früh verlorengegangenen (oder absichtlich gestrichenen?) burlesken Schilderung, wie der Esel seine Braut im Triumph durch die Stadt führt, wogegen der Vater nichts einzuwenden hat *(patre connivente)*? Man mag eine solche Szene für geschmacklos halten; aber dem Verf. des Asin. möchte ich sie schon zutrauen (s. unten). — Ebenso wie hier der Nom. abs. scheint mir so gut wie unmöglich der reine Inf. bei *video*, Rap. II 218 *(Quis mihi . . . compatietur . . .) Qui propria video me spoliasse manu;* die Fälle von reinem Inf. nach *conicere, reri* usw., die S. 85 angeführt werden, sind ganz anderer Art, sie würden grösstenteils auch klassisch nicht den geringsten Anstoss erregen. Ich lese mit Strecker *videor*, was auch in den Zusammenhang viel besser passt. — Rap. II 361 *Taliter intranti respondet pendulus iste:* l. *instanti; intrare = petere* oder *impetrare* (so Langosch S. 106) ist mir gänzlich unbekannt; Rap. I 59 heisst es ganz einfach „eintreten, eingelassen werden": *(regia castra subit.) Se praesentari regi petit, impetrat, intrat.* — Ein Druckfehler, *Tunc* statt *Tune*, ist Asin. v. 275 stehen geblieben.

Ist der Herausgeber bei der Einteilung des Textes in Abschnitte einer bestimmten Hs. gefolgt und welcher? B teilt jedenfalls ganz anders ein: 5 Hauptabschnitte, durch grosse Initialen und römische Ziffern am Rande bezeichnet, Beginn v. 1, 43, 123, 175, 257; ausserdem Unterabteilungen (lediglich §-Zeichen u. dgl. am Rande). F hat überhaupt keine Einteilung. Die von B ist schwerlich ursprünglich, denn sie trennt wiederholt Zusammengehöriges

Digitized by Google

und vereinigt andererseits, was zu trennen ist. Aber man sollte doch auch über diese Dinge wenigstens kurz berichten. Sie könnten einmal wichtige Fingerzeige geben.

Jedem der drei Texte geht eine Einführung voraus, worin über die Hss., ihr Verhältnis zum Original und untereinander, über Vers und Sprache, endlich über Lokalisierung und Datierung berichtet wird. Es folgen auf den Text jedesmal Anmerkungen zu einzelnen Stellen, enthaltend kurze Erörterung textkritischer Fragen, Nachweise von Quellen und Parallelen u. dgl. Diese Teile zeugen von guter Kenntnis der einzelnen Gebiete; sie bringen viel nützliches Material. Im einzelnen bin ich auch hier manchmal nicht einverstanden; die meisten Bedenken habe ich gegen die Ausführungen über die Sprache der Texte. Ich hebe einiges heraus, weil es, wenn es unwidersprochen bliebe, ein falsches Bild geben könnte von den Freiheiten, die sich diese Dichter gestatten. S. 11: *domicellus* ist im Asin. keineswegs = *dominus;* es bezeichnet stets nur den jungen Herrn, den Prinzen; entsprechend heisst *domicella* „Prinzessin". — S. 12: *vocitare in* c. abl.; man denkt natürlich, es bedeute „rufen nach". Die Stelle lautet aber (Asin. 43): *Iam patris in regno vocitatur et est domicellus* „schon heisst er und ist er (Kron-) Prinz im Reiche seines Vaters"; also hat der Abl. nicht das geringste Auffällige an sich. — Ebenda wird behauptet, *aliunde* v. 18, *hinc* und *inde* v. 174 und 173 bezeichneten kein Woher, sondern ein Wo. Das ist mlat. an sich möglich, wenigstens bei *hinc* und *inde;* aber hier stimmt es in keinem Falle. So lauten v. 17f. *Pertruso* (ist nicht doch *Pertuso* vorzuziehen, die La. von FS? Vgl. Rap. II 309) *sacco . . . me comparo, qui, quod Ore patente capit, hoc aliunde vomit; aliunde* also etwa „aus einem anderen Loch". V. 171ff. wird die Tischordnung bei Hofe geschildert, und zwar von oben nach unten: am oberen Ende sitzen König und Königin, nach der Königin kommt zunächst die Prinzessin (*pone latus* keineswegs einfach = *iuxta l.*), dann heissen v. 173f. *Inde locantur et hi, quos militiae chlamys ornat, Hinc servi resident inferiore loco* „die Plätze von da ab (d. h. von der Prinzessin an nach dem unteren Ende zu) nehmen die Ritter ein" usw. — S. 13 Abs. 2: an vier Stellen des Asin. soll das Plusqupf. als Tempus der Erzählung stehen; ich bestreite es für alle Fälle entschieden. Z. B. heissen v. 7f. *His* (den Eltern des *asinus*) *tamen adversa partum Lucina negarat, Gratis* (umsonst, vergeblich) *enim Veneris excoluere iocos.* Hier ist *negarat* durchaus echtes Plusqupf.: „Lucina hatte (von Anfang ihrer Ehe an) . . . bestimmt, sie sollten keine Kinder bekommen; das ergibt sich daraus, dass sie vergeblich" usw. So ist hier auch *enim* zu erklären; weder hier noch anderwärts in den drei Texten ist es einfach überleitend, wie S. 12, 54, 84 behauptet wird, allenfalls Rap. I 148. Diese Mittel, um den Vers zu flicken und zu strecken: Flickwörter, Diminutiva, Plusquamperfekt statt Perf. u. dgl., sind besonders im 10. Jhd. (so im Waltharius und bei Hrotsvith) sehr beliebt; aber im 12. und 13. Jhd. kommen gute Dichter im allgemeinen ohne sie aus. Dieser Unterschied der Zeiten kann nicht oft genug betont werden. — Zu Asin. 197ff. (Anm. S. 42): nicht nur die Farbenvergleiche, sondern die ganze Darstellung entspricht dem in jener Zeit für die Schilderung weiblicher Schönheit bis zum Ueberdruss benutzten Klischee; *caesaries* für Frauenhaar ist bereits klassisch, vgl. den Thes. l. l., auch mlat. ist es mir öfters begegnet. — Rap. II 81: *Materno dum me gremio natura beavit* ist mit Recht stehen geblieben; derselbe Hexameterschluss *natura beavit* findet sich auch bei Nigellus Wireker, Speculum stultorum, Wright Sat. Poets 1, 126, 11; ebd. 129, 17; ferner Migne 171, 1660 C (Marbod); vgl. auch den Hexameterschluss *fortuna beavit* Pamphilus v. 247 und Vitalis Aulularia v. 467. Dergleichen Wendungen, die fast immer an der gleichen Stelle des Verses stehen (es kommt nicht nur das Ende, sondern auch der Anfang und das Innere in Betracht), verdienen besondere Aufmerksamkeit, und es ist zu begrüssen, dass Langosch manches dieser Art anmerkt. Eine Zusammenstellung solcher Formeln aus einem grösseren Kreis von Dichtungen, so lückenhaft sie zunächst sein müsste, wäre gewiss sehr nützlich, ebenso wie z. B. ein Verzeichnis von besonders beliebten Reimen. — Das Wortspiel *carus / rarus* Rap. II 101 findet sich bereits bei Publilius Syrus, vgl. Otto, Sprichw. der Römer S. 294; auch z. B. in der bekannten Romsatire des Philippe de Grève *Dic Christi veritas*, An. hymn. 21 nr. 181 (= Carm. Bur. nr. 131 [Schmeller nr. XCIII]), 1, 2f. — So liesse sich noch manches andere nachtragen und berichtigen; allein das versteht sich bei einer derartigen Arbeit fast von selbst. Nur eine Frage noch: Woher diese seltsamen Namen auf *-arius*? Sind sie nach *Aulularia* gebildet? Und warum dann *Rapularius* und nicht *Rapularia*?

Den Schluss der Ausgabe bildet ein Glossar und ein Register zu den Anmerkungen. Im Vorwort wird allgemein über die drei Texte und ihr Verhältnis zueinander gesprochen. Auch hier möchte ich ab und zu ein Fragezeichen machen. Den Asinarius z. B. scheint mir Langosch dichterisch doch stark zu überschätzen. Mich wenigstens stören allerhand Ungereimtheiten und Widersprüche in der Darstellung. Seltsam ist z. B., dass derselbe Königssohn, der eben noch so verzweifelt über seine Eselsgestalt war, dass er darum seine Heimat verliess, am Hofe des fremden Königs mit einem Male so keck und selbstbewusst auftritt; dass die Prinzessin gar keinen Abscheu vor der Vermählung mit einem Esel empfindet, vielmehr freudig zustimmt (dass sie den Tierbräutigam nimmt, wird in den anderen Märchen dieser Art, so viel mir bekannt, immer besonders motiviert), u. a. mehr. Ebenso kann ich nicht zugeben, dass der Rapularius durch die Anfügung des ganz heterogenen zweiten Teils gewonnen hat, wie Langosch meint. Langosch findet die Uebertölpelung des dummen Vaganten in diesem zweiten Teil „belustigend" und den Hohn des Ueberlistenden augenscheinlich wohlverdient. Der arme Vagant hat sich in den Sack sperren lassen und muss nun doch darin elend umkommen. In dem Märchen von Unibos, vom Bürle usw., aus dem die Szene stammt, hat diese Handlungsweise des Ueberlistenden allemal einen guten Sinn; denn die Feinde, die ihn in den Sack gesteckt haben, kommen wieder, darum muss er nicht nur für seine Befreiung, sondern auch für einen Stellvertreter sorgen, weil jene sonst merken, dass er nicht mehr darin ist. Im Rap. aber kommen die Feinde nicht wieder, er braucht also keinen Ersatzmann, und so stellt sich seine Handlungsweise und erst recht die Verhöhnung des armen Teufels, der ihm nicht das Geringste zu leide getan hat, als eine unglaubliche Roheit und Gefühllosigkeit dar. So ist sie auch den Brüdern Grimm erschienen; denn sie fügen hinzu, dass der Ueberlistende den Gefangenen nach kurzer Zeit aus seiner verzweifelten Lage befreien lässt, verwandeln also die Roheit in einen Scherz. Nicht zwingend erscheinen mir auch die Belege für die Behauptung, im Rap. II zeige

Digitized by Google

sich eine „Verengung des künstlerischen Geschmacks". (Nebenbei sei erwähnt, dass der Verf. dieser Dichtung wohl auch den Asin. gekannt hat: Rap. II 230 klingt sehr stark an Asin. v. 108 an. Oder ist gemeinsame Quelle anzunehmen?) Dass Asin. und Rap. I von demselben Verf. herrühren, scheint Langosch nicht für wahrscheinlich zu halten. Ich sehe bis jetzt keine Gründe, die gegen eine solche Annahme sprächen. Doch unterlasse ich es, darauf näher einzugehen. Denn Langosch kündet an, dass er über den Stil der drei Texte später auf erweiterter Basis zu handeln gedenkt, d. h. doch wohl unter Heranziehung verwandter Dichtungen. Da werden wohl auch diese und ähnliche Fragen behandelt werden. Man darf auf das Ergebnis gespannt sein. Jedenfalls bilden für derartige sehr nötige und nützliche Untersuchungen solche sorgfältige und gewissenhafte Editionen, wie deren hier eine vorgelegt wird, eine vortreffliche Grundlage.

Frankfurt a. M. Otto Schumann.

Schriften aus der Gottesfreund-Literatur. Heft 1: Sieben bisher unveröffentlichte Traktate und Lektionen. Heft 2: Merswins Vier anfangende Jahre. Des Gottesfreundes Fünfmannenbuch (Die sogenannten Autographa). Heft 3: Merswins Neun-Felsen-Buch (Das sogenannte Autograph). Hgg. von Philipp Strauch (= Altdeutsche Textbibliothek, begründet von H. Paul, hgg. von G. Baesecke, Nr. 22. 23. 27). Halle, Max Niemeyer. 1927. 1929. XXI, 105; XVII, 82 S. 3 Tafeln. XV, 167 S. 1 Tafel.

In drei Heften legt Philipp Strauchs unermüdete Sorgfalt die Gottesfreund-Literatur vor. Die sieben Traktate und Lektionen des Grossen Memorials waren bisher nicht veröffentlicht; mit Strauchs erstem Heft lag die unter Merswins und des Gottesfreunds Namen gehende Literatur zum erstenmal abgeschlossen vor. Merswins „Vier anfangende Jahre" hatte nach dem sogenannten Autographon C. Schmidt 1854 herausgegeben, wie mangelhaft, wissen wir vor allem durch Strauch selbst. Das gleiche gilt von Schmidts Ausgabe des Fünfmannenbuchs. Für diese wichtigen Autographa bringt Strauchs zweites Heft die kritische Grundlage. Schmidts ungenaue Ausgabe des Neunfelsenbuchs hatte Strauch durch eine Kollation in der Zs. f. d. Phil. 34, 267ff. richtiggestellt. In Erweiterung seines ursprünglichen Plans hat er sich entschlossen, auch dieses dritte Autographon in zuverlässigem Neudruck vorzulegen, so dass künftige Arbeit an der Gottesfreund-Literatur allseitig gesicherte Grundlagen vorfindet. Für diese Arbeit liefern Strauchs Zutaten zu den Texten, vor allem die in den Einleitungen enthaltenen Winke über den Stil der Stücke und die hinter ihnen erkennbaren Vorlagen, dann aber auch die sprachlich-stilistischen Anmerkungen wertvollste Beiträge. Luise Berthold hat in ihrer Anzeige der beiden ersten Hefte (Zs. f. d. Phil. 54, 230f.) gezeigt, wie sich die in den Autographen enthaltenen Hinweise auf elsässische Herkunft verdichten lassen und wie dringend dieses sprachliche Gepräge der früher behaupteten Verfasserschaft des Nikolaus von Löwen widersprechen muss. Das ist eine erste Auswirkung von Strauchs hingebender Tätigkeit — möge die Nachfolge nicht ausbleiben!

Giessen. Alfred Götze.

Flugschriften zur Ritterschaftsbewegung des Jahres 1523. Herausg. von **Karl Schottenloher.** Mit sechs Abbildungen (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, begründet von Jos. Greving, herausg. von Albert Ehrhard, Heft 53). Münster: Aschendorff 1929. XII, 131 S. 8°. Geb. 7.25 M.

Der Endkampf der rheinischen und fränkischen Ritterschaft gegen Fürsten und Städte, der im Jahr 1523 temperamentvoll genug, aber ohne Blick für die Erfordernisse der Zeit und darum ohne Erfolg geführt wurde, ist von einem Schwarm Flugschriften begleitet gewesen. Ein Teil davon hat in Oskar Schades Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit, in Rochus von Liliencrons Historischen Volksliedern der Deutschen und in den von Otto Clemen herausgegebenen Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation Aufnahme gefunden, in ihrer Gesamtheit waren sie nicht zugänglich. Bisher hat kein Forscher die zum Teil seltenen Stücke gleichmässig verwerten können. Hier schafft Schottenloher Wandel. Er stellt die Ritterschaftsbewegung von 1523 auf 17 Seiten übersichtlich dar, verzeichnet in einer mustergültigen Bibliographie die vierzehn Flugschriften in allen ihren erhaltenen Drucken und druckt die neun Stücke, die bei Schade, Liliencron und Clemen fehlen, neu. Quellen von so ursprünglicher Eigenart sind der Forschung stets willkommen, und wenn Edward Schröder im Anzeiger für deutsches Altertum 49 (1930) 64 die Veröffentlichung warm begrüsst, so ist ihm rückhaltlos beizustimmen. Nur muss hinzugefügt werden, dass mit der Ausgabe, wie sie S. vorlegt, die Arbeit nicht getan ist.

Auf S. 1X sagt er: „Die Erläuterungen sind, um der Deutung des Lesers nicht vorzugreifen, auf die notwendigsten Herausgeberpflichten beschränkt". Wir wollen über diesen Standpunkt und seine Formulierung nicht rechten, sind aber der Meinung, dass sich nicht alle Leser Stellen wie die folgenden recht deuten werden: 18, 11 *reutets* (!) *meer* „Reutersmär"; 30, 26 *masz und ober* „mäszige und überhebe"; 46, 11 *das* „dasz sie"; 46, 18. 80, 21 *nam* „Beute, Plünderung"; 47, 17 *verzeyhung* „Verzicht"; 48, 4 *wern* „Werra"; 54, 11f. u. ö. *tregt dy person* „spielt die Rolle"; 57, 26 *aber* „oder"; 58, 17 *an hochzeitlicher* „unfestlicher"; 59, 13 *gelernt* „gelehrt"; 22 *werd . . . entgegen* „war zugegen"; 65, 35 *gehn* „gesagt" (zu mhd. *jëhen* „behaupten" wie 65, 6 *yee*); 66, 33 *ir* „ehe"; 89, 3 *zwifach* „zwilchen"; 107, 32 *fürzûschieben* „Vorschub zu leisten"; 108, 21 *beeten* „bäten"; 109, 37 *wichtig* „begründet". Dutzende von ernsthaften Schwierigkeiten bleiben ungeklärt, während hunderte von Fussnoten ganz belanglose Hilfen geben, meist durch Hinweis auf so selbstverständliche Hilfsmittel wie Schmeller und das Deutsche Wörterbuch.

Oft versteht der Herausgeber seine Texte selbst nicht. Sein Wortverzeichnis weist drei Stellen für *eehaft* „rechtmässig" nach, adjektivisch steht das Wort aber nur 35, 21, während es 47, 8 substantiviert ist zu „rechtliche Ursache" und 40, 2 in einer bis zur Dunkelheit verkürzten Fügung erscheint. 50, 21 *gleit* wird mit „Leid" erläutert, es ist aber mhd. *geleite* „Sicherheit". Wenn 51, 9 Hartmuth von Cronberg *doctor der hecken geschrifft* gescholten wird, so ist unter Anspielung auf seine Schriftstellerei (S. XI Kück) der *doctor der helgen geschrifft* mit Anklang an Heckenreiter nachgebildet; Schottenlohers Fussnote „Verächtliche Bezeichnung für den Buschklepper . . ." lässt den Wortwitz unerklärt. 55, 19f. *alles jrs vermuet-*

Digitized by Google

willens schadens bedeutet: „allen Schadens, den sie sich durch eigenes Verschulden zugezogen haben" — was soll die Fussnote „vermutwilligt"? 56, 16 *meyden* ist „Hengst" (das Ross Gottes spielt in obd. Mundart heute noch seine Rolle). Schottenloher greift mit seiner Fussnote „Wohl: maid, dann die Muttergottes gemeint" fehl, weil er mhd. *meidem* (Lexer I 2071) nicht kennt. 57,3 *got geb dem Ewangeli sand Stolpriann* heisst „der Teufel soll es holen" — die scheingelehrte Fussnote hilft nichts. 58, 29 *vermonger* ist nicht „Vermenger" oder „Blutsverwandter", sondern gehört zu vermahn(ig)en. 59, 17 *Seducirer* ist zu lat. *seducere* gebildet und nicht mit Sadduzäer zu erläutern. 60, 2 *vor* bedeutet „zuvor", nicht „für", 61, 29 f. *erkuckhn* „erquicken", nicht „erkecken" (was ist das?). 63, 15 *Es gilt dir den gar ausz* heisst: „ich trinke dir den ganzen Becher zu" — die Worte der Fussnote „Garaus des Zutrunks" sind dunkler als der Text. 66, 15 *zůsten* bedeutet nicht „zustehen", sondern „in die Hände laufen". 79, 10 *verladt* ist nicht „Reimform statt: verliert", sondern mhd. *verlât* „er lässt fahren". Zu dem Verspaar 90, 25f.:

Sein geschutz und pulver richt er zu,
Wer tag noch nacht, da was keyn rhu

bemerkt S.: „= wär?" Es liegt die bekannte Form der Alternative vor: „es mochte Tag oder Nacht sein". 94, 3 *rummer* ist zusammengezogen aus *her umb her*, nicht „rund herum". 96, 28 *gekart* gehört zum Inf. mhd. *kêren* und steht nicht „in Reimnot statt gekehrt". 105, 12 *Jeck yeck* sind nicht „Ausrufeworte", sondern Vok. zum Mask. *geck* „Narr".

In seiner Unsicherheit den Texten gegenüber versäumt S. einzugreifen, wo die alten Drucke, die meist vom Ursprung der Flugschriften weit abstehen, der kritischen Herstellung bedürfen. Zu lesen ist 38, 9 *Franckēlands*; 39, 34 *vertrags verwandter*; 40, 9 *andern*; 41, 24 *gůt*; 26 *zu verhörern*; 45, 41 *befelhs halben*; 46, 8f. *zu gemeiner*; 55, 1 *schalcksmůnich* (wie 70, 31 *schalcks pfaffen*); 56, 25 *heßlich*; 58, 28 *junger*; 59, 20 *Ebernberg*; 61, 9 *schmechen*; 14 *kopffen*; 22f. *da hinein ziechen*; 62, 2 *wen* („denn") *petln tůt wee*; 64, 3 *spil*; 65, 20 *tődt, meint*; der 65, 30 beginnende Satz gehört Butzer; 67, 14 lies *werest*; 69, 14 *xxiij* statt *xxxij*; 70, 11 *ir es* statt *es ir*; 71, 38 *dem nach*; 77, 35 *ich mich* statt *mich*; 88, 33 *steygraif*; 89, 2 *zaun*; 93, 11 *slangen*; 94, 4 *dorft*; 101, 14 *wie vil*; 108, 21 *freundē*; 109, 26 *Aber*; 110, 26 *den* statt *dem*; 29 *worden*; 111, 6 *derhalben*; 15 *irem*; 26 *vorhetten*.

Hier und oft verfährt S., wie es eine der Flugschriften (56, 7) ausspricht: *„gebendt dir diss bůchlein, was zevil oder zewenig darjnn, selbs zepessern"*. Für den Benutzer entsteht damit ein Zustand, der um so unbehaglicher ist, als er sich neben Fehlern von 1523 oft auch solchen von 1929 gegenübersieht, z. B. lies 4, 22 *dem* statt *den*; 5, 1 Hohenlohe; 10, 22 *wår* st. *war*; 31, 40 Augsburger st. oberländischen; 35, 20 *auff* st. *suff*; 37, 7 *verwanten* st. *varwanten*; 49, 34 den einzigen Druck st. die einzige Vorlage; 64, 28 *glauben*; 72, 37 an den Rain; 83, 35 Landgrafen st. Herzog; 94, 38 Franzens st. Hans; 104, 7 *Keyserlicher*. Die kritische Aufgabe, die namentlich der „Schnapphahn" geboten hätte, ist nicht gelöst. An Stellen wie 60, 7. 22ff. 64, 29ff. fühlt sich der Leser vom Herausgeber völlig im Stich gelassen, was bei Schade schon 1863 nicht mehr vorkam. Dessen Zeichensetzung war verlässlich, während S. versäumt, die Hilfen zu geben, die auf diesem einfachen Weg zu leisten sind, z. B. 44, 33. 58, 17. 22. 59, 37. 60, 1. 65, 24. 105, 18. 20. 108, 21. 109, 42. 110, 7. 23.

Ganz im argen liegt die Bestimmung der Verfasser. Bei der Reformation Kaiser Friedrichs III. (S. 5 Anm. 10) tun wir einen Schritt zurück. Die Gruppe der vier Augsburger Prosaschriften S. 6ff. bleibt namenlos. Dass *Matthias Slegel* auf dem Titel von *„Wasz nützung entspring von den falschen Luterischen Catzen"* ein erdichteter Name sei, wird S. 12 ohne den Schatten eines Beweises angenommen. Die danebenstehende Vermutung, diese Flugschrift gehöre demselben Verfasser wie der Schnapphahn, scheitert schon daran, dass Hartmuth von Cronberg in dieser Flugschrift 63, 20 *Herman von Kranberg* heisst, während er 51, 8f. *Hartman . . . von Cronburg*, 51, 16 *Hartman . . . von Cronberg* genannt wird. Der Verfasser der „Entschuldigung" (S. 14. 24. 100ff.) wäre unter den Führern der fränkischen Adelsbewegung gewiss zu finden gewesen. Wenn Schottenloher S. 15 Anm. 33 das „Gespräch des Fuchses und Wolfs" gegen Kalkoff dem Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler wieder abspricht, hätte er gut getan, seine Ansicht zu begründen. Auffällig ist, dass im Ritterort Steigerwald, in den das Gespräch verlegt wird, die Hauptleute Dietrich Fuchs und Wolf von Kreylsheim aufgestellt waren (S. 48 Anm. 30).

Es ist peinlich, Einwände gegen eine Ausgabe häufen zu müssen, die so viel neuen Stoff bietet, dass wir für ihr blosses Vorhandensein dankbar sein müssen. Da aber die Texte Rohstoff geblieben sind, muss die Losung lauten: der Neudruck ist da, die Arbeit kann beginnen.

Giessen. Alfred Götze.

Werner Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben. Bühl (Baden): Konkordia. 1929. 91 S. (= Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft hgg. von Eugen Fehrle, Heft 2).

Der Mond umkreist die Erde in immer der gleichen, kurzen Zeit; dabei wandelt er im Gegensatz zu den andern Himmelskörpern sichtbar seine Gestalt. Er übt damit auf alles Volksleben den tiefsten Einfluss aus und ist mit seinen dem blossen Auge klar wahrnehmbaren Phasen das Grundmass aller menschlichen Zeitrechnung geworden. Während die Sonne ihren scheinbaren Weg bei Tag zurücklegt, beherrscht der Mond mit schwächerem Glanz die Nacht, die mit Unfassbarkeit und Grauen die Einbildungskraft der Völker weit stärker anzuregen pflegt, als der Tag und die tagsüber strahlende Sonne. Fragestellungen knüpfen an die himmlischen Verhältnisse, die zu fast unabsehbaren Deutungen Anlass geben. Der deutsche Volksglaube dieser Art wirkt sich vor allem in einer Fülle von Zauber- und Segensvorschriften aus, die heute noch im Verborgenen allenthalben ihr Leben führen. Dazu treten Bildformen wie Gebäcke, Amulette und Wappen, die ursprünglich die Gunst des Mondes magisch erzwingen wollten, nun aber (unter Verdunklung des alten Zauberglaubens) zu blossen Sinnbildern geworden sind. Volkslied, Märchen und Sage ziehen auf Schritt und Tritt den Mond in ihren Bereich.

Eugen Fehrle hat in seinen Arbeiten, z. B. in „Zauber und Segen" 1926, und in den „Deutschen Festen und Volksbräuchen", zuletzt 1927, sorglich auch auf diese Dinge geachtet. Es war sein glücklicher Gedanke, durch den auf der Sternwarte Königstuhl herangewachsenen Sohn des Heidelberger Astronomen den an den Mond knüpfenden deutschen Volksglauben sammeln und in

Digitized by Google

übersichtlicher Darstellung alle seine verzweigten Beziehungen klar ins Licht rücken zu lassen. Der richtig durchgeführte Plan, unter Friedrich Panzers anteilvoller Leitung als Heidelberger Doktorschrift ausgeführt, hat das vorliegende Buch ergeben. Es ist wertvoll vor allem durch die fast 400 beigefügten Nachweise (die übrigens hätten durchgezählt werden sollen) und durch elf gute Abbildungen. Der Anfänger ist oft im Stoff steckengeblieben, statt ihn zu durchgeistigen. Ihm sind zu viel Druckfehler stehengeblieben, das Schriftenverzeichnis zeigt manche Lücke — Karl v. Bahders Artikel Wadel im 13. Band des Deutschen Wörterbuchs hätte W. nicht entgehen dürfen — und nicht überall ist es gelungen, von den Darstellungen anderer zu den Zeugnissen selbst vorzudringen.

Nicht alle Fragen, die sich an den über alle Völker greifenden Gegenstand knüpfen, lassen sich vom deutschen Volksglauben aus beantworten. Der Verfasser hat mit Recht schon oft darüber hinausgegriffen. Er sollte sich ermutigen lassen, dem Gegenstand treuzubleiben und dereinst, mit erweiterter Sprachkenntnis und erstarkter Methode, uns das Buch zu schenken, das noch zu schreiben bleibt: der Mond im Glauben der Völker.

Giessen. Alfred Götze.

Rudolf Blümel, Der neuhochdeutsche Rhythmus in Dichtung und Prosa. (Germanische Bibliothek, begründet von Wilhelm Streitberg †. Zweite Abteilung: Untersuchungen und Texte, 29. Band.) Heidelberg, Carl Winter. 1930. VI u. 176 S.

Der nachdenkliche, einsamen Pfaden ergebene Münchner Forscher äussert sich hier zu den meisten Grundfragen des Versbaues. Fast überall dringt er auf neue Anschauungen und namentlich auch auf neue Kunstworte und Sinnbilder. Er sagt ‚unechte Last' und ‚unechter Keil' für tonschwache Hebung und tonstarke Senkung; die ‚Füsse' zerfallen in ‚Hebungs- und Senkungsstrecke', jene spaltet sich in ‚Späne', diese in ‚Spänchen'; zwischen ‚Fuss' und ‚Reihe' steht der ‚Block'; der zweite Stollen heisst ‚tauber Stabreim' . . . Man spürt wieder einmal, ein wie unreifes Fach die Verslehre ist: jeder findet sich berechtigt, von unten anzufangen und seine eigene Sprache zu reden! In nennenswerter Fühlung und Mitarbeit mit Vorgängern zeigt sich Blümel nicht. Manche Streitfragen, die man seit zehn oder seit vierzig Jahren als durchgekaut betrachten durfte, spiesst er neu an. Ein paarmal trifft man ihn auf den Spuren Sarans: in der Losreissung des Sprechrhythmus vom Gesangsrhythmus; im Gebrauch der Kleingeldnamen ‚Dreier, Sechser'; aber anderes liegt in entgegengesetzter Richtung (z. B. 62: auch der Sprechrhythmus kannte von jeher streng taktmässigen Gang).

Das Amt des Berichterstatters üb ich mit schwerem Gewissen: nicht weil es mich verschnupft hätte, dass B. aus meiner Dt. Versgeschichte aber auch gar nichts lernen konnte, sondern weil ich trotz heissem Bemühen mit dem Verständnis nicht überall nachgekommen bin. Eine Hauptsache bei B., die rechnerischen Angaben S. 51 f., 66 u. ö., bleiben mir ein Geheimnis. Diese Zahlenhaufen erinnern lebhaft an die bei dem Franzosen Georges Lote (vgl. ‚250 Jahre Weidmannische Buchhandlung', 1930, S. 44); aber bei unserm Verf. scheinen sie dem fordernden Verstande, nicht den Sinnen oder der Maschine zu entstammen. Wie B. auf diese wunderbare Scheinexaktheit kam, ist mir dunkel. Umsetzen ins Gehörerlebnis kann diese Logarithmen wohl niemand. Ueberhaupt bringt der Band nicht ein Rhythmenbild; er ist eines der vielen Bücher, die um ihren Gegenstand, den Zeitfall, emsig herumreden, ohne ihn einmal am Zipfel zu kriegen!

Oefter aber glaubt der Ref. das, was dasteht, kapiert zu haben — nur erscheint es ihm so merkwürdig schief gewickelt. Da nun der Band eine unerhört apodiktische Sprache führt, mit ‚falsch' und ‚unmöglich' nur so um sich wirft, die Grenze zwischen Feststellbarem und Vortragsbelieben ausser acht lässt, gerät ein zweifelnder Leser in unsichere Stimmung; dem Ref. fiel manchmal das Wort seines weiland Welschlehrers ein: ‚oder ich bin verrückt, oder du bist verrückt!'

Davon kann die folgende Lese vielleicht einen Begriff geben. Man beachte, wie entschieden der Verf. den gesetzgeberischen Ton anschlägt; er hätte zu Beginn unserer Versgeschichte kommen müssen, dann konnten sich die Dichter anders einrichten!

S. 59. „Mischung von Dichtung und Prosa in einem Werke gibt es nicht"; Verseinlagen in Romanen sind echte Prosa. — 4. „Gesangsrhythmus und Sprechrhythmus, Dichtungs- und Prosarhythmus sind scharf geschieden. Es gibt hier keine Uebergänge". — 4. Alltagsprosa „ist rhythmisch, wenn sie fehlerlos gesprochen wird". — 90 f. Es gibt „tatsächlich nur den wägenden Sprechrhythmus, also auch nur wägende und keine messende Dichtung". Dass ein Versbau wäge und messe, „ist überhaupt nicht möglich". 65. Die germ. Unterscheidung von ⏑ und ⏓ ist Nachahmung des messenden Gesangsstils. — 86 f. Tonbeugung verteidigt der Verf.; sie „ist auch deshalb unentbehrlich, weil fortwährende Uebereinstimmung glatt und langweilig wäre". Beim Stabreimvers schwelgt B. ordentlich in Tonbeugungen: 88, 101 f. — 56. Die agerm. Stabreimdichtung ist „in der Formenauswahl stark von Gesängen beeinflusst", mehr als der altdt. Reimvers. 48. „Es ist falsch, den Heliand als gesprochene Dichtung aufzufassen": er ist gesungene Prosa. 102. In Dichtung und Prosa mit echtem Stabreim tritt Stärke und Dauer zurück. 104. Die Anverse x a sind Verderbnis. 105. In der Vollzeile: kalla Vindofni vanir ist das erste V „Scheinreim". — 92. „Alle Füsse derselben Reihe fallen oder steigen"; dazu die Fussgrenzen: \ Arm am | Beutel, | krank am | Herzen, / Schleppt | ich mei | ne lan | gen Tage. — 12. „In jedem Rhythmus ist . . . die Hebung lang, die Senkung kurz." — 45. „Alle Annahmen von drei- und mehrsilbigen Auftakten . . . sind falsch." — 24 f. 34 u. ö. Einsilbiger Takt (B. nennt ihn anders) ist Täuschung; die betreffende Silbe muss man vielmehr zu zweien „zerdehnen": fra-agt. „Niemals folgen sich zwei oder mehr Zerdehnungen [also einsilbige Takte] unmittelbar." — 25 ff., 58 f., 89, 133. „Zerdehnung" der vorletzten Verssilbe ist „unmöglich". Nicht nur der klingende Schluss: érdè ist falsch; auch Schlüsse wie: únvrùot (gereimt auf ármùot); júngfràun (gereimt auf: zu schâun) will B. einhebig gelesen wissen, wobei er die (angebliche) Senkungssilbe -vruot „zu dick" nennt und den (durch die verkehrte Lesung zerstörten) Reim „bloss Scheinreim". Auch Reime wie mære: burgære seien „beim echten Endreim unmöglich". — 35, 48 f. Mehr als vier Silben auf den Fuss kennt der Vers nicht. Die Prosa nimmt bei scheinbar drei- oder fünfsilbigen „Strecken" „Zerteilung" der einen Silbe vor: zwi-itscherten; ha-armlosigkeiten, so dass vier- bzw. sechssilbige Strecken herauskommen. — Gegen Pausen, länger als eine „Senkungsstrecke", hat B. entschiedene Abneigung: 51. „Die Pause muss auch in der Prosa so wenig Umfang als möglich haben." 19. Hebungspause gibt es nur am Schluss einfüssiger Reihen. Stumpfe Viertakter: wunders vil geseit; ein fischer sass daran, kennt der Sprechvers nicht: 56. „Die weitverbreitete Annahme ist falsch, dass der Sprechrhythmus die vierfüssige Reihe mit Hebungspause hätte . . ."; das überschritte die „einfacheren Mittel des Sprechrhythmus". Also die Nibelungenzeile ist ein „Sechser", die Zeile des Fischers ein Siebener. [Wir wollen doch hoffen, B. trägt nicht so vor!] — 58. Die mhd. Ausgänge lĕsen und jâren, singen sind gleichwertig. „Es liegen also vor: Vierer mit den Ausgängen nu, jâr und Dreier mit den Ausgängen lĕsen, jâren oder singen. Hebungspausen sind auch im Mhd. nur in scheinbaren Einsern möglich, . . . die vorletzte Silbe der Reihe kann auch im Mhd. nicht zerdehnt werden". — 139. „Andere Mittel als der Endreim

Digitized by Google

kommen für die Gliederung des Abschnitts [der Strophe] nicht in Betracht"; 140. „Es ist von vornherein unmöglich, dass zwei . . . verschiedene Mittel wie der Endreim und noch ein anderes . . die Gliederung des Abschnitts bedingen". [Wirklich? Vgl. Dt. Versgesch. § 720. 949.] — 143 f. „Nach einer weitverbreiteten falschen Ansicht wäre der Endreim bei den Deutschen erst aus der lateinischen Kirchendichtung übernommen. Dagegen spricht im allgemeinen, dass der Endreim so alt ist wie die Menschheit, und manches im besondern."

Das dürfte genügen. Die Schrift bringt vieles Neue und einiges Unbestreitbare. Dass die zwei Dinge nie zusammenfallen!

Arlesheim. Andreas Heusler.

Nikolaus Welter, Mundartliche und hochdeutsche Dichtung in Luxemburg. Ein Beitrag zur Geistes- und Kulturgeschichte des Grossherzogtums. Druck und Verlag der St. Paulus-Gesellschaft, Luxemburg 1929. XIV + 396 Seiten.

Martin Blum, der verdienstvolle Begründer der Gesellschaft „Ons Hemecht" und der Zeitschrift gleichen Namens, hat mit seinen Beiträgen zur Literaturgeschichte des Luxemburger Dialekts (1898) den Weg geebnet, auf dem Jules Keiffer (La Littérature du Grand-Duché de Luxembourg, 1903) und Nikolaus Welter (Die Dichter der Luxemburger Mundart, 1906) zur zusammenfassenden Darstellung des mundartlichen Schrifttums des Grossherzogtums schreiten konnten. Während Welter sich auch in seinem viel aufgelegten Schulbuch „Das Luxemburgische und sein Schrifttum" (9. Aufl. 1929) auf die den Luxemburgern so teure Mundart beschränkt, schliesst sein neues Buch auch die hochdeutsche Literatur des Grossherzogtums mit ein; ja durch Einbeziehen geisteswissenschaftlicher und kultureller Arbeiten gibt Welter recht eigentlich eine Darstellung des gesamten kulturellen Lebens des Luxemburger Ländchens im Spiegel seines deutschen Schrifttums. Die Zusammenfassung in drei Kapiteln ist straff und übersichtlich, die Darstellungsweise Welters angenehm fliessend; eingestreute Proben machen mit dem Charakter des dargestellten Schrifttums bekannt. Wenn sich im eigenen Hause Stimmen gegen Welters Buch erhoben haben, so wohl kaum aus Gründen inhärenter Art. Der Aussenstehende wenigstens wüsste nicht anzugeben, mit welchen Hilfsmitteln man sich über das luxemburgische Schrifttum umfassender und objektiver unterrichten könnte als durch Welters „Mundartliche und hochdeutsche Dichtung".

Jassy (Rumänien). Karl Kurt Klein.

Misch Orend, Zur Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen. Vergleichung der siebenbürgisch-deutschen Ortsnamen mit denen des übrigen deutschen Sprachgebiets. Mit 2 Karten und 12 Skizzen (= F. Wredes Deutsche Dialektgeographie. Heft 20.) Marburg 1927.

Schon lange ist die Uebereinstimmung aufgefallen, die zwischen den Ortsnamen Siebenbürgens und denen des übrigen deutschen Sprachgebiets besteht, und längst schon hat die siebenbürgische landeskundliche Forschung eine Uebertragung deutscher Ortsnamen nach Siebenbürgen behauptet; längst schon hat sie von ihnen Aufschluss verlangt über die Herkunft der deutschen Siedler in Siebenbürgen. Gewiss ist man dabei zunächst mit verengtem Blickfeld vorgegangen, indem man die siebenbürgischen Ortsnamen ausschliesslich mit denen Luxemburgs und der Rheinprovinz verglich, wo man aus andern Gründen die Heimat der Siebenbürger Sachsen suchte. Man ist inzwischen an dieser Heimatbestimmung irre geworden und hat erkannt, dass die Ortsnamen des gesamten deutschen Sprachgebiets in ihren Uebereinstimmungen mit dem siebenbürgischen Namenschatz zu erfassen sind. Misch Orend, der sich dieser Aufgabe unterzieht, weist mit Recht darauf hin, dass angesichts der weiten Verbreitung der deutschen Entsprechungen siebenbürgischer Ortsnamen aus den Uebereinstimmungen von einzelnen Namen keine Schlüsse für deren Herkunft und damit für die Herkunft der Siedler zu gewinnen sind. Dagegen meint er, dass dort, wo gewisse Ortsnamen in Deutschland wie in Siebenbürgen gruppenweise zusammenliegen, der Kreis der Herkunftsmöglichkeiten schon enger gezogen sei. „Eine einzelne Gruppe könnte zwar durch Zufall entstanden sein und in Siebenbürgen und ausserhalb Siebenbürgens gleichlauten. Sind aber in einem Gebiet mehrere Gruppen vorhanden, so ist es ausser allem Zweifel, dass da Zusammenhänge zwischen Siebenbürgen und diesem Gebiet bestehen." Orend hat dann das siebenbürgische Ortsnamenmaterial in der genannten Weise gesichtet und geordnet, leider in einer schweren Zeit, in der ihm selbst die gedruckten Hilfsmittel nur teilweise zugänglich waren. Er hätte sonst seine Aufstellungen wesentlich vertiefen und berichtigen können. Immerhin gewinnt er auch so bestechende Ergebnisse, indem es ihm gelingt, bestimmte deutsche Gegenden (s. seine Karte A I) im Süden, Westen und Norden namhaft zu machen, in denen die in Siebenbürgen anzutreffenden Namengruppen gehäuft begegnen. Dort müssen nach Orend mittelbar oder unmittelbar die Heimatorte der deutschen Siedler in Siebenbürgen zu suchen sein.

Muss man den methodischen Grundgedanken der Arbeit ohne weiteres als berechtigt anerkennen, so darf doch nicht verkannt werden, dass er hier mit einer Konsequenz durchgeführt wird, die für die Vielfältigkeit der wirklichen Möglichkeiten dem Verfasser den Blick getrübt hat. Ueberdies scheinen mir die Unterlagen Orends, was die allein massgeblichen urkundlichen Ortsnamenformen angeht, allzu ergänzungsbedürftig. Andererseits aber dürfte er in der Aufstellung der Namengruppen in Siebenbürgen und in Deutschland, zwischen denen kausale Zusammenhänge behauptet werden, nicht selten zu willkürlich verfahren sein. Leicht liesse sich eine ganze Reihe weiterer Gruppen von übereinstimmenden Ortsnamen ausfindig machen, die Orend nicht kennt; leicht liessen sich von ihm behauptete Zusammenhänge als recht zweifelhaft erweisen. Vielfach sind seine Gruppen dabei so lose gebunden und die Vergleichspunkte so dürftig, dass man — in dieser Weise vorgehend — recht viele „Uebereinstimmungen" dartun könnte, ohne damit irgend etwas bewiesen zu haben.

So steht der ganze Bau, der hier vor uns errichtet wird, auf zu schwachen Füssen, als dass seine Ergebnisse als gesichert betrachtet werden dürften; aber ich zögere nicht, freudig anzuerkennen, dass Orend einen Weg beschritten hat, den hingebungsvolle Einzelarbeit in der Zukunft vielleicht einmal weiterhin mit Sicherheit gangbar zu machen vermag.

Bonn a. Rh. Adolf Bach.

N. Tcaciuc, Heinrich Heine in der rumänischen Literatur. Czernowitz, Druck des Graphischen Instituts „Glasul Bucovinei". 1926. 80 S.

Mit Recht bemerkt Karl Dieterich, Die osteuropäischen Literaturen in ihren Hauptströmungen, Tübingen 1911, S. 155, Heine habe im europäischen Südosten „für

Digitized by Google

die Entwicklung der Lyrik eine unermessliche, doch literarhistorisch noch nicht ausreichend gewürdigte" Bedeutung gewonnen. Tcaciuc trägt Stoff zur Beurteilung der Wirkung Heines auf die rumänische Literatur zusammen; sie geht in die Breite und in die Tiefe. Das erste Kapitel nennt und würdigt die zahlreichen rumänischen Uebersetzer Heines; ein zweites Kapitel untersucht Heines Einfluss auf die rumänische Literatur. Die rumänischen Heineübertragungen setzen erst nach 1840 ein; sie sind in der Folgezeit so zahlreich, dass Tcaciuc feststellen kann, Heine habe zur Schaffung einer rumänischen Dichtersprache der Liebeslyrik wesentlich mit beigetragen. „Viele seiner Verse, insbesondere die Anfangszeilen, sind geradezu zu Klischees geworden" (S. 67f.). Ebenso stark ist der mittelbare Einfluss Heines, der — was besonders vermerkt zu werden verdient — zu einem Teil durch französische Vermittlung nach Rumänien dringt. Seinen Höhepunkt erreicht er um 1900 (Uebersetzungen St. O. Josifs), ohne aber einen ausgesprochenen Nur-Heinenachahmer hervorzubringen. „Die Zukunft wird wahrscheinlich nur noch Uebersetzungen bringen. Heines Wege wird wohl kein rumänischer Dichter mehr betreten" (S. 69).

Mit umsichtiger Benützung der spärlichen Vorarbeiten schickt Tcaciuc seiner Heine-Untersuchung als Einleitung einen Ueberblick über die literarischen Gesamtwirkungen des Deutschtums auf die rumänische Literatur voraus. Wenn als der erste seiner Art auch sehr lückenhaft, so zeigt dieser Versuch doch deutlich, dass neben dem beherrschenden französischen Einfluss auch deutsches Geistesleben auf das rumänische Schrifttum eingewirkt hat, und zwar häufiger und nachhaltiger, als man gemeinhin annimmt.

Möchten die Untersuchungen Tcaciucs Fortsetzer und Nachahmer finden!

Jassy (Rumänien). Karl Kurt Klein.

Klemens Freiburg-Rüter, Der literarische Kritiker Karl Gutzkow. Eine Studie über Form, Gehalt und Wirkung seiner Kritik. Herm. Eichblatt Verlag, Leipzig 1930. 200 S. (= Form u. Geist. Arbeiten zur germanischen Philologie, herausg. von Lutz Mackensen, Band 15.) Brosch. 8.60 M.

Gutzkows beste Leistungen sind seine journalistischen und kritischen Bemerkungen, die er dem Buch der Zeit an den Rand schrieb. Eine monographische Darstellung dieser Schriften war erwünscht. Eine interessante, aber verzwickte Aufgabe — eigentlich über die Kräfte eines Anfängers — ist hier einmal an einen tüchtigen Bearbeiter gelangt. Das Buch hat gute Gesamthöhe und viele gelungene Einzelheiten, das sehr breite Material ist mit einem weiträumigen Begriffsnetz eingeholt. Aus Gutzkows Natur wird die Art seiner kritischen Haltung abgeleitet (aufschlussreich vor allem die Hinweise auf seine Herkunft aus der sozialen Unterschicht). Die Masstäbe seines Urteils sind trotz ihrer Herkunft aus der deutschen Klassik einigermassen grob. Seine nachrevolutionäre Polemik gegen den aufkommenden Realismus (gegen Freytag und Julian Schmidt, die Dorfgeschichte usw.), der doch ein Kind der jungdeutschen Richtung war und manchen Grundsätzen Gutzkows gar nicht fremd, die Stellung zur Tendenzdichtung — diese für die Entfaltung der neuen Literatur wichtigen Motive werden hier aufgegriffen. Auch die Form der Kritik, ihr Stil, die Schreibart der modernen Journalistik und Publizistik werden verständig behandelt — gute Vorarbeiten für eine Geschichte des Feuilletons und des deutschen Journalismus (aufschlussreich z. B. die Aufzählung entscheidender Schlagworte des „aktuellen" Schrifttums, wie: Tendenz, Fortschritt, Aufgaben unserer Zeit, Jahrhundertinteressen; S. 78ff.). Die folgenden Kapitel bringen vor allem wichtige Nachweise über das Verhältnis der Jungdeutschen zu Hegel, für das wir dringend eine besondere Monographie brauchten. Gutzkows Stellung gegenüber den Jungdeutschen und andern zeitgenössischen Schriftstellern und Dichtern wird im einzelnen erörtert. Ein Abschnitt über die Wirkung der Kritik, Gutzkow im Spiegel der zeitgenössischen Urteile, beschliesst das Buch. Auch hier wird deutlich, wie Gutzkows heftige Art und sein mehr lebendiges und zeitnahes als konsequentes und kritisches Lebenswerk in allen Zeiten immer Widerspruch mehr als Zustimmung gefunden hat.

Die Quellen und die wissenschaftliche Literatur sind, soviel ich sehe, vollständig ausgeschöpft. Nur wäre eines der gelungensten zeitkritischen Werke Gutzkows, „Die Zeitgenossen", nicht in der überarbeiteten Fassung des 9. Bandes der Gesammelten Werke von 1845 ff. zu benutzen gewesen, sondern in der unter Bulwers Namen veröffentlichten ersten Fassung von 1837. Schade, dass dem Verfasser noch nicht das reichhaltige Buch von Hugo Kleinmayr über „Welt- und Kunstanschauung des Jungen Deutschland" (Wien 1930) bekannt war.

Giessen. Karl Viëtor.

Lars Levander, Dalmålet. Beskrivning och historia. I, II. Uppsala 1925, 1928. Appelbergs Boktryckeriaktiebolag. 321 u. 367 S.

Ausgegangen ist die vorliegende Arbeit von der schwedischen Zentralstelle für Untersuchung der Volksmundarten (Landsmålsarkivet). Der Verf. hatte sie ursprünglich als Einleitung zu einem Wörterbuch gedacht, ist aber von diesem Gedanken abgekommen und bietet uns ein gründliches, beinahe 700 Seiten starkes, Laut- und Formenlehre umfassendes Werk über die interessanteste Mundartengruppe Schwedens.

Das Gebiet der behandelten Mundarten umfasst den nordwestlichen Teil der Landschaft Dalarna bis etwa zu einer durch den Zusammenfluss der beiden Zweige des Dalälvs in nordost-südwestlicher Richtung gezogenen Linie. Die Mundart des Kirchspiels Särna in dem nordwestlichsten Zipfel der Landschaft hat jedoch rein norwegischen Charakter und ist infolgedessen nicht berücksichtigt worden.

Die Arbeit gründet sich auf Untersuchungen, die seit langer Zeit von einer grossen Zahl von Forschern und Aufzeichnern ausgeführt worden sind. Das älteste benutzte Material ist zusammengebracht von Adolf Noreen, dessen Arbeiten über den Daldialekt[1] die ersten und grundlegenden wissenschaftlichen Darstellungen dieser Mundart bilden. Die umfassendsten und vielseitigsten von all den vorhandenen Sammlungen mundartlichen Materials aus Dalarna rühren vom Verf. her, der vor mehr als 25 Jahren, die altertümlichste und interessanteste von allen Mundarten dieser Landschaft, die des Dorfes Åsen in Älvdalen, zu erforschen begann, und im Jahre 1909 darüber eine Monographie veröffentlichte[2]. Eigene, in mehreren Fällen wiederholte, Untersuchungen an all den Orten, die das Material hergegeben haben, haben es dem Verf. ermöglicht, von anderer Hand eingesammeltes Material zu vervollständigen

[1] Inledning till Dalmålet, Stockholm 1881; Ordlista öfver Dalmålet i Ofvansiljans fögderi, Stockholm 1882.

[2] Älvdalsmålet i Dalarna. Akademisk Avhandling. Stockholm 1909.

Digitized by Google

und zu berichtigen und die in jedem Falle angewandten Lautzeichen mit den von ihnen vertretenen Lauten zu vergleichen. In dieser Weise ist für die Einheitlichkeit eines Werkes, das auf den Vorarbeiten mehrerer fussen muss, Sorge getragen.

Zugrunde liegen Aufzeichnungen aus 25 Kirchspielen; in jedem von diesen sind mehrere Dörfer in bezug auf die Sprache untersucht worden. Da die Abhandlung nur einen Bruchteil von dem Gesamtmaterial hat bringen können, vertritt gewöhnlich der Dialekt eines einzigen Dorfes den des Kirchspiels; in einigen Fällen, wo die Dorfmundarten desselben Kirchspiels stark voneinander abweichen, sind mehrere herangezogen. Jede behandelte Erscheinung wird durch Material aus den verschiedenen Orten sorgfältig beleuchtet und örtlich umgrenzt, und somit hat man sich die teuren Karten ersparen können, die freilich auch hier die Darstellung übersichtlicher gemacht und die Lektüre erleichtert hätten. Die Lautschrift ist nicht das nur einer verhältnismässig kleinen Zahl philologischer Fachleute vertraute sog. „Landsmålsalphabet", sondern der Verf. hat es vorgezogen, sich einer einfacheren, leichter verständlichen Bezeichnung zu bedienen. Das „Landsmålsalphabet" kommt, wenn feinere phonetische Distinktionen notwendig sind, in den Anmerkungen zur Verwendung. Diese Anordnung ist zweifellos praktisch.

In einer recht ausführlichen Einleitung handelt der Verf. über die jetzigen Grenzen der behandelten Mundartengruppe und glaubt auf Grund gewisser eigentümlicher Uebereinstimmungen mit den Dala- und Västmannagesetzen (von denen das letztere bestimmt, das erstere mit grösster Wahrscheinlichkeit ausserhalb des Gebietes der jetzigen Daldialekte geschrieben ist) und eines Vergleichs des Wortschatzes mit dem der umliegenden Dialekte darauf schliessen zu können, dass die Daldialekte früher auf einem vor allem im Südosten ausgedehnteren Gebiet gesprochen worden sind. Die Beschränkung auf ein bedeutend kleineres Gebiet wäre durch das Aufblühen der Bergwerke, vor allem der Grube zu Falun, zu erklären. Dadurch wurde die alte, auf Naturalwirtschaft gegründete Kultur aufgelöst und durch eine industrielle ersetzt. Die neuen Siedler stammten zum grössten Teile aus anderen Gegenden als Dalarna; das vorherrschende Element bildeten die Deutschen, die gedungenen Leute kamen aus verschiedenen Teilen Schwedens. Dieses muss eine Auflösung und Umbildung der Sprache bewirkt haben.

Nach dieser geschichtlichen Einleitung, deren vorsichtig formulierte Schlussfolgerungen sehr plausibel erscheinen, wird die zu behandelnde Mundartengruppe von den umgebenden Mundarten abgegrenzt und charakterisiert. „Der Eindruck von etwas Besonderem, innerhalb der skandinavischen Sprachwelt beinahe Einzigartigem, den der Daldialekt macht, wird nicht von gewissen besonderen Kennzeichen, die ihm allein zukämen, hervorgerufen, sondern von einer eigentümlichen Kombination von Altertümlichkeiten, die sich auch in anderen Mundarten finden, und neuausgebildeten Besonderheiten, die aber auch an der einen oder anderen Stelle ausserhalb von Dalarna anzutreffen sind." Den Grund der Ursprünglichkeit dieses Dialekts, sowohl was Altertümlichkeiten als Neubildungen betrifft, sieht der Verf. mehr als in der geographischen Isolierung des Gebiets in dem Zusammenwohnen in volkreichen Ortschaften und in einer gewissen „psychologischen Primitivität" der Bevölkerung.

Unter den Mundarten, die gemeinsam der „Daldialekt" benannt werden, unterscheidet man drei Gruppen, von denen die altertümlichste und eigentümlichste das Gebiet oberhalb des Siljansees umfasst. In der Frage des westnordisch-norwegischen oder ostnordisch-schwedischen Charakters des Dialekts besteht der Verf. auf dem ostnordischen. Näher bestimmt schliesst sich der Daldialekt an die Mundarten Upplands, Gästriklands und des nördlichen und östlichen Västmanlands. Für die Beantwortung der Frage, seit welcher Zeit die Sonderentwicklung des Dialekts vor sich gegangen ist, hat man wenigstens für die charakteristische Diphthongierung der langen *i*, *u* und *y* oberhalb des Siljansees einen Anhalt an dem Umstand, dass einige mit dem Christentum eingeführte Wörter der Diphthongierung unterworfen gewesen sind. Da sich die Christianisierung etwa um 1200 vollzog, muss der Diphthongierungsprozess später als 1200 abgeschlossen sein. Andererseits liegen eine Reihe niederdeutscher Lehnwörter mit undiphthongiertem Vokal vor. Der niederdeutsche Einfluss setzt im 14. Jahrh. ein, das also den Terminus ante quem für das Erlöschen der Diphthongierungstendenz bildet.

Aus der Laut- und Flexionslehre sei folgendes hervorgehoben. Neben den in der schwedischen Hochsprache vorhandenen beiden Akzenten, Akut und Gravis, findet sich auf dem Gebiete oberhalb des Siljansees und in Rättvik ein Akzent von anderem Typus, dessen historische Grundform — vor allem in Älvdalen immer noch wohl erhalten — ein Gleichgewichtsakzent ist, d. h. seine Druckstärke und Tonhöhe sind etwa gleich verteilt auf zwei Silben; er hat aber recht wechselnde Formen angenommen[1]. Auf Teilen desselben Gebietes ist die Kurzsilbigkeit in zwei- oder mehrsilbigen Wörtern wohl erhalten. In den Mundarten oberhalb des Siljansees, die je nur einen *a*-Laut haben, richtet sich bei kurzsilbigen Wörtern mit ursprünglichem *a* sowohl im Stamm wie in der Endung der Vokal des Stammes nach dem Endungsvokal, so dass beide Silben denselben Vokal erhalten, z. B. in Mora *gåmål*, schwed. gammal, „alt", *tälär*, schwed. talar, „spricht". Im westlichen und südlichen Gebiet der Dialektgruppe, wo, wie in der Hochsprache, zwei Qualitäten des *a*-Lautes vorhanden sind, eine offenere und eine geschlossenere, ist bei den ehemalig kurzsilbigen die Qualität des Stammsilbenvokals oft von dem Endungsvokal abhängig, bei den langsilbigen wird sie oft von den folgenden Konsonanten beeinflusst. Die auf *a*, *i*, *u* zurückgehenden Endungsvokale sind in einem grossen Teil der Mundartengruppe verschieden je nach der Quantität der Stammsilbe. „Brechung" durch folgendes *a* trifft nicht nur gemeinnord. *e* (< germ. *e*), sondern auch gemeinnord. *ę̆* (aus germ. *ai* oder durch Umlaut aus germ. *a*), z. B. in Älvdalen *jälld*, schwed. eld, „Feuer". Die langen Vokale *i*, *y* und *u* sind in den Mundarten oberhalb des Siljansees diphthongiert. Mit einem älteren auf *a*-Umlaut beruhenden Wechsel *u* : *o* glaubt der Verf. nicht rechnen zu müssen, dabei auf Hultman u. a. hinweisend, die auch für die ostnordischen Mundarten mehr als früher statt eines Umlautwechsels eine Entwicklung von *u* zu *o*-ähnlichen Lauten annehmen. Oberhalb des Siljansees tritt unter Umständen Nasalierung der Vokale ein, veranlasst durch bestehenden oder geschwundenen Nasal. Interessante

[1] In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass von E. A. Meyer eine leider noch nicht veröffentlichte akzentgeographische Untersuchung schwedischer Dialekte vorliegt.

Digitized by Google

Beispiele des letzteren Falles sind in Älvdalen *tūä*, Akk. Mask. „zwei" (vgl. got. *twans*), *tūäs-dāg* (vgl. deutsch Donnerstag) u. a. Spirantische Aussprache des *d* ist in Älvdalen und Våmhus in gewissen Stellungen erhalten.

Die Flexionsendungen der langsilbigen und der kurzsilbigen Substantiva sind in mehreren Fällen verschieden. Die starken Maskulina zeigen ausnahmsweise das *r* des Nom. Sg. Der unbestimmte Dat. Sg. der starken Maskulina und Neutra ist auf dem grössten Teile des Gebietes oberhalb des Siljansees noch erhalten (*kāve* „Kalbe"), der unbestimmte Dat. Pl. M. F. N. ebenfalls (*kāvūm*); der bestimmte Dat. Pl. M. F. N. ist, wo der unbestimmte Dat. Plur. vorliegt, meist mit diesem zusammengefallen (*kāvūm* < *kalvumen* bzw. *kalvum*). Der bestimmte Gen. Sg. u. Pl. sämtlicher Genera wird meist in der Weise gebildet, dass an die bestimmte Form des Dat. Sg. bzw. Pl. das genitivische *s* vermittels eines Vokals angehängt wird (*kāvūmes* „der Kälber"). Oberhalb des Siljansees wird im Norden und Osten der Nom. Pl. Mask. von dem Akk. Pl. getrennt, sowohl in bestimmter (*kāvär* : *kāvā*) wie unbestimmter Form (*kāver* : *kāva*). Bei den schwachen Maskulina flektiert der Plural stark; im Sg. wird oberhalb des Siljansees der Unterschied zwischen dem Nom. und dem Dat.-Akk. aufrechterhalten sowohl in bestimmter wie unbestimmter Form; in dem übrigen Gebiete ist Ausgleich eingetreten, bald zugunsten des Nom., bald zugunsten des Dat.-Akk. mit Ausnahme von den Wörtern, die Menschen oder höhere Tiere bezeichnen, bei welchen der Nom. durchweg gesiegt hat. Die schwachen Feminina halten nur in einem Teil des Gebiets oberhalb des Siljansees den Nom. und den Dat.-Akk. auseinander; ein uralter Gen. auf *-ur* (in altschwedischer Zeit hauptsächlich im Altgutnischen vorhanden) ist in einigen Ausdrücken nach der Präposition *till* bewahrt: *till kyrkjur* „zur Kirche". Die starken Neutra haben auf einem Teil des Gebietes im Nom.-Akk. Pl., bestimmter wie unbestimmter Form, die Endungen der starken Feminina angenommen.

Die alte starke Adjektivflexion ist besonders in zwei Kirchspielen (Älvdalen und Orsa) ausserordentlich wohl erhalten. So finden sich z. B. getrennte Formen für Nom. Sg. Mask. Fem. (*stūr* „gross"), Dat. Sg. Mask. (*stūrūm*), Dat. Sg. Neutr. (*stūrd*), Akk. Sg. Mask. (*stūrān*), Akk. Sg. Fem. (*stūra*), Nom. Pl. Mask. Fem., Akk. Pl. Fem. (*stūrer*), Dat. Pl. (*stūrūm*), Akk. Pl. Mask. (*stūra*). Das pers. Pron. der 1. und 2. Person kann auf einem Gebiete oberhalb des Siljansees ausgelassen werden: *bakūm* „wir backen". Bei den starken Verben der 1. und 2. Klasse ist im Gegensatz zur Hochsprache der Präteritalablaut auf einem Teil des Gebiets unausgeglichen. Die 1. Pl. Präs. und Prät. endet oberhalb des Siljansees und in Rättvik auf *-um*, *-om*, die 2. Pl. auf *-ir*, *id*, *-i*.

In einigen Fällen geschieht die Auflösung des Formensystems sozusagen vor den Augen des Beobachters. So kann der Verfall des Dativs gradweise von Kirchspiel zu Kirchspiel wahrgenommen werden: am ersten scheint der Dativ bei den Verben zu schwinden, während Adjektiva und Präpositionen ihn länger behalten, wobei selbstverständlich stehende Wortverbindungen am längsten unverändert bleiben. Die flektierten Formen des Adjektivs halten sich länger, wenn kein flexivisches Bestimmungswort vorangeht als sonst.

Es ist sehr zu begrüssen, dass diese interessante Mundart jetzt in einer Arbeit beschrieben vorliegt, die auf so gründlichen Kenntnissen fusst, und in der die Schlussfolgerungen aus dem Material mit so grosser Vorsicht und so scharfer Kritik gezogen werden. — Zum Schluss ein paar Bemerkungen. Bd. I S. 171 drückt sich der Verf. nicht ganz deutlich aus, wenn er sagt, dass der Daldialekt in grösserer Ausdehnung als irgendeine andere skandinavische Festlandmundart den alten *u*-Laut behält. Gemeint ist, dass die Oeffnung von *u* zu *o*-ähnlichen Lauten verhältnismässig selten erfolgt ist. Dagegen ist, wie der Verf. an anderer Stelle mitteilt, das ursprüngliche „europäische" *u* beinahe auf dem ganzen Gebiet den weiter nach vorn gebildeten Lauten gewichen, die im allgemeinen in Schweden und Norwegen dem „europäischen" *u* entsprechen. — Die Bd. II S. 142f., 318f. erörterten Formen *en storen karl* „ein grosser Kerl" sind mir persönlich nicht ganz fremd; auch ich fasse sie unbedingt als eine Wiederholung des unbestimmten Artikels auf. — Der Uebergang *d* > *r* (Bd. II S. 271) kommt auch in deutschen Mundarten vor[1]. — Eine nicht zu knappe Zusammenfassung der besonders wichtigen Tatsachen und Ergebnisse in deutscher, englischer oder französischer Sprache wäre sicher manchem nicht schwedisch-kundigen Philologen willkommen gewesen.

Uppsala. Sven Nordlund.

Ed. Sievers, Zur englischen Lautgeschichte. Kritische Untersuchungen (= Abhandlungen der philolog.-histor. Klasse der sächs. Akademie der Wissenschaften, XL. Band, Nr. 1). Mit 2 Figuren. Leipzig 1928. S. Hirzel. 92 S. gr. 8°. Preis: 5.90 M.

Die erste dieser ungemein anregenden und gedankenreichen Abhandlungen ist dem altenglischen Vokalismus gewidmet. An der Hand zweier Texte, der Vorrede zur Cura pastoralisübersetzung und eines Stückes aus der Orosiusbearbeitung gibt S. neue Aufschlüsse über die Sprache König Alfreds. Mit Hilfe der „Schallanalyse" werden die altenglischen Sprachproben als Sagverse gedruckt, phonetisch transkribiert und interpretiert; wer die nötige Begabung und Schulung hat, kann sich also die Stücke genau in ihrer ursprünglichen Klangform vorlesen. Manches wirkt verblüffend, z. B. die Feststellung S. 10 Anm., dass wgerm. *ā* vor Nasal im Steigton geblieben ist, daher *sām-*, *nāmon*, *nāman*, die man bisher anders beurteilt hat (ich füge noch *geāmrung* neben *geōmrung* hinzu); ebenso bleibt kurzes *a* + Nasal, wenn steigtonig (S. 11). Die Virga („Akut") bezeichnet den Hochton, nicht die Länge (S. 14); *io* wird nur bei Fallton zu *eo*, *ie* bei Steigton zu *i*, bei Fallton zu *y* (S. 14) u. a. m. S. hält die Hs. C, die ganz nur in der Abschrift von Junius, z. T. nur in angebrannten und verkohlten Resten des Originals erhalten ist, für bedeutend besser als H. (S. 3); hierzu vgl. aber die Ausführungen von Jost, Anglia 37, 63ff. und JF. 48, 84ff.

Noch mehr Aufsehen dürfte die zweite Abhandlung (S. 20ff.) erwecken, da sich S. hier zum ersten Male auf das Gebiet des Mittelenglischen begibt. Die ersten 42 Verse des Prologs zu den Canterbury Tales werden mit diakritischen Zeichen gedruckt und eingehend phonetisch analysiert. Auch hier erfahren wir wieder viel Neues. So ist die Längenbezeichnung der Vokale durch Doppelschreibung (z. B. *caas*) ein Zeichen für „ethisierende" Betonung, *i* vor *ld* und *nd* (*child*, *wynd*) ist noch stets kurz, *i* und *y* bezeichnen Steigton und Fallton, desgl. *ou* und *ow*; auch

[1] Behaghel, Gesch. d. deutschen Sprache [5], S. 416.

Digitized by Google

bei den mit *i* und *n* schliessenden Diphthongen finden sich die gleichen Unterschiede angedeutet. Ich müsste die ganze Abhandlung ausschreiben, wollte ich alle die Punkte angeben, in denen S. von der bisherigen Auffassung von Chaucers Sprache abweicht. S. 37 kommt der alte ehrliche Orrm an die Reihe, dessen *æ* und *eo* besonders eingehend behandelt werden, S. 44ff. die bekannte Proklamation Heinrichs III., die jetzt in „Sagversen" erscheint. S. 45 kehrt der Verf. wieder zu Chaucer zurück, um noch einige lautliche Eigentümlichkeiten seiner Sprache zu erörtern. Hierbei fällt auch etwas über den *v*-Schwund in *over, never, heed, have, devil* und die Erhaltung, bzw. den Schwund von auslautendem *-n* ab. Zum Schluss kommt S. auf Huschers Ausgabe der „Siege of Rouen" zu sprechen, die Brandl in Herr. Arch. 153, 121ff. so heftig angegriffen hat. S. nimmt seinen Schüler warm in Schutz und zeigt an einer Reihe von Fällen, dass H. durchaus Recht hat. So zeigt *was* auch langen Vokal, nämlich bei Fallton, desgl. die Adverbien *on* und *in*, zu welchem S. nhd. *ein* < mhd. *în* vergleicht. Nebenbei bemerkt: auch afries. *on* hatte nach Ausweis der heutigen nordfries. Dialekte Länge! Ferner gebrauchte der Dichter die Doppelformen *answāre* und *answōre*, *long* und *lung*, *treste* für älteres *traiste*, *captān* neben *captain*; S. zeigt, dass bei ihm *thēr*, *thām* und *thēm* aus anord. *þeira* und *þeim* stammen, nicht aus ae. Formen. Auch der Wechsel von *au*, *a* und *o* vor Nasal in frz. Wörtern wird ausführlich mit vielen Beispielen erörtert, wobei S. auch moderne Dialekte heranzieht.

Niemand, der sich mit englischer Lautlehre beschäftigt oder ältere Texte herausgibt, wird in Zukunft diese tief schürfenden Untersuchungen übersehen dürfen. Meine Anzeige kann von dem Ideengehalt und Scharfsinn der Arbeit nur ein schwaches Bild geben. Besonders wichtig ist darin die im Vorwort begründete Warnung vor der bisher üblichen isolierten Betrachtung der Wörter eines Satzes oder Verses.

Wiesbaden. F. Holthausen.

Alt- und mittelenglische Texte herausg. von Morsbach und Holthausen. Band 1: **Havelok** mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen herausg. von **F. Holthausen.** Dritte verbesserte Auflage. Heidelberg 1928, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Seit dem Erscheinen der zweiten Auflage dieses Büchleins, das in seiner neuen Gestalt um sieben Seiten mehr zählt, ist die Havelokforschung durch einen unerwarteten Fund bereichert worden. In einer Mappe der Cambridge University Library fanden sich drei kurze Bruchstücke eines aus dem Ende des 14. Jahrh. stammenden Havelok-textes, die nicht auf die bisher einzig bekannte Havelok-handschrift zurückgehen und die von Skeat in The Modern Language Review, VI, 455ff. veröffentlicht wurden. Holthausen druckt diese Cambridger Bruchstücke auf S. 88—90 der neuen Auflage, mit einigen eigenen Ergänzungen und kleinen Abweichungen. Sein Vorwort spricht nur von einem in der Oxforder Handschrift fehlenden Vers; doch handelt es sich an der einen Stelle um zehn neu eingeschobene Verse und an einer anderen Stelle ermöglicht das Fragment die Richtigstellung eines Reimes. Einige Anregungen verdankt die neue Auflage der Neubearbeitung der Skeatschen Ausgabe durch Sisam. Von dort wurde auch die Abbildung des alten Stadtsiegels von Grimsby übernommen, die zu dem Faksimile einer Seite aus dem Laud-Ms. hinzugefügt wurde. Aenderungen, welche die Anmerkungen betreffen, werden in der Form von Nachträgen geboten, dagegen wurden sie im Text und Glossar an der Stelle durchgeführt. Viele Details der Handschrift, Punkte, Korrekturen, Rasuren, Streichungen sind genauer verzeichnet worden; viele Aenderungen, für die textkritische und metrische Erwägungen und Fragen des Wohllautes massgebend waren, werden durch neue Siglen kennbar gemacht. Die beiden im Glossar bezeichneten Dualformen 'wit' und 'unker' kommen im Text nicht vor; ersteres beruht auf einer Skeatschen Lesart, die Holthausen ablehnt, letzteres hat er in 'yunker' verändert.

Der Havelok ist ein Text, der sich sowohl aus sprachlichen als auch aus literarischen und kulturgeschichtlichen Gründen sehr gut zu mittelenglischen Uebungen eignet. Holthausens Ausgabe, die in dieser dritten Auflage auf die Höhe der Forschung gebracht wurde, ist mit ihrem guten Glossar und den reichlichen Anmerkungen besonders brauchbar.

Wien. Friedrich Wild.

Alt- und mittelenglische Texte herausg. von Morsbach und Holthausen. Band 3: **Beowulf** nebst den kleineren Denkmälern der Heldensage, herausg. von **F. Holthausen.** I. Teil: Texte und Namenverzeichnis, 6. verbesserte Auflage. II. Teil: Einleitung, Glossar und Anmerkungen, 5. verbesserte Auflage. Heidelberg 1929, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Seit einem Vierteljahrhundert verknüpft sich Holthausens Name mit der Ausgabe der alten englischen Heldendichtung. Ein Vergleich der ersten Auflage mit der vorliegenden zeigt, wie viele neue Erkenntnis rastlose Forscherarbeit in diesem Zeitraum erschlossen hat. Man ist von dem Vorgehen der ersten Herausgeber abgekommen, die durch selbstherrliches Schalten mit dem überlieferten Text aprioristische Ideen veranschaulichen und in diesen etwas hineinlesen, statt aus ihm alles herauslesen wollten. Man hat eine konservativere Behandlung der Ueberlieferung gelernt und an Stelle des Spiels der Phantasie ein scharfsinniges Vertiefen in die Probleme gesetzt, die der unverfälschte Text dem Forscher bietet. Die im zweiten Teile gedruckte Einleitung mit sieben Seiten neu hinzugekommener Nachträge kann dem Benützer des Buches eine Vorstellung von der auf diesem Gebiete geleisteten Arbeit vermitteln. Ihre Ergebnisse hat der Herausgeber in die völlig neu gedruckten Anmerkungen verarbeitet. Dort und nicht in dem ganz kurzen Kapitel über Entstehung, Verfasser, Inhalt und Quellen des Beowulf ist das wesentlich Neue dieser Auflage zu suchen, und dem entspricht natürlich auch die Textgestaltung im ersten Teile. Neben dem Beowulfepos sind noch das Finnsburg-Bruchstück, die Waldere-Bruchstücke, Deors Klage und Widsið gedruckt und im zweiten Bande in gebührender Weise berücksichtigt. Den Versuch einer Herstellung des Urtextes des Beowulf und das Hildebrandslied hat Holthausen nunmehr ausgeschaltet. Allerdings sind im Namenverzeichnis und in den Stammtafeln die aus dem Hildebrandslied stammenden Namen (Hadubrant, Heribrant, Hiltibrant, Otacher, Deotrīh) stehen geblieben. Der schon sechsfach gesiebte Text ist äusserst verlässlich. Ich bemerkte nur die undeutlich gedruckte Form 'eyn', V. 461, das Fehlen des g in 'ætsprang', V. 1121, das Fehlen des Längezeichens in 'bid', V. 2921, und den Druckfehler 'pæt' für 'þæt', V. 3104. Die zwei letzten Zeilen auf S. VII des ersten Teiles gehören an das Ende der S. VIII. Im Namen-

Digitized by Google

verzeichnis vermisse ich 'Wedermearc', V. 298. Der zweite Teil bietet auf S. XXX eine falsche Jahreszahl, 1819, und auf S. XXXV und XXXIX für die gleiche Person einmal den Namen Fredberg und zweimal Fredborg. Im Glossar fehlt 'andgit', V. 1059; 'helle-hæfta', V. 788, erscheint hier als Kompositum, während es im Text in zwei Wörter getrennt ist. Undeutlich gedruckt ist 'bėd(d)', S. 7, 'fĕor(r)-cȳðu', S. 23, und 'wĕord-mynd', S. 88. Die Aenderungsvorschläge zu V. 1219 und V. 2250 sind in den Anmerkungen entbehrlich, da sie schon im Texte durchgeführt sind. Wer immer Holthausens Beowulfausgabe zur Hand nimmt, wird dies mit grossem Gewinn tun.

Wien. Friedrich Wild.

Helene Richter, Shakespeares Gestalten. 178 S. Marburg 1930, Elwert.

„Helene Richters neues Buch „Shakespeares Gestalten" will von seinem Zweck her erfasst und beurteilt werden. Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, „die Forschungsergebnisse vieljähriger Studien in knapper lesbarer Form dem Shakespeareverständnis weiter Kreise dienstbar zu machen".

Solche Aufgabe ist reizvoll, aber nicht leicht zu lösen Der Fachgelehrte, der für Laien schreibt, hat mit verschiedenen Schwierigkeiten zu ringen. Sie können ihm ebenso aus der Unsicherheit wie aus der Fülle seines Wissens erwachsen. Wissenschaftliche Kontroversen wird er nur selten bringen können, und die Entscheidung darüber, wann er anstelle des ihm selbst so vertrauten, aber dem Laien oft schwer begreiflichen „ignoramus" eine bestimmte, aber mehr oder minder subjektive Meinung aussprechen darf, ist nicht leicht. Im Falle Shakespeares liegt die Gefahr, hier zuviel zu geben, vor allem auf dem biographischen Gebiet. Auch Helene Richter hat sie, bei aller Vorsicht, nicht immer ganz vermieden. Ein Beispiel: Shakespeare verlässt Stratford nach etwa dreijähriger Ehe. Daraus können wir schliessen, dass Ann Hathaway nicht imstande war, ihrem genialen jungen Gatten alles das zu ersetzen, was die Hauptstadt London ihm gegenüber der kleinen Landstadt Stradford bieten konnte. Aber hätte das überhaupt eine Frau gekonnt? Muss Ann darum „brav und reizlos" gewesen sein? Müssten wir nicht, bei gleichem Versagen der Quellen, mit gleichem Recht annehmen, dass Friederike, Lily, Frau von Stein „brav und reizlos" gewesen?

Im Hauptteil, der Interpretation der Werke, konnte bei wissenschaftlich strittigen Punkten, wie Datierung, Verhältnis zu Vorarbeiten, natürlich nur die herrschende Meinung gegeben werden. Bei einer Neuauflage müsste aber doch wohl ein Wandel in dieser Meinung schon berücksichtigt werden: Die neuen Erkenntnisse in bezug auf das Verhältnis Heinrichs VI. und des „Taming of the Shrew" zu ihrer angeblichen Quelle können Shakespeares früheste Autorentätigkeit in ganz anderm Licht als bisher erscheinen lassen.

Aber das sind Einzelheiten: Im ganzen lag die Schwierigkeit der Aufgabe hier jedoch in der Fülle des Stoffes, und Helene Richter ist zweifellos in bezug auf Auswahl und Darstellung ihrer besonderen Aufgabe in sehr glücklicher Weise gerecht geworden. Von Quellen und Stoffgeschichte bringt sie nur das, was geeignet ist, Shakespeares Kunst besonders deutlich werden zu lassen, von der Handlung nur so viel, wie zum Verständnis ihrer Interpretation der handelnden Gestalten nötig ist. Diese Gestalten sind immer in doppelter Weise gesehen: als Schöpfungen des Dichters und als selbständige, heute noch auf der Bühne lebende Persönlichkeiten, — vielleicht etwas mehr als das letztere. Auf einzelne Merkmale des jugendlichen oder reifen Schaffens ist wohl hingewiesen, aber ein Versuch, dies Schaffen als Ganzes, im Sinn einer geistigen Entwicklung zu sehen, wird nicht gemacht. Die Dramen werden mehr als gesonderte, in sich geschlossene Einheiten genommen, wie sie der Zuschauer auf der Bühne sieht, und das Geheimnis ihrer starken Wirkung wird aufgespürt und erklärt. Aus einer reichen Theater-Erfahrung heraus kann die Verfasserin zeigen, wie einzelne Rollen aufzufassen oder auch nicht aufzufassen seien (z. B. Richard III., Kleopatra, Bruder Lorenzo, — verfehlt, — als junger in Julia verliebter Mönch usw.), wie auch die künstlerische Bedeutsamkeit kleiner Rollen durch einen guten Darsteller herausgebracht werden kann (z. B. der Bauer in „Antonius und Cleopatra"). Es ist dies zweifellos eine sehr glückliche Art, das Verständnis dafür zu wecken, welche Bedeutung die aktive Mitarbeit, die Mitarbeit der Phantasie des Darstellers wie des Zuschauers und Lesers hat, wenn es gilt, die Shakespearesche Welt in ihrer ganzen Kraft und Fülle zu neuem Leben zu erwecken.

Ueber die Interpretation im einzelnen wären natürlich abweichende Meinungen möglich. Im ganzen scheint mir die urwüchsige Kraft der Gestalten — allerdings wohl das, was auf weite Kreise der Zuschauer am stärksten wirkt — etwas zu sehr betont auf Kosten des geistigen Elements in ihnen, scheint die Neigung vorhanden zu sein, die Handlungen der Helden eher aus jugendlichem Ueberschwang zu erklären als aus der Gefühlsstärke, die auch der reife Mensch bewahren kann. Hamlet z. B. „hat Wikingerblut in den Adern". Der scharfen Zurückweisung eines alten Vorurteils, die in dieser Charakteristik liegt, wird man gerne zustimmen. Aber seine Stimmung entspringt doch aus der erbarmungslos klaren Erkenntnis der vernichtenden Bedeutung, die das Geschehene für einen Menschen von der Echtheit und Tiefe seines Wesens haben muss, und kann nicht lediglich angesehen werden als ein „jugendlich verzweifeltes Aufgeben des Lebens bei der ersten Niete, die es zieht."

Othello als „Urbild der Ehrlichkeit und einer kindlichen Offenheit" zu nehmen, ist wohl möglich, wenn man unter dem Kindlichen vor allem das Ungebrochene, in sich Befangene des Gefühlslebens sieht. Aber man wird doch wohl kaum die Annahme der Verfasserin teilen können, dass Bernhard Baumeister, der über die Rolle Falstaffs „eine poetische Verklärung kindlicher Einfalt goss", damit sicherlich nicht gegen die Absicht des Dichters verstossen habe. Dem letzten Gegensatz zwischen einem unendlich beweglichen, aber in sich völlig leeren Geist, und einem Geist mit einem starken, echten Gefühlsgehalt, der in glücklicher Harmonie mit dem Geistigen sein kann wie beim Prinzen Heinz, nur mit äusserter Anstrengung beherrscht worden wie im gespielten Wahnsinn Hamlets oder das Geistige selbst vernichten, wie im echten Wahnsinn Lears, — diesem für Shakespeares Schaffen und künstlerische Entwicklung wesentlichen Gegensatz wird eine solche Deutung Falstaffs nicht gerecht.

Hamburg. Marie Schütt.

Digitized by Google

Ernest Muret, Les Noms de Lieu dans les langues romanes. (Collection de documents linguistiques dirigée par M. M. Meillet et Vendryes III.) 106 S. Librairie Ernest Leroux 28, Rue Bonaparte, Paris.

Im wesentlichen ist dieses Heft die Wiedergabe von vier Vorlesungen, die der Verfasser im März 1928 am Collège de France gehalten hat. Der reiche Inhalt dieser Schrift, welche sich mit allen erdenklichen Beziehungen, die bei Ortsnamen überhaupt in Betracht kommen können, beschäftigt, wird in so geniessbarer Form dargeboten, dass jeder Freund der Namenforschung daran seine Freude haben dürfte; sie ist auch so recht geeignet, Leute, die diesem Wissenszweige bisher noch ferne standen, dafür zu begeistern. Seinen Behauptungen stellt Muret stets gut ausgewählte Beispiele zur Seite, die er in erster Linie den Ortsnamen der französischen Schweiz entnimmt, mit deren Sammlung er seit 30 Jahren schon beschäftigt ist.

Die erste Vorlesung umfasst Erörterungen allgemeiner Natur, z. B. über die Entwicklung volkstümlicher Namendeutung zu geographischer und geschichtlicher Namenkunde und Vertiefung derselben durch Anwendung streng sprachwissenschaftlicher Methoden, welche die örtliche Ueberlieferung, ältere und neuere Schreibweisen, mundartliche Aussprache und die Beschaffenheit der Oertlichkeiten selbst berücksichtigen, über Namenstatistik, wobei wir erfahren, dass in Italien jeder zwölfte Ortsname auf einen Heiligennamen zurückgeht, über die bedeutende Rolle, welche die Personennamen bei der Schaffung von Ortsnamen spielen usw.

Die Feststellung (S. 9), dass am St. Bernhard, 1600 m hoch, eine Oertlichkeit den Namen la Vigne trägt, erinnert an das Weinbergle bei Sonthofen im Allgäu, wo wirklich trotz der Höhenlage ein geistlicher Herr Reben gepflanzt haben soll.

Wenn der Name ij amandolan (S. 9) als „aux amandiers" erklärt wird, womit aber — wohl spasshaft — Koniferen gemeint sind, so berechtigt dies dazu, das mundartliche Wort Mantel, für Föhre, pinus silvestris, wie man es in Bayern an der Donau noch hört, mit den Mandelbäumen in Verbindung zu bringen.

Im zweiten Abschnitte wird dargetan, wie ein und derselbe lateinische Personenname in verschiedenen Formen an verschiedenen Orten fortlebt und andererseits mehrere gleichlautende Namen ganz verschiedenen Ursprungs sein können, wie manchmal eine deutsch sprechende Nachbargemeinde die Urform eines Namens besser erhalten hat, als die romanische Mundart, die man dort spricht, wo die den Namen tragende Oertlichkeit liegt. — Sehr richtig ist es, wenn sodann betont wird, in welch hohem Masse Assimilation, Dissimulation, Metathese, Prosthese, Apherese und Volksetymologie bei der Veränderung von Namensformen mitgewirkt haben. — Es werden sodann verschiedene Arten von Accentverschiebung erörtert.

Der dritte Vortrag ist besonders der Flexion und Syntax gewidmet, soweit sie für Namen in Betracht kommen. Murets Feststellung, dass man bei Feldnamen ein beständiges Schwanken zwischen der Einzahl und Mehrzahl bemerkt, wenn Parzellen bezeichnet werden, die das Ergebnis einer Teilung sind, erinnert mich an gewisse Graubündener Namen. So würde z. B. der Flurname Tjǫmplungs, Gemeinde Lü im Münstertal, eigentlich Teile einer Gewanne, die ursprünglich Tjǫmplung (= langes Feld) hiess, bedeuten und nicht etwa „Lange Felder". — Muret weist ferner auf jene Eigentümlichkeit Graubündens hin, dass vielfach ein und derselbe Name, der in romanischem Munde nicht auf ein -s auslautet, in alten Urkunden und im Munde der Graubündner Deutschen dagegen mit einem derartigen -s erscheint. Diese Erscheinung, die noch nicht genügend untersucht worden ist, geht nach Muret auf jene Zeit zurück, wo im Rätoromanischen so gut wie im Altfranzösischen eine Zwei-Kasus-Deklination bestand. Diese Behauptung dürfte wenigstens bei einem Teile der Bündner Beispiele zutreffen.

Die Einwohner von Schleins im Unterengadin, welche diese hochgelegene Gemeinde in ihrer romanischen Mundart Tschelin nennen, erklärten mir einmal, dieser Name käme von rom. tschel (< lat. caelum), Himmel, her, indem sie dem Himmel so nahe wohnten. Ich glaube aber, dass dieser Ort ursprünglich eine kleine Alpe war, und leite daher den Namen von einem lat. *[alpi]cellinus ab. Im gleichen Tale, in der Gemeinde Maloggia, gibt es nun tatsächlich zwei Alpen: Alpicella und Alpicellino. Somit stellt meiner Ansicht nach das deutsche Schleins den Nominativ, das rom. Tschelin[1] den Akkusativ dar. — Diese beiden Kasus sind auch erhalten in Pfunds, deutscher Name der Tiroler Gemeinde im Oberinntale, welche die Romanen Fuond (< l. fundus, Boden) nennen. — Auf Seite 62, Z. 6 handelt es sich bei der Stelle sans la forme de l'ablatif wohl um einen Druckfehler; es müsste, meine ich, sous heissen.

Im gleichen Abschnitt werden behandelt der Gebrauch der Präpositionen, die Spuren des Locativs, des Ablativs, des Genetivs und des Dativs, die Composita, die Namen auf -a, Genitiv -anis und auf -us, Gen. -onis, die pluralia tantum, die neutra, der Artikel.

Der vierte Teil gewährt einen Ueberblick über die auf Personennamen beruhenden Ortsnamen, die sich besser als viele andere datieren lassen. — Valières von Valerius herzuleiten dünkt mich etwas gewagt; sollte nicht *vallarias (zu vallis, Tal) zugrunde liegen? — In römischen Ortsnamen wie pons Aemilius sehen wir, wie mit einem Gattungsnamen sich ein Gentilname und zwar in der Funktion eines Adjektivs verbindet. Als ähnliche Bildungen werden erwähnt Rocca Sinibalda in Italien, la rue Mazarine in Paris usw. An diese Reihe könnte man so manche Namen aus Graubünden anfügen, z. B. Martinsbruck, rom. Puntmartina, u. Pontresina (rom. sprich puntražīnja, urkundlich anno 1139 ad Pontem Sarisinam, ao 1291 Ponte Sarraceno). Beim ersteren Orte (urk. lat. anno 1239 ad Pontem Martini) nehme ich an, dass ein Martinus ursprünglich mit der Instandhaltung und Bewachung dieser Brücke beauftragt war, bei Pontresina, dass ein Mann namens Saracinus (= Sarazene?) die gleiche Aufgabe hatte. Und wirklich wird urkundlich genannt ein Saracinus servus, anno 1239 im Unterengadin, und eine Familie Saraschin, anno 1469 zu Sils. — Beim Namen l'Aubriais (S. 89) könnte man fragen, ob da nicht eher das Suffix -ensis anzunehmen wäre als -eta? Oder sollte -s ein Druckfehler statt -e sein? — Unter den französischen Namenbildungen auf -ie, welche von Personennamen abgeleitet sind, entdecken wir zu unserer Ueberraschung die nachbarliche Schöpfung Bochie (= Deutschland). — Bei der Gruppe von Ortsnamen, die ganze Sätze darstellen,

[1] Aus *Alptschelin, wobei man dachte, Alp sei ein vorausgehender Gattungsname. Aehnlich ging es beim Berg Isel in Tirol (aus *lat. monticellus > rom. montisel > mont Isel).

Digitized by Google

könnte man Namen unterbringen, wie Scex que pllao bei Vevey (< *saxum qui plorat, weinender Stein) und Fontana chistaina, Name einer intermittierenden Quelle im Unterengadin (= *fontana quae se tenet?, Quelle, welche innehält).

Mit den Namen Chanteraine, Chanteloup decken sich Graubündner Namen, wie Chauntarauna in Celerina, Chauntaluf, Samaden.

Münnerstadt. August Kübler.

Frankreichkunde. (Handbücher der Auslandskunde, herausgeg. von Paul Hartig und Wilhelm Schellberg, Band 3 und 4.) Erster Teil X u. 324 S., 1928; Zweiter Teil XV u. 538 S., 1930. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Unter drei Gesichtspunkten ist das grosse Gemeinschaftswerk zu betrachten, das siebzehn Gelehrte z. T. sehr verschiedener Gebiete und sehr verschiedener Gesinnung geschaffen haben: als Handbuch, als Kulturkunde und als Sammlung in sich selbständiger und nur jedesmal auf das ganz allgemeine Thema „Frankreich" bezogener Studien. Unter dem ersten Gesichtspunkt ist manches zu beanstanden, unter dem dritten sehr vieles zu rühmen und unter dem mittleren eine etwas wehmütige Betrachtung anzustellen.

Von einem Handbuch pflegt man zu verlangen, dass es sein Thema in allen wesentlichen Punkten ausschöpfe nach den Bedürfnissen derjenigen Lesergruppe, der es vorzüglich zugedacht ist, und dass es seinen Stoff klar und übersichtlich geordnet darbiete. Auch erwartet man von einem Handbuch vor allem, dass es Tatsachen mitteile und erkläre, weniger: dass es sie deute, dass es Thesen verfechte. Es hat als Handbuch einigermaßen „ein Amt und keine Meinung". Die vorliegende „Frankreichkunde" will ausgesprochenerweise in erster Linie ein Handbuch für den Lehrer des Französischen sein, sie will dem Neuphilologen „alle wesentlichen Kulturgebiete" Frankreichs vor Augen stellen. „Die äussere Anordnung der Beiträge", in denen dies geschieht, ist vom Zufall der Manuskriptablieferung bestimmt worden, und die Herausgeber nennen sie im Nachwort des zweiten Bandes „unwesentlich". Suche ich eine systematische Ordnung der Einzelteile herbeizuführen, wie sie den Herausgebern vorgeschwebt haben mag, so dürfte sie derart aussehen. Ueber die physischen Grundlagen des Landes geben Geographie und Prähistorie Auskunft. Die nationale Entwicklung ist in einem Geschichtsabriss zu überblicken. In Wechselwirkung mit den geschichtlichen Ereignissen steht der kulturelle Zustand des Landes; von seinen Bauern berichtet der Abschnitt über „die volkskundliche Struktur Frankreichs", von seinen Städtern ein Kapitel: „Die französische Gesellschaft". Zu den beiden allgemeinen und grundlegenden Studien auf dem Feld der „Kulturgeschichte" werden Sonderbetrachtungen gefügt über das Recht, die Volkswirtschaft und das Bildungswesen der Franzosen. Während diese acht Studien mehr oder minder dem Physischen und dem Praktischen verhaftet sind, befassen sich acht andere mit rein geisteswissenschaftlichen Themen. Zwei berichten über Religion und Philosophie in Frankreich, zwei von den bildenden Künsten und der Musik, drei von der französischen Literatur, die in die Gattungen des Lyrischen, Epischen und Dramatischen zerlegt ist, und eine hebt die geistig entscheidenden Züge der französischen Sprache ans Licht. Eine siebzehnte Studie endlich — und sie steht glücklicherweise wirklich am Schluss des zweiten Bandes, so wie glücklicherweise die Geographie am Anfang des ersten steht, während alles andere nach Belieben Platz genommen hat —, die siebzehnte sucht das kulturelle Fazit des unmittelbaren Augenblicks zu ziehen und „das gegenwärtige Frankreich" zu skizzieren. Fraglos hätte sich aus diesen fachlichen Mosaiksteinen ein ganzes Frankreichbild zusammensetzen lassen, wie es für das Bedürfnis des Lehrers genügte. Aber es ist kein ganzes Bild geworden. Ihm fehlt — ich spreche hier unter dem Gesichtswinkel des Handbuchs — die stoffliche Vollständigkeit im Punkt der Geschichte. Der hierfür bestimmte Abschnitt betitelt sich „Das französische Staatsleben". Dadurch soll wohl angedeutet werden, dass alle äusseren Fakta der Schlachten usw. nach Möglichkeit ausgeschlossen wurden, dass allein der innere Aufbau des Staates als wesentlich galt. Selbst wenn man dieser Einschränkung beistimmen wollte, was ich für meinen Teil keineswegs zu tun vermag, wäre das Kapitel demnach zu skeletthaft mager. Ihm sind von reichlichen 800 Seiten des Gesamtwerkes knappe zwei Bogen zugemessen, von denen der Verfasser, nach Abzug der bibliographischen Notizen, knappe 26 Seiten für sein ungeheures Thema behält. Da es ihm nicht nur auf das Berichten, sondern auch sehr auf das Deuten ankommt, so ergibt sich mit Selbstverständlichkeit, dass sehr viel Stoff beiseite gelassen, und dass der übermittelte in fürchterliche Notizenenge gekeilt wurde. Nun kann man wohl sagen, dass von der französischen Geschichte nicht nur in diesem einen Abschnitt, sondern auch sonst noch sehr oft, bald hier, bald da, in dem Sammelwerk gehandelt werde. Doch damit ist dem Handbuch als solchem eher geschadet als geholfen. Die Herausgeber nennen die äussere Anordnung unwesentlich, aber es fehlt auch an innerer Ordnung. Wäre diese vorhanden, so müssten die durcheinandergewürfelten Mosaikstücke in richtiger Zusammenfügung ein Bildganzes ergeben, worin sich nichts wiederholte und nichts fehlte. Es wiederholt sich aber manches, und manches fehlt. Ueber die Verfassung erhalte ich mehrfach Auskunft, über manches Literarische auch; und zwischen den Kapiteln „Volkskundliche Struktur" und „Gesellschaft", die zusammenpassen müssten, klafft eine Lücke. Und sehr merkwürdig und eigentümlich charakteristisch ist diese Lücke. Es ist nämlich nicht nur so, dass die erste Studie fast ausschliesslich vom Bauern, die zweite ausschliesslich vom Bürger handelt, und dass derart einige Volksklassen unbeschrieben bleiben, sondern es klafft auch eine zeitliche Lücke zwischen diesen Aufsätzen. Wenn ich nun aber exakt sagen soll, auf welche Zeit der eine und der andere Essay basiert sind, so gerate ich in Verlegenheit. Ich kann nur sagen, dass der eine mehr aus ferner Vergangenheit schöpfe und viel Einstiges noch als ganz oder einigermassen vorhanden ansehe, und dass der andere im wesentlichen der Gegenwart zugewandt sei und nur einige Punkte der Vergangenheit zur Erklärung heranziehe. Ich kann allgemeiner sagen, dass die beiden Studien aus einem verschiedenen Zeitgefühl entstanden sind und den historischen Teil ihrer Aufgabe grundverschieden behandeln. So allgemein gefasst aber trifft dies nicht nur auf das Verhältnis dieser beiden, sondern der meisten Studien des Sammelwerkes untereinander zu. Das verursacht dem Leser des Ganzen, der ein Gesamtbild zu erwerben bemüht ist, grosse Unsicherheit. Ich möchte das chronologische Schwanken des Werkes mit den bekannten Zeitschwankungen in Rollands Jean Cristophe vergleichen. Dort lebt man bald in der Epoche des jungen Beethoven, bald in der Richard Wagners und bald auf der grellsten Höhe des wilhelminischen Zeitalters. Rolland hat dieses Hin und Wider in einer dichterischen Einheitszeit zur Ruhe gebracht. Das lässt sich von der „Frankreichkunde" nicht sagen; und wenn es der Fall wäre, so wäre auch damit wenig geholfen, denn von einem Handbuch verlangt man keine dichterische, sondern eine handgreiflich reale Wahrheit.

Aber — und dies ist nun der Grund und der mildernde Umstand für alle erwähnten Verstösse des Unternehmens gegen seinen Charakter als Handbuch: es will ja kein Handbuch schlechthin sein, sondern etwas Geistigeres; es will ausdrücklich ein kulturkundliches Handbuch sein. Fasst man es als solches, so erklären sich jene Mängel (ohne deshalb zu verschwinden) — und neue Mängel werden sichtbar, die freilich ihrerseits fast unvermeidlich genannt werden müssen. Es ist hier gewiss nicht nötig, die endlose Diskussion über das Wesen und die Notwendigkeit der Kulturkunde weiterzuführen. Als nach dem Weltkrieg Kulturkunde gefordert wurde, stimmte ich dem sehr begeistert bei, denn ich glaubte, es würde auf Vertiefung und Vergeistigung der Philologie (im weitesten Sinne) hinauslaufen. Ich wurde dann aber immer behutsamer und skeptischer in meiner Zustimmung, weil es gar zu oft auf ein plumpes und gefährliches Jonglieren mit Schlagworten, auf eine Erziehung zu Phrase und Sophistik hinauslief. Wie weit daran einzelne heillose Kulturkundler Schuld trugen, und wieweit es am Wesen der Kulturkunde selber liegt, dass sie zur Sünde verführt, soll hier, wie gesagt, unerörtert bleiben. Bemerken möchte ich nur, dass ich schon vor einigen Jahren als beste kulturkundliche Bücher einige Werke nannte, deren Verfasser das Schmerzenskind Kulturkunde noch gar nicht gekannt haben, die sich ganz unbefangen in ihre philologische oder philosophische oder literarhistorische Arbeit versenkten und reine Kulturkunde als ein kostbares Nebenprodukt eben deshalb zutage förderten, weil sie auf ihre Gewinnung gar nicht ausgegangen waren[1]. Nun liegt es gewiss

[1] Siehe meine Studie „Immer wieder Kulturkunde". Neue Jahrb. f. Wiss. und Jugendbildung. Leipzig 1928. H. 4.

Digitized by Google

nicht so, dass die Herausgeber der „Frankreichkunde" die Gefahr ihres Unternehmens übersehen hätten, oder dass gar eine plumpe und schiefe Kulturkunde in ihrer Absicht lag. „Die zahlreichen Angriffe, die man in den letzten Jahren gegen Kulturkunde in Erziehung und Wissenschaft gerichtet hat (heisst es in ihrem ‚Nachwort'), wandten sich gegen solche Versuche, die Wesen und Bedeutung eines Kulturvolkes durch eine einfache und klare Formel erfassen wollten, oder gegen solche, die aus gefühlsmässiger Abneigung und geistigem Machtdrang heraus geboren wurden." Davon haben sich die Herausgeber ganz frei halten wollen, um statt dessen in unparteiischer Gesinnung und mit unverengtem Blick „Deutschtum, Franzosentum und Engländertum . . . als verschiedene Offenbarungsformen abendländischen Menschentums" allseitig zu betrachten. Nur eben: sie konnten diese allseitige Betrachtung unmöglich selber durchführen und mussten sie notwendigerweise siebzehn verschiedenen Fachleuten überlassen, deren „Individualität . . . nicht ausgeschaltet werden" durfte. Worauf denn der eine hü! und der andere hott! sagte, oder, wie es im Nachwort gebildeter heisst, bald „die historische Methode" und bald „die phänomenologische" befolgt wurde. Es bleibt immer ganz allgemein eine offene Frage, ob der Historiker irgendeines Gebietes sich unversehrt der Kulturkunde verschreiben kann. Dies gilt ein wenig für jeden: „Ein blindes Werkzeug fordert Gott, mit blinden Augen musstest du's vollbringen!" Wenn er blind ist gegen alles, ausser gegen seine Aufgabe, und wenn er sich ganz und gar in sie vertieft, in die Baukunst oder die Wirtschaft oder die Poesie, dann wird er sicherlich geistige Wesenszüge, „Kulturkundliches" in ihr erfassen. Wenn er aber von vornherein auf diese Wesenszüge ausgehen soll, wenn er sie durchaus sehen muss, dann verlässt ihn gar zu leicht „Gottes Schild". Abgesehen aber von dieser ganz allgemeinen Gefahr, die ich nach den bösen Erfahrungen der letzten Jahre vielleicht übertreibe, wie ich früher geneigt war, sie zu unterschätzen, so bleibt doch ganz offensichtlich der Notstand, dass hier siebzehn Gelehrte in den Dienst der Kulturkunde gestellt wurden, die nicht allesamt mit Selbstverständlichkeit und von innen heraus Kulturkunde zu treiben vermochten. Einige unter ihnen sind geborene Kulturkundler; andere sind es gar nicht und lassen sich nicht im geringsten von der Kulturkunde anfechten; noch andere aber sind es auch nicht und haben geglaubt, es sein zu müssen. So erklärt der Musikhistoriker mit rührender Unschuld, er stehe „der romanischen Philologie persönlich ferner als der Germanistik" und habe „für die Erfassung der französischen Wesensart im ganzen als Ausgangspunkt Wechsslers anregungsreiches Werk ‚Esprit und Geist' gelegentlich mit herangezogen (I 203, 204)". Man entsetzt sich, als sähe man ein unbewachtes Kind allein in einer Apotheke bei offenem Giftschrank spielen. In diesem Fall ist übrigens kein Unglück geschehen, da der vertraute Bezirk der Musik nicht ernstlich überschritten wurde. Andere Fälle sind weniger glimpflich verlaufen. So ist es denn um eine geschlossene Kulturkunde in diesem Sammelwerk ebenso fraglich bestellt wie um ein Handbuch. Man muss die beiden Bände als ein Bündel lehrreicher Einzelstudien zum Thema Frankreich nehmen. Das ist gewiss nichts Geringes; es ist nur nicht ganz das, was der Titel des Werkes verspricht.

Wenn ich jetzt (in jener vorhin skizzierten Ordnung) von den einzelnen Beiträgen spreche, so tue ich das natürlich nur einigen Stücken gegenüber als Fachkritiker. Soweit ich mir kritische Bemerkungen über die anderen erlaube, geschieht dies ausdrücklich nur im Hinblick auf die Verwendbarkeit des Gebotenen für den philologischen Unterricht — Philologie und Unterricht im weitesten Sinne genommen.

Eine vollkommene und unbeirrte Handbuchstudie ist Walter Vogels einleitende Darstellung: „Das Land Frankreich als Grundlage der Entwicklung des Volkes und Staates" (I 1—42). Sie sagt in klarer Ordnung das wesentliche geographische Tatsachenmaterial aus, sie skizziert auch mit knappen Strichen in einem Schlussabschnitt, „wie im Entwicklungsgang des französischen Staates die geographischen Grundlagen zum Ausdruck kommen, und wie sich in der politischen Geschichte die geographischen Bedingungen widerspiegeln". Sie bleibt überall ganz beim Sachlichen ihrer Sache und erklärt ausdrücklich nichts, was sie nicht von sich aus erklären kann. „Dass gerade Paris Hauptstadt wurde, lässt sich gewiss nicht als geographisch begründete Notwendigkeit erweisen "(S. 9). Den gleichen Vorzug der einheitlichen Beschränkung auf den Bericht des Tatsächlichen weist der kleine Beitrag Ernst Wahles über „die vor- und frühgeschichtlichen Grundlagen der französischen Geschichte" auf (II 1—14). Die sichere Umgrenzung und innere Einheitlichkeit dieser beiden Arbeiten fehlt dem historischen Kernstück, das Hugo Preller unter dem Titel „Das französische Staatsleben" verfasst hat (I 239—272). Ich wies schon darauf hin, dass hier in schädigender Weise an Raum gespart worden ist. Aber zu der äusseren Not der Raumknappheit ist die innere der Unsicherheit getreten. Der Autor, dem es ganz offensichtlich um einen streng gewissenhaften Tatsachenbericht zu tun ist, scheint immer einer warnenden Stimme zu lauschen, die ihm zuflüstert, nur ja „phänomenologisch" oder „kulturkundlich" zu verfahren, nur ja alles auszumerzen, was nicht eine innere und geistige Bedeutung hat, nur ja und ausschliesslich dieses Geistige zu betonen. Das führt zu Zuspitzungen und Zusammendrängungen, zu gedanklich überladenen apodiktischen Sätzen, in denen sich bestimmt Richtiges mit Anfechtbarem mischt, und die sehr leicht zu Missverständnissen Anlass geben können. Charakteristisches Beispiel hierfür bildet die der Aufklärung gewidmete Seite (256). Zu wenig und zu viel in einem, sind diese ernst durchdachten Bemerkungen mindestens für einen belehrenden Ueberblick gefährlich.

Wer nun aus den beiden soziologischen Studien das staatliche Bild Frankreichs genauer erkennen möchte, sieht sich ein wenig enttäuscht. Dies gilt besonders von Lutz Mackensens Ausführungen über „die volkskundliche Struktur Frankreichs" (I 43—77). Auf Angaben über die Völker und Stämme, aus denen die „Volkseinheit" der Franzosen hervorgegangen ist (Angaben, die man auch in Wahles Aufsatz findet), folgen in verhältnismässiger Fülle Einzelheiten französischer Märchen und ländlicher Sitten, genaue Beschreibungen ländlicher Häuser und Wohnungseinrichtungen. Oft wird angegeben, wo sich diese alten Bräuche, diese alten Bauten noch heute einzeln oder gar gehäuft vorfinden. Ich setze nicht den geringsten Zweifel in die Exaktheit solcher Angaben. Aber ich habe ein schweres Bedenken. Wer heute Amsterdam besucht, muss unweigerlich nach Volendam fahren (fast wie man von Hamburg nach Stellingen fährt). In Volendam findet er ein sehr wohlpräpariertes, sehr malerisches Stück Altholland, die alten Häuser, die alten Einrichtungen, die alten Trachten — alles durchaus lebendig und mitten ins Leben der Gegenwart gestellt. Darf er deshalb annehmen, hier unter dem eigentlichen und wirklichen Landvolk des heutigen Hollands zu verweilen? Er darf es allenfalls als poetischer Träumer. Und eben solch ein poetisches Volendam des französischen Landvolks aus lauter unbestreitbar echten und nur in ihrer Zusammenfassung und Isolierung irreführenden Einzelheiten scheint mir Mackensens französische „Volkskunde" aufzubauen. Dieses malerische Vergnügen verliert aber seine Harmlosigkeit, wenn es zu ernsten und verallgemeinernden Schlüssen führt. Man erfährt, dass man es mit einem „Volk von grossen Kindern" zu tun habe (S. 56); man erfährt, dass selbst „in reichen Bauernhäusern eine gewisse unordentliche Oede" herrsche, dass „die Wohnstätten der Lebenden . . . unwohnlich" seien wie „die der Toten"; man erfährt, dass es auch ausserhalb des Hauses keine Wohnlichkeit gebe: „Der französische Bauer, der sein kleines, ungemütlich-primitives, dazu meist unsauberes *Café* aufsucht, trinkt hastig seine zwei, drei Schnäpse hintereinander und geht dann wieder seiner Wege" (S. 65). Welch ein Unheil kann solches Generalisieren archaischer Zustände und solch gefühlsmässiges Aburteilen — denn über die „Gemütlichkeit" seines Wirtshauses wird doch wohl der französische Bauer und nicht der Privatdozent aus Greifswald urteilen müssen —, welch ein Unheil können solche Ausführungen anrichten, wenn von vielen Seiten her immer wieder betont und unter Beweis gestellt wird, dass der grössere Teil der französischen Bevölkerung auch heute noch auf dem Lande wohne, dass Frankreichs Reichtum zum grösseren Teil auch heute noch auf seiner Landwirtschaft beruhe. Soll sich der Deutsche den grösseren Teil Frankreichs als ein primitives und „ungemütliches" Volendam vorstellen? Dem wird Mackensen mit Recht entgegenhalten, dass er ja nicht von all denen gesprochen habe, die ausserhalb der Grossstadt auf dem Lande wohnen, sondern nur, im eigentlichen und archaischen Sinne, vom Bauern. Aber er spricht eben nur vom Bauern in seiner ausgeprägtesten, sozusagen bäuerischsten Form, und durch dieses Isolieren und Unterstreichen erweckt er mit Notwendigkeit die Vorstellung, dass nur so, wie er sie malt, nur und überall so die Landbevölkerung Frankreichs aussehe. Einzig die letzten Zeilen seiner Studie widmet er einem resignierten Hinweis auf das „neue Volkstum" des Proletariats in der Grossstadt und der Arbeiter in

Digitized by Google

den grossen Industriewerken, das sich noch nicht volkskundlich erfassen lasse. Aber es ist doch ganz gewiss, dass der Bauer schlechthin in jener umrissenen alten Form nicht mehr das Land beherrscht, dass überall Mischformen zwischen ländlichem und städtischem Proletariat, zwischen Bürger und Bauer, zwischen Alt und Neu zu finden sind, dass städtische Kultur und Denkart auf das Land überfliesst, ins Bäuerische hineinsickert. Nur wenn man hiervon etwas erführe, würde man ein Bild des gegenwärtigen Franzosentums auf dem Lande erhalten. Ist eine Darstellung dieser gegenwärtigen Verhältnisse wirklich erst „Aufgabe unserer Enkel"? Das vermag ich nicht zu beurteilen; aber Halbvergangenes als ein ganz und in seinem Bereich fast allein Vorhandenes hinzustellen, dies scheint mir keine sehr nützliche Beschäftigung zu sein.

Ein grösserer Gegensatz der Denk- und Ausdrucksweise als zwischen Lutz Mackensen und Bernhard Groethuysen ist kaum vorstellbar. Mackensen schwelgt in lauter konkreten und bunten Einzelheiten; Groethuysen strebt einer absoluten Abstraktion zu. Was er über „die französische Gesellschaft" (II 100—136) aussagt, ist in einem erbarmungslos atembenehmenden Philosophenstil geschrieben. Wieder und wieder muss man sich seine Feststellungen ins Körperhafte, oft genug auch erst einmal aus der Ueberfülle der Fremd- und Fachworte ins Deutsche übertragen. Aber es lohnt sich, solche Mühe aufzuwenden, denn man trifft in dieser Studie auf einen grossen und bedeutenden Gedankenreichtum. Wenn ich sie dennoch einer gewissen Enge beschuldige, so ist das in bestimmter Hinsicht ungerecht. Es verhält sich damit so. Groethuysen will ausdrücklich nur von der gegenwärtigen, der aus der grossen Revolution hervorgegangenen demokratischen Gesellschaft reden. Was er über „die Gesellschaft des *ancien régime*" berichtet, ist nur Einleitung. Diese Umgrenzung des Themas auf Neuzeit oder Gegenwart ist natürlich das gute Recht des Autors. Mein Vorwurf der Enge würde nur dann völlig zutreffen, wenn Groethuysen innerhalb der modernen Gesellschaft auf gleiche Weise so ausschliesslich das Bürgertum oder gar nur Teile des Bürgertums darstellte, wie Mackensen innerhalb des „Volkes" oder Landvolkes nur archaische Bauern sieht. Aber Groethuysen hat etwas durchaus anderes unternommen als die Darstellung der konkreten Bürgerschicht innerhalb der konkreten französischen Gesellschaft. Er hat den Begriff und die Norm des französischen Bürgers herausgearbeitet, und er behauptet, dass dieser Typus des Bürgers, dieses abstrakte Idealbild, das Ideal der französischen Gesamtheit sei — eine Behauptung, die ich für zutreffend halte. Er hat dieses allgemeine französische Ideal des Bürgers aufs feinste beschrieben, indem er die widerspruchsvollen und doch fest zusammenhaltenden Seelenhälften des Bürgers einzeln analysierte, indem er ihn unter dem Gesichtspunkt des Bourgeois und des Citoyen studierte. Jener ist der „Eigentümer", der Mann der „wirtschaftlichen Gesichtspunkte", der Individualist; dieser, der politische Mensch, ist der Kollektivist, der als Individuum in der *volonté généralé* untergeht. Vor solcher Auffassung des Themas kann der Vorwurf, nur die bürgerliche Gesellschaft, statt der Gesellschaft überhaupt, gezeichnet zu haben, natürlich nicht bestehen; Groethuysen hat eben im idealen Bürger den Typus und das Ideal der französischen Gesellschaft schlechthin gezeichnet. Und doch ist unter anderem Gesichtspunkt eine bedenkliche Enge vorhanden. Groethuysen erhebt seinen *bourgeois-citoyen* zu dem für Frankreich „repräsentativen Menschentypus" (S. 128). Und er vergleicht nun diesen französischen Idealmenschen (nicht Bürger, sondern Menschen!) mit dem Deutschen. „Der Deutsche (schreibt er am Schluss seiner Studie, S. 129) suchte vor allem die Totalität des Menschen in der harmonischen Entwicklung aller menschlichen Fähigkeiten zur Darstellung zu bringen; der Franzose entwickelte das Ideal des Civis, der in der Hingabe seiner selbst an die Gemeinschaft seine Vollendung sieht." Dies seien die verschiedenen Lehren, die der deutsche und der französische Geist aus dem Vorbild der Antike gezogen hätten. Es klingt paradox, aber tatsächlich gerät Groethuysen eben dort ins Enge, wo er sein Thema ungebührlich erweitert. Er hat vom Bürger gehandelt und im Bürger das wirtschaftliche und politische Idealbild des Franzosen gefunden; nun soll in diesem Idealbild zugleich das Menschheitsideal des Franzosen gänzlich mit einbegriffen sein.

Von so gefährlichen Vertiefungen hält sich der Aufsatz Walter Schätzels: „Das französische Recht und seine Entwicklung" (II 73—100) durchaus frei. Mir will es scheinen, dass der Verfasser das Interesse oder die Aufnahmefähigkeit des Philologen (des „Laien" vom juristischen Standpunkt aus also) für das juristische Thema unterschätzt habe. Der nicht geringe Wert dieses Beitrags liegt vor allem in einer schönen und gediegenen rechtsgeschichtlichen Skizze, ferner in seinen klaren Angaben über Verfassung und Verwaltung des Staates. Aber dann werden „Bürgerliches Recht" und „Straf- und Prozessrecht" mit allzu mageren Paragraphen, eigentlich nur mit ein paar Bemerkungen abgetan, und der Schlussabschnitt über den „allgemeinen Charakter des französischen Rechts" ist im Ton einer gewiss sehr anregenden und feinen Causerie, doch eben einer Causerie gehalten. „Ein Dienstmädchen, das ihrer Herrschaft 100 Franken stiehlt, kann auf mehrere Monate Gefängnis ohne jede Strafaussetzung rechnen; schiesst sie dagegen einen treulosen Geliebten tot, so ist ihr die Freisprechung nahezu sicher" (S. 96). Ein halbes Dutzend solcher Einzelheiten in scharfer Heraushebung ist sehr hübsch und auch lehrreich zu lesen; aber wenn die Basis einer gründlichen Darlegung des Rechtszustandes fehlt, aus dem sie sich ergeben, dann können sich doch gar zu leicht die bekannten Nachteile populärer Belehrung fühlbar machen. Wie sehr diese Seiten des Schätzelschen Aufsatzes nur geplaudert sind, zeigt ein Vergleich mit Rudolf Meerwarths inhaltschwerer Studie über „Die französische Volkswirtschaft" (II 15—72). Aus doppeltem Grunde nenne ich diese auf die Gegenwart beschränkte Arbeit eine Meisterleistung. Einmal gleicht sie einem gediegensten Kolleg „für die Hörer aller Fakultäten", d. h., sie setzt keine Fachkenntnisse voraus und bleibt doch überall ernsthaft wissenschaftlich; sodann befriedigt sie gleichzeitig, auf taktvolle Weise gleichzeitig, die an ein „Handbuch" und die an eine „Kulturkunde" zu stellenden Forderungen. Meerwarth geht von den beiden im Widerstreit liegenden französischen Anschauungen vom „Grundcharakter der französischen Volkswirtschaft" aus. Nach der einen, von André Siegfried vertretenen, sei „Frankreich seiner sozialen Struktur nach, welche die industrielle Entwicklung der letzten fünfzig Jahre nicht tief verändert habe, nach wie vor ein Land von Grundbesitzern, Handwerkern, Kleinbürgern" (S. 16). Nach der anderen, die insbesondere Henry Hauser verficht, „entwickle sich Frankreich mit grossen Schritten zum modernen mächtigen Industriestaat" (S. 17). Meerwarth entscheidet sich nun weder sofort noch später in strikter Weise für die eine der beiden Anschauungen; er geht mit allgemeinen Urteilen und Betrachtungen des schlechthinnigen Wesens höchst sparsam um; er breitet eine wohlgegliederte Riesenfülle von genauen Angaben über die einzelnen Wirtschaftszweige aus — und wo sie nicht genau sein können, da sagt er das auch ausdrücklich. Aber mit alldem und bei aller Behutsamkeit fügt er doch die Glieder zum Gesamtkörper zusammen und macht den Geist dieses Körpers deutlich. Man sieht ein Ueberwiegen der Landwirtschaft, doch ist Frankreich „nach deutschen Begriffen . . . ein Land der Mittel- und Grossbauern" (S. 30); man sieht ein Aufblühen der Industrie und zugleich „die verhältnismässig geringe Bedeutung der eigentlichen Grossindustrie" (S. 37); hinter allen Ziffern und Daten spürt man wieder und wieder etwas von jener durchdringenden Bürgerlichkeit, die Groethuysen den Bürger als den Typus und das Ideal der französischen Gesellschaft herausstellen lässt. — Das dritte Stück dieser Gruppe, „Französisches Bildungswesen" von Otto Völcker (II 137—179), gleicht Meerwarths Studie darin, dass es ebenfalls eine mustergültige Harmonie zwischen den Forderungen des „Handbuchs" und der „Kulturkunde" herstellt. Völcker hat 1927 „Das Bildungswesen in Frankreich" in einer ausgezeichneten Monographie eingehend behandelt. Sein Beitrag ist hier naturgemäss im wesentlichen die sorgliche Zusammendrängung, der knappe Ueberblick des damals Ausgeführten. Ich möchte nur wünschen, dass dieser Ueberblick dem bedeutenden Buche Leser werbe und nicht etwa es verdränge.

Die beiden für die rein geisteswissenschaftlichen Themen grundlegenden Aufsätze bedienen sich verschiedener Methoden. Hermann Platz' Beitrag: „Das religiöse Leben in Frankreich" (I 273—309) ist eine historische und konkrete Studie. Sie geht dem Anteil nach, den der Katholizismus in den einzelnen Jahrhunderten an der Gesinnung und den Hervorbringungen Frankreichs hatte, und den er heute hat; dabei fehlt es ihr aber nirgends am Betonen des gefühlsmässig Besonderen der französischen Religiosität. So ist von der „Einschmelzung des Nationalen ins Religiöse" die Rede (S. 275); so weist Platz darauf hin, dass sich der Franzose „weniger als der Deutsche mit kosmischer Religiosität abfinden" könne (S. 208). Doch eines fehlt dieser Arbeit aufs allererfreulichste: jene entsetzliche

Digitized by Google

Ueberheblichkeit des „Geistes" über den „Esprit", die der Kulturkunde so bösen Schaden zugefügt hat. „Wir Deutsche, von denen einige glauben, das Religiöse in Erbpacht zu haben ..", heisst es gleich in den „Vorbemerkungen" der ersten Seite. Hermann Platz selber glaubt keinen Augenblick an solche deutsche Erbpacht, obwohl ihm die Abweichungen französischer von deutscher Religiosität deutlich sind. Und ebenso frei von solchem und ähnlichem Aberglauben halten sich die Betrachtungen über „Französische Philosophie und Wissenschaft", die Richard Müller-Freienfels anstellt (III 180 bis 217). Ihm ist es ausdrücklich nicht um eine geschichtliche Darstellung dessen zu tun, was von Franzosen der Philosophie und Wissenschaft beigesteuert worden ist; er bietet das unvermischteste, das absolute Muster derjenigen Methode, die die Herausgeber die phänomenologische nennen. Er sucht einzig diejenigen Charakterzüge auszusprechen und an Beispielen zu belegen, die immer wieder als *traits éternels* Werke der Philosophie und der Wissenschaft, Werke des allgemeinsten und unpersönlichsten Charakters als französische Hervorbringungen erkennen lassen, die etwa selbst noch auf chemischem Gebiet der *chimie française* (S. 192) ein Sondergepräge verleihen. Dabei hütet er sich aber davor, in allem und jedem nur Gegensätze zwischen französischem Wesen einerseits und irgendwelchen sonstigen abendländischen Zügen andererseits festzustellen. „Es kann ein Zug durchaus typisch französisch und zugleich auch typisch deutsch sein. Die Volkscharaktere zumal von zwei rassenmässig und kulturell so nahe verbundenen Nationen, wie der französischen und deutschen brauchen sich keineswegs bloss auszuschliessen" (S. 185). Nun ist, was er unter solchem Vorbehalt und ohne Uebertreibung als typisch französische Geisteseigenschaften konstatiert, an sich nichts überraschend Neues und erstmalig Gesagtes. Immer wieder ist „die klare Rationalität", der Ordnungswille, das antithetische und dualistische, immer wieder das gesellschaftliche (hier heisst es das „soziologistische") Denken der Franzosen bald mit Bewunderung, bald mit Abneigung ausgesprochen worden. Aber die grosse Bedeutung und Eigenart der Studie liegt nicht nur darin, dass sie ganz und gewissermaßen nackt zusammenfasst, was man sonst verstreut und als Elemente in andere Themen eingebettet findet. Sondern in zwiefacher Hinsicht wirkt Müller-Freienfels neu und bereichernd. Einmal setzt er an die Stelle des oft unzulänglichen Vergleichs der Franzosen mit den Deutschen mehrfach den fruchtbaren Vergleich zwischen Frankreich und England. Und zweitens, wie ich schon andeutete, beobachtet er das typisch Französische auch dort, wo es der Geisteswissenschaftler im allgemeinen nicht zu suchen pflegt, ja, wo er meist annimmt, dass es nicht vorhanden sein könne: auf dem Felde der exakten Naturwissenschaft. Er lässt grosse französische und englische Physiker, Biologen, Mathematiker aussagen, worin sie das Anderssein, die Stärke oder Schwäche ihrer Fachgenossen jenseits des Kanals empfinden; dabei läuft es immer wieder auf das Prädikat „umfassend, aber abstraktionsschwach" für das englische, „eng, aber abstraktionsstark" für das französische Denken hinaus. Er weist darauf hin, „dass die französischen Physiker mehr zur theoretischen als zur experimentellen Physik neigen" (S. 191); er vergleicht die Methoden Darwins und Lamarcks, usw. usw. Es fällt mir schwer, im Zitieren innezuhalten, da ich gerade diese Ausführungen als eine so ungemeine Bereicherung empfinde.

Bei aller gedrängten Fülle der Gedanken und des Beispielmaterials ist Müller-Freienfels' Studie dennoch von einer durchsichtigen Simplizität. An dieser Schlichtheit lässt es, mindestens im ersten Teil seines sehr umfassenden Beitrages, Konstantin Hilpert fehlen, der „die französische Kunst" (II 370—478) so tiefgründig wie möglich zu erfassen sucht. Was irgend an bedeutsamsten Gedanken, Auslegungen, symbolischen Deutungen über die romanische und gotische Baukunst gesagt worden ist, sucht er komprimiert festzuhalten. Perle reiht sich an Perle, und alle leuchten sie immerfort, manchmal auch wohl ein bisschen zu sehr. Wo er über das verführerische Mittelalter hinaus ist, in den der Renaissance, der Klassik und der Moderne geltenden sehr wohldokumentierten Kapiteln, geht es etwas einfacher und ruhiger zu, womit denn dem Werke des Belehrens sogleich besser gedient ist. Aber nirgends vermag sich Hilpert zu der wohltuenden Schlichtheit zu entschliessen, die Hans-Joachim Mosers Beitrag: „Französische Musik" (I 203—238) auszeichnet. Von ausserhalb fertig bezogene Wesenskunde, deren Gebrauch man, wie gesagt, nach den Einleitungsworten befürchten muss, bleibt aus dem Spiel. Moser gibt einen historischen Abriss der französischen Musikschöpfungen vom Mittelalter bis zur Neuzeit und charakterisiert die einzelnen; in sehr vorsichtiger Weise kommt er dabei auf einige durch die Jahrhunderte gleichbleibende Züge zu sprechen und bestätigt durch sie von seinem Gebiet aus, was Müller-Freienfels „die klare Rationalität" und die „Soziabilität" der Franzosen nennt. Aber durchaus Hauptsache bleibt für Moser, den Geschichtsablauf zu skizzieren und die wesentlichen einzelnen Musiker in ihrer Individualität zu kennzeichnen. Dabei macht er von der Begriffsetzung „französische Musik" einen vernünftig weiten Gebrauch: Wer auf französischem Boden, von französischer Denkart und Geschmacksrichtung geprägt, eine Musik schreibt, die den Franzosen als französisch einleuchtet, der hat eben „französische Musik" geschrieben. So findet der Florentiner Sully hier seinen Ehrenplatz als „der musikalische Mazarin des Zeitalters" (S. 221); so wird dem aus Köln gebürtigen Jacques Offenbach „ein *‚très français'* in den winzigen *‚Musiquettes'*" und den „grossen Grotesken" bescheinigt (S. 234). Indem Moser hinzufügt, dass Offenbachs „nachgelassene *‚Contes d'Hoffmann'* dafür fast mehr in die deutsche als in die gallische Sphäre gehören", gibt er den Begriffen Französisch und Deutsch eine so weite, so unkörperlich-seelische Bedeutung, wie sie Croce den Begriffen Romanisch und Germanisch verleiht.

Unter den Literarhistorikern hat es Helmut Hatzfeld, dem „Die französische Lyrik" zufiel (I 147—202), mit der Wesenskunde am ernstesten genommen. Es tut mir leid, mit aller Deutlichkeit feststellen zu müssen, dass er weder der Literaturgeschichte noch der Kulturkunde einen einwandfreien Dienst geleistet hat. Dies tut mir leid, weil seine Studie, die den geschichtlichen Ueberblick sehr karg bedenkt, um den allgemeinen und dauernden Merkmalen desto eindringender nachzugehen, hier eine Ueberfülle treffender Beispiele für die Eigentümlichkeiten der inneren und äusseren Form französischer Lyrik zusammenstellt und derart sich wahrhaft verdient macht. Und so deutlich muss ich es feststellen, weil sich Hatzfeld ein paarmal gerade auf mich beruft, wenn er Schlüsse zieht, die ich für unzutreffend und unselig halte. Ueber seinen Ausführungen sollte als warnendes Motto Hermann Platz' vorhin zitiertes Wort stehen, wonach „einige Deutsche glauben, das Religiöse in Erbpacht zu haben". Hatzfeld, der offenbar wie der Abbé Bremond seine *poésie pure*, Lyrik als etwas ganz Religiöses auffasst, und der ebenso offenbar Bremonds haarscharfes Unterscheiden zwischen *„Prière et Poésie"* nicht völlig durchdacht hat, Hatzfeld kommt immer wieder, in immer neuen Varianten, bald mit dürren Worten, bald mit höflicheren Verschleierungen, auf das mangelnde „kosmische" Gefühl der Franzosen zu sprechen, nicht auf das andere, sondern auf das unzureichende oder fehlende. Und weil sie für ihn kein kosmisches Gefühl besitzen, besitzen sie für ihn keine eigentlich religiöse Lyrik; und weil sie keine eigentlich religiöse Lyrik besitzen, so denn überhaupt keine wirkliche und eigentliche Lyrik. Diese fixe Idee der deutschen Erbpacht ist der schlimmste Fehler der so reichen Abhandlung; aber er ist überall fühlbar und entstellt sie durchweg. So kommt es, dass einer der gehaltvollsten Beiträge der abwegigste der ganzen Sammlung geworden ist. Auch Friedrich Schürr, der „die erzählende Literatur Frankreichs" (II 218—303) und Fritz Neubert, der „die französische Dramatik" (II 309—369) behandelt, haben es sich nicht nehmen lassen, in besonderen Schlussabschnitten, dieser die „konstanten Wesenszüge", jener den „Nationalstil" der Franzosen zu betrachten; und auch bei Neubert — bei Schürr gar nicht — ist eine Spur der Hatzfeldschen Gesinnung bemerkbar, indem er dem Franzosen einen „verhältnismässigen Mangel an metaphysischem Denken und Fühlen" nachsagt (S. 354) und ihren Tragikern geringere Sympathie entgegenbringt als ihren Lustspiel- und Farcendichtern. Aber beide, Neubert nicht anders als Schürr, lehnen doch ihre Erwägungen an sehr gediegene historische Abrisse, die den eigentlichen und soliden Körper ihrer Studien bilden. Dagegen bewegt sich ganz — und bewunderungswürdig — in Müller-Freienfels' Bahn Eugen Lerchs Aufsatz: „Französische Sprache und französische Wesensart" (I 78—146). Lerch beschränkt sich ganz auf die beiden Grundzüge sinnlicher Impulsivität und rationaler Klarheit, die er in den mannigfaltigsten Sprachercheinungen wirksam zeigt. Dabei zeichnet er eine chronologische Linie: Im Anfang ist die Impulsivität vorhanden, in der Mitte gesellt sich der ordnende Rationalismus zu ihr, dominiert auf umgrenzter Wegstrecke und tritt dann manches von

Digitized by Google

seiner Herrschaft an die neuerstarkende ursprüngliche Impulsivität ab. Hier will mir nur eines nicht in den Sinn. Lerch neigt dazu, einen „ewigen", eingeborenen und natürlichen Grundzug des Französischen allein im Impressionismus zu sehen, während ihm der Rationalismus mehr als ein spät auftauchendes, von Einzelnen der Sprache aufoktroyiertes „Kunstprodukt" (S. 84) erscheint. Dahinter möchte ich etliche Fragezeichen setzen. Ist nicht in jedem Kinde das Impulsive vor dem Rationalen vorhanden? Kann man einem Kinde Ratio anerziehen, wenn es nicht die Anlage zu ihr besitzt? Kann man einer Sprache, der Sprache eines ganzen Volkes, als Einzelner dauernd eine Eigenschaft einprägen, die nicht von Anfang an mindestens keimhaft in ihr liegt? Ist nicht das analytische Wesen ein ursprüngliches Charakteristikum der französischen Sprache? Wendet sie sich nicht schon auf der Höhe des Altfranzösischen und erst recht in der Umbau-Epoche des Mittelfranzösischen deutlich dem Rationalen zu? Ist sie nicht schon für Dante die eigentliche moderne Sprache der Wissenschaft? Aber all diese Fragezeichen sollen den hohen Wert der strotzend reichen Studie nicht antasten.

Endlich (II 479—517) macht Otto Grautoff von dem Vorrecht des Nichtspezialisten, des fachlich unrubrizierten Frankreichkenners Gebrauch, ein Gesamtbild des „gegenwärtigen Frankreichs" zu zeichnen und hierbei ungezwungener, aber wahrhaftig nicht weniger gewissenhaft oder weniger substantiell zu verfahren, als die einzelnen Katheder-inhaber vor ihm. Er plaudert, aber er plaudert aus Wissensfülle und eigener Anschauung heraus; er plaudert mit vorbildlicher Bedachtsamkeit über Politik und Wirtschaft, Literatur und Kunst, über Strömungen im französischen Katholizismus, über das Verhalten der Franzosen zu den Deutschen und zu Europa. Er charakterisiert die fortschrittlich-europäisch und die konservativ-national gesinnten Franzosen. Mir scheint, dass er aus Verständigungssehnsucht heraus den Grad des Europäertums bei den französischen Fortschrittlern gelegentlich ein wenig überschätzt; aber durch die Fülle des unparteiisch ausgebreiteten Materials wird der Leser in den Stand gesetzt, dies und jenes selber zu korrigieren, und so ist dieser unkathedrale Beitrag keineswegs nur ein erheiterndes Nachspiel nach dem Ernst der sechzehnteiligen Moralität, sondern durchaus als *res severa* ein *verum gaudium*. — —

Ich habe meine Bedenken gegen das grosse Sammelwerk als „Handbuch" und als „Kulturkunde" vorgetragen, ich habe mancherlei Bedenken gegen Einzelnes innerhalb der für sich betrachteten Studien ausgesprochen. Aber ich hoffe auch — denn sonst wäre die Absicht dieses Referates nicht verwirklicht —, ich hoffe ausgedrückt zu haben, welch eine Riesenfülle von wirklicher Belehrung über das unerschöpfliche Thema Frankreich in dieser „Frankreichkunde" aufgespeichert ist.

Dresden. V. Klemperer.

Victor Klemperer, Idealistische Literaturgeschichte. (Neuphilologische Handbibliothek, Band 6/7.) Bielefeld und Leipzig 1929, Velhagen & Klasing. 243 S.

Als Fortsetzung und in gewissem Sinne auch als Ergänzung seines 1926 erschienenen Sammelbandes „Romanische Sonderart" hat V. Klemperer unter obigem Titel eine Reihe von „grundsätzlichen und anwendenden Studien" erscheinen lassen, die vordem an verschiedenen Orten getrennt veröffentlicht waren. Der Titel wäre geeignet, die alte, nun glücklicherweise der Vergangenheit angehörende Antithese zwischen idealistischer und positivistischer Philologie wieder heraufzubeschwören — und der erste Artikel „Positivismus und Idealismus des Literarhistorikers" (das Geleitwort zu dem 1925 erschienenen ersten Bande des Jahrbuches für Philologie) versucht ja auch die seinerzeit als grundlegend betrachteten Unterschiede der beiden Forschungsarten aufzuzeigen — wenn nicht der Tenor des Vorwortes sowohl wie der einzelnen Arbeiten jeder polemischen Note entbehren würde.

Kl. will in den romanischen Dichtungen „die Ideen aufsuchen, die ihren allgemein menschlichen und ihren nationalen, ihren dauernden und ihren Zeitwert ausmachen". Von diesem Geiste sind die Artikel „Zur französischen Klassik", „Der Begriff Rokoko", „Entstehung und Eigenart der französischen Neuromantik" und „Jeanne d'Arc als literarische Gestalt" getragen, während zwei weitere („Victorieusement fui . . ." und „Die erste Fassung des Tartuffe") Sonderfragen behandeln, zu deren Lösung der Verf. eigene, ebenso ausgesprochen durch „positivistisches" wie durch „idealistisches" Gebiet führende Wege betritt. Eine Sonderstellung nimmt der V. Aufsatz „Deutsches Wesen in der französischen Auffassung des 19. und 20. Jahrhunderts" ein, insofern als der Verf. hier das rein historische Gebiet verlässt und eine der bedeutsamsten Gegenwartsfragen behandelt.

Ausgehend von ihrer Bewertung in Deutschland betrachtet Kl. in dem erstangeführten Artikel Umfang und Wirkungsbereich der französischen Klassik. Mit vollem Recht und in stärkerem Masse als dies bisher geschehen ist, wird die Descartes'sche Philosophie in den Mittelpunkt klassischen Denkens und Empfindens gestellt. Dieses Cartesianertum ist aber nicht „kalt" und „undichterisch", sondern seine streng umgrenzte Gesetzmässigkeit bedingt in rein künstlerischer Weise das Verhältnis von Inhalt und Form. Dem Einfluss der englischen Philosophie im 18. Jahrhundert auf dichterischem Gebiete misst Verf. keine allzugrosse Bedeutung bei; er erblickt darin einen „Zug zum Aktivistischen und zur fanatisch gefühlsmässigen Erhitzung der Gedanken" (S. 55) und ist geneigt, diese Epoche mit dem „zusammengedrängten Schlagwort" des Journalismus zu bezeichnen. Und zwar als einen Journalismus, der „durch und durch lyrisch, Ausdruck eines heissen Gefühls" ist. Es erscheint mir zweifelhaft, ob man die Aufklärung in Frankreich, selbst wenn man sie nur im Rahmen des Tagesschrifttums gelten lassen will, als gefühlsbedingt bezeichnen kann. Aus den tendenzbeschwerten Dramen eines Voltaire spricht nicht allein der Glaube an menschliche Vernunft, nicht nur die Hoffnung auf einen geistigen Aufstieg des französischen Volkes, sondern die feste Ueberzeugung, dass Frankreich das erste Land Europas sein wird, das die Ideen der Aufklärung, die Forderung der Toleranz in die Tat umsetzen wird. Für Voltaire ist es ganz selbstverständlich, dass Frankreich auch hier wieder als Bahnbrecherin der Zivilisation mit gutem Beispiel voranzugehen hat. Das ganze aufklärerische Schrifttum Voltaires ist nicht Ausdruck eines Gefühls, sondern Dienst am Staat. Man vergleiche das triumphierende Schlusskapitel seines „Traité sur la tolérance". Erst nach Hervorhebung dieses Gesichtspunktes kann man m. E. Voltaire wie die anderen der klassischen Epoche entstammenden Persönlichkeiten als „Träger der reinsten Ideen und heissesten Gefühle" (S. 63) bezeichnen.

In der aufschlussreichen Studie „Der Begriff Rokoko" führt Kl. eine reinliche Scheidung herbei zwischen dem Ausdruck Rokoko im engeren Architektursinn und dem gleichen Ausdruck im weiteren geistesgeschichtlichen Sinne. Zeitliche Grenzen lassen sich nicht ziehen, Rokoko kann man „die Angelegenheit aller französischer Jahrhunderte" nennen, deren Entwicklungslinie sich von den Werken eines Charles v. Orléans und einer Christine v. Pisan über Guillaume de Lorris und Montaigne bis zu Ernest Renan verfolgen lässt. Sehr mit Recht weist Verf. darauf hin, „dass klassische und Rokoko-Aesthetik im Prinzip der Ordnung und Durchsichtigkeit vollkommen einig sind" (S. 75). Diese Klarheit und Uebersicht blieb auch gewahrt

Digitized by Google

zu der Zeit, da das Rokoko jene merkwürdige Bindung mit der Aufklärung einging, eine durchaus harmonische Synthese, wie sie in den Werken eines Marivaux, Motesquieu und Voltaire verkörpert ist. Aber — dies sei ergänzend bemerkt — es gab auch ein von aufklärerischen Gedanken vollkommen freies Rokoko, ein Rokoko, wie es sich im kirchlichen Stil und dem leider nur zu wenig bekannten religiösen Schrifttum des 18. Jahrhunderts offenbart. Nur daraus, dass es sich auch hier wieder um eine die Nation bis in die letzten Lebenstiefen durchsetzende Angelegenheit handelte, lässt sich der gewaltige Einfluss des Rokokostils auf Europa erklären.

Die „Sehnsucht nach Entgrenzung", die Kl. bereits in früheren Arbeiten und besonders in seiner Geschichte der französischen Literatur als wesentliches Merkmal der Romantik hervorgehoben hat, ist für ihn auch die dominierende Eigenschaft der französischen Neuromantik. Der Unterbrechung des romantischen Flusses durch den Positivismus legt Kl. kein übertriebenes Gewicht bei, wie überhaupt bei der Art seiner Literaturbetrachtung immer wieder rühmend hervorgehoben werden muss, dass er, jeder herkömmlich klassifizierenden Scheidung abhold, auf das Nebeneinander der Literaturerscheinungen ein höheres Gewicht legt als auf ihre Aufeinanderfolge. Auch bei der Neuromantik ist der dem klassischen Geiste entsprungene Wille zur Form das vorherrschende Element. Das Eindringen der Rassenlehre (Gobineau) und der Naturwissenschaften (Taine) in die Literatur bedeutet an sich keinen Bruch mit der Tradition, ebensowenig der Symbolismus, Bergsonismus und Expressionismus. Wohl ist die Neuromantik aus einer gewissen Reaktion gegen den Positivismus heraus entstanden, aber gerade von ihm hat sie die wertvollsten Anregungen zu neuartigen Schöpfungen erhalten. Auch von einem Gegensatz zwischen Romantik und Klassik kann man heute nicht mehr reden, denn beide sind eins geworden, „der klassisch-französische Geist hat das Romantische in sich aufgenommen und verarbeitet".

Ueber den Rahmen des rein französischen Literaturgebietes greift der vierte Aufsatz „Jeanne d'Arc als dichterische Gestalt" hinaus. Mit verschiedenen Einzelheiten dieser Studie, die in dem vorliegenden Rahmen als eine praktische Anwendung der in den übrigen Aufsätzen entwickelten Theorien gelten kann, habe ich mich an anderer Stelle bereits auseinandergesetzt[1]. Der Nachbemerkung des Verf., die besagt, dass Joseph Delteil das Recht für sich in Anspruch nimmt, die stärkste Vermenschlichung der Jungfrau erreicht zu haben, liesse sich hinzufügen, dass auch diese Vermenschlichung letzten Endes aus einem — vielleicht unbewussten — Nationalismus herzuleiten ist, da Delteil der seit Jahrhunderten mit dem französischen Volksempfinden verwachsenen Pucellegestalt durch Angleichung an die jeweilige Gegenwart eine Art von Unsterblichkeit verleihen wollte. Jeanne d'Arc ist für Delteil ewig und französisch, wie er dies auch in seinem jüngsten Buch für die Don Juangestalt nachzuweisen versucht.

Dass dieser Aufsatz, ebenso wie der fünfte der Reihenfolge „Deutsches Wesen in der französischen Auffassung des 19. und 20. Jahrhunderts" in der vorliegenden Sammlung Platz gefunden hat, ist besonders zu begrüssen, da beide bisher nur an Stellen zu finden waren, die dem Romanisten nicht ohne weiteres auffallen. Ausgehend von Romain Rollands Jean Christophe zeichnet Kl. in grossen Zügen ein Bild von deutschem Wesen in französischer Betrachtung, angefangen von dem Deutschlandbuch der Frau von Staël bis zur jüngsten Literatur der Nachkriegszeit. Die Beziehungen der französischen Romantik zu Deutschland sind weniger kompliziert als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist (Kl. kennzeichnet sie treffend durch eine kleine Episode, die den Freiheitsbegriff des „Götz" auf ein romantisches Sondererlebnis überträgt), die Problematik in der Beurteilung deutschen Wesens wird erst durch die Ereignisse von 1870 herbeigeführt, erst da erhebt sich die Vorstellung von „les deux Allemagne", von dem idealistischen Deutschland von Weimar und dem materialistischen, preussischen Deutschland. „Weimar ist tot, und das wilhelminische Berlin lebt". Diese Formel beherrscht im wesentlichen das französische Schrifttum bis zum Weltkrieg und lässt es zum Ausdruck leidenschaftlicher Abwehrbemühungen gegenüber dem wilhelminischen Deutschland werden. Dagegen macht sich zur Zeit der Neuromantik wieder ein Hinneigen zum „alten Deutschland", zu dem Deutschland der Romantik bemerkbar. Die Katastrophe des Weltkrieges hat freilich diese neuen Bindungen radikal gelöst und neben der herkömmlichen Revancheliteratur ein Schrifttum gezeitigt, das auf historisch-wissenschaftlicher Basis ebenso ausgesprochen wie auf Grund persönlichen Erlebens und Empfindens deutsches Wesen und seinen Einfluss auf französische Kultur entschieden ablehnt. Jacques Rivière und Louis Reynaud hat Kl. mit grossem Geschick und in streng objektiver Würdigung als Prototypen dieser Geisteshaltung herausgestellt. Das ihnen gewidmete Kapitel ist das an neuen Erkenntnissen reichste dieser Arbeit. Versuche, das geistige Bild Deutschlands als Einheit zu sehen, bedeuten Ernest Hellos Aufsatzsammlung „L'Homme" (1872) und Jean Maritains Sammelband „Antimoderne" (1920). Maritain erwartet eine Sicherheit der Welt vor Deutschland erst dann, wenn es vollkommen dem Katholizismus zurückgewonnen sei. Diese Art der französischen Einstellung gegenüber deutschem Wesen scheint mir gegenwärtig die wichtigste und bedeutungsvollste zu sein. Hello und Maritain (es wären ihnen noch die meisten der Autoren zuzurechnen, die Kl. in seiner „Modernen französischen Prosa" unter der Ueberschrift Nationalreligion zusammengefasst hat) sind nicht nur bezüglich ihres Glaubens in der Tradition verwurzelt, sondern auch durch das Bewusstsein ihrer kulturellen Aufgabe, d. h. sie betrachten sich selbst als Bringer einer Kultur, die einzig und allein französisch-katholischem Boden entstammt. Inzwischen sind Begriff und Wirkungskreis dieser Kultur noch weiter ausgedehnt worden. Henri Massis hat in seinem Buche „Défense de l'Occident" ihren Kreis nach der gesamten Romania hin erweitert und ein universelles Christentum gefordert, das, jeder nationalen Umkleidung entäussert, eine neue, gemeinsame Tradition des Abendlandes schaffen soll.

Dieser V. Aufsatz K.s ist vorbildlich in seiner klaren Sachlichkeit und der einem tiefen Wissen entstammenden Kraft des Urteils. Er bildet einen wohltuenden Gegensatz zu dem Werke Louis Reynauds über Deutschlands Einfluss auf Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert, und es wäre durchaus zu wünschen, dass in weiterem Rahmen zu einer systematischen Darstellung ausgebaut würde, was

[1] Das literarische Bild der Jeanne d'Arc. Halle 1928. S. 97f.

Digitized by Google

hier in gedrängter Form an neuen Erkenntnissen gegeben wurde.

Greifswald. E. von Jan.

Edgar Piguet, L'Évolution de la Pastourelle du XII^e Siècle à nos Jours. (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 19). Basel 1927. 207 S.

Trotz der philologischen Fassung des Titels liegt die Bedeutung dieses Werkchens in erster Linie auf dem Gebiet der Volkskunde. Dort, wo der Verfasser rein literaturgeschichtliche Fragen behandelt, vermag die Qualität seines Materials und seiner Arbeitsweise dem Philologen keine ungetrübte Befriedigung zu erwecken.

Gleich der erste Satz des ersten Abschnitts (La P. au Moyen-Age) kann nicht unbeanstandet bleiben: La P. est une chanson dialoguée dans laquelle un galant d'une classe élevée tente, avec ou sans succès, de séduire une bergère; der Hauptton liegt hier, wie aus Späterem deutlich ersichtlich, auf der Tatsache „classe élevée". Nun spielt der soziale Abstand zwischen dem Erzähler und der Hirtin (bzw. Dame) nicht nur in der provenzalischen — was übrigens P. selbst zugibt —, sondern auch in der überwiegenden Mehrzahl der afrz. Pastorellen keine Rolle bzw. ist gar nicht vorhanden. Es ist nicht zu vergessen, dass alle Pastorellen auf der Fiktion beruhen, dass der Dichter das von ihm einem mehr oder minder gewählten Publikum vorgesungene Liebeserlebnis selbst als Hauptperson miterlebt habe[1]. Nun waren mindestens 80% der nordfranzösischen Lyriker keine fahrenden Ritter, sondern Jongleurs oder bürgerliche Sänger, d. h. ansässige Kleriker oder Bourgeois. Der oft gebrauchte Ausdruck „Je chevauchoie" (neben häufigem „M'en alai") deutet an sich kaum auf einen Ritter, ebenso will die Anrede der Hirtin „Sire chevalier" — besonders wenn es daneben (im selben Gedicht) „Vassal" oder „Frere" heisst, kaum wörtlich genommen werden. Dort, wo wirklich eine Anspielung auf den Beruf des Sängers vorliegt, wie in B(artsch) III 48 und 49, sehen wir den Jongleur. Auf einen Kleriker als Verfasser deutet in der mannigfach einzigartigen Pastorelle B II 59 der Vers Li clers la pastoure encline. — Zudem ist die obige Definition zu eng und umfasst nur einen Teil des Ueberlieferten[2]; Piguet bevorzugte sie wohl aus praktischen Gründen, da in der späteren Literatur nur dieser Zweig der Pastorelle zu verfolgen ist.

Das Thema von dem Mädchen, das einsam auf weiter Flur die Schafe hütet und sich mit der Liebeswerbung des plötzlich auftauchenden Galans irgendwie auseinandersetzen muss, hat in der französischen Literatur eine erstaunliche Lebenskraft bewiesen. Sogar die alte Einleitung „L'autrier quant chevauchoie" hat sich lange erhalten; daneben rein dialogische Fassungen (wie schon im Mittelalter), aber auch epische Form, die in der Frühzeit fehlt („Une bergère allait en champ"). Piguet hat das reiche Material sorgfältig gesammelt und nach inhaltlichen Gesichtspunkten übersichtlich angeordnet. Einzelne, besonders charakteristische Versionen werden abgedruckt, die übrigen nach Quellen angeführt. Von dem vielseitigen und interessanten Inhalt des Hauptteils (S. 21—149) wird am besten die Wiedergabe der Disposition eine Vorstellung vermitteln. Unter die beiden alten Hauptpunkte: Succès du galant und Échec du galant stellt der Verfasser einige Untergruppen; erfolgreich ist der Liebhaber 1. als Galant audacieux, 2. als Galant courtois, indem er eine Bergère facile, ambitieuse, cupide oder amoureuse vorfindet. Zum „erfolglosen Liebhaber" gibt es folgende Untergruppen: 1. la Bergère sage (dazu moderne Varianten: „Combien gagnez-vous?" und „De quoi vis-tu?"), 2. la Bergère et le Barbon, la Bergère moqueuse (dazu: Sylvie, Nanon, autres jeux d'esprit), 4. la Bergère rusée (Bergère et Loup und Varianten, Ausplünderung des Liebhabers, letzteres nur modern). Unter einem dritten Abschnitt „Variantes" fasst Piguet verschiedene Stücke zusammen, die sich sonst nicht unterbringen liessen und teilweise mit dem Pastorellenthema nur in recht losem Zusammenhang stehen. So ist historisch das Motiv von dem Mädchen an der Quelle (Aelis) von dem (eng oder weit gefassten) Pastorellenthema doch wohl zu trennen; eher gehören hierher die Abarten Roi et Bergère, Chasseur et Bergère, Forestier et jeune Fille, Moissonneuse et Monsieur — vielleicht auch la Bâtelière rusée und la Jardinière et le Galant. Auch Umkehrungen des Schemas — die Initiative geht von der Frau aus — sind vereinzelt modern vorhanden, merkwürdigerweise sogar „religiöse Pastorellen".

Mag auch die von Piguet vorgenommene Zusammenfassung dieses zeitlich und landschaftlich (innerhalb der Grenzen des französischen Sprachgebietes) so zersplittert wirkenden Materials (etwas durchaus Ueberzeugendes hätte den vielfachen Umfang erfordert) des öfteren reichlich gezwungen wirken, so hinterlässt jedenfalls die Lektüre dieses Teiles die klare Ueberzeugung, dass in der französischen Volkslyrik vieler Jahrhunderte die objektive Schilderung des Liebeserlebnisses in der freien Natur (episch oder dramatisch gefasst) eine weit über das Zufällige hinausgehende Bevorzugung erfahren hat. Ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob im Rahmen einer umfangreicheren Behandlung dieses Komplexes verschiedene wichtige Probleme, die sich hier aufdrängen, vielleicht reicheren Ertrag hätten abwerfen können. Zwar wäre für die eine, vom folkloristischen Standpunkt aus zu stellende Frage: nach regionaler Differenzierung der herauszustellenden Einzelzüge[1] das sich nur auf dieses Thema beschränkende Material der Volkslyrik vielleicht etwas knapp gewesen; — aber eine andere, vom geisteswissenschaftlichen Standpunkt aus bei einem über so weite Zeiträume sich ausdehnenden Stoffe besonders aktuelle Fragestellung hätte doch wohl etwas fruchtbarer behandelt werden können: die Frage, ob auch in dem Volkslied sich hier für einzelne Perioden ein bestimmtes geistiges Gepräge herausstellt. Die einzige von Piguet gemachte Feststellung dieser Art: anti-aristokratische Tendenz der Pastorelle seit Mitte des 17. Jahrhunderts — ist geistesgeschichtlich nicht von grossem Interesse und beruht, bei der Betonung des Gegensatzes zum Mittelalter, teilweise auf falschen Voraussetzungen. Das Geistes- und Kulturleben des 13. Jahrhunderts ist so kompliziert und differenziert, dass hier die Rede vom „Esprit aristocratique et féodal du Moyen-Age" dem Kenner nur als billige Phrase wirkt.

[1] Dass es sich hier um eine auch dem Publikum durchaus bewusste Fiktion handelt, geht aus der sehr interessanten Tatsache hervor, dass der Dichter öfters aus der ersten Person in die dritte überspringt.

[2] Auch das Mittelalter zog den Begriff P. weiter und bezeichnete beispielsweise eine richtige „Romanze" wie B II 2 als „Paistorelle" (Hs. C).

[1] Eine klassische, auf Aehnliches hinzielende Untersuchung über zwei spanische Volkslieder hat einmal R. Menéndez Pidal (Revista de Filologia española VII) angestellt.

Digitized by Google

In dem Einleitungskapitel (La P. au Moyen-Age) macht sich Piguet in der Charakterisierung der alten Pastorelle die Sache (auf neun Druckseiten) doch etwas zu leicht, sowohl bei der Darlegung der älteren Ansichten (hierüber orientiert viel besser die schöne Abhandlung von Alfred Pillet *Zum Ursprung der altprovenzalischen Lyrik*, 1928) als in der Formulierung seiner eigenen Auffassung: La Pastourelle nous apparaît comme l'expression d'une société aristocratique d'esprit raffiné, imbue d'elle-même. C'est une ingénieuse fiction, basée sur un sentiment vrai: le mépris du vilain . . . — Das hat schon vor 40 Jahren fast mit denselben Worten Alfred Jeanroy gesagt: En quoi donc ce genre est-il aristocratique? — D'abord en ce qu'il respire le mépris et la haine du vilain . . . und dazu über das Wesen der Pastorelle noch manches von unvergänglichem Werte. Nur blieb Jeanroy nicht beim Deskriptiven stehen, sondern versuchte festzustellen, welche früher nachweisbaren Elemente bei der Entstehung der Pastorelle mitgewirkt haben — und hier stiess er auf Volkstümliches.

Wollen wir das Wesen der klassischen Pastorelle als Literaturgattung kennzeichnen, so lassen wir den Ausdruck „aristokratisch" besser beiseite, schon deshalb, weil das massgebende Publikum der nordfranzösischen Pastorellendichter nicht aus Adligen, sondern wohlhabenden Bürgern bestand: praktischer wäre es wohl, von kunstmässiger (höfischer) und volksmässiger Lyrik zu sprechen. Nun sind die späteren Pastorellen, besonders vom 16. Jahrhundert an, wenn wir sie isoliert, d. h. unter Ausschaltung der Ursprungsfrage betrachten, nicht nur volksmässige Lieder, sondern regelrechte Volkslieder (im Sinne der Romantiker). Piguet vertritt hier (mit Bédier) krass den Standpunkt: Es gibt keine Volkslyrik (La „Poésie populaire" est un mythe). Alle Volkslyrik ist zersungene Kunstlyrik. — Es ist an der Zeit, dass dieser Behauptung, die zuerst von deutschen Germanisten (John Meier und Hans Naumann) aufgestellt ist, einmal energisch widersprochen wird. Sie ist nur dann zutreffend, wenn wir nicht nach dem Wesen, sondern der Herkunft des Volksliedes fragen, und auch hier nur für d e n Teil der Weltliteratur, wo (zufällig) an der Spitze der überlieferten Lyrik eine hochentwickelte Kunstpoesie steht, d. h. besonders in der französischen und deutschen Literatur. Anders steht es z. B. in der portugiesischen Literatur, wozu man in dem verdienstvollen Buche von M. Rodrigues Lapa, *Das Origens da Poesia lirica em Portugal* (Lisboa 1929) das Kapitel VI (O Lirismo pre-trovadoresco) vergleiche: Em nenhuma outra literatura europeia é tão facil, como na portuguesa, a demonstração da existência duma poesia lírica popular, anterior aos trovadores. Und wie steht es mit den zahlreichen Völkern, deren gesamte Liederpoesie von unserm Standpunkt aus als Volkslyrik einzuschätzen ist?

Eine Neubearbeitung der Frage: Welche Teile der überlieferten franz. Lyrik des Mittelalters verdienen die Bezeichnung volkstümlich? — mit vernünftiger Grundlegung dieses Begriffes und Heranziehung der Melodien und des reichen in Gennrichs Rondeaux enthaltenen Materials, wäre m. E. nicht aussichtslos. — Für Piguet freilich ist alles, was an Pastorellen des 12. und 13. Jahrhunderts erhalten ist, reine Kunstpoesie. Die Frage, auf welchem Wege dieses „Kulturgut" in die Unterschicht hinabgesunken ist, beantwortet Piguet so: 1. durch die Motette, 2. durch das Tanzlied. — Wie P. gerade auf die Motette verfallen konnte, muss jedem, der mit dem Wesen dieser musikalischen Kunstform auch nur oberflächlich bekannt ist, äussert verwunderlich erscheinen. Sowohl die alte von kirchlichen Musikgemeinschaften gepflegte als auch die isorythmische Motette des 14. Jahrhunderts stellt auf musikalischem Gebiet das höchste und schwierigste Produkt der Zeit dar. Grosse Künstler, vielfach Ausländer, sind ihre Schöpfer. Sie war wirklich Kaviar fürs Volk: der Satz des Theoretikers . . . non debet coram vulgaribus propinari . . gilt für alle Perioden dieser Gattung, für die Spätzeit — hier wurde sie an Höfen grosser weltlicher oder geistlicher Herren gepflegt — nicht minder als für das 13. Jahrhundert. Was die zugleich gekürzt und gelockert erscheinende Form der als Motettenstimmen auftretenden Pastorellentexte angeht, so liegt hier eine Erscheinung vor, die überall auftritt, wo im Mittelalter einem vorher bestehenden oder wenigstens umrissenen musikalisch-rhythmischen Gebilde nachträglich ein Text untergelegt wird: Motetten, Estampien, Lais. Das Inhaltliche und Sprachliche spielt nur eine ganz untergeordnete Rolle; das Kunstwerk als solches wurde dadurch kaum benachteiligt, da die Zuhörer dem sprachlichen Wortlaut der zugleich in verschiedenen Stimmen erklingenden Texte doch nicht folgen konnten[1]. Anders stand es natürlich dort, wo präexistierende Pastorellen oder Kanzonen in eine Motette hineinverarbeitet wurden[2].

Eher könnte man sich mit dem Tanzlied als Brücke zwischen Pastorelle und Volkslied einverstanden erklären. Aber auch hier sind mehrere Schiefheiten zu berichtigen. Es handelt sich um die Frage: Ist tatsächlich, nach Auskunft der Ueberlieferung, die Verwendung der nordfranzösischen Pastorelle als Tanzlied bzw. des Pastorellenmotivs in Tanzliedern sekundär, wie P. angibt — oder steht die afrz. Pastorelle schon in ihrer frühesten Periode, d. h. im 12. Jahrhundert, mit dem Tanz in enger Verbindung? — Wenn man die afrz. Pastorelle in gerade Linie von der provenzalischen ableitet (Marcabru), hat Piguet Recht; wenn man dagegen (mit Schultz-Gora) für die spätere provenzalische Pastorelle eine nordfranzösische Beeinflussung für wahrscheinlich hält und damit der nordfranzösischen Pastorelle, wenigstens für Teilgebiete, eine eigene Entwicklung zugesteht, so ist der Nachweis innerhalb der Geschichte der afrz. Literaturgeschichte zu führen (was ich an andrer Stelle versuchen werde). Es wird sich zeigen, dass schon im frühen 13. Jahrh., wahrscheinlich sogar schon im 12., das Pastorellenmotiv im französischen Tanzlied verwandt wurde, also schon sehr früh weitesten Schichten des Volkes vertraut war. Denn Tanzlieder sind ihrer Natur nach nie exklusiv, sondern immer Gemeinschaftspoesie. Und sicher bezieht sich die von P. wieder zitierte Stelle aus dem Roman de la Rose

. . . . brodez par lieus de biaus vers
Que vilain nel porroit savoir

keineswegs auf die schwere Verständlichkeit aller eingeschobenen lyrischen Fragmente, eingeschlossen Refrains und Tanzliedchen, sondern eher im allgemeinen auf den hier zum erstenmal gemachten Versuch, die Eintönigkeit epischen Vortrags durch lyrisch-musikalische Fragmente aller Gattungen zu beleben.

Einen nicht unwichtigen Punkt hat P. recht stief-

[1] So ist das Fragmentarische mancher Motettentexte zu erklären, ebenso die befremdlichen Obszönitäten.

[2] Die Angaben, die P. Seite 157 Anm. 4 über solche Texte macht, sind ausnahmslos irrig.

Digitized by Google

mütterlich behandelt: die Frage der metrisch-musikalischen Form. Der einzige Versuch einer Feststellung auf diesem Gebiete (S. 162) erregt Bedenken. Hier wird der Langvers *Ge li dis par Saint Martin que sera m'amieta* mit dem uralten Fünfzehnsilbner *Rex sanctorum angelorum totum mundum adjuva* zusammengestellt. Dazu ist zu sagen: 1. Schon um 1100 hatte der Fünfzehnsilbner seine früher so bedeutende Rolle in der lateinischen Poesie fast ausgespielt; er hat als Ausgangspunkt für die neuschaffenden Künstler des frühen Conductus und der ältesten romanischen Lyrik wenig Bedeutung. 2. Gehört der zitierte frz. Vers (= 7 + 6'), wenn man ihn unter allen Umständen mit Lateinischem zusammenbringen will (doch darf man das bei einem Stück des 14. Jahrh.?),nicht zum Fünfzehnsilbner, sondern ist als Ableitung von der Vagantenzeile (7 + 5') aufzufassen. Er tritt in etwa einem halben Dutzend afrz. Lieder auf, von denen zwei Pastorellen sind (Raynaud 1255 und 1681).

Den Abschluss des Bändchens bildet eine *Bibliographie des ouvrages consultés*, mit der stattlichen Anzahl von 353 Nummern (ein Werk von P. Aubry tritt zweimal, unter Nr. 29 und 333 auf); die Angaben zur mittellateinischen und altromanischen Literatur sind allerdings recht dürftig und zeigen, dass der Verfasser nicht alle Hilfsmittel ausgenutzt und hier vielfach mit Material aus zweiter Hand gearbeitet hat.

Duisburg. Hans Spanke.

Werner Rust, Die Chansons-Sammlung der Universitätsbibliothek Greifswald. Bibliographisch und inhaltsgeschichtlich dargestellt. Greifswald, Ratsbuchhandlung Bamberg 45 = Aus den Schätzen der Universitätsbibliothek zu Greifswald 4.

Die Chansons-Sammlung der Universitätsbibliothek zu Greifswald stammt aus dem Nachlass von G. Thurau, der namentlich mit seiner Arbeit über den Refrain in der französischen Chanson (1901) die Erforschung der französischen Chanson gefördert hat. Es handelt sich meist um Lieder von Kabarettsängern. Rust entwirft in seiner, der Bibliographie vorausgeschickten Darstellung eine kurze Geschichte des Kabarettwesens von Villon bis zur Gegenwart. Er zeigt, wie aber auch ausserhalb der Formen, die Chat Noir und Mirliton bedeuten, sich die Chanson entwickelt hat bis hinein in das Soldaten- und Schützengrabenlied im Weltkrieg. Der Stoff der Chansons ist nicht gleichmässig ansprechend, aber es ist nicht uninteressant zu sehen, wie auch in diesem kleinen Kapitel französischer Seelenäusserung die Frankreichtreue der Elsässerin ihre Rolle spielt.

Giessen. Kurt Glaser.

Elliott Monographs in the Romance languages and literatures, edited by Edward C. Armstrong. Princeton, Princeton University Press. Vol. 22: Gérard de Nevers. Prose version of the Roman de la violette, edited by Lawrence F. H. Lowe. 1928. XXXIV, 177 S. — Vol. 23: Gui de Cambrai, Le vengement Alixandre, edited by Bateman Edwards. O. J. (1928). XI, 146 S.

Von Gerbert de Montreuils Veilchenroman hat ein unbekannter Autor um 1450 für den Grafen Karl I. von Nevers eine Prosaauflösung verfasst. Lowe hatte diesem Werk schon eine eingehende Untersuchung gewidmet (*Elliott Monographs* 13, 1923) und legt nun eine Ausgabe des Textes vor. Dieser ist in zwei Handschriften überliefert, einer Brüsseler (B) und einer Pariser (P), die beide voneinander unabhängig sind. L. hat seinem Text allein die erstere, als die bessere, zugrunde gelegt; von der andern bringt er nur in den Varianten einzelne Lesarten, die durch den Wortlaut von Gerberts Dichtung gestützt werden. Wenn in einem Falle wie dem vorliegenden auch kaum etwas anderes übrigbleibt, als den Text nach einer der beiden Handschriften wiederzugeben und soweit möglich zu emendieren, so ist doch nicht recht einzusehen, warum sich L. eine solche Beschränkung bei der Wiedergabe der Varianten von P auferlegt hat. Da, wie er selbst S. XXXIV feststellt, zwischen beiden zeitlich kurz nacheinander entstandenen Handschriften ein starker Unterschied hinsichtlich der sprachlich-stilistischen Einkleidung des Textes besteht derart, dass P einen konservativeren Standpunkt einnimmt, während B grosse sprachliche Freiheit zeigt, hätte man, um sich von Fall zu Fall selbst ein Urteil über die mutmassliche Fassung des Originals bilden zu können, gern das ganze von P gelieferte Material dabei gehabt, um so mehr, als die Handschrift in keinem modernen Abdruck zugänglich ist (nur in Drucken des 16. Jhs. und einem vom Jahre 1727). Dem Text vorauf geht eine Einleitung, in der der Herausgeber die wichtigsten Ergebnisse seiner oben genannten Untersuchung mitteilt: Angaben über die Handschriften, deren Verhältnis zur Quelle, vom Prosaredaktor vorgenommene Aenderungen, besonders auf dem Gebiete der Personen- und Ortsnamen, sowie schliesslich einige auffällige Erscheinungen der Syntax. Den Schluss des Bandes bildet, nach textkritischen Anmerkungen, ein Glossar, das sich darauf beschränkt, die vom neufranzösischen Standpunkt aus bemerkenswerten Wörter zu erläutern.

Der andere Band (23) der Sammlung bringt die Ausgabe einer der Fortsetzungen des altfranzösischen Alexanderromans. Bekanntlich haben zwei altfranzösische Dichter, von bestimmten Hinweisen dieses Romans ausgehend, unabhängig voneinander jeder eine „Rache für Alexander" geschrieben: Jean le Nevelon mit seiner *Venjance Alixandre* und Gui de Cambrai mit dem *Vengement Alixandre*. Edwards hat dieses letztere Werk, das (vor 1191 entstanden) die Verfolgung und Bestrafung der Mörder Alexanders durch seine zwölf Pairs erzählt, bereits in einem früheren Bande der *Elliott Monographs* (20, 1926) hinsichtlich des Handschriftenverhältnisses untersucht und gibt es nun erstmalig kritisch heraus. Er hat bei seinem Unternehmen alle acht erhaltenen Handschriften herangezogen, gibt aber den Text im wesentlichen auf der Grundlage der Handschrift H, von deren Wortlaut er nur abgeht, wenn dieser offenbar verderbt ist oder eine Lesart zeigt, die von der der andern Handschriften „fundamental" verschieden ist. Hierin liegt ein subjektives Moment, das den Herausgeber, wie mir scheint, zu gewissen Inkonsequenzen verleitet hat. Wenigstens vermag Ref. nicht einzusehen, warum, wenn sonst eine Lesart, mit der H allein steht, auf Grund des übereinstimmenden Wortlauts der übrigen Handschriften emendiert wird, E. nicht auch in Fällen wie den folgenden entsprechend verfahren ist:

V. 56: D'Alixandre viut dire H — Cist ver sont d'Alixandre DFGIJKL
59: venim H — poison DFGIJKL (dies Wort V. 185 auch im Reim begegnend)
83: Puis le mort Alix. H — Pour la mort Alix. DFGIJKL
169: Qu'entre vous n'en eüst H — Que entre nous n'eüst DF(G)IJKL.

Digitized by Google

Weitere Fälle bieten u. a. die Verse 308, 392, 424, 498. Im übrigen verdient aber die Sorgfalt, mit der der Text bearbeitet ist, Anerkennung. Störend sind mir einige Absonderlichkeiten bei der Interpunktion aufgefallen, so besonders die Nichtsetzung eines Kommas am Ende eines dem Hauptsatz vorausgehenden Nebensatzes (z. B. V. 4, 79, 112, 126, 131 usw.); aber auch in andern Fällen vermisse ich ein Komma, so V. 16 oder 133 vor *car*, oder V. 109, 132, 175 vor erläuterndem Relativsatz (wogegen V. 58, 160, 162 unter gleichen Umständen ein Komma gesetzt ist), oder am Ende eines Hauptsatzes, dem ein weiterer ohne *et* angeschlossen wird (z. B. V. 116, 118). Diese Ungewöhnlichkeiten, deren Grund ich nicht recht sehe, erschweren doch die Lektüre nicht unerheblich.

Auch noch ein Punkt, der die Reimpraxis des Dichters betrifft, bedarf der Klarstellung. Gui de Cambrai, als Pikarde, hält, wie die Reime der Laissen deutlich zeigen, *ã* und *ẽ* im Reime streng auseinander. Wenn nun in E.s Text V. 396 und 762 unter lauter Reimen auf *-ant* die Form *nïent* erscheint, so ist dafür zweifellos *neant* einzusetzen. Daneben kommen V. 482 *nïens*, 1060 *nïent*, 1207 und 1389 *noient* in Strophen mit den Reimen *-ens* bzw. *ent* vor, und dementsprechend wäre in V. 1641, unter den Reimen einer weiteren *-ent-* Strophe, *noiant* in *noient* zu ändern. Sonst finden sich als entgegenstehende Fälle nur noch *sacans* V. 1355 und *luisant* 1644, beidemal im Reime zu *-ent*; auch hier handelt es sich aber wohl nicht um Vermischung von *ã* und *ẽ*, sondern es liegen Sprachformen mit *ẽ* vor, die im Pikardischen nichts Auffälliges sind; vgl. in meiner Ausgabe von *Aucassin und Nicolette*, 9. Aufl., S. 60 oben, und auch auf die in V. 1647 des *Veng. Alix.* ebenfalls im Reime mit *-ent* bezeugte Form *sanglent* wäre zu verweisen. Es würde also auch *sacens* und *luisent* zu schreiben sein — wenn man schon einen „kritischen" Text geben will.

Auch dieser Band wird durch textkritische Anmerkungen und ein Glossar abgeschlossen.

Göttingen. Walther Suchier.

Malcolm Gilmore Wright, The Role of the auditive Sense in Baudelaire's Works. A Thesis in Romanics. Philadelphia 1929. 78 S.

Wright untersucht, welche Rolle die Musik in Baudelaires Leben und Werk spielt. Er sammelt biographisch-dokumentarische Hinweise auf des Dichters Musikliebe. Er widmet den grösseren Teil seiner Arbeit dem Nachweis, dass musikalische Ausdrücke und Begriffe in ungewöhnlicher Fülle durch das ganze Werk verstreut sind. *Baudelaire-thinking in musical terms and choosing musical words with which to clothe his thought* (S. 41): in dieser Formulierung spricht sich der thematische Grundgedanke der vorliegenden Arbeit aus. Baudelaire wendet den musikalischen, insbesondere den klangbeschreibenden Begriffen eine besondere Sorgfalt zu. Er stellt sie — und damit erhöht er ihre suggestive Kraft — in Verse und Strophen hinein, die schon durch ihren sprachlichen Eigenklang in die rechte Richtung weisen. Dass Wright im Verlaufe seiner Darlegungen auch des Baudelaireschen Tannhäuser-Aufsatzes ausführlicher gedenkt, ist von vornherein zu erwarten. Im Anhang trägt die Arbeit systematisch alle Textstellen zusammen, in denen musikalische Begriffe verwandt sind. Sie hebt dabei die Wortfamilien: *harmonie*, *mélodie* und *chant* gesondert heraus.

Man sieht: die Zahl der von Wright behandelten Gesichtspunkte ist ziemlich gross. Es ist bedauerlich, dass sie nirgends in organischen Zusammenhang gebracht und ins rechte Licht gerückt worden sind. Wright hat, nicht etwa in absichtlicher Selbstbeschränkung, seine Aufgabe zu äusserlich angefasst, und so dringt er nirgends bis zum Kern des Problems vor. Was nutzen alle Zitathäufungen, wenn die Zitate nur als Vokabeln, nicht aber als sinnerfüllte Sprachgebilde erkannt werden, die nur in ihrer Bezogenheit auf das Gesamtwerk und seinen Schöpfer bedeutungsvoll sind! Wright leistet höchstens, und zwar in erster Linie mit den Zusammenstellungen am Ende seiner Schrift, vorbereitende Arbeit. Er sammelt Material, lässt es aber in seiner atomisierten und vom sinngebenden Daseinsgrund losgelösten Form stehen, ohne sich an eine ernsthafte Interpretation heranzumachen.

Marburg a. d. L. Wilhelm Kalthoff.

Carl Appel, Raimbaut d'Aurenga und Bertran de Born. Estratto da „Studi Medievali", Nuova Serie 1929.

Derselbe, Beiträge zur Textkritik der Lieder Bertrans von Born I. II. Aus den Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philosophisch-historische Klasse 1929—30.

In den vergangenen Jahren hat sich Carl Appels, des unermüdlichen Trobadorforschers, Aufmerksamkeit, wie sein Raimbautbuch (1928) und die oben genannten Aufsätze erweisen, Raimbaut von Orange und Bertran von Born mit besonderer Liebe zugewendet. Diese Aufsätze veröffentlichen bedeutet bei Appel selbstverständlich: der gelehrten Welt den Ertrag gründlichster Untersuchungen vorlegen. Keine höhere Einsicht über den Charakter der von ihm behandelten Dichter wird formuliert, ohne alles Für und Wider aufs genaueste abgewogen zu haben. Man sieht deutlich, wie der Meister der provenzalischen Studien dem Ziele einer südfranzösischen Geistesgeschichte zusteuert, aber, im Vollbesitze des Wissens um alle damit verbundenen Schwierigkeiten, glatte, essayistische Lösungen verschmäht. Die Literaturgeschichte wie die Textkritik vermögen in gleicher Weise aus den musterhaften Darlegungen Nutzen zu ziehen.

Der Aufsatz aus den Studi Medievali gibt eine vorläufige kritische Ausgabe von Raimbauts Lied *Als durs crus cozens* mit Kommentar und Uebersetzung. Bertran de Born hat die Strophenform dieses Raimbautschen Liedes in den beiden Sirventes joglaresc 36 und 37, *Folheta, ges autres vergiers* und *Un sirventes on motz no falh* nachgeahmt. Diese zweimalige Verwendung der gleichen Strophenform gibt Appel Veranlassung, für Bertrans Stück 36 (*Folheta, vos mi pregatz*), an Stimmings 1. Ausgabe und an Thomas, d. h. getreu an die Hs. M anknüpfend, eine einleuchtende Erklärung zu geben, die das Verhalten Bertrans gegenüber dem Spielmann Folheta gut erkennen lässt. Aehnlich glaubt — anscheinend mit vollem Recht — Appel in Bertrans Lied 2 (der 3. Ausg. Stimmings) das Sirventes zu sehen, das der Sänger dem Folheta mit dem anderen Sirv. jogl. (Nr. 37) mitgegeben hat.

Reich an ähnlichen Beobachtungen subtilster Art, die aus dem Boden virtuos gehandhabter textkritischer Methode erwachsen, sind die „Beiträge" zu Bertran von Born, in den Nachr. der Ges. der Wiss. zu Göttingen. Sie befassen sich mit den Stücken 19—40 der Bertran-Ausgabe Stimmings von 1913 und sind gedacht als eine Fort-

Digitized by Google

setzung der Levyschen Bemerkungen im Archiv f. d. St. d. n. Spr. Bd. 142—144, die sich auf Lied 1—18 beziehen.

Aus einer Polemik gegen O. H. Moore, bei der A. der historischen Zuverlässigkeit Bertrans und auch den Razos Gerechtigkeit widerfahren lässt, entwickelt sich als positiver Ertrag auf wenigen Seiten eine Umgruppierung des poetischen Schaffens Bertrams. „So ist es nicht nur vom chronologischen Standpunkt aus, sondern auch von dem der literarischen Entwicklung richtiger, eine Sammlung der Lieder Bertrans nicht mit der politischen Dichtung, sondern mit der amorosen zu beginnen."

Die schon seit jeher von C. Appel geförderten Studien zur Geschichte der Trobadormetrik werden im folgenden von ihm auf Bertrans vielfach datierbares Schaffen ausgedehnt, woraus sich schöne Einzelbeobachtungen ergeben. Ihnen schliessen sich dann (I, S. 255—263 und II, S. 34—64 einnehmend) die eigentlichen textkritischen Bemerkungen an. Sie werden künftig von jeder ernsthaften Bertran-Philologie diskutiert werden müssen. Aus vielen vortrefflichen Resultaten hebe ich nur hervor: die erfolgreiche Verteidigung der Gestalt, in welcher das Escondich (Stimming Nr. 31) in Appels Chrestomathie (35) erscheint, die schöne wortgeschichtliche Studie über *baratar* (S. 42 bis 46), die überzeugende Deutung der Namensform *Lena* neben *Lana* (Lied 34 und 35). Auch wo die Erwägungen im Hypothetischen stecken bleiben, wie bezüglich Lied 38 (Verfasserfrage) und Lied 39 (bildlicher Gebrauch von *domneiar*), ist die Förderung der einschlägigen Fragen gross.

Man kann nach diesen Bertran de Born-Kommentaren Appels nur eins wünschen, nämlich, dass der Verleger der Stimmingschen Ausgabe des Bertran de Born sich bald vor die Verlegenheit einer Neuherausgabe der Werke dieses wichtigen Trobadors gestellt sähe und dafür den grossen Breslauer Provenzalisten zu gewinnen vermöchte.

Innsbruck. Werner Mulertt.

Attilio Momigliano, Saggio su l'„Orlando Furioso". Bibl. di cultura moderna. Bari, G. Laterza e figli, 1928. 361 S.

Unter den Ariost-Büchern der letzten Zeit nimmt das vorliegende eine beachtenswerte Stellung ein. Der Verfasser hat hier eine Reihe früher veröffentlichter Aufsätze in z. T. veränderter Gestalt zu einem Buche zusammengefasst. Daraus erklärt sich zum grossen Teil dessen Anlage und Charakter. Eine Fülle feinsinniger Beobachtungen sichert dem Buche seinen Wert als Einführung in die dichterische Welt Ariosts. Doch wird man daneben auch immer wieder zu der trefflichen Ariost-Studie B. Croces greifen. Es fehlt dem Buche Momiglianos, das freilich nur den Anspruch auf den Titel „Saggio" erhebt, etwas an Einheitlichkeit der Problemstellung, wodurch der Ueberblick erschwert wird und es nicht ohne Wiederholungen abgeht: der Grund dafür ist in der Art der Entstehung zu suchen, aber auch darin, dass es sich um eine wesentlich impressionistische Kritik[1] handelt. Man möchte gern im Sinne der modernen literarisch-ästhetischen Kritik — der „expressionistischen", wenn man sie so nennen darf — aus der Dichtung die seelische Situation, die Erlebnisstruktur, das Lebensgefühl des Dichters erschliessen, um erstere daraus erwachsen zu sehen, zu verstehen. In diesem Sinne sei es mir gestattet, die entscheidenden Stellen, Beobachtungen, Gedanken Momiglianos herauszuheben und dazu Stellung zu nehmen.

In dem Satze „Se il meraviglioso è l'atmosfera del poema, l'amore — il nobile amore — è il suo soggetto più costante: invade il regno degli incanti e quello delle armi..." [57] ist bereits Wesentliches über die Struktur der Dichtung und damit des Dichters ausgesagt. Die Atmosphäre des Wunderbaren ist ein Erzeugnis der besonderen Beschaffenheit der ariostischen Phantasie, der eigentliche Gegenstand der Dichtung aber das Erzeugnis einer entscheidenden Lebensstimmung des Dichters. Freilich steht auch die „Atmosphäre" unter der Einwirkung jener Lebensstimmung. Eine strenge Unterscheidung zwischen „Atmosphäre" und „Gegenstand" ist nicht durchzuführen.

Gerade für die „Atmosphäre", mit der Ariost die Gesamtdichtung, aber auch die Episoden erfüllt, mit der er seine Gestalten umgibt, hat Momigliano ein besonders feines Organ: „L'Ariosto ha questo senso così indefinibile e così affascinante dell' atmosfera che avvolge le cose: e perciò ha tanto del pittore, o almeno di certi pittori" [265]. Ariost ist ihm ein Dichter der überaus feinen Schattierungen und Uebergänge in Ereignissen, Gestalten, Hintergründen.

Die leicht und unstet durch alle Welt- und Himmelsräume, von einem unvorhergesehenen Ereignis zum andern dahinschweifende Phantasie des Dichters geht hervor aus einem „stato d'animo particolare che ..... è concentrato nell'episodio della luna — la remota fonte spirituale del poema" [9]. Die Beschaffenheit der ariostischen Phantasie ist bestimmt durch den Drang nach absoluter Freiheit, der, an den Grenzen der Wirklichkeit des Lebens (und ganz besonders der persönlichen Lage und Abhängigkeit des Dichters) sich stossend, die Verwirklichung in der Phantasie und in der Haltung der Weltüberlegenheit und Ironie suchte. Dafür ist gerade die Episode der Mondfahrt Astolfos ein besonders deutliches Symptom. Aber in den Flügen und Gebilden dieser Phantasie wirkt auch jener entscheidende Bestandteil des ariostischen Lebensgefühls als Triebkraft. „La scena del palazzo di Atlante e quella dell' isola d'Alcina rampollano dagli ideali più tenaci, dai bisogni e dai sogni più costanti dell'uomo" [27]. Die Phantasiegebilde Ariosts sind poetische Verwirklichungen seiner Wunschträume.

Angesichts dieser seelischen Situation des Dichters und der entsprechenden Züge seines Werkes hat man von romantischen Elementen gesprochen [vgl. S. 308ff.]. Solche lägen aber ausschliesslich in der Phantasie, gar nicht im Gefühle begründet. Die ariostischen Phantasieflüge haben nicht die romantische Sehnsucht nach dem Unendlichen als Triebfeder. Man mag da sein Selbstzeugnis aus der 3. Satire zitieren:

> E più mi piace di posar le poltre
> membra, che di vantarle che a gli Sciti
> sien state, a gli Indi, a gli Etiopi, et oltre ... usw.

Seinem Freiheits- und Erlebnisdrange wurde die Waage gehalten durch den Hang zur Behaglichkeit und Beschaulichkeit, weshalb eben der „Orlando Furioso" den dichterischen Niederschlag seines Auslebens in der Phantasie darstellt. Die vorherrschende Lebensstimmung Ariosts war eine erotisch-idyllische, wie sie in weitem Masse die Renaissance-Literatur, vor allem die von der antiken idyllischen Dichtung beeinflusste, erfüllte. Idylle aber bedeutet Genügsamkeit, Frieden, Umgrenzung, widerspricht

[1] Vgl.: Riconfondiamo le impressioni criticamente ordinate nella lettura del volubile poema. (308). ... non avete mai la sensazione ... (331) usw.

Digitized by Google

also völlig dem romantischen Grundgefühl. Auf dem Kontrast zwischen der scheinbaren Romantik der Phantasie und der renaissancemässig idyllischen Haltung beruht zu einem grossen Teile die ästhetische Wirkung der Dichtung.

So wenig, wie sie romantisch, ist aber die Grundhaltung Ariosts lyrisch. Ich kann daher der Meinung Momiglianos nicht zustimmen, „che il Furioso riveli uno stato d'animo fondamentale di lirico, di sognatore" ... [345]. Von seinem Mangel an echter Lyrik legt gerade Ariosts lyrische Dichtung Zeugnis ab. Höchstens kann man von Lyrismus sprechen, der seiner erotisch-idyllischen Lebensstimmung entsprang, einer Lebensstimmung, die auf behaglichen Lebens- und Liebesgenuss gerichtet war (vgl. jene Schilderung einer Liebesnacht, Cap. VIII.), keinem metaphysisch vertieften Liebesgefühl. Diese Haltung Ariosts offenbart sich in den idyllischen Szenerien als Hintergrund für die Erscheinung der Angelica, oder etwa in jener berühmten Stanze „La verginella è simile alla rosa", die so sehr an die Inspiration Polizians gemahnt, in der Beschreibung der Insel der Alcina und der Schilderung ihres Liebeslebens mit Ruggiero, in der Szene, wo Ruggiero die befreite Angelica auf dem Hippogryphen entführt und in den Anblick ihrer Schönheit versunken ist ... usw. Es handelt sich bei Ariost um den Ausdruck eines Lyrismus, den Croce als „tenero sensualismo" bezeichnet hat, nicht um echte und wirkliche Gefühlslyrik, sondern um eine solche, die mehr den Sinnen und der Phantasie entströmte.

Dieser idyllische Lyrismus ist vornehmlich daran beteiligt, Hintergrund und Atmosphäre gewisser Personen zu schaffen. Der idyllische Hintergrund ist das wirksamste Mittel, um die Gestalt der Angelica in ihrer ganzen Schönheit hervortreten zu lassen. So konnte Momigliano den innigen Zusammenhang zwischen den Gestalten des Furioso und den Hintergründen, aus denen sie erwachsen, aufzeigen: „Il paesaggio sottintende la psicologia e la rileva con una chiarezza incantevole". Ariost ist daher auch ein Meister der indirekten Darstellung, die den direkten Bericht und die Beschreibung in glücklichster Weise ablöst und ergänzt: das Begehren der Christen- und Sarazenenhelden, von dem Angelica umbrandet wird und dem sie sich stets zu entziehen weiss, entwirft ein lebendigeres Bild ihrer Persönlichkeit, als es irgend eine Beschreibung vermöchte [61].

In einer Dichtung, in der das Episodische so sehr den Verlauf der eigentlichen Handlung überwuchert, haben auch die eingeschalteten Novellen oder die zu Novellen abgerundeten Episoden ihre besondere Funktion für die „Atmosphäre" [264—66]. Manche Novellen sind die Parallelen, Spiegelbilder eines Motivs; sie unterstreichen und verstärken: So die schon im Namen ihrer Heldin die Boccacceske Inspiration verratende Fiammetta-Novelle (ebenso wie die vom Richter Anselmo und die vom Zauberbecher) das Motiv des von seiner Liebsten verratenen und die Weibertreu verwünschenden Rodomonte. Solche Novellen oder Episoden erfüllen im grossen eine ähnliche Funktion wie die überaus häufigen ariostischen Vergleiche im kleinen: sie verdoppeln oder vervielfältigen das Motiv in Spiegelbildern und verschieben dadurch dessen Wirkung auf das Gebiet des Anschaulichen, Bildhaften. Man erinnere sich daran, dass Ariost sich nicht enthalten konnte, das ihm liebe Motiv des als Opfer des Meeresungeheuers an den Felsen gefesselten schönen Weibes kurz nacheinander zweimal darzustellen. Oder aber die Novellen schaffen den kontrastierenden Hintergrund und zugleich die Erklärung für eine Situation: so das von Ricciardetto seinem Befreier erzählte Liebesabenteuer mit Fiordispina. Die meisten Novellen und Episoden aber entstammen der ungehemmten Lust am Fabulieren, arbeiten ständig auf die Lockerung des Gefüges der Haupthandlung hin, verleihen der Dichtung ihre erstaunliche Buntheit, Fülle, Leichtigkeit. Sie sind daher in hohem Masse daran beteiligt, die eigentliche „Atmosphäre" des Furioso zu erzeugen.

Wie erlebte aber dieser Dichter, der aus dem Gegen- und Ineinander seiner ungehemmt schweifenden Phantasie und seiner erotisch-idyllischen Lebensstimmung seine luftigen Phantasiegebilde erschuf, den heroischen Gehalt seiner Stoffwelt? „Il mondo cavalleresco non è per l'Ariosto un motivo dilettoso od ornamentale, come la mitologia dei classicisti: è il mondo de'suoi sentimenti teneri e forti, la patria della sua anima gentile eroica" [326]. „La materia dominante del Furioso è d'una grande serietà morale ..." [327]. Auch hier weicht meine Auffassung von der Momiglianos ab. Die ritterliche Welt mit ihren Sittengesetzen, ihren Wert- und Massbestimmungen war das Lebensideal, das Wunschbild der ariostokratischen Gesellschaft von Renaissance-Menschen, innerhalb deren Ariosto lebte, das daher auf ihn und seine Dichtung bestimmenden Einfluss gewinnen musste, wie es andererseits dem überlieferten Stoff innewohnte. Es ist eine Welt, deren sich der Dichter vornehmlich mit der Phantasie bemächtigte, die seinem persönlichen Lebensgefühl ebensoferne lag wie die fremde Welt der „Sciti, Indi, Etiopi ..." usw. Doch stand er dieser ihm innerlich fremden Welt des Rittertums, die er schilderte, auch mit einem grossen Wohlwollen, einer gewissen Gefühlsanteilnahme gegenüber. Der ästhetische Kontrast zwischen dem Fluge der Phantasie in räumliche und zeitliche Fernen und dem Hang zum Idyll wurde nicht nur intellektuell durch gelegentliche Ironisierung des ersteren und seiner Motive überbrückt, sondern auch durch Gefühlsanteilnahme und innere Heiterkeit überwunden. Der Kontrast löst sich in dem auf, was Croce als letztes und höchstes Lebensideal des Dichters aufgezeigt hat: in Harmonie, entstanden aus der Sublimierung des Phantastischen durch die idyllische Lebensstimmung.

Graz. Friedrich Schürr.

K. Heine und D. Pedrosa, Lehr- und Lesebuch der spanischen Sprache für das praktische Leben, zum Gebrauch in Schulen sowie für den Selbstunterricht, unter Mitarbeit von Dr. Avelino Sánchez Hernández, Professor der spanischen Sprache am Colegio Alemán in Madrid. München, Max Huber. 1929. XI, 285 S. 8°. Mit 6 Abbildungen.

Das vorliegende Buch ist von den Verfassern für den Gebrauch in mittleren und höheren Schulen, in Handels- und Volkshochschulen und für den Selbstunterricht bestimmt. Dieses Ziel erreicht das Buch aber nicht. Die Lautlehre ist in der jetzigen Form ganz unbrauchbar. Abgesehen davon, dass zwischen Aussprache und Schreibung nicht unterschieden wird und eine Zusammenstellung, sowohl der spanischen Laute wie auch der Schriftzeichen des Alphabets, vollständig fehlt, weist die Lautlehre viele Mängel und Unrichtigkeiten auf. So werden z. B. die Vokale mit keinem einzigen Wort erwähnt. Auf die Aussprache und die Eigenart der spanischen Diphthonge — („*iu*" und „*ui*" fehlen überhaupt ganz!) — wird gar nicht eingegangen. Bei den Konsonanten berücksichtigen die Verfasser nicht einmal deren Stellung im Worte; über

Digitized by Google

Assimilation, Bindung der Laute u. a. m. findet sich nichts. Vor allem fehlt auch eine Beschreibung, wie die Laute hervorgebracht werden. Angaben wie „*ll* lautet wie *lj* in einem Laut" oder „*ch* lautet wie *tsch* in dem Worte *deutsch*" oder „*g* lautet vor a, o, u und vor Konsonanten wie das deutsche „*g*" in *Gold*" sind ungenau, denn beim letzteren Konsonanten trifft das nur dann zu, wenn „g" im absoluten Anlaut oder im Inlaut nach Nasal steht; in allen anderen Fällen (also auch beim *gn*!) ist „g" als stimmhafter Reibelaut auszusprechen. Auf die phonetische Umschrift haben die Verfasser ebenfalls ganz verzichtet.

Die Grammatik selbst tritt völlig zurück. Es wird keine systematische Grammatik geboten, sondern die Regeln werden aus Musterbeispielen entwickelt, die sämtlich dem Lesestoff entnommen sind. Die syntaktischen Erscheinungen bleiben gänzlich unberücksichtigt. Einige von diesen Regeln sind ungenau, andere sogar falsch. Beispiele: S. 49: Aus *sombrero* wird *sombrería* (statt *sombrerería*) gebildet. S. 73 heisst es: „*cada*, jeder, ist für alle Geschlechter, für Einzahl und Mehrzahl (!!) unveränderlich. Mit einem Hauptwort in der Mehrzahl (!!) heisst es *alle*". Hierzu sei bemerkt, dass *cada* sich höchstens mit einem Zahlwort, niemals aber mit einem Hauptwort in der Mehrzahl verbinden kann. S. 81: *cuchillazo* und *martillazo* werden fälschlich für Augmentative gehalten. S. 131: „*iba a saberse:* man wollte wissen. *Ir a* entspricht dem deutschen Verb *wollen.*" Es muss aber heissen: „bald sollte man erfahren". S. 106: „neben dem regelmässig gebildeten, mit *hacer* (!!) verbundenen zweiten Partizip *bendecido* und *maldecido*".

Die Lesestücke geben einen guten Einblick in Lebensgewohnheiten, Sitten, Gebräuche und soziale Verhältnisse in Spanien. Leider ist das Spanisch der selbstverfassten Uebungs- und Lesestücke nicht immer so „völlig einwandfrei", wie es im Vorwort behauptet wird. Der Inhalt mancher Sätze ist ganz unlogisch. Die Interpunktion scheint prinzipiell weggelassen zu sein; die Akzentuierung ist oft fehlerhaft. Beispiele: S. 12: *al lado de* (!) *la escalera hay una barandilla.* — S. 13: *nuestra casa es vendida* (statt *se vende*). — S. 16: *tengo dos* (!) *labios rojos* (!). — Ebda. *oimos* (sic!) *con nuestras* (!) *orejas* (st. *con los oídos*); ebenso *andamos con nuestras* (!) *piernas*; — *¿dónde tenéis vuestros* (!) *pulmones?* — *¿cuándo limpias tus dientes* (st. *te limpias los dientes*)? — S. 21: *Al final de* (!) *esta plaza se encuentra un paseo con árboles viejos* (!) (Der Platz ist aber rund; vgl. hierzu: *grandes edificios rodean la plaza*). — S. 22: *¿qué venden los campesinos por* (!) *mañana . . .?* — S. 35: *Un peregrino viejo y muy cansado cierto día llamó tímidamente a la puerta pidiendo por Dios asilo para la noche* (sic!). Ebda. *Mejor sería que se preparase Ud. una morada en el cielo dando* (!) *a los pobres algo de sus riquezas* (sic!). — S. 89: *Por lo general el español de clase humilde posee pocos muebles, pero jamás faltan imágenes de santos.* — S. 67: *un pintor de primera fila* (!!) — S. 68: Das Stück „*como el español se defiende del calor sofocante del verano*" reizt einen zum Lachen; da ist u. a. zu lesen: „*Los patios se riegan continuamente y se colocan botijos llenos de agua al lado de las personas. El agua penetra a través de la arcilla y si el botijo es nuevo esparce por el cuarto un olor parecido al de una bóveda húmeda o de un cuarto recién fregado*". — S. 71: „*un portal a veces tenebroso y negruzco da acceso* (!!) *a las escaleras. Después de* (!) *llamar gira* (!) *el cerrojo y nos hallamos* (!) *en un corredor* (!)".

Die Umwandlungen, die Umformungen und die Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Spanische sind teilweise viel zu schwer; sie enthalten öfters Formen, die überhaupt nicht oder erst in späteren Lektionen besprochen werden. Bei den S. 39 angegebenen Sätzen kann das Gerundium nicht gebraucht werden, obgleich seine Anwendung dort ausdrücklich verlangt wird. Auch Druckfehler und andere Ungenauigkeiten sind sehr zahlreich vorhanden. Ich gebe eine Auswahl: S. 8: *per ciento;* S. 35: *vacio;* S. 65: *artéria;* S. 68: *llanuaras;* S. 77: *corrigir;* S. 88: *entremeses varisados;* ebda.: *se despienden* (!!); S. 122ff.: *Daviz, Nicano* (!) *Gallego;* S. 141: *cor-respondencia;* S. 146: *variases* (!) *veces;* S. 190: *legumbres* pl. m. (!), desgl. S. 244 u. S. 267; S. 193: *is* = wenn; S. 215: *pasage* (zweimal); S. 228: *arterioesclerósico* = Adernverkalkung, desgl. S. 258: *arteriosclerósico* (sic!); S. 229: *ave canora;* S. 232: *coliflor*, m. (!); S. 238: *escaparate*, f. (!); S. 241: *gazeta;* S. 249: *pendiente*, m. (!) = Abhang (!); S. 259: *rspiración, in-stante;* S. 262: dunkles Bier = *cerveza de Baviera;* ebda.: Decke = *capa, mantilla*; S. 263: *atrevesar* u. v. a.

Die am Ende des Buches eingefügten Tabellen der regelmässigen und unregelmässigen Verben sind recht brauchbar und nützlich.

Giessen. R. Ruppert y Ujaravi.

Hernani Cidade, Ensaio sôbre a Crise mental do sécolo XVIII. Coimbra, Imprensa da Universidade. 1929. IX, 210 S.

Während man gewohnt ist, das 18. Jahrhundert in Frankreich als philosophisches Jahrhundert oder als Zeit der Aufklärung als ein Jahrhundert zu werten, das in seiner geistigen Haltung mehr oder weniger fest umrissen ist, und dem besondere Charakteristika zukommen, die ihm einen Eigenwert und daneben eine besondere Rolle als Bodenbereiter für die Strömungen des 19. Jahrhunderts zuweisen, hat man das Geistesleben des 18. Jahrhunderts in Spanien und Portugal fast ausschliesslich als eine Zeit des Verfalls angesehen. Das ist richtig, wenn man das 18. Jahrhundert in Beziehung setzt zu der voraufgehenden Blütezeit. Eine ganz andere Perspektive gewinnt man jedoch, wenn man das 19. Jahrhundert zum Ausgangspunkt nimmt und nun rückschauend fragt: Was hat das 18. Jahrhundert geleistet als Vorbereiter der modernen Zeit? Von diesem Standpunkt aus setzen in allerneuester Zeit in Spanien Stimmen ein, die eine Revision der Wertungen des 18. Jahrhunderts verlangen, und die um so mehr zu begrüssen sind, als sie zu intensiver Arbeit auf dem Gebiet der spanischen Literatur anregen, das von der Forschung am stärksten vernachlässigt worden ist. Für Portugal führt nun H. Cidade erstmalig die oben geforderte Neuwertung des 18. Jahrhunderts bewusst durch und sieht in ihm eine Zeit der „renovação mental e moral" und „a hora genética em que nasceu o mundo intelectual e foi concebido o mundo social em que vivemos".

Der Verf. zeigt das Eindringen der neuen französischen Philosophie und Wissenschaft. Descartes und die Enzyklopädisten stehen im Vordergrund. Daneben werden die Einflüsse Englands gebührend gewürdigt. Die Auseinandersetzung des Rationalismus und der empirischen Methoden mit der in Portugal noch herrschenden Philosophie des Aristoteles und den Lehrmethoden der Jesuiten werden eingehend dargestellt. Die Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens findet in der grossen Unterrichts-

Digitized by Google

und Hochschulreform unter Pombal und der Neuordnung der Studien der Geistlichen durch Cenáculo ihren sichtbaren Ausdruck. Die Leistungen der Vorkämpfer für die geistige Erneuerung wie Verney, Ribeiro, Sanches, Cenáculo werden besonders hervorgehoben. Der Verf. untersucht dann den Einfluss der Aufklärung auf die Literatur, das Streben nach historischer Wahrheit und Naturtreue im Roman, die aufkeimenden realistischen Tendenzen im Drama, die Naturtreue in der beschreibenden Poesie und die persönliche Note in der Lyrik und sieht schliesslich in dem 18. Jahrhundert eine Vorbereitung der kommenden Romantik.

Wenn es H. Cidade gelungen ist, neue Werte des 18. Jahrhunderts aufzuzeigen, so ist damit natürlich noch nicht das letzte Wort über diese Zeit gesprochen, vielmehr erfordern auch seine Ausführungen noch Vertiefung durch Einzeluntersuchungen. Zu sehr vernachlässigt scheinen uns insbesondere der Einfluss Rousseaus und der der deutschen Literatur, die ja damals in Leonor de Almeida (‚Alcipe'), der Uebersetzerin Wielands, Herders, Bürgers und Goethes, eine begeisterte Vorkämpferin gefunden hat.

Hamburg. Wilhelm Giese.

M. Rodrigues Lapa, Das Origens da poesia lirica em Portugal na idade media. Lisboa, 1929.

Der Verfasser untersucht die Ursprungsfragen der altportugiesischen Lyrik von verschiedenen Standpunkten aus. Er beginnt seine Auseinandersetzungen mit der Besprechung der arabischen Theorie, geht über zur Untersuchung der Volksliedertheorie, bespricht die Fragen der Abhängigkeit der altportugiesischen Lyrik von der mittellateinischen und lateinischen liturgischen Literatur, erforscht die vortrobadorische Volkslyrik, den Uebergang von derselben zu der künstlichen Trobadorpoesie, das Milieu, in welchem dieser Uebergang stattfinden sollte, und endlich die Ausdrucksformen, den Versbau und die Themen der alten Lyrik.

In dem ersten Kapitel wird die arabische Theorie untersucht. Nach kurzer Uebersicht der neuesten Ansichten über die arabische Theorie verweilt der Verfasser länger bei der Besprechung der Theorie von Ribeira über die vermeintlichen spanisch-arabischen Ursprünge der romanischen Lyrik. Lapa lehnt die Schlussfolgerungen von Ribeira ab und weist darauf hin, dass seine arabische Etymologien einiger romanischer Ausdrücke, wie *trobar*, *segrel* u. a. nicht richtig und seine Erklärungen der poetischen Formen der Trobadorlyrik aus den Formen des arabischen Dichters Ibn-Guzman unbegründet seien: „Es ist absolut unmöglich", bemerkt er, „unsere alte Lyrik, so schlicht, so jungfräulich, aus diesem Huren- und Gasthausausguss herleiten zu wollen." Das Hauptargument von Ribeira, die Form von *zéjel*, aus der er verschiedene Formen des ältesten Trobadors herleitet, sei nicht stichhaltig; „in Wirklichkeit sind, unserer Meinung nach, die Ursprünge des Tristich, Hauptkern des *zéjel*, in der mittelalterlichen lateinischen Poesie zu suchen." Es wäre daher richtiger, meint Lapa, eher den Einfluss der christlichen Poesie, besonders der liturgischen christlichen Poesie auf die andalusische Volkslyrik, als umgekehrt, anzunehmen.

Trotz dieses Widerspruches erkennt jedoch Lapa auch die positive Seite in der Forschung von Ribeira an. Die Ausführungen dieses letzteren über die Bedeutung des galicisch-portugiesischen Elementes in dem Leben ebenso wie in der Poesie des mittelalterlichen Spaniens scheinen Lapa wichtig zu sein: die Sprache der Mohammedaner und der Moçaraber in Andalusien scheint galicisch-portugiesische Elemente zu haben, ausserdem scheint die alte Poesie derselben manche dichterische christliche Elemente zu besitzen, deren Ursprung in Portugal und Galicien zu suchen sei. Verschiedene sprachliche und geschichtliche Argumente führen Lapa zu der Annahme, dass noch vor Ibn-Guzman die galicische Sprache in Andalusien als „lingua lirica" gebraucht wurde. Dadurch erklärt Lapa den Umstand, dass noch im 13. Jahrhundert die portugiesische Sprache in Spanien als Sprache der Dichtkunst gebraucht wurde. Die Dichtkunst von Ibn-Guzman sei arabisch und gründlich von der romanischen Lyrik verschieden. Auch die alte galicisch-portugiesische Volkspoesie, die Lapa als Vorstufe der späteren Trobadorpoesie annimmt, habe mit Ibn-Guzman nichts Gemeinsames. Wenn nun Lapa die arabische Theorie zur Erklärung der romanischen Lyrik als nicht genügend findet, so hält er diese Theorie immerhin für nützlich, da sie seiner Ansicht nach die Möglichkeit gibt, die Verbreitung des galicisch-portugiesischen Elementes und damit gleichzeitig auch der portugiesischen Lyrik in Spanien in der ältesten Periode aufzuklären. Was aber die romanische Lyrik selbst anbetrifft, so meint Lapa, dass wenn sie wirklich etwas der arabischen Lyrik schuldet, so kann das nur Vermittlung einiger antiken griechisch-lateinischen Elemente sein.

In dem zweiten Kapitel untersucht Lapa die Volksliedertheorie. Er lehnt die Theorie von Jeanroy, wonach die portugiesische Lyrik französischen Ursprungs sei, ab, und behauptet, ihm widersprechend, dass in Portugal in der Trobadorlyrik zwei Ströme vorhanden gewesen seien, ein einheimischer, volkstümlicher, seit altersher existierender, und ein fremder, provenzalischer Strom, der dazu gedient hätte, den nationalen Lyrismus zu erwecken. Lapa ist auch mit der Maifesttheorie von Gaston Paris nicht einverstanden. In der portugiesischen Literatur gibt es zwar Lieder, die auf die Maifeste zurückgehen, sie sind aber nicht zahlreich. Daneben gibt es aber sehr viele andere volkstümliche Elemente und Ausdrucksmittel, die ihren Ursprung dem Volke verdanken, so dass den Maifestliedern unmöglich entscheidende Bedeutung bei der Formation der portugiesischen Trobadorlyrik zugeschrieben werden kann. Auch die Theorie von G. Paris über den Ursprung der romanischen Versmasse aus den vulgärlateinischen volkstümlichen Versmassen befriedigt Lapa nicht, da er den Ursprung des neuen Versbaues eher in der dichterisch-musikalischen mittelalterlichen Kultur sieht.

Das nächste Kapitel ist der mittellateinischen Theorie gewidmet. Lapa bespricht das „Kulturproblem des Minnesangs" von Wechssler, mit dessen Ausführungen betreffs des Einflusses der kirchlichen Literatur und Anschauungen auf die Lyrik der Trobadors er einverstanden ist, die Frage nach den klassisch-lateinischen Einflüssen auf die Altprovenzalen, die Theorien von Schrötter, Vossler, Scheludko, das Buch von Brinkmann über die mittellateinischen Quellen der Trobadors. Dann geht er über zur Frage nach der mittellateinischen Literatur auf der Hiberischen Halbinsel und schliesst seine Betrachtungen mit den Bemerkungen, dass in der Lyrik der portugiesischen Trobadors der Einfluss der kirchlichen Anschauungen über die Liebe besonders stark war. Der christlich-kirchliche Einfluss sei hier so stark, dass die Poesie häufig sogar den Charakter

Digitized by Google

einer Parodie auf kirchliche Anschauungen annimmt. Die Schlussfolgerung von Lapa ist, dass die portugiesische Trobadorlyrik kirchlichen Ursprungs sein soll.

In dem nächsten Kapitel unternimmt Lapa die Aufgabe, diese „liturgischen Ursprünge" der portugiesischen Lyrik aufzuklären. Er geht von der Theorie aus, dass der mittelalterliche Frauenkultus auf den religiösen Marienkultus zurückgehe, und unterstreicht, dass der religiöse Einfluss in der portugiesischen Lyrik besonders bemerkbar sei. Bei der Formation der neuen romanischen Poesie habe auch der Kult des heiligen Martial von Limoges ebenso wie des heiligen Jakobs mitgewirkt.

Aus der liturgischen lateinischen Poesie stammt, der Meinung von Lapa nach, vor allem der Frühlingseingang der Trobadors, dann das Mailiedthema, Beschreibungen der Dame (aus der christlichen Askese), die populären Dichtungsformen, wie die altfranzösische *carole*, möglicherweise *pastorella* (aus den Verkündigungserzählungen der apokryphen Evangelien), *dansa* (aus den liturgischen Hymnen), *rondel*, Lapa verweist weiter auf kirchliche Einflüsse auf die Trobadors in bezug auf ihre Musik, leitet das Wort *trobar* von dem kirchlich-lateinischen *tropus* ab und erklärt den komplizierten Parallelismus der *cantares de amigo* aus den Volksüberlieferungen, die sich unter dem christlichen Einfluss gebildet haben sollen. Die Sequenzen sollen sehr starken Einfluss auf die weltliche Dichtung ausgeübt haben. „Die fruchtbare Sequenzdichtung sollte beeinflussen und beeinflusste auch sicher die Technik unseres Lyrismus", bemerkt Lapa, und weiter: „Der Einfluss der liturgischen Prosen auf unsere alte Lyrik ist eine Wirklichkeit." Dieser Einfluss gehöre dem 12. Jahrhundert an.

Wie gesagt, erklärt Lapa, die portugiesischen *Cantigas de amigo* durch die Einwirkung der kirchlichen Poesie und zwar des liturgischen antiphonischen Gesanges. Von da eben seien ihre alternierenden Wiederholungen, ihr Parallelismus, von da sei der Refrain der portugiesischen Lieder. Durch den christlich-lateinischen Einfluss erklärt er auch die *Alba*, deren ursprüngliche Form kirchlich-religiösen Charakter haben soll. Es soll ursprünglich ein religiöses heidnisches und später christliches Thema mit dem Symbolismus *alba* = *Maria* = *Mutter des Tages*, sein, welches nachher bei den Trobadors weltlichen Charakter bekam. „Der Einfluss des liturgischen Gesanges, die Psalmodie und die Hymnen von Sant-Jago haben unsere alte Lyrik hervorgerufen und ihr einen spezifischen Charakter gegeben."

In dem nächsten Kapitel, betitelt „Der Uebergang", befasst sich der Verfasser mit der Frage: „wie sich aus der einfachen Nachahmung der liturgischen Lieder die neuen weltlichen Themen gebildet haben." Den Anfang der neuen literarischen Bewegung sieht Lapa in der mittelalterlichen Parodie der heiligen Texte, deren Träger wandernde Kleriker wären. Zur Parodie gehörten auch *tropi*, anders *versus* genannt, ebenso wie *versus farsiti* — lateinische Texte mit eingeschobenen romanischen Versen. Auch die Volksmusik habe ihren Ursprung in der kirchlichen Musik. Das Volk habe zuerst bei der Arbeit heilige Melodien gesungen, mit der Zeit haben sich dann daraus auch mehr volkstümliche Lieder entwickelt. Die älteren sklavischen volkstümlichen Parodien und Nachahmungen der liturgischen Texte haben sich jedoch nicht erhalten. Das, was wir haben, stelle bereits weitere Entwicklungsstufe mit mehr Freiheit und Selbständigkeit dar. Die älteste Schicht der volkstümlichen Poesie, die sich unter dem Einfluss der liturgischen Poesie gebildet habe, bestehe aus den *cantos de romaria*, in denen einerseits das religiöse Gefühl, andererseits aber die Liebe und die Kriegszugsmotive ihren Ausdruck gefunden haben. Vor den Trobadors habe bereits eine wuchtige Volkspoesie existiert, die die Trobadors zum Teil nachgeahmt haben sollen.

Diese ältere Schicht könne auf Grund der erhaltenen *refrains* rekonstruiert werden, und soll vor allem aus *„cantigas de amigo"* bestanden haben. Der Refrain und die parallelistische Form sollen deren charakteristische Eigentümlichkeiten sein. Die Entwicklung ging dementsprechend, laut Lapa, folgenderweise vor sich: zuerst war die lateinische Kirchenpoesie, unter dem Einfluss dieser Poesie und als deren Nachahmung entwickelte sich die romanische Volkspoesie; aus dieser letzteren entstand die Trobadorpoesie. Die ersten Schöpfer der Trobadorlyrik seien Kleriker gewesen, die Goliarden vermittelten die lateinische Kunstpoesie den breiteren Volksschichten. Danach gesellten sich zu ihnen die segrel — *seculares*-Leute aus dem ritterlichen Mittelstande.

Die neue Lyrik habe sich im Volke entwickelt (bei den *vilãos*). Es gäbe vor allem bürgerliche, konservative Poesie. Die Hauptthemen dieser alten Lyrik sollen sein: das verliebte Mädchen in der Abwesenheit des Liebhabers, und das Mädchen, welches sich unter der Obhut der Mutter befindet. Das erste Thema ist häufig mit dem Thema vom Kriegsdienst des Geliebten verbunden.

Im nächsten Kapitel (Ueber den Parallelismus) betont der Autor wiederholt, dass in dem Parallelismus der portugiesischen Lyrik der Einfluss der kirchen-lateinischen Literatur vorhanden sei.

In den zwei letzten Kapiteln betrachtet Lapa den Versbau und die wichtigsten Themen der altportugiesischen Lyrik und findet, dass aus der liturgischen lateinischen Poesie folgende Versformen entnommen sein sollen: 1. jambischer Achtsilbner, 2. trochäischer Tetrameter in Strophen zu 3 Zeilen, die Form des *redondilho* ($8 _\cup + 7 \cup_$), 3. die portugiesische Versform *muiñeira*, 4. Zehnsilbner, 5. anapestischer Zehnsilbner der Portugiesen, 6. die Eigentümlichkeit des portugiesischen Achtsilbners mit schwankender Silbenzahl.

Zu den ältesten volkstümlichen Thesen rechnet Lapa folgende Motive:

1. Begegnung der Verliebten an der Quelle, 2. das Thema der *aveleiras*, 3. Zusammenkunft am Ufer des Meeres, 4. Liebe und Trennung.

Zum Schluss versucht Lapa die Form der ältesten Volkspoesie zu bestimmen.

Die Untersuchung ist breit angelegt. Bedauerlicherweise genügt das Können des Forschers nicht, um alle Probleme selbständig zu lösen oder sie wenigstens vom richtigen Standpunkt aus zu betrachten. Er nimmt von jeder der vorhandenen Theorien etwas für sich an, um aus Teilen fremder Konstruktionen eigene Theorien auszubauen. Dieser Eklektizismus ist jedoch selten für die Wissenschaft fördernd, da er ihr weder neues Matreial, noch neue Gesichtspunkte bringt. Lapa wagt sogar nicht, die arabische Theorie, deren Unhaltbarkeit ihm selbst klar ist, rundweg zu leugnen, sondern lässt sie mit verschiedenen Beschränkungen zu. Die Volksliedertheorien von Jeanroy und Gaston Paris werden abgelehnt, der wichtigste Grundsatz von Jeanroy, dass die höfische Poesie der Trobadors aus den Volksliedern

Digitized by Google

entstanden sei, behält er doch. Damit verbindet er die neuere Theorie von dem mittellateinischen Ursprung der Trobadorpoesie und bekommt auf diese Weise eine Kombination, die schon à priori Bedenken erweckt. In der Tat, wozu dient die unbewiesene und unbeweisbare Theorie von dem lateinischen Einfluss auf die vorliterarische Volkspoesie, wenn die erhaltenen Denkmäler in dieser Hinsicht ohne Untersuchung geblieben sind.

Es wäre doch viel richtiger, wenn Lapa den kirchlich-lateinischen Einfluss in der vorhandenen Trobadorpoesie genau bestimmt hätte; dann erst könnte man konkret von den mittellateinischen Einwirkungen sprechen. Die Annahme einer Volkspoesie als Quelle der Trobadorpoesie ist auch in der Form, wie sie Lapa meint, unrichtig und fruchtlos. Für die portugiesische Hofpoesie war von höchster Bedeutung die Existenz der provenzalischen Poesie. Bevor die Grenzen der provenzalischen Einwirkung nicht genau bestimmt sind, ist es gegenstandslos, an solche Quellen zu denken, von denen wir überhaupt gar nichts wissen. Ausserdem ist es nicht richtig, die portugiesische Hoflyrik als eine mit der provenzalischen Lyrik gleichzeitige Erscheinung zu betrachten, wie es Lapa immer macht. Die Theorien von dem Ursprung der provenzalischen Lyrik können in bezug auf dieselbe richtig sein. Daraus folgt aber nicht, dass sie auch zur Erklärung der portugiesischen Lyrik angewandt werden dürfen, und dieses aus dem einfachen Grunde, weil für sehr viele Erscheinungen dieser letzteren die provenzalische Lyrik selbst genügende Erklärung gibt. Es ist z. B. ganz überflüssig, den Achtsilbner der Portugiesen aus der liturgischen lateinischen Poesie herzuleiten, da sie doch dieses Versmass schon fertig von den Provenzalen übernommen haben. Mancher Refrain, manches Thema, die Lapa aus der vorliterarischen Volkspoesie herleiten will, stammen in der Tat ebenfalls aus der provenzalischen und der französischen Lyrik und dabei nicht erst aus der älteren Zeit. Irrtümlich ist auch die Annahme von Lapa, dass die mittellateinischen Einflüsse von der liturgischen Poesie allein ausgingen. Es ist umgekehrt anzunehmen, dass hauptsächlich die weltliche lateinische Poesie des Mittelalters den Ursprung der provenzalischen Lyrik gab.

Die Schlussfolgerungen von Lapa sind daher häufig unbegründet, allzu rasch und unrichtig. Trotzdem ist seine Arbeit von Bedeutung, da sie die neuesten Theorien berücksichtigt hat und daher einen bequemen Ausgangspunkt für spätere Arbeiten darstellt.

Sofia. D. Scheludko.

Zeitschriften u. ä.

Philologische Wochenschrift 51, 6: Walde, Vergleichendes Wörterbuch der igm. Sprachen. Bearb. von Pokorny. (Hirt.)

Modern Language Notes XLVI, 1 (Jan. 1931): Malone, Some linguistic studies of 1929 and 1930. — Montgomery, The etymology of the phrase „by rote". — Tatlock, Chaucer's „Bernard the Monk". — Dennis, The boy called Ambrosius. — Harris, A note on Th. Chestre. — Chinard, Notes de John Adams sur Voltaire et Rousseau. — Heaton, A passage. in Calderón's „Mágico prodigioso . — Leavitt, Apples of Hesperides again. — Miller, „Der Zuschauer", 1739—1743. — Woodbridge, „hors de page" and „hors de pair". — Kuhl, Walsingham and the Elizabethan stage. — Eddy, Dryden quotes Ben Jonson. — Reviews: Schinz, La pensée de J.-J. Rousseau (Lovejoy). — Jaberg u. Jud, Sprach- u. Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Der Sprachatlas als Forschungsinstrument (Blondheim). — Cross and Nitze, Lancelot and Guinevere (Webster). — Stawell and Dickinson, Goethe and Faust, an interpretation (Morgan). — Francke, Deutsche Arbeit in Amerika (Schoenemann). — Cargill, Drama and liturgy. — Winn, Wyclif, selected English writings (Savage). — Boas and Herford, The Year's work in English studies (Broughton). — Outland, The „Effingham" libels on Cooper (Spiller). — Barthou, Pêcheur d'Islande de P. Loti (Woodbridge). — 2 (Febr. 1931): Chinard, „Agatha" et le vœu fatal d'„Atala". — Ham, Three neglected mss. of the „Vœux du Paon". — Baudin, Une source du „Légataire universel". — Levinson, Milton and Plato. — Ainsworth, Reminiscences of the „Orlando furioso" in „Comus". — Cunningham Jr., Nine tales by Motteux. — Bernbaum, Recent works on prose fiction before 1800. — Templeman, An unpublished French letter to W. Gilpin. — Sale Jr., Pope and Lord Dysart. — Wilkins, The source of Kleist's Review: „Ueber den Zustand der Schwarzen in Amerika". — McPeek, A note on „So we'll go no more a roving". — Leonard, Two notes on Arnold. — Denkinger, La candidature de Ste.-Beuve à l'École Normale en 1834. — Reviews: Tannenbaum, Shakspere Torgeries in the Revels Accounts (McKerrow). — Stoll, Poets and playwrights: Shakespeare, Jonson, Spenser, Milton (Spencer). — Cameron, The influence of Ariosto's epic and lyric poetry on Ronsard and his group (Vianey). — Rowbotham, The literary works of Count de Gobineau (Schinz). — Atkinson, The works of Fr. Villon (Lancaster). — A. Müller, Deutsche Literatur (Porterfield). — Zucker, Ibsen, the master builder (Feise). — Spindler, Browning und die Antike (Russell). — Wood, The poems of H. Carey (Banks Jr.).

The modern language review XXVI, 1 (Jan. 1931): Chambers and Grattan, The text of „Piers Plowman". — Bond, Lucian and Bojardo in „Timon of Athens". — Webster, The water-bridge in Chrétien's „Charrette". — Sedgefield, Old English notes. — Malone, The Freres Contree. — Lea, English players at the Swedish court. — Grobel, Leigh Hunt and „The town". — Esposito, Alchemical treatises in Old French. — Kastner, Marcabrun and Cercamon. — Bell, The authorship of la „Estrella de Sevilla". — Reviews: Vail Motter, The school drama in England (Mill.) — Baskervill, The Elizabethan Jig (Sisson). — The works of Cyril Tourneur, ed. by Nicoll (Sisson). — Middelton, A game at chesse, ed. by Bald (Balch). — Funke, Zum Weltsprachenproblem in England im 17. Jahrh. (Collinson). — Jespersen, Novial lexike (Collinson). — Burney, Evelina, ed. by Mackinnon (Husbands). — Estève, Byron et le romantisme français (Robertson). — Shaw, Essays on the *Vita Nuova* (Foligno). — Hauvette, La France et la Provence dans l'œuvre de Dante (Foligno). — Grabbe, Begegnungen mit Zeitgenossen, hrsg. v. Bergmann (Norman). — Kindermann, Das literarische Antlitz der Gegenwart (Rose). — Fechter, Deutsche Dichtung der Gegenwart (Rose).

Philological Quarterly IX, 4 (Okt. 1930): Tannenbaum, Comments on *The Marriage of Wit and Wisdom*. — Wilson, The Mariana plot of *Measure for Measure*. — Carpenter, Hypermetric lines and interlinear hiatus in Latin hexameter verse. — Pierce, Taylor, Aristotle and Blake. — Ch. R. D. Miller, Luigi Castiglioni. — H. F. Miller, The use of the third person singular of *have* and *do* in the works of Shakespeare and Massinger. — Zieglschmid, Zum mhd. Sprachbestand der vogtländischen Mundart. — Rogers, The Spanish sobriquets of Joseph Bonaparte. — Cornelius, Mosbie's *Stary Gaile*. — Bush, *Hero and Leander* and *Romeo and Juliet*. — Work, Odyssean influence on the Beowulf. — Broughton, W. A. Knight's first interest in Wordsworth. — Buyssens, The symbolism in *Faerie Queene*, book I. — Book reviews: Schinz, La pensée de J.-J. Rousseau (Dickman). — Shaw, Essays on the *Vita Nuova* (Wilkinson). — Beaulieux, Histoire de l'orthographe française (Learned). — Wagner, El libro del Cauallero Zifar (Place). — Maclean, D. and W. Wordsworth (Janney). — Howe, Wilh. Meister and his English kinsmen (Harrold). — Stores, The relation of Carlyle to Kant and Fichte (Harrold).

Curme Volume of Linguistic Studies (Published by the Linguistic Society of America, Philadelphia): J. T. Hatfield, George Oliver Curme, a Biographical Sketch. — J. T. Hatfield, George Oliver Curme's Publications. — A. W. Aron, The Gender of English Loan-Words in Colloquial American German. — O. Behaghel, Zur Wortstellung des Deutschen. — P. R. Blake, A Semantic Analysis of Case. — L. Bloom-

Digitized by Google

field, OHG. eino, OE. ana „solus". — H. Collitz, Zwei Hapax Legomena der gotischen Bibel. — P. Hagboldt, Physiological and Psychological Aspects of Reading. — H. Kurath, A Specimen of Ohio Speech. — W. Leopold, Polarity in Language. — K. Malone, When Did Middle English Begin? — L. Pound, Extensions of Usage of a Pronoun. — H. Poutsma, Observations on Expedients to Express Intensity and Emphasis. — A. Steiner, Sinclair Lewis in German. — E. H. Sturtevant, Relatives in Indo-European and Hittite. — E. Voss, From the Treasures of the Ducal Library at Wolfenbüttel: Cartel zum freyen Rossthurnier und Cartel zum Ringelrennen. — K. Zemen, Experimentalphonetisches zur Akzentfrage. — A. J. F. Zieglschmid, Der Untergang des einfachen Präteritums in verschiedenen indogermanischen Sprachen.

Studies in Philology XXVIII, 1 (Jan. 1931): Harper, Some characteristics of Roman lettering and writing. — Bennett, The theme of Spenser's „Fowre hymnes". — Wright, Handbook learning of the renaissance middle class. — Thaler, Sir Th. Browne and the Elizabethans. — Rea, Hartley Coleridge and Wordsworth's Lucy.

Language Monographs, published by the Linguistic Society of America. 1930. VII. Curme volume of linguistic studies. Edited on the occasion of his seventieth birthday. Supplement to Language.

Revue critique d'histoire et de littérature LXIV, 10 (Okt. 1930): Goldmann, Beiträge zur Lehre vom indogerm. Charakter der etruskischen Sprache (Grenier). — Varma, Critical studies in the phonetic observations of Indian grammarians (Bloch). — Le cento novelle antiche o libro di novelle e di bel parlar gentile (Hauvette). — Magne, Le cœur et l'esprit de Mme de Lafayette (Ascoli). — Ahlstrom, Le moyen âge dans l'œuvre d'A. France (Bossuat). — Rapisardi, Prose, poesie e lettere postume p. p. Figo-Fazio (Hauvette). — Omagiu lui Ramiro Ortiz (Hauvette). — Mortier, Études italiennes (Hauvette). — E. Küchler, Das Stadterlebnis bei Verhaeren (Martino). — 11 (Nov. 1930): Pétrarque, Sur ma propre ignorance et sur celle de beaucoup d'autres, trad. de Bertrand, préface de Nolhac (Bedarida). — Shears, Froissart chronicler and poet (Bossuat). — Vianey, Les Regrets de Du Bellay (Jourda). — Savonarola, Prediche e scritti, p. p. Ferrara (Hauvette). — Schriften über Machiavel (Bédarida). — Pabst, Gongoras Schöpfung in seinen Gedichten Polifemo und Soledades (Le Gentil). — Magne, Bibliographie générale des œuvres de Nicolas Boileau-Despréaux et de Gilles et Jacques Boileau (Ascoli). — Petrini, La poesia e l'arte de G. Parini (Hauvette). — Volhard, F. M. Klingers philosophische Romane (Bianquis). — Stettner, Das philosophische System Shaftesburys und Wielands Agathon (Bianquis). — Thibaudet, Mistral ou la république du soleil (Martino). — Beyer-Fröhlich, Die Entwicklung der deutschen Selbstzeugnisse (Bianquis). — Flothuis, Einfache kurzgefasste deutsche Syntax (Tonnelat). — Shelley, Œuvres choisies, trad. de Castelain (Koszul).

Deutsche Literaturzeitung 2: Kindermann, Das literarische Antlitz der Gegenwart (von Wiese). — Laurilla, La théorie du comique de H. Bergson (Klemperer). — Tschirch, Der Altonaer Joseph (Beutler). — 3: Langenbucher, Das Gesicht des deutschen Minnesangs und seine Wandlungen (Halbach). — von Maltzahn, K. L. von Knebel (Deetjen). — 4: Schwarz, Unsere Mundart (Frings). — 5: Eloesser, Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart I. (G. Müller). — Woermann, Shakespeare und die bildenden Künste (Waldmann). — 6: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg (Beutler). — 6: Bezzola, Spirito e forma nei canti di Giacomo Leopardi (Leo). — Johann Hartliebs Uebersetzung des Dialogus miraculorum von Caesarius von Heisterbach, hrsg. von Drescher (Ranke). — Harzmann, Burschenschaftliche Dichtung von der Frühzeit bis auf unsere Tage (Oppermann). — 7: Semrau, Dido in der deutschen Dichtung (Michel). — 8: Le couronnement de Renard, publié par Foulet (Schulze). — Carus, Goethe, hrsg. v. Eberlein (von Wiese). — Hauser, The Metres of English Poetry (Brandl). — 9: Ellinger, Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im 20. Jahrh. I u. II (Alewyn). — Gottfried von Strassburg, Tristan u. Isold, hrsg. v. Ranke (Gierach). — Badewitz, Kleists Amphitryon (Fricke). — von Farkas, Die ungarische Romantik (Thienemann).

Euphorion, Bd. 31, 4: Neue Quellen zur Geistesgeschichte des 16.—20. Jahrhunderts. V: K. Schulte-Kemminghausen, Das Hochdeutsche in den Schulen der Humanisten. — J. Bolte, Zwei Fortunatus-Dramen aus dem Jahre 1643. — M. Enzinger, Zwei Singspiele von P. Maurus Lindemayr. — E. Zenisch, Zacharias Werners Mutter. — S. Reiter, Neue Mitteilungen über Friedrich Wilhelm Riemer. — K. Schreinert, Ein unbekannter Brief Friedrich Gottlob Wetzels. — Werner Deetjen, Zu Immermanns Erstlingsdrama. — H. Micko, Unbekannte Jugendgedichte Adalbert Stifters. — A. von Grolmann, Ein Blatt aus Hölderlins Spätzeit. — R. Göhler, Aus dem Nachlass von Fanny Lewald und Adolf Stahr. Adolf Stahr und Fanny Lewald an Hermann Hettner. — F. Behrend, Briefwechsel zwischen Hoffmann von Fallersleben und Karl Goedeke. — Ch. Krollmann, Wilhelm Busch und seine Ahnen. — H. Leisegang, Die philosophische Biographie. — O. Pniower, Goethe als Wortschöpfer. — G. W. Hertz, Zu Goethes römischem Faustplan. — J. M. Müller-Blattau, Zur Musikübung und Musikauffassung der Goethezeit. — G. Müller, Die Form der Legende und Karl Borromäus Heinrich. — W. Kayser, Böhmes Natursprachenlehre und ihre Grundlagen. — R. Stumpfl, Bühnenbearbeitungen in der Dramatik des XVI. Jahrhunderts. — J. Bolte, Schauspiele am Heidelberger Hofe 1650—1687. — J. Hoffmeister, Quirinus Kuhlmann.

Die neue Rundschau XXXXII, 1 (Jan. 1931): Hausenstein, Delacroix oder der Geist der französischen Romantik. — Mann, Platen—Tristan—Don Quichotte. — Gide, Nationalismus und Literatur. — Kolb, Randglossen zur heutigen englischen Literatur.

Literarischer Handweiser LXVII, 3: Kasper, Kindheit und Jugend im Spiegel der modernen Dichtung. — 5. Katann, Oesterreichische Erzähler. — Hoeben, Holländischer Literaturbrief.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft u. Jugendbildung VII, 1: Fricke, Schillers deutsche Sendung. — Junker, Gegenstand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. — Fouret, Der neusprachliche Unterricht an den höheren Lehranstalten Frankreichs. — Clausing, Die praktische Ausbildung der badischen Philologen. — Schön, Französisch (Wissenschaftlicher Fachbericht).

Der Gral XXV, 4 (Jan. 1931): Froberger, Der Eigenbesitz in der deutschen Literatur. — Cesano, Jacopone da Todi zum 700. Geburtstag. — Demmig, Die soziale Strömung im zeitgenössischen Geistesleben Frankreichs. — 5. (Febr. 1931): Hasenkamp, Die Poetik von Paul Claudel. — Demmig, Byron und die moderne Biographie.

Die Drei X, 11 (Febr. 1931): R. Pottlitzer, Der „ewige Jude" in Mythos und Geschichte.

Zeitschrift für Aesthetik u. allg. Kunstwissenschaft XXV, 1: Kuznitzky, Die ästhetische Gefühlswahrheit. — Kampmann, Goethes „Propyläen" in ihrer theoretischen und didaktischen Grundlage. — Besprechungen: Artigas, Menéndez y Pelayo (Jung). — Stein, Nietzsche und die bildende Kunst (Berger). — Schultze-Jahde, Zur Gegenstandsbestimmung von Philologie und Literaturwissenschaft (Gassen).

The open court XLV, 1 (Jan. 1931): M. Rudwin, The devil in literature.

Zeitschrift für Deutschkunde 1931, 1: H. Freudenthal, Volkskunde der Gegenwart. — B. von Wiese, Heinses Lebensanschauung im Ardinghello. — 2: A. von Grolman, Das Problem der Liebe in der Dichtung der Gegenwart. — H. Lingelbach, Ueber Naturreligion im Zeitalter Goethes. — W. Schulz, Shakespeares „Coriolan" in der deutschen Shakespeare-Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Zeitschr. f. deutsche Bildung VII, 1: J. Petersen, Schillers „Demetrius". — B. von Wiese, Zur Philosophie und Methodologie der heutigen Literaturwissenschaft. — K. Vietor, Schriften zur Literatursoziologie. — 2: G. Müller, Der Humanist und der Kosmiker. — Sachwörterbuch der Deutschkunde, hrsg. v. W. Hofstaetter u. Ulr. Peters (Huhnhäusser).

Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftl. Erforschung und zur Pflege des Deutschtums 1930, 6: L. Eid, Der deutschsprachliche Unterricht in Canada. — S. Birnbaum, Die Stellung der jiddischen Sprache. — L. Franz, Die Theorie der vorgeschichtlichen Siedlungsleere des Böhmerwaldes.

The Germanic Review VI, 1: L. M. Price, Charlotte Buff, Madame Riccoboni and Sophie de Larolu. — W. K. Pfeiler,

Digitized by Google

Faust als repräsentativer Mensch. — A. M. Sturtevant, Gothic Notes. — A. J. Barnow, Mary of Nimmeyer. — Bolte u. Polioka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen, IV (Velten). — Morer, Frühneuhochdeutsche Grammatik I (Voss).

Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften 1931, I—III: J. Bolte, Schauspiel am Hofe des Landgrafen Moritz von Hessen; ein Nachklang von Sebastian Francks Gedicht auf die Gelehrten, die Vockelerben.

Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, 1930/31, 2. Abh.: T. v. Gundolf, Seckendorffs Lucan.

Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien 217, 2. Abh.: M. H. Sellisole, Ueber Aussprache des Lateinischen und deutsche Buchstabennamen.

Göttingische gelehrte Anzeigen, Jan.: Görres, Rheinischer Merkur, hrsg. v. d'Ester 42 (Mommsen).

Mitteilungen des Copernicus-Vereins für Wissenschaft u. Kunst zu Thorn, 38: Kirchliches Urkundenbuch der Neustadt Thorn 1169—1255, hrsg. v. A. Semrau. — A. Semrau, Die Orte und Fluren im ehemaligen Kammeramt Morin.

Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 44, 2 u. 3: K. Weckel, Studien zu den Fassungen und Handschriften des Schwabenspiegels. — J. Schnetz, Andecena, Andecinga.

Muttersprache 46, 2: H. Zimmermann, Deutsche Sprache in der deutschen Philosophie. — H. Stürenberg, Nochmals zum V.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte 9, 1: R. Stadelmann, Grundformen der Mittelalterauffassung von Herder bis Ranke.

Literatur, Febr.: G. Witkowski, Goethe-Schriften.

Deutsche Rundschau, Febr.: M. H. Boehm, Zur Metapolitik des Sprachenkampfes.

Preussische Jahrbücher, Jan.: O. Mallon, Achim von Arnims Beiträge zum „Literarischen Conversationsblatt" und zu den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1823—31). — Febr.: J. Urnidil, Goethe in Böhmen.

Altpreussische Forschungen 7, 2: H. Brussatis, Goethe und das Hochmeisterschloss Marienburg.

Die neue Erziehung XIII, 1 (Jan. 1931): Winkler, Zur Psychologie der Spitznamen.

Stimmen der Zeit, 61. Jahrg., 120. Bd., 4. Heft (Jan. 1931): Stockmann, Stirbt das deutsche Volkslied?

Hochschulwissen VII, 12 (Dez. 1930): Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus. — VIII, 1 (Jan. 1931): Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus. — Pouzar, Ad. Stifter und wir.

Die Frau XXXVIII, 5 (Febr. 1931): Gallwitz, Goethes Mutter und ihr Sohn.

Die christliche Frau XXIX, 1 (Jan. 1931): Helming, E. von Handel-Mazzetti zum 60. Geburtstag. — 2 (Febr. 1931): Fassbinder, Wilh. Raabe.

Theologisches Literaturblatt LII, 1: Volz, Die Lutherpredigten des Joh. Mathesius (Buchwald). — Rheinfurth, Der neue Mythus. W. Bonsels und sein Werk (Cohrs).

Theologische Literaturzeitung LV, 26: Deutsche Mystikertexte des Mittelalters, hrsg. v. Quint (Dörries). — Vogel, Het sanscrit woord *tejas* in de beteeknis van magische Kracht (Windisch). — LVI, 4: Renz, Mörike als Pfarrer und der schwäbische Pfarrer vor 100 Jahren (Bauer). — 5: Ahrens, Lamennais und Deutschland (Schmidt). — Buchwald, Luther Kalendarium (Hirsch).

Theosophische Kultur XXIII, 2 (Febr. 1931): P. Grahl, Lessing, ein Vertreter der theosophischen Weltanschauung.

Zeitschr. f. Musikwissenschaft 13, 5: H. Spanke, Der codex Buranus als Liederbuch.

Anthropos XXV, 5 u. 6: M. Pancritius, Aus mutterrechtlicher Zeit.

Imago 27, 1: E. Lorenz, Hänsel und Gretel.

Schweizerischer Idiotikon-Bericht über das Jahr 1930, 11 S. 8.

Ungarische Jahrbücher X, 4: A. Schröfl, Entgegnung (zur Nibelungenfrage).

Studi e Materiali di Storia delle religioni VI, 1 u. 2: K. Krohn, Die Bedeutung der finnischen Mythologie für die skandinavische. — A. von Genulf, Survivances primitives dans les cérémonies agraires de la Savoie et du Dauphiné.

Nederlandsch tijdschrift noor Volkskunde 35, 1—3: L. Beirens, Volksgeloof en Weerwijsheid. — M. Th. de Wulf, Oude Vlaamsche Volksvertelsels. — A. Janssens, De Folklore in Brestuur en Geruhl. — J. Frèrs, Volksgeneeskunde. — V. Verhagen, De Vlaamsche Volksspelen.

De Nieuwe Taalgides 25, 1: J. W. Muller, Hooft en Vondel II. — C. G. N. de Vooys, De taalbesdwuwing van Siegenbeek-Weiland en van Bilderdijk. — C. B. van Haeringen, Toponymie. — C. G. N. de Vooys, De buigings-n als een steun voor het taalinzicht en het spraakkunst-onderwijs? — M. E. Kronenberg, Wat is een incunabulist?

Volk u. Scholle 9, 1: P. Bender, Eine Fundgrube für den Hausinschriftensammler in Ditschhausen, Kreis Marburg. — A. Martin, Die Pestsage vom Vogel, der Bimbanelle und Baldrian als Heilmittel verkündet, im Vogelsberg.

Hessenland 41, 10 u. 11: W. Schoof, Wilhelm Grimm und Jenny von Droste-Hülshoff.

Nachrichten der Giessener Hochschulgesellschaft VIII, 2: Fr. Maurer, Der Atlas der deutschen Volkskunde.

Heimatblätter für den Kreis Alsfeld 4, 4: Huff, Sitte und Brauch im Kreise Alsfeld. — 5: R. Eischardt, Vom Aberglauben.

Friedberger Geschichtsblätter 8: R. Zorn, Die Geheimnisse des Grenzsteins. — 9, 10: K. Th. Ch. Müller, Alte Strassen und Wege in Oberhessen.

Siegerland 12, 3: A. Weiershausen, Die innere Struktur der Siegerländer Mundart.

Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins 59: E. Rosenkranz, Personennamen im Schwarzenbergischen.

Alt-Hildesheim, H. 10: A. Vogeler, Das Schauspiel in Alt-Hildesheim.

Beilage zum Hannoverschen Kurier, Nr. 40/41: Böckelmann, Wo entstand der Heliand?

Zeitschr. des Vereins für Lübeckische Geschichts- u. Altertumskunde XXV, 2: A. Larch, Hansa.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 68: W. Th. Hoffmann, Zur Auffindung des vollständigen Textes von E. T. A. Hoffmanns Singspiel: Die Schärpe und die Blume.

Aschaffenburger Geschichtsblätter 21, 1: A. Götzelmann, Die Miltenberger Familiennamen in ihrer sprachlichen Bedeutung.

Bayreuther Blätter 54, 1: H. v. Wolzogen, Der einsame Faust. — A. Püringer, Der „Fehler" in Goethes „Werther". — R. von Schankal, Erziehung zur Prosa.

Münch. N. Nachrichten 26, Jan. 1931: A. Heusler, Die Epenfrage und unsere Nibelungen.

Badische Schulzeitung, Nr. 45: H. Schilling, Ein badischer „Nils Holgerssau".

Mannheimer Geschichtsblätter 1931, 1: Fr. Walter, Daniel Schlagenkauff, Das Urbild von Nadlers Antiquar.

Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins 60: P. Knauth, Der Ortsname Bräussdorf und Verwandtes.

Altpreussischer Flurnamensammler 2, 2: A. Adam, Altpreussische Flurnamen-Bibliographie.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 27, 3—4: G. Heussen, Till Eulenspiegel. — O. Runkel, Volkstümliche Spiele Westerwälder Kinder. — P. von Beck, Wesensart der Westfalen. — E. Arens, Wie die Pfarrer in Geseke in alter Zeit eingeführt wurden. — S. M. Th. Voelker, Die Pflanze im volkstümlichen Glauben des Sauerlandes. — O. Runkel, Westerwälder Neckereien.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde IV, 2: E. Fehrle, Grundfragen der Volkskunde. — W. Schuhmacher, Zeitgemässe Volkskunde, Bemerkungen eines Abtrünnigen. — C. Krieger, Volksglaube im Kraichgau. — J. Künzig, Die Legende von den drei Jungfrauen am Oberrhein. — R. Stroppel, Die Jungfrau Maria als „Kaiserin". — R. Hünnerkopf, Mittelalterliches Erzählgut bei J. P. Hebel. — H. Langenbucher, Heinrich von Mohrungen. — A. Leschnitzer, Romantik und Mystik in der Dichtung Rilkes. — W. Wolf, Die Rose bei Rainer Maria Rilke. — W. Panzer, Die Vögel im deutschen Volksleben.

Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XXXI/II. Band: H. Aubin, Wege kulturgeschichtlicher Erforschung des deutschen Ostens. — W. Kroll, Die geschichtlichen und volkskundlichen Grundlagen der Astrologie. — Th. Siebs, Die Friesen und die nächstverwandten Stämme. — F. Sieber, Dietrich von Bern als Führer der wilden Jagd. — V. Seidel, Der Name des Riesengebirges. — H. Krappe, Die nidische Herkunft einer Salomosage. — Th. Rumpf, Zur

Digitized by Google

Kynastsage. — J. Klapper, Die Tatarensage der Schlesier. — M. Hellmich, Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtes. — A. Jacoby, Die Zauberbücher vom Mittelalter bis zur Neuzeit, ihre Sammlung und Bearbeitung. — P. Knötel, Die schlesischen Inschriften des Mittelalters. — H. Meuss, Eine Hirschberger Urkunde. — K. Hennrich, Zum westschlesischen Wortschatz. — W. Jungandreas, Die Flurnamen der Gemeinde Oldau bei Celle. — F. Melzer, Die Breslauer Schülersprache (zweiter Teil). — W. Steller, Der deutsche Volkskunde-Atlas. — Prause, Deutsche Grussformeln; Niemer, Das Geld (Jantzen); Buttel-Reepen, Funde von Runen (Siebs); Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung (Siebs); Bindewald, Sprache zur Zeit Wenzels; Wagner, Les poèmes héroiques de l'Edda; Bolte u. Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen; Deutsche Volkskunst XI, Pommern; Schmidt-Voigt, Deutsche Sprachlehre; Wissell, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit II; Schaeffler, Der lachende Volksmund; Müller, Aus mittelenglischen Medizintexten; Nordfriesland, Heimatbuch; Chr. Jensen, Die nordfriesischen Inseln; P. Jensen, Wörterbuch der Wiedingharde; Van Dyck, De Kruidwisch; Bruckner, Die altsächsische Genesis und der Heliand; Pessler, Plattdeutscher Wortatlas; Borchling u. Quistorf, Tausend Jahre Plattdeutsch II; Heckscher, Volkskunde von Hannover; Damköhler, Nordharzer Wörterbuch; Sohnrey, Tchiff, tchaff, toho; Wehrhan, Frankfurter Kinderleben; Die Knafflhandschrift, hrsg. von v. Geramb; Fausel, Das Zipser Deutschtum; Wesselski, Der Knabenkönig usw.; Heckel, Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien; Peuckert, Volkskunde des Proletariats; Kühnau, Mittelschlesische Sagen; Knötel, Kirchliche Bilderkunde Schlesiens; Volkmann, Die Sudetendeutschen; Hanika, Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel; Hermesdorfer Weihnachtsspiel, hrsg. von Rotter; Oehl, Ondr'm Schniebarche; Moser, Frühneuhochdeutsche Grammatik; Ziesemer, Literatur des Deutschen Ordens; Heimatkalender für das Eulengebirge und Grünberger Hauskalender.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 30, 4: E. Hoffmann-Krayer, Individuelle Triebkräfte im Volksleben. — P. Aebischer, Noms de vaches. — C. Frey-Isenegger, Latsch bei Bergün. — E. Haefliger, Vom Giritzenmoos. — O. Basler, Volkskundliches aus dem Journal von und für Deutschland (1784—1792).

Schweizer Volkskunde 20, 10/12: Der Andreastag im schweizerischen Volksbrauch. — Sankt Niklaus in der Schweiz. — Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsbaum.

Jahrbuch für Volksliedforschung II: O. Busler, Es zogen drei Regimenter wohl über den Rhein. Geschichte und Verbreitung des Volksliedes. — E. Seemann, Variantenbildung im Vortrag desselben Sängers. — G. Brandsch, Deutsches Lehngut in finnischen Volksweisen. — R. Zoder, Judentänze. — E. Seemann, Zur „unglücklichen Nachtfahrt". — J. Bolte, Findlinge. — Ch. A. Williams, Der hochdeutsche Text des Liedes „die welt die hat ain thummes mut". — A. Hübner, Ein Volksliedfragment aus dem 16. Jahrh. — H. Schewe, Ein weiteres Lied auf Robert Blum. — A. Meiche, Volksliedzeugnisse aus vorchristlichen Quellen. — H. Schewe, Eine Arie Stoppes im Volksmund. — K. Klier u. Erich Seemann, Kunstlieder im Volksmunde. Nachweise. — K. Klier, Ueber drei Kunstlieder unbekannter Verfasser im Volksmund. — V. Schirnunski, Das deutsche Volksliederarchiv in Leningrad. — E. Seemann, Uebersicht über die wichtigste Volksliedliteratur des Jahres 1928. — R. Zoder, Die Volkstanzliteratur des Jahres 1928.

Deutsch-Ungarische Heimatblätter III, 1: J. Koszó, Ungarische Romantik. — K. Schünemann, Zur Geschichte der Deutschen in Szatmár. — J. Gréb, Die Sprachprobe in dem Rechenbuch des J. Bubenka. — J. Trostler, Ungarns Eintritt in das literarhist. Bewusstsein Deutschlands. II. — R. Schilling, Deutsche Ansiedlung im Komitat Neutra unter Josef II. — R. Hartmann, Die falsche Braut.

Leuvensche Bijdragen XXII, 2 u. 3: W. de Vries, De *uu*-Expansie (vervolg). — A. H. Krappe, Encore une note sur la source du conte El Verdigo d'Honoré de Balzac. — J. L. Pauwels, De etymologie van Eng. *maw-seed, may-weed*; VI. *stinkende mei(de), meidebloem*; Hgd. *Magdblume* e. a.

Danske Studier 1930, 3/4: J. S. Møller, Sommer i By i Danmark. — J. Lund-Madsen, Lidt om Drømmebøger. — Marius Kristensen, En Opkaldelsesskik paa svenske og bornholmske Runestene. — N. C. Nielsen, Agnete fra Holmegaard. — H. C. Andersens Sprog (Diderichsen). — O. Hansen, Ludvig Bødtchers Versemaal. — H. Andersen, Kavring. — Kristensen, Hr. Ivan Løveridde.

Arkiv för Nordisk Filologi 46, 4: Sam Henning, Korrektorn och Nya Testamentet 1926. II. — Finnur Jónsson, Bemœrkninger om afskriverfejl i gamle håndskrifter. — Sven Grén Broberg, Bibliografi för 1928.

Acta Philologica Scandinavica V, 1: W. H. Vogt, Bragis Schild. — J. Brøndum-Nielsen, Studier i dansk Lydhistorie. XIV u. XV. — H. Rydzevski, Die dänische Huno-Sage und eine Episode aus der altrussischen Chronik. — J. de Vries, Ginnungagap. — M. Kristensen, Skjaldenes Mytologi.

Zeitschr. f. slavische Philologie VII, 4 u. 5: Clara Thörnqvist, Neue nordische Lehnwörter im Altrussischen. — M. Vasmer, Die slavische Ortsnamenforschung in den deutschen Teilen des früheren Oesterreich 1914—1927.

Die neueren Sprachen XXXIX, 1 (Jan. 1931): Zeiger, Fr. Doerr zum Gedächtnis. — Kalthoff, Die französische Aufklärung im Unterricht. — Rütsch, Zum Stil der Prosagedichte A. Rimbauds. — Dorner, Der Dalton-Plan und der Winettka-Plan. — Spitzer, Zu von Wartburgs „Französischem etymologischem Wörterbuch", Lfg. 17. — Sénéchal, Chronique des lettres françaises. — Hartig u. Krüper, Kulturkunde u. Unterrichtspraxis. — Prudent, Die junge Generation zu den Fragen der Schul-, Hochschul- und Prüfungsreform. — Fouret, Le congrès international des professeurs de langues vivantes. — Besprechungen: Propyläen-Weltgeschichte (Küchler). — Unger, Gesammelte Studien (Schalk). — Huchon, Histoire de la langue anglaise II (Brunner). — Richter, Shakespeare's Gestalten (Wolff). — Th. Platters des jüngeren Englandfahrt, hrsg. von Hecht (Wolff). — Everett u. Seaton, Annual bibliography of English language and literature VIII; Seaton u. Serjeantson, Annual bibliography of English language and literature IX (W. Fischer). — Nock and Mutschmann, Spoken American (W. Fischer). — W. Franz, Anglistische Arbeit an der öffentlichen Meinung durch Universität und Schule (Ehrke). — Pohlmann, Jenseits des Kanals (Ehrke). — Weil, Der Prozess des Hauptmanns Dreyfus (Küchler). — Wolfenstein, Rimbaud, Leben, Werke, Briefe (Küchler). — Baedeker, Paris et ses environs (Küchler). — Cohen-Portheim, Paris (Küchler). — Schirmer, Die Schweiz im Spiegel englischer und amerikanischer Literatur bis 1848 (Ziehen) .— Sinzig, O. F. M. Guerra (Riegler). — 2 (Febr. 1931): Lommatzsch, Aus dem Briefwechsel zwischen Ad. Tobler und H. Morf. — Werner, Inkunabeln französischer Faust-Uebertragung in Frankfurt. — Hatzfeld, Die Gottesbezeichnungen im poetischen Altersstil V. Hugos. — Gennrich, Chansons und Chansonniers von 1870—1900. — Petriconi, Molières „Amphitryon" u. „Amphitryon 38" von Jean Giraudoux. — Bening, Die Kolumbus-Oper von Claudel u. Milhaud. — Besprechungen: Platz, Deutschland u. Frankreich (Kalthoff). — Groethuysen, Die Entstehung der bürgerlichen Welt- u. Lebensanschauung in Frankreich (Schalk).

Zeitschrift für französischen u. englischen Unterricht XXX, 2: Kiepert, Wesenszüge der belgischen Literatur in französischer Sprache. — Schmidt, M. Barrès' Memoiren. — Arns, Humbert Wolfe. — Brück, Zur Lehre vom Gebrauch der Zeiten im Englischen. — Berichte, Aussprache: Hamann, Der fremdsprachliche Unterricht a. d. Deutschen Oberschule u. Aufbauschule. Ein Rückblick u. Ausblick. — Der neusprachliche Unterricht im Sammelwerk Jahresberichte der höheren Lehranstalten in Preussen. — Altsprachliches u. neusprachliches Gymnasium. — Tacke u. Bergenthal, Zu dem Aufsatz von Gelhard „Zur gegenwärtigen Lage des Unterrichts in den neueren Sprachen". — Besprechungen: Platz, Deutschland u. Frankreich (Mangold). — Romanische Sprachwissenschaft (Seiffert). — Neusprachliche Methodiken u. Handbücher (Gelhard). — Englische Phonetik (Fiedler).

Germanisch-romanische Monatsschrift XIX, 1/2 (Jan.-Febr. 1931): Schröder, Germanische Schöpfungsmythen I. — Seebass, Neue Hölderlin-Literatur. — Dannenberg, Medwin u. Shelley: Genese einer Lebensdeutung. — Hefti, G. Carducci als georgischer Dichter.

Digitized by Google

Neuphilologische Monatsschrift II, 1 (Jan. 1931): Steinbeck, Zum Problem der Kulturkunde. — Spitzer, Ueber individualsprachliche Aufnahme u. Ablehnung neuer Wörter. — Levy, Sprache u. Wirtschaftswissenschaft. — Waterstradt, Die freien Arbeiten im neusprachlichen Unterricht. — Fey, Paul Valéry u. Nietzsche. — II, 2 (Febr. 1931): Gräfer, Die vorgeschichtlichen Steindenkmäler der Bretagne u. ihre Stellung im Volksglauben. — Spitzer, Ueber individualsprachliche Aufnahme u. Ablehnung neuer Wörter. — Stodte, Französisch als zweite Fremdsprache an der Deutschen Oberschule. — W. Franz, Das Milieuproblem in der neueren französischen Literatur.

Neophilologus XVI, 2: Kramer, A. France et A. Chénier I. — Hammerich, Zu Nibelungenlied 867. — Hammerich, Eine Nebenquelle der Barbarossaszene in Heines *Wintermärchen*. — Scholte, Schwankende Wortstellung. — Logeman, Low-Dutch elements in English II. — Perdeck, Realism in modern American fiction. — Krijn, Halfred Vandraedaskald II. — Hesseling, Le Charon byzantin. — Eringa, La méthode statique de l'École genevoise II. — Aankondiging: Darmesteter et Blondheim, Les gloses françaises dans les Commentaires talmudiques de Raschi (Gokkes). — Gottschalk, Die sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache (Weerenbeck). — The letters of Maarten Maartens, ed. by his daughter (Kooistra).

Anglia LV, 1: Morsbach, Innere Sprachform. — Malone, On *Anglo-Saxon* as a technical term. — Swaen, Anglo-Saxon lexicography. — Matthes, *Wel* and *well* im *Orrmulum*. — Siebert, Egozentrisches in Miltons Schreibweise mit besonderer Berücksichtigung des Satan in *Paradise Lost*. — W. Fischer, Zur Textgeschichte von Th. Ellwoods „Davideis". — Morse, Some notes on Chr. Rossetti and Italy. — Lange, Nochmals die Legendenprologfrage. — Bock, Studien zum präpositionalen Infinitiv u. Akkusativ mit dem to-Infinitiv.

Anglia-Beiblatt XLII, 1 (Jan. 1931): Gummere, Founders of England (Hübener). — Scherer, Zur Geographie u. Chronologie des angelsächsischen Wortschatzes, im Anschluss an Bischof Waerferths Uebersetzung der „Dialoge" Gregors (Klaeber). — Grendon, The Anglo-Saxon charms (Klaeber). — Coulton, Life in the middle ages IV (Schirmer). — Seidel, William of Shoreham, Laut- u. Formenlehre seiner Gedichte (E. Fischer). — Shannon, Chaucer and the Roman poets (Lüdeke). — Vinaver, Th. Malory (Preusler). — Steuerwald, Die Londoner Vulgärsprache in Thackerays Yellowplush Papers (Karpf). — Brauchli, Der englische Schauerroman um 1800, unter Berücksichtigung der unbekannten Bücher (Eichler). — Gissing, Veranilda (Eichler). — Gissing, Will Warburton (Eichler). — Hobbes, The elements of law natural and politic, ed. by Tönnies (Brinkmann). — Horovitz, Indien unter englischer Herrschaft (Görnemann). — Ghosh, Gray and Catullus. — XLII, 2 (Febr. 1931): Mackenzie, The early London dialect (Flasdieck). — Lavater, Of ghosts and spirites walking by night (Deckner). — Spurgeon, Leading motives in the imagery of Shakespeare's tragedies (Jantzen). — Bär, Crabbe als Epiker (Richter). — Hüttemann, Wesen der Dichtung u. Aufgabe des Dichters bei W. Butler Yeats (Richter). — Voigt, Die Music-Hall Songs im öffentlichen Leben Englands (Groth). — Meissner, Die Reform des englischen höheren Schulwesens im 19. Jahrh. (Jantzen). — Neuere amerikanische Dichtung seit W. Whitman, hrsg. von Brunner (Reuning). — Galsworthy, Essays. Hrsg. von Karpf (Mellin). — Galsworthy, Indian summer of a Forsyte. Bearb. von Meyn (Mellin). — Galsworthy, Awakening. Bearb. von Weltzien (Mellin). — Bennett, Short stories. Bearb. von Kissling (Mellin). — Moore, The untilled field. Bearb. von Arns (Mellin). — McCarthy, The fight for the Reform Bill of 1831, hrsg. von Riedel (Mellin). — Dramatized stories from English history, hrsg. von Franke (Mellin). — Tilley, English Conversations (Mellin).

Englische Studien LXV, 2: Hoops, Altenglisch *ealuscerwen, meoduscerwen*. — Holthausen, Das altenglische Reimlied. — Imelmann, Beowulf 489f. — Ellehauge, The use of his sources made by Shakespeare in *Julius Cæsar* and *Antony and Cleopatra*. — Barnard, Byron. A criticism of M. Arnolds Essay. — Eichbaum, Die persönlichen u. literarischen Beziehungen zwischen Wilde u. Whistler. — Besprechungen: True-Jesperson-Collinson, Spoken English (Schröer). — Simplified spelling (Zachrisson). — Hartig, Die Edinburger Dialektgruppe (Orton). — Spindler, Englische Metrik (Brunner). — Brunner u. Hittmair, Mittelenglisches Lesebuch für Anfänger (Wild). — Sir Degarre, hrsg. Schleich (Koch). — Shakespeare-Jahrbuch LXIV, LXV (Eichler). — Havens, The influence of Milton on English poetry (Spindler). — Cruden's Complete concordance to the Old and New Testament, ed. by Irwin, Adams, Waters (Hoops). — Ford, The English novel (Arns). — Lowes, The road to Xanadu: a study in the ways of the imagination (Barnard). — Fehr, Englische Prosa von 1880 bis zur Gegenwart (Hittmair). — Neue englische Romane (Rosenbach, Hoops, Bergholz). — von Klarwill, Queen Elizabeth and some foreigners (Rösler). — Brie, Imperialistische Strömungen i. d. englischen Literatur (Wild). — Kleinschmit von Lengefeld, Der geistige Gehalt im britischen Imperialismus (Brie). — Leuchs, The early German theatre in New York (v. Klenze). — Foerster, The American scholar (Lüdeke). — Philological Quarterly V, 4—VII, 2 (Koch). — American Literature I, 1 (Brie). — Jedermanns Lexikon I—IX (Hoops). — Miszellen: Bostock, Hamlet in three acts. — Karpf, Gerund oder Partizip?

English Studies XIII, 1 (Febr. 1931): Praz, Is Hazlitt a great essayist? — Kruisinga, Grammar and dictionary. — Reviews: Vinaver, Malory (Falconer). — The first part of the reign of king Richard II, ed. Frijlinck (van Dam). — Aronstein, Das englische Renaissancedrama (Ovaa). — Brandl, Shakespeare (Ovaa). — Constantin-Weyer, Studies in Shakespeare (Ovaa). — Sack, Darstellerzahl u. Rollenverteilung bei Shakespeare (Ovaa). — Morsbach, Shakespeares Prologe, Epiloge u. Chorus-Reden (Ovaa). — N. Smith, Shakespeare in the 18th century (Ovaa). — The poetical works of Sir William Alexander ed. Kastner and Charlton (Praz). — Bosker, Literary criticism in the age of Johnson (van Doorn). — Chateaubriand, Atala or the love and constancy of two savages, transl. by Bingham (Gallas). — Swinburne, Atalanta in Calydon, ed. Lafourcade (Praz). — Cohen-Portheim, England, die unbekannte Insel (de Groot). — Zwardemaaker Eijkman, Leerboek der Phonetik (Kruisinga). — Funke, Zum Weltsprachenproblem in England im 17. Jahrh. (Pos).

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgeg. im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. 66 (Neue Folge, 7. Bd.) 293 S. Leipzig, Tauchnitz. Enthält: A. O. Meyer, König Jakob I. — G. Hille, Londoner Theaterbauten zur Zeit Shakespeares. — A. Hennecke, Shakespeares englische Könige im Lichte staatsrechtlicher Strömungen seiner Zeit. — H. Mörtl, Dämonie und Theater in der Novelle „Der junge Tischlermeister". — E. Weigelin, Die Tötung des Polonius. — G. Wieninger, Schopenhauer in seiner Stellung zu Shakespeare. — W. Keller, Shakespeares „Troilus und Cressida". — Ed. Hartl, Shakespeare-Bibliographie 1928—1929.

Bibliothèque universelle et Revue de Genève. Déc. 1930: Engel, L'exotisme dans la littérature anglaise.

Zeitschrift für romanische Philologie L, 6: Benary, Der 2. Teil des ‚Auberi'. — de Gregorio, La grecità del dialetto calabrese. — Brüch, Nochmals zu aprov. z aus lat. intervokalem t. — Spitzer, Frz. *piot* u. *gibier*. — Wagner, Mexikanisches Rotwelsch u. asturische Xíriga. — Mainone, Ist der Trubertroman ein Fragment? — Besprechungen: Levy, Historisch-geographische Untersuchungen zum Judenspanischen (Wagner). — Puşcariu, Studii istroromîne III (Jordan). — Rohlfs, Baskische Kultur im Spiegel des lateinischen Lehnworts (Bähr). — Rohlfs, Baskische Reliktwörter im Pyrenäengebiet (Bähr). — Ramos, De astronomastica vasca (Bähr).

Archivum Romanicum XIV, 4 (Ott.-Dic. 1930): Levi, Della versificazione italiana. — Liuzzi, Melodie italiane inedite del duecento. — Sorbelli, I laudari di Bartolomeo della Cella. — Bibliografia: Giese, Anthologie der geistigen Kultur auf der Pyrenäenhalbinsel (Pellegrini). — Reichenbach, M. M. Boiardo (Bertoni). — Cian, Il cortegiano del Conte Baldesar Castiglione (Bertoni). — Comisso, Le più belle pagine di B. Castiglione (Bertoni). — Bongiovanni, B. Castiglione (Bertoni).

Digitized by Google

La Cultura X, fasc. I (Gennaio 1931): Devoto, Preistoria di lingua e di cultura. — Battaglia, Motivi d'arte nel „Libro de buen amor". — Morra, Il nuovo romanzo inglese: Virginia Woolf. — Mariani, L'„aspra catena" in Michelangelo. — Treves, Il falso precursore del Rousseau. — Bosco, Dom. Petrini. — Recensioni: Neri, Fabrilia (Migliorini). — Note: S. B., Pio Rajna. — G. C., Studi platonici. — Santoli, L'arte di Dante. — Palmarocchi, Edizioni Guicciardiane. — Trompeo, Labindo e l'America. — Pav., Walt Whitman in France. — Praz, Swinburne e Baudelaire. — Luzzatto, E. Delahaye.

Arthuriana II (Jan. 1929—June 1930): Brugger, The Hebrides in Arthurian literature. — Fox, Merlin in the Arthurian prose cycle. — Fraser, The prince of Gascony. — Williams, Notes on the Tristan romance. — Gorman, An episode in the prose *Lancelot* and Virgil. — Murrell, An old French prose romance of *Yvain*? — Legge, Recent methods of textual criticism. — Ewert, On textual criticism with special reference to Anglo-Norman. — Williams, Arthurian romance and *Flamenca*. — Vinaver, Fragment d'un roman en vers du XIII^e siècle.

Zeitschrift f. französische Sprache u. Literatur LIV, 5/6: Bezzola, Rabelais im Lichte der neueren Forschung. — Becker, Zwei Gedichte von B. des Périers u. ihre Quellen. — Spanke, St.-Martial-Studien. Ein Beitrag z. frühromanischen Metrik. — Sjögren, Le traitement du W germanique en normand. — Spitzer, L'avant-guerre „Vorkriegszeit". — Kalepky, Zur Frage des Befehlsausdrucks im Französischen. — Brüch, Frz. *geneviève*. — Besprechungen: Henning, L'Allemagne de M^me de Staël et la polémique romantique (Götze). — Vigny, Les poèmes, p. p. J. Chuzeville (W. Wurzbach). — Ch. Baudelaire, Les fleurs du mal, p. p. Maynial (Allenspach). — Rhodes, The cult of beauty in Baudelaire (Allenspach). — Wollmann u. Schwedtke, Le génie français (Rieder). — Des Hons, A. France et J. Racine ou la clé de l'art francien (Fuchs). — Müller, A chronology of vulgar Latin (Brüch).

Revue de philologie française XLII, 1: Yvon, L. Clédat. — Damourette et Pichon, Le tiroir tipe *Saviez* et la notion d'actualité dans le français d'aujourd'hui. — Cressot, De l'expression littéraire des sensations colorées. — Gougenheim, Pour le commentaire grammatical des Méditations poétiques. — Baldensperger, Notes lexicologiques. — Jourda, Notes sur la versification de Marg. de Navarre. — Aebischer, Un argot de malfaiteurs. — Clédat, Images effacées. — Portier, Notes sur le vocabulaire de l'aviation. — Coppin, Notes sur le mot *même*. — Comptes rendus: Boillot, Le français régional de la Grand'Combe (Dauzat). — Boillot, Répertoire des métaphores et mots français tirés des noms de villes et de pays étrangers (Dauzat). — Gougenheim, Étude sur les périphrases verbales de la langue française (Yvon).

Revue d'histoire littéraire de la France XXXVII, 3 (Juillet-Sept. 1930): Kramer, Lamartine et A. Chénier. — Thouvenin, Le derviche des „Orientales": Les sources de V. Hugo. — Serval, Autour de Balzac: „César Birotteau" (suite). — Ruff, Sur l'architecture des „Fleurs du Mal" (suite et fin). — Boudhors, Tallement des Réaux et la duchesse de Lesdiguières. — Barbedette, Le Comte de Fontaine. — Vaultier, Une impression clandestine à Chartres en 1760. — Babonneix, Julie au couvent. — Citoleux, Correspondance de M^me Ackermann pendant son séjour à Nice (suite). — Bonnerot, Le manuscrit des „Mémoires d'un touriste" de Stendhal. — Comptes rendus: Garnier, A. d'Aubigné et le parti protestant (Villey). — Roche, Cl. Chappuys, poète de la cour de François I^er (Jourda). — Scudéry, Le prince déguisé, p. p. Matulka (Bray). — Hazard, Études critiques sur Manon Lescaut (Mornet). — Voltaire, Candide, ed. Levin (Lanson). — Borressn, Le théâtre d'O. Feuillet (Mornet). — Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900. IX, 1 (Yvon). — Wade, The „Philosophe" in the French drama of the 18th century (Mornet). — Pange, M^me de Staël et la découverte de l'Allemagne (Gautier). — Rudler et Léon, Lettres de M^me de Staël à B. Constant (Mornet). — Durry, Chateaubriand et Hyde de Neuville ou trente ans d'amitié. Correspondance inédite (Moreau). — Le Febvre, Le génie du christianisme (Moreau). — Thierry, Les récits des temps mérovingiens (Moreau). — Baudelaire, Les fleurs du mal, p. p. Maynal (Mornet).

Revue du XVI^e siècle XVII, 1/2: Febvre, Une histoire obscure. La publication du *Cymbalum mundi*. — Jourda, Marguerite de Navarre. Poésies inédites. — Garnier, Le texte des *Tragiques* d'A. d'Aubigné. — Garnier, Les rapports de d'Aubigné et de la seigneurie de Genève. — Plattard, Le dernier sonnet de l'*Hécatombe à Diane*. — Drouot, Documents sur Dorat et Hélias. — Bondois, Nouvelles acquisitions du département des mss. de la Bibliothèque Nationale. — Morawski, Trois proverbes. — Riemens, La briefue doctrine pour bien et deuëment escripre selon la propriété du langage françois. — Comptes rendus: Œuvres complètes de Rabelais, p. p. Plattard (Jourda). — Œuvres de Cl. Marot, p. p. Guiffrey et Plattard (Jourda). — Chartrou, Les entrées solennelles et triomphales à la Renaissance (Charbonnel). — Graur, Un disciple de Ronsard. Amadis Jamyn (de Borch). — The earliest English translations of Erasmus' Colloquia 1536—1566, p. p. H. de Vocht (Bataillon). — Sainéan, L'influence et la réputation de Rabelais (Plattard). — Chronique: Espiner, Charles IX et la Franciade. — Laumonier, Note pour le Commentaire de Rabelais. — Delaunay, Glanes bibliographiques. — Plattard, L'anniversaire de la mort d'Agrippa d'Aubigné.

Mercure de France 42^e année, no. 781 (1^er janv. 1931): Brunet, Gges Duhamel et la „Civilisation" américaine. — Le Blond-Zola, Zola et Cézanne, d'après une correspondance retrouvée. — Bouillier, Goethe directeur de théâtre et ses „Règles pour les Comédiens". — Charpentier, Jean Giraudoux. — No. 782 (15. janv. 1931): Fontainas, Ce qu'ont pensé d'E. A. Poe ses contemporains. — Charpentier, R. M. du Gard. — No. 783 (1^er févr. 1931): Moufflet, Le style du roman-feuilleton. — Clauzel, La vierge folle et l'époux infernal dans „Une saison en enfer" d'A. Rimbaud. — Charpentier, Colette. — No. 784 (15 févr. 1931): Charpentier, Fagus.

Revue des deux mondes, 1^er janvier 1931: Giraud, Qu'est-ce qu'un classique? — 15 févr.: A. Chaumeix, Un nouvel exotisme.

Revue de Paris XXXVIII, 1 (1^er janv. 1931): de Lanzac de Laborie, Maury à l'Académie française. — 2 (15 janv. 1931): Baldensperger, Le grand amour d'exil de Chateaubriand. — 3 (1^er févr. 1931): Bidou, Le mouvement littéraire. — de Saint-Jean, Le théâtre.

Annales de l'Université de Paris V, 6 (Nov.-Déc. 1930): Basch, Georges de Porto-Riche. — VI, 1 (Janv.-Févr. 1931): Michaud, Buffon administrateur et homme d'affaires. Lettres inédites.

Revue belge de philologie et d'histoire IX, 2 (avr.-juin 1931): Faider, Observations sur les mss. du „Livre de conduite du régisseur pour le mystère de la Passion joué à Mons en 1501".

Deutsch-französische Rundschau IV, 1 (Jan. 1931): Mann, Jungfranzösische Anthologie. — 2 (Febr. 1931): Lichtenberger, Das Deutschlandstudium in Frankreich. — Redlin, Die deutsch-französische Verständigung u. die höhere Schule. — Hegedus, Zur französischen Geistesstruktur der Gegenwart. — Schulz, Ein Vortrag von E. R. Curtius in Paris.

Revue de Hongrie XXIII, 46 (15 Nov. 1930): Rácz, Le premier traducteur hongrois de „L'Henriade": J. Pétzeli.

Kölnische Zeitung vom 27. Januar 1931, Unterhaltungsblatt: H. L. Götzfried, Zum 70. Geburtstag Meyer-Lübkes.

Frankfurter Zeitung, Stadt-Blatt vom 23. Januar 1931: Lommatzsch, Zur Erinnerung an Heinrich Morf.

Zeitschr. f. Ethnologie 61, 4/6: W. Engemann, Das ethnographische Weltbild Voltaires.

Studi Danteschi diretti da Michele Barbi, 206 S. Florenz, G. C. Sansoni, enthält: M. Barbi, Con Dante e coi suoi interpreti. — G. Vandelli, Ancora su la datazione della Commedia. — G. Vandelli, I „fori" del „bel San Giovanni". — M. Barbi, G. Busnelli, F. Maggini, Chiose e note varie.

Nuova Antologia, Anno LXVI, fasc. 1411: Franzi, Le tragedie del Manzoni sul teatro. — Consiglio, La poesia di Salvatore di Giacomo. — fasc. 1412: Corsi, Amava Napoleone il teatro? — fasc. 1413: Sorrento, La poesia dialettale Trentina.

Giornale storico della letteratura italiana, Vol. XCVI, fasc. 3: Lo Pareo, La leggenda dell'insegnamento bolognese e

Digitized by Google

dell'amicizia personale di Cino da Pistoia con Francesco Petrarca. — Guerri, Contributi alla storia della cultura fiorentina nel primo Quattrocento. — Rassegna bibliografica: Toffanin, Il Cinquecento (Bertoni). — Ders., Che cosa fu l'umanesimo (Bertoni). — Salaroli, Carlo Varese, il vessillifero del romanzo storico e degli scottiani in Italia (Fasso).

Il folklore italiano V, 3—4: Gerola, Il culto di S. Leonardo ed i suoi ex-voto nei XIII Comuni. — Mancarella, Superstizioni popolari pugliesi. — Scafoglio, La selva nei proverbi Calabresi di Bocchigliero. — Julia, Saggio di folklore acrese. — Costantini, La fiaba di „Don Prèstule". — Cossár, Vecchia pastorella goriziana. — Tammi, Indovinelli piacentini. — Tiozzo, La metereologia nei proverbi di Chioggia. — Venturini, Storie di morti nel Milanese. — Galiani, Il Natale a Montoro. — Bottari, La festa di S. Lucia in Savoca.

Revista de Filología Española XVII, 3: Seifert, „Haber" y „tener" como expresiones de la posesión en español. — Ureña, Observaciones sobre el español en America II. — Castro, Una nota al „Guzmán", de Mateo Luján de Sayavedra. — Zauner, Encore une fois „l" devant consonne. — Notas bibliográficas: Libro verde de Aragón, Documentos aragoneses publicados por las Cagigas (Tomás). — Bickermann, Don Quijote u. Faust (Castro). — Bouvier, Quevedo, „homme du diable, homme de Dieu" (Buceta). — Fernández Liera, Gramática y vocabulario del Fuero Juzgo (Lapesa). — de Solís y Rivadeneyra, Amor y obligación, hrsg. von W. Fischer u. Ruppert y Ujaravi (H. Serís). — Calabritto, I romanzi picareschi di M. Alemán e Vincente Espinel (Buceta). — Subirá, La tonadilla escénica I—III (E. M. T.). — Margellí, Las cantigas de Alfonso X el Sabio (E. M. T.). — de Figueiredo, Historia de la literatura portuguesa. Trad. del Sr. Marqués de Lozoya (Bell). — Cantigas d'amigo dos trovadores galego-portugueses. Ed. p. J. J. Nunes (Bell). — Flores de Portugal p. Basto (Bell). — de Figueiredo, Historia dum „Vencido da vida" (Alonso). — Santillana, Los proverbios. Prólogo de Sanchez (Buceta). — Whitman, Longfellow and Spain (E. B.).

Ibero-Amerikanisches Archiv IV, 4: O. Boelitz, Die Einweihung des Ibero-Amerikanischen Instituts in Berlin. — Fr. W. v. Rauchhaupt, Die Bedeutung des spanischen Rechts für die Rechtsvergleichung. — Gertrud Richert, Der Anteil der deutschen Forschung an der spanischen Kunstgeschichte. — G. A. Rein, Zur Geschichte der völkerrechtlichen Trennungslinie zwischen Amerika und Europa. — Ingeborg Richarz-Simons, Chronik der interamerikanischen Rechtsbeziehungen.

Boletín de la Biblioteca Menéndez y Pelayo XII, 4: Artigas, Apuntes taquigráficos de Historia critica de la Literatura Española, tomados al Sr. Prof. Dr. Menéndez Pelayo. — de Cossío, Notas de un lector. — Chacón y Calvo, Nueva vida de Heredia. — Aguilera y Santiago, D. Sebastián de Miñano y Bedoya. — Diego, Dos poesías no colleccionadas de D. Juan Nicasio Gallego. — de Cossío, Correspondencias literarias del siglo XIX en la Biblioteca de Menendez y Pelayo.

Historisches Jahrbuch L, 4: Pfandl, Das spanische Lutherbild des 16. Jahrhunderts.

Revista Critică V, 1, Januar-Mart 1931: Pascu, Ovid Densușianu. — Băcescu, Nume de plante. — Pascu, Societatea de Lingvistică din Paris, Institutul francez de malte studii din Romînica, Succesele lui Al. Rosetti, Profunditate și lumini (Capidan). — Recensii: Iorga, Les châteaux occidentaux en Roumanie (Constantinescu-Joși). — Luca Vornea, Lazăr Șăineanu (Scorpan).

Neuerschienene Bücher.

Daudet, Léon, Les humanités et la culture. Paris, Éditions du Capitole. Collection Les effondrements sociaux.

Entwistle, W. J., The year's work in modern language studies by a number of scholars edited for the modern humanities research association. Volume I (Year ending 30 June 1930). Oxford University Press — London, Humphrey Milford. XII, 194 S.

Henriot, Émile, Epistoliers et mémoralistes. Paris, Nouvelle Revue critique. Collection Les essais critiques Nr. 23.

Ingarden, Roman, Das literarische Kunstwerk. Eine Untersuchung aus den Grenzgebieten der Ontologie, Logik u. Literaturwissenschaft. Halle, Niemeyer. XIV, 389 S.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Hrsg. von d. Ges. f. deutsche Philologie in Berlin. Jg. 50. N. F. Bd. 8. Bibliographie 1928. Berlin, de Gruyter. XVIII, 338 S.

Marouzeau, J., L'année philologique (1930). Paris, Les belles lettres = Collection de bibliographie classique.

Procopovici, Al., Mic tratat de linguistică generală. Cernăuți, Editura revistei filologice. XIV, 175 S.

Albarus, Charlotte, Rahel Varnhagens Goethe-Erlebnis. Jena, Diss. 82 S.

Arnold, August, Studien über den Hohen Mut. Leipzig, J. J. Weber. VIII, 88 S. = Von Deutscher Poeterey.

Aschaffenburg, Hans, Der Kritiker Theodor Fontane. Ein Beitrag zur Frage des krit. Wesens und Wirkens. Diss. Köln. VIII, 97 S.

Boland, G. M., Hermann Löns, der Mensch und der Dichter in seiner volklichen Gebundenheit. Hannover, Sponholtz. VIII, 227 S. = Beiträge zur niedersächsischen Literaturgeschichte 5.

Brzóska, Maria, Anthropomorphe Auffassung des Gebäudes und seiner Teile. Sprachlich untersucht an Quellen aus der Zeit von 1525—1750. Jena, Diederichs. 70 S. = Deutsche Arbeiten d. Universität Köln.

Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. Hrsg. von W. Brecht, D. Kralik u. H. Kindermann. Reihe Barock. Barockdrama. 2. Band: Das Ordensdrama. Hrsg. von W. Flemming. 369 S. — Reihe Romantik. 16. Band: Neue Wege der Erzählung von A. Müller. 262 S. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Edda, Lieder, hrsg. von B. Sijmons und H. Gering. III. 2. Hälfte. Halle, Waisenhaus. 489 S. = Germanistische Handbibliothek VII, 3, 2.

Erler, O., Marfa-Demetrius. Eine Studie. Leipzig, Haessel. 38 S.

Farkas, Julius von, Die ungarische Romantik. Berlin und Leipzig, de Gruyter & Co. VII, 231 S. = Ungarische Bibliothek. Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin hrsg. von J. von Farkas. Erste Reihe 15.

Fischer, J., Goethes Faust oder das Evangelium. Graz, Leuschner & Lubensky. 19 S.

Fraenkel, Eduard, Gedanken zu einer deutschen Vergilfeier. Berlin, Weidmann. 46 S.

Freiburg-Rüter, Clemens, Der literarische Kritiker Karl Gutzkow. Eine Studie über Form, Gehalt und Wirkung seiner Kritik. Greifswald, Diss. Leipzig, H. Eichblatt. 200 S. = Form und Geist 15.

Frensdorf, M., Conrad Ferdinand Meyer. Sein Werk und Wesen. Eisenach, Kühner. 34 S.

Frentz, Hans, Ueber den Zeiten. Künstler im Kriege. Freiburg, Urban-Verl. 247 S.

Gebhardt, Peter von, u. Hans Schauer, Johann Gottfried Herder, seine Vorfahren und seine Nachkommen. Im Auftr. von Frau Annie von Below geb. von Herder. Leipzig, Zentralstelle f. Deutsche Personen- u. Familiengeschichte. 188 S., 363 S. = Beiträge zur deutschen Familiengeschichte. II.

Geithner, O., Goethe im Lichte des Göttlichen. Eine Betrachtung seiner Weltanschauung und Religion. 2., vollst. umgearb. Auflage. Dessau, Salzmann. 112 S.

Goethe als Seher und Erforscher der Natur. Untersuchungen über Goethes Stellung zu d. Problemen d. Natur. Hrsg. von Johannes Walther. Halle a. S., Kaiserlich Leopoldin. Dtsche. Akad. d. Naturforscher. VIII, 323 S.

Gögler, Maria, Die pädagogischen Anschauungen der Marie von Ebner-Eschenbach. Tübingen, Diss. Leipzig, Vieweg. 98 S.

Grimmelshausens Wunderbarliches Vogelnest. Erster Teil. Abdruck der ältesten Originalausgabe (1672) mit den Lesarten der anderen zu Lebzeiten des Verfassers erschienenen Ausgaben. Hrsg. von J. H. Scholte. Halle, Niemeyer. XVII, 148 S. = Neudruck deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrh., begründet von W. Braune †, hrsg. von E. Beutler.

Grote, Gertrud, Die Erzählungskunst Ricarda Huchs und ihr Verhältnis zur Erzählungskunst d. 19. Jahrh. München, Diss. Berlin, Ebering. 195 S. = Germanische Studien. H. 102.

Hermann, Gerhard, Der Großstadtroman. Stettin, Bücherei u. Bildungspflege. 54 S. = Bücherei u. Bildungspflege. Beih. 12.

Herse, W., Zu Lessings Gedächtnis. Wolfenbüttel-Berlin, Kallmeyer. 61 S.

Digitized by Google

Hirsch, Emanuel, Kierkegaard-Studien. 2. Der Dichter. 318 S. Gütersloh, Bertelsmann = Studien d. apologet. Seminars. H. 31.

Hoenicke, Curt, Der Wolfenbütteler niedersorbische Psalter. Leipzig, Markert & Petters. 162 S.

Hohmann, Friedrich, Willirams von Ebersberg Auslegung des Hohen Liedes. Halle, Niemeyer. X, 62 S. = Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur, hrsg. von F. Saran. XXX.

Jahn, Wanda, Wesen und Formen des Berichts im Drama, veranschaulicht an Beispielen aus Schillers Dramen. Berlin, Ebering. 66 S. = Germanische Studien 103.

Kampmann, Theoderich, Dostojewski in Deutschland. Münster i. W., Helios-Verl. Münster i. W., Diss. 238 S. = Universitas-Archiv. Bd. 50 = Literarhist. Abt. Bd. 10.

Kommerell, Max, Hugo von Hofmannsthal. Eine Rede. Frankfurt a. M., Klostermann. 28 S.

Korff, Hermann August, Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung d. klass.-romant. Literaturgeschichte. II. Leipzig, J. J. Weber. XVIII, 530 S.

Matzig-Schmauss, Richard, Prometheusschicksal. Essays über Carl Spitteler. Berlin, F. Katz. 198 S.

Max, Hugo, Martin Opitz als geistlicher Dichter. 217 S. Heidelberg, Winter = Beiträge zur neueren Literaturgeschichte XVII.

Mayser, E., Studien zur Dichtung Johanns von Würzburg. Marburg, Diss. Berlin, Ebering. 124 S. = German. Studien, Heft 101.

Merkel, Felix, Das Aufkommen der deutschen Sprache in den städtischen Kanzleien des ausgehenden Mittelalters. Leipzig u. Berlin, Teubner. 77 S. = Beiträge zur Kulturgeschichte d. Mittelalters u. d. Renaissance. Bd. 45.

Mitzka, Walther, Die Sprache der deutschen Mennoniten. Danzig, Kafemann. 23 S. = Heimatblätter d. Deutschen Heimatbundes Danzig. Jg. 8, H. 1.

Montgomery Marshall, Studies in the age of Goethe. London, Humphrey. 121 S. Milford, Oxford University Press.

Picht, Werner, Stefan George. Eine kritische Huldigung. Heidelberg, Weiss. 38 S.

Schmidt, Expeditus, P., Faust. Goethes Menschheitsdichtung. 2., durchgearb. Aufl. München, Kösel & Pustet. 240 S.

Schneider, H., Klaus Groth und E. Geibel. Lübeck, Stadtbibliothek. 40 S.

Schöttler, Wilhelm, Die innere Motivierung in Grabbes Dramen. Berlin, Junker & Dünnhaupt. 150 S. = Neue Forschung. Arbeiten zur Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker 9.

Schumacher, Franz, Gottfried Freiherr von Giovanelli (1825—1853). Ein unbekannter heim. Dichter. Ein Lebens- u. Literaturbild. Nach familiengeschichtl. Quellen bearb. Innsbruck, Univ.-Verl. Wagner. 88 S. = Schlern-Schriften. 18.

Seyfarth, Erich, Friedrich Gerstäcker. Ein Beitrag zur Geschichte des exotischen Romans in Deutschland. Freiburg i. Br., Paracelsus-Verlag. 77 S.

Siebertz, Paul, Enrica von Handel-Mazzettis Persönlichkeit, Werk und Bedeutung. (Gemeinsam mit A. Buder, A. Dörrer, R. Henz, J. Kröckel, H. Molak-Sahlinger und R. Münkel.) München, J. Kösel & J. Pustet. 472 S.

Stegmann, H., Aus den Zetteltöpfen eines alten Raabefreundes. Wolfenbüttel, Heckner. 24 S.

Szabo, F. Klingers Stilpo und seine Kinder. Erlangen, Diss. Erlangen, Höfer & Limmert. 97 S.

Vitaliano Italo. Enrico Ibsen. La vita; le opere. Milano, Sonzogno. 62 S. = Biblioteca del popolo 96.

Wagner, Werner-Harald, Teufel und Gott in der deutschen Volkssage. Ein Beitrag zur strukturellen Erforschung der primitiven Gemeinschaftsreligion. Diss. Greifswald. 251 S.

Wais, Kurt K., Das Vater-Sohn-Motiv in der Dichtung bis 1880. Berlin u. Leipzig, de Gruyter. IV, 69 S. = Stoff- u. Motivgeschichte der deutschen Literatur. 10.

Walther von der Vogelweide, Gedichte. Neunte Ausgabe von Karl Lachmann. Besorgt von Carl v. Kraus. Berlin u. Leipzig, de Gruyter. XXXIV, 231 S.

Wassermann, Kurt, Die Herkunft der Motive in den weltlichen „Bergreihen". Diss. Halle. VIII, 58 S.

Weber, Ernst, Die epische Dichtung. II. 2., erw. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner. VIII, 308 S. = Der Kunstschatz deutscher Dichtung.

Wendland, Ulrich, Die Theoretiker und Theorien der sog. galanten Stilepoche und die deutsche Sprache. Ein Beitrag zur Erkenntnis der Sprachreformbestrebungen vor Gottsched. Greifswald, Diss. Leipzig, H. Eichblatt. XXXI, 234 S. = Form und Geist 17.

Wolfdietrich. 1. Heft. Der echte Teil des Wolfdietrich der Ambraser Handschrift (Wolfdietrich A). Hrsg. von Hermann Schneider. Halle, Niemeyer. XXIX, 54 S. = Altdeutsche Textbibliothek, begr. von H. Paul †, hrsg. von G. Baesecke, Nr. 28.

Zeissig, Gottfried, Die Ueberwindung der Rede im Drama. Leipzig, Diss. 115 S.

Beck, Friedrich, Der romantische Mensch als Träger des Fortschritts um die Wende des 18. und 19. Jahrh. Eine Studie, durchgeführt an der Engl. Hochromantik unter Berücksichtigung verwandter Geistesrichtungen. Diss. Erlangen. 64 S.

Beck, Georg, Alfred Tennysons ethische Anschauungen. Diss. Erlangen. 87 S.

Bosker, A., Literary criticism in the age of Johnson. Groningen-Haag, J. B. Wolters. 294 S.

Crane, Dougall, Johannes Secundus. His life, work, and influence on English Literature. Leipzig, Tauchnitz. 96 S. = Beiträge zur Englischen Philologie, hrsg. von M. Förster, XVI.

Douglas, Lord Alfred, Oscar Wilde et quelques autres. Paris, Nouvelle Revue Française = Collection Les contemporains vus de près.

Ebisch, Walther, A Shakespeare Bibliography (in collaboration with L. L. Schücking). Oxford, Clarendon Press. XVIII, 294 S. = Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig. Forschungsinstitut für neuere Philologie. III. Anglistische Abteilung. Extra volume.

Förster, Max, Altenglisches Lesebuch für Anfänger. 4., verb. Aufl. Heidelberg, Winter. X, 70 S. = Germanische Bibliothek 1, Reihe 3, Band 4.

Gaehde, Christian, Shakespeare und seine Zeit. Eine Einführung in das Leben und die Werke des Dichters. Leipzig, Hesse & Becker, 510 S.

Gillet, Louis, Shakespeare. Paris, B. Grasset. 300 S.

Gutkess, Walter, Jerome K. Jerome. Seine Persönlichkeit und literarische Bedeutung. Jena, Frommann. X, 118 S. = Forschungen zur englischen Philologie, hrsg. von H. M. Flasdieck. 1.

Häusermann, Hans Walter, Studien zu den Aktionsarten im Frühmittelenglischen. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller. 86 S. = Wiener Beiträge zur englischen Philologie, hrsg. von K. Luick. LIV.

Henneke, Agnes, Shakespeares englische Könige im Lichte staatsrechtlicher Strömungen seiner Zeit. Münster, Diss.

Högl, Hans, Henry Broocke's Roman „The Fool of Quality" und sein Verhältnis zu den grossen Romanschriftstellern des 18. Jahrh. Erlangen, Diss. 81 S.

Karpf, Fritz, Studien zur Syntax in den Werken Geoffrey Chaucers. I. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller. 148 S. = Wiener Beiträge zur englischen Philologie, hrsg. von K. Luick. LV.

Kruisinga, E., An introduction to the study of English sounds. 5. Aufl. Utrecht, Kemink. 168 S.

Meyer, Hans, Studien zur Verskunst Alexander Popes. Göttingen, Diss.

Roeckerath, Netty, Der Nachruhm Herricks und Wallers. Leipzig, Tauchnitz. 115 S. = Kölner Anglistische Arbeiten, hrsg. von H. Schöffler. 13.

Sehlbach, Hans, Untersuchungen über die Romankunst von Wilkie Collins. Jena, Frommann. XIV, 184 S. = Forschungen zur englischen Philologie, hrsg. von H. M. Flasdieck. 2.

Vogt, Andreas, Beiträge zum Konjunktivgebrauch im Altenglischen. Erlangen, Diss. 80 S.

Volckmar, Wilhelm, Soziologische Studien zur neuengl. Syntax. Ein Versuch, den Einfluss des Puritanismus auf die Entwicklung der englischen Sprache festzulegen. Jena, Diss. 75 S.

Woermann, Karl, Shakespeare und die bildenden Künste. Leipzig, Hirzel. VIII, 138 S. = Abhandlungen d. philologisch-hist. Klasse d. Sächs. Akademie d. Wissenschaften. Bd. 41, Nr. 3.

Zeuner, Martin, Das Problem der Generationen im englischen Naturalismus. Leipzig, Diss. 94 S.

Zupitza-Schipper, Alt- und mittelenglisches Uebungsbuch. Mit einem Wörterbuch. 14., verbesserte Auflage, hrsg. von Albert Eichler. Wien-Leipzig, Wilhelm Braumüller. VIII, 389 S.

Digitized by Google

Aressy, Lucien, A la recherche de Marcel Proust. Paris, Le Triptyque.
Ayne, Louis, L'argot pittoresque. Paris, Nilsson.
Barrière, P. Alfred de Vigny. Paris, Figuière. 308 S. = Bibliothèque du 20e siècle.
Battisti, Carlo, Popoli e lingue nell'Alto Adige. Studi sulla latinità altoatesina. Florenz, R. Bemporad. XI, 401 S. = Pubblicaziani della R. Università degli studi di Firenze. Istituto di studi superiori e di perfezionamento, sezione di filologia e filosofia. N. S. XIV.
Bentmann, Friedrich, Die Geschichte der Racine-Kritik in der französischen Romantik. Wertheim a. Main, E. Bechstein. 115 S. = Beiträge zur Kultur der Romania, hrsg. von A. Hämel. Heft 1.
Billy, Robert de, Marcel Proust. Lettres et conversations. Paris, Edition des Portiques.
Blanchart, Paul, Henri Becque, son œuvre. Paris, Nouvelle Revue critique. Collection Célébrités contemporaines.
Bondy, L.-J., Le classicisme de Ferdinand Brunot. Paris, Les belles lettres = Collection de littérature générale.
Borriello Antonio, La lirica leopardiana dell'infinito. Studio critico. Napoli, M. Guida. 136 S.
Boyer, Ferdinand, Guilia ou le mariage manqué de Stendhal. Paris, H. Champion.
Braue, Alice, Beiträge zur Satzgestaltung der spanischen Umgangssprache. Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur. XII, 123 S. = Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen. 7.
Brunet, Gabriel, Évocations littéraires. Paris, Édition Prométhée = Collection Essais et chroniques.
Chaponnière, Paul, Notre Toepffer. Lausanne, Payot & Cie.
Cohen, Gustave, Chrétien de Troyes et son œuvre. Un grand romancier d'amour et d'aventure au 12e siècle. Paris, Boivin & Cie. 516 S.
Contreras, Francisco, L'esprit de l'Amérique espagnole. Les essais critiques. Paris, Nouvelle Revue critique.
Farinelli, Arturo, Viajes por España y Portugal. Suplemento al volumen de las Divagaciones bibliográficas (1921). Madrid, Junta de relaciones culturales. 564 S.
Glossaire des patois de la Suisse Romande. Trente-deuxième rapport annuel de la Rédaction 1930. Neuchâtel, Attinger. 8 S.
Israel, M., Jules Romains. Sa vie, son œuvre. Paris, Kra. Collection Les documentaires.
Jourda, Pierre, Marguerite d'Angoulême, duchesse d'Alençon, reine de Navarre. 2 Bände. Paris, Champion = Bibliothèque littéraire de la Renaissance.
Jourda, Pierre, Répertoire analytique de la correspondance de Marguerite d'Angoulême. Paris, Champion. 263 S. = Bibliothèque littéraire de la Renaissance.
Jourda, P., Stendhal raconté par ceux qui l'ont vu. Paris, Stock = Collection Les grands hommes racontés par ceux qui les ont vus.
Le Blond-Zola, Denise, Émile Zola, raconté par sa fille. Paris, E. Fasquelle.
Lerch, Eugen, Hauptprobleme der französischen Sprache. 2. Band. Besonderes. Braunschweig-Berlin-Hamburg, G. Westermann. 348 S.
Le Sidaner, Louis, Gustave Flaubert, son œuvre. Paris, Nouvelle Revue critique = Collection Célébrités contemporaines.
Levaillant, Maurice, L'œuvre de Victor Hugo. Paris, Delagrave. 696 S.
Mille, Pierre, Le roman français. Paris, Firmin-Didot. 199 S.
Pierre-Gauthiez, Dante le chrétien. Paris, J. Tallandier.
Rauhut, Franz, Anthologie der französischen Lyrik von Chénier bis zur Gegenwart. Zwei Teile. München, Max Hueber. 159 S. bzw. 120 S.
Rosa Pietro, Note di critica letteraria: Dante, Boccaccio, Boiardo, Foscolo, Manzoni, Mameli, Pascoli, Torraca, D'Annunzio. Rom, Albrighi, Segati & C. 147 S.
Rougé, J.-M., Le folklore de la Touraine. Paris, Arrault & Cie. 500 S.
Soupault, Philippe, Baudelaire. Paris, Rieder = Collection Maître des littératures.
Storost, Joachim, Ursprung und Entwicklung des altprovenzalischen Sirventes bis auf Bertran de Born. Halle, Niemeyer. XI, 146 S. = Romanistische Arbeiten, hsrg. von K. Voretzsch XVII.
Sulzer, Elisabeth, Natur und Mensch im Werke Honoré de Balzacs. Strassburg, Heitz & Cie. 154 S.
Tieghem, Paul van, Le préromantisme. II. Paris, F. Alcan. 323 S.
Tratard, Pierre, La vieillesse de Prosper Mérimée (1854—1870). Paris, H. Champion. 288 S.
Vadi (Di) Alfonso, La poesia di Pascoli. Con prefazione di L. Giusso. Napoli, Tirrena. 122 S. = Collezione di cultura moderna.
Voisins, Gilbert de, François de Curel. Paris, F. Alcan. 119 S. = Collection Les Quarante.
Volpes, Maria, L'Accademia siciliana di Palermo. Palermo, Moncada. 130 S.
Ziino, L. e M., Bibliografia di Michele Amari. 1901—1930. Palermo, Tipografia Nazionale. 33 S.

Personalnachrichten.

Dr. K. Reichardt in Köln wurde zum a. o. Professor der nordischen Philologie an der Universität zu Leipzig ernannt, D. H. Petriconi, Privatdozent der romanischen Philologie an der Universität zu Frankfurt, zum a. o. Professor ebenda, Dr. Marcel Raymond wurde Nachfolger E. Walsers in Basel.

Es starben Dr. Josef Wihan, Professor der vergleichenden Literaturgeschichte an der Deutschen Universität zu Prag und Dr. Rudolf Meringer, emerit. o. Professor an der Universität zu Graz.

Notiz.

Den germanistischen Teil leitet Otto Behaghel (Giessen, Hofmannstrasse 10), den romanistischen und englischen Kurt Glaser (Giessen, Wilhelmstrasse 12), und wir bitten, die Beiträge (Rezensionen, kurze Notizen, Personalnachrichten usw.) dementsprechend gefälligst zu adressieren. Die Redaktion richtet an die Herren Verleger wie Verfasser die Bitte, dafür Sorge tragen zu wollen, dass alle neuen Erscheinungen germanistischen und romanistischen Inhalts ihr gleich nach Erscheinen entweder unmittelbar oder durch Vermittlung von O. R. Reisland in Leipzig zugesandt werden. Nur in diesem Falle wird die Redaktion stets imstande sein, über neue Veröffentlichungen eine Besprechung oder eine kürzere Bemerkung in der Bibliographie zu bringen. An O. R. Reisland sind auch die Anfragen über Honorar und Sonderabzüge zu richten.

Hierzu eine Beilage von Junker & Dünnhaupt, Verlag, Berlin.

Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, Thür.

Ausgegeben im Mai 1931.

Digitized by Google

35
1931

LITERATURBLATT

FÜR

GERMANISCHE UND ROMANISCHE PHILOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. OTTO BEHAGHEL UND DR. KURT GLASER

o. ö. Professor der germanischen Philologie an der Universität Giessen.

o. ö. Professor der romanischen Philologie an der Universität Giessen.

VERLAG VON

O. R. REISLAND, LEIPZIG, KARLSTRASSE 20.

Preis halbjährlich: Goldmark 10.—.

LII. Jahrgang. **Nr. 7—8. Juli—August.** **1931.**

Zipf, Relative Frequency as a Determinant of Phonetic Change (Sütterlin).
Klemperer, Weltliteratur und europäische Literatur (Kalthoff).
Alpers, Mittellateinisches Lesebuch (Rheinfelder).
Springer, Die Flußnamen Württembergs und Badens (Götze).
Langenbucher, Das Gesicht des deutschen Minnesangs (Ehrismann).
Bücheler, Französische Einflüsse auf den Strophenbau bei den deutschen Minnesängern (Gennrich).
Kriedte, Deutsche Bibelfragmente (Götze).
Lloyd, Heinrich von Beringens Schachgedicht (Ehrismann).
Helff, Studien zur Kaiserchronik (Ehrismann).
Scheit, Lobrede von wegen des Meyen (Götze).
Hoppe, Der junge Wieland (v. Wiese).
Fliedner, Goethe und Christentum (Fritzsche).
Kindermann-Kluckhohn-Müller, Deutsche Literatur (Viëtor).
Jean Pauls Werke, herausg. von Bach und Berend (Kommerell).
Placzek, Das historische Drama zur Zeit Hebbels (Jantzen).
Islendingabók, udgiven ved Finnur Jónsson. — Islendingabók, ed. by Hermannsson (Golther).
Hirn, Ön i världshavet (Ullrich).
A Grammatical Miscellany offered to Otto Jespersen on his seventieth birthday (W. Fischer).
Hughes, Virgil and Spenser (Bersch).
Edward, James Clarence Mangan (Bersch).
Bethune, Leçons élémentaires de grammaire historique de la langue française (Brüch).
Poème moral, ed. Bayot (Spanke).
Briefe des Heiligen Franz von Sales, übertragen von G. Heine (A. Hämel-Stier).
Boulanger, L'art poëtique de Jacques Peletier du Mans (Glaser).
Cameron, The influence of Ariosto's epic and lyric poetry on Ronsard and his group (Glaser).
Gaiffe, Le Mariage de Figaro (Karl).
Müller, Das naturalistische Theater in Frankreich (Kalthoff).
Fassbinder, Der Trobador Raimbaut von Vaqueiras (Lewent).
Rohlfs, Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität (v. Wartburg).
Shaw, Essays on the Vita Nuova (Leo).
Obra del Cançoner Popular de Catalunya. Materials (Giese).
El Libro del Cauallero Zifar, ed. Ch. Ph. Wagner (Moldenhauer).
Berceo, Veintitrés Milagros, ed. C. C. Marden (Moldenhauer).
Bibliographie.
Neuerschienene Bücher.
Berichtigung.
Literarische Mitteilungen.
Personalnachrichten.

George Kingsley Zipf, Relative Frequency as a Determinant of Phonetic Change. (Harvard Studies in Classical Philology, Bd. 40 [1929] 95.)

Aus der Tatsache, dass im Satz die nebensächlichen Glieder (und Gliedteile) schwach betont werden, in der Gesamtsprache aber stets häufig sind, ergeben sich dem Verf. aussichtsreiche Ansichten über die Bildung der Formen und über den Lautwandel. — In der Formenbildung, sagt er, sind die betonten Endungen, die ja einmal selbständige wichtige Wörter waren, seltener gewesen als die unbetonten: so scheiden sich im allgemeinen im Alti. die schwachen Kasus (mit betonter Endung) von den starken (mit unbetonter Endung: *rājñás : rājānas*), ferner bei der Wurzelklasse die schwachen Mehrzahlsformen von den starken Formen der Einzahl (*dvishmás: dvéshmi*), und drittens überhaupt die Verbalklassen mit betonter Endung von denen mit Wurzelbetonung (*tudáti: bhávati*); auch der starke Akzent des Griechischen steht wohl so neben dem Präsens (λιπεῖν : λείπειν), obwohl wir hier das Unterscheidungsmerkmal noch nicht deutlich bezeichnen können. Tatsächlich sind — das weist Zipf mit Zahlen nach — im Schrifttum die endungsbetonten Formen alle sehr viel seltener als die wurzelbetonten. — Unter den Lauten werden nach Z. demgemäss die häufigen nicht so sorgfältig gebildet wie die seltenen; grössere Häufigkeit bewirkt so beispielsweise bei den Dentalen einen Abstieg von *dh* zu *d*, von *d* zu *t*, von *t* zu þ, und umgekehrt grössere Seltenheit und Nachdrücklichkeit einen Anstieg von *t* zu — *ts*. — In dieser hier nur in der Hauptsache wiedergegebenen Art erklärt Z. — nicht ungeschickt — mehrere konsonantische Lautveränderungen, so den Wandel von auslautendem griech. *m* in *n*, den Zusammenfall von *r* und *l* in alti. *r*, vor allem aber die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung, wobei er die Tatsache verwerten kann, dass *t* so ziemlich in allen Sprachen, alten und neuen, der häufigste Konsonant ist.

Bei den Vokalen überzeugt die etwas weniger eingehend dargestellte Wirkung des gleichen Grundsatzes nicht so recht, z. B. auch nicht bei der Deutung des Uebergangs des *ö* zu *e*. Er bestimmt bei den Vokalen auch gar nicht, wie sie sich nach der Schwierigkeit der Erzeugung etwa untereinander abstufen. Ist z. B. franz. *e* (in *aimé*) leichter zu sprechen als das ihm vorausgehende lateinisch betonte *á* (in *amatum*)? Gewiss wird unter Zipfs Grundsätzen etwas Wahres sein, und seine Auffassung berührt sich in gewissem Sinne mit dem Standpunkt K. Marbes (Gleichförmigkeit in der Welt S. 63). Aber es ist, wie er ja selbst sagt, noch nicht hinreichend untersucht, welche (geistige und leibliche) Kraft nötig sei für die Erzeugung der einzelnen Laute, noch hat man genügend verfolgt, wie sich die Verwendung eines Lautes zahlenmässig stellt im Laufe seiner Geschichte. Auf unsere beiden Lautverschiebungen trifft Zipfs Grundsatz sehr gut zu, dass man fast vermuten möchte, er sei aus ihnen erschlossen. Aber bei den meisten andern Lautveränderungen, auch aus nicht idg. Sprachen, muss erst noch viel erforscht werden, bis man auch in der Lautlehre alles so zahlenmässig schön nebeneinanderreihen kann, wie Zipf das im

Digitized by Google

ersten Teil seiner Arbeit, bei der Behandlung der Formenbildung, tut, deren Beweiskraft man sich nicht entziehen kann.

Freiburg i. Br. L. Sütterlin.

Victor Klemperer, Weltliteratur und europäische Literatur. Sonderdruck aus Logos, Band XVIII, S. 362—418. Tübingen 1929.

Klemperer will zeigen, „welch eigentümliche Verknüpfungen und Verschiedenheiten zwischen den Begriffen einer übernationalen Literatur vor Goethe und bei ihm und nach ihm bestehen" (365); er will die „nacheinander auftauchenden Aspekte des Begriffes Weltliteratur" (415) vor uns ausbreiten.

Goethe steht im Mittelpunkt der Studie, weil er als erster den Begriff „Weltliteratur" prägt und ihm eine „erfüllte Bedeutung" gibt, nämlich die „einer rational erhellten und geformten Allgemeindichtung, an der jedes Volk und jedes Individuum mit seiner Eigenart, seinem Gefühls- und Gedankeninhalt, seiner Form teilnehmen kann, zu der es aber nur insoweit beisteuert, als es doch innerhalb einer allgemeinen Rationalität verharrt" (380). Praktisch engt Goethe den Begriff der „Weltliteratur" auf den der „europäischen Literatur" ein.

Was bei Goethe eher „skizzenhaft angedeutet als dogmatisch festgelegt" (381) erscheint, wird 1900 von Brunetière in seiner Vorlesung *La Littérature européenne* zu systematischen Thesen verfestigt.

Von Goethes Begriff der Weltliteratur aus fragt Klemperer rückwärts nach den Wandlungen des Begriffes der Literatur überhaupt. Er stellt dar, wie ihn die Renaissance rationalistisch begründet, wie er sich allmählich von den rationalistischen Fesseln freimacht, wie er sich fortwährend erweitert, wie die Ausweitung bei Herder ein Maximum erreicht und wie schliesslich der Sieg der Gefühls- und Phantasieästhetik den Literaturbegriff erneut einengt, insofern er nun denjenigen Werken gegenüber untauglich wird, an denen die Ratio mitgeschaffen hat. Demgegenüber bindet Goethes Begriff der Weltliteratur die auseinandergefallenen Richtungen der rationalistischen und irrationalistischen Aesthetik wieder zusammen (380).

Von Goethe bis zur Gegenwart fortschreitend fasst Klemperer die europäische Seite des Begriffes der Weltliteratur ins Auge[1]. Er illustriert die „Europäisierung" der Literatur durch den Nachweis der teilweisen Angleichung deutscher und französischer Eigenart in der Neuromantik beider Länder. Ihn interessieren besonders die gleich nach Friedensschluss überall einsetzenden Versuche, das durch den Krieg im Innersten erschütterte Europa neu zu begründen. Alle Bemühungen um eine neue europäische Geistigkeit haben seiner Auffassung nach die geistige Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich zum Hauptinhalt. Ein Hinweis auf Unamuno, Pirandello und Joyce soll belegen, dass schliesslich alle modernen Leistungen der europäisch verstandenen Weltliteratur „franko-germanisch" bestimmt sind.

Klemperers Studie zerfällt in mehrere z. T. nur dürftig miteinander verbundene Einzelskizzen, die in ganz verschiedener Weise dem Leitgedanken eines „Begriffes der Weltliteratur als europäischer Literatur" zugeordnet sind. Stellenweise ist eine solche Beziehung überhaupt nicht erkennbar[1]. Wir befinden uns bald auf der Ebene der vergleichenden Literaturwissenschaft, bald stehen wir mitten in kulturpolitischen Auseinandersetzungen (deutsch-französisches Problem). Das eine Mal haben wir nicht den Begriff der Weltliteratur, sondern einen Teilausschnitt aus der Sache selbst vor Augen. Ein anderes Mal befinden wir uns noch diesseits der Literatur überhaupt. Manchmal erscheint die europäische Literatur als ein Bezirk von Werken übernationaler Geltung; dann wieder wird sie hingestellt als eine Literatur über das Thema Europa und europäische Idee. Es wäre ja denkbar, dass sich alle diese und weitere Gesichtspunkte unter der Ueberschrift „Weltliteratur und europäische Literatur" vereinigen liessen. Dann aber müssten bei jeder Wendung der Betrachtungsweise ausdrücklich der jeweilige Standort und seine Entfernung vom Zentralgedanken angegeben werden. Bei Klemperer überwiegt schliesslich der Eindruck des Unbegründet-Zufälligen.

An mehreren Stellen erscheinen Antike, Renaissance und Aufklärung als die wichtigsten Quellen der europäischen Literatur. Wenn dem so ist, darf man vielleicht doch nicht so ohne weiteres das Problem der europäischen Literatur mit dem Problem „Franko-Germanien" gleichsetzen. Diese Gleichung trägt, wenn der Begriff Franko-Germanien nicht weit ausholend geisteshistorisch interpretiert wird, dem antiken Fundament der europäischen Literatur nicht genügend Rechnung. Grosse Gebiete der europäischen Literatur liessen sich sicher, um nur eine Möglichkeit anzudeuten, ohne Zwang um die Namen Homer und Vergil herumlagern.

Es überrascht einigermassen, dass Klemperers Studie sich nicht mit Nietzsche auseinandersetzt, der doch wesentliche Gedanken zu unserer Idee des „Europäertums" beigetragen hat. Man bedenke, dass Fritz Krökel ein Buch „Europas Selbstbesinnung durch Nietzsche" hat überschreiben können (München 1929).

Muss man schliesslich die moderne europäische Literatur noch als unlöslich an die nationalen Literaturen gebunden ansehen? Manche Betrachter verneinen das; sie erkennen höchstens noch eine zufällige sprachliche Verschiedenheit der einzelnen Werke dieser übernationalen Literatur an. Wir wären also wieder in der Nähe des aufklärerischen Kosmopolitismus angelangt. Ernst Howald spricht das in seinem Aufsatz „Humanismus und Europäertum" (Neue Schweizer Rundschau, XXIII, 1930, 171ff.) offen aus: „Aufklärung und neuer europäischer Geist haben das gemeinsam, dass der geistige Arbeiter sich nicht als Exponent, als Sprecher seines Volkes fühlt. Die Gliederung der Geister ist nicht mehr vertikal ans Volkstum gebunden, sondern horizontal, ohne dass dieser Gedanke zu weit getrieben werden dürfte. Es gibt eine gewisse geistige Oberschicht in allen europäischen Nationen, die sich sucht, die sich will, die sich als eine Fraternität fühlt" (183). Klemperer lässt dieses Problem leider ausser acht. Er geht auch nicht auf die soziologischen Hintergründe seines Themas ein, die in dem Zitat aus Howald zutage treten.

[1]) Der Entartung des Begriffes Weltliteratur zum Namen für ein wissenschaftliches Arbeitsfeld und für „die forschende Beschäftigung mit allen literarischen Produktionen" gedenkt er nur im Vorübergehen (386).

[1]) Was haben eigentlich Stuckens „Weisse Götter" mit dem Thema zu tun? Klemperer weiss sie nur recht gezwungen und keineswegs überzeugend an die voraufgegangenen Erwägungen anzuschliessen.

Digitized by Google

Man mag der vorliegenden Studie zugestehen, dass sie an ein paar bedeutungsvolle Fragen heranführt. Sie bleibt als Ganzes eine Enttäuschung, weil sie ihre unbestimmt aneinandergereihten und vielfach unzulänglich begründeten Gedanken nicht zu einer überzeugenden Gesamtdarstellung verknüpft. —

Anmerkungsweise sei erwähnt der inzwischen in Ermatingers Sammelwerk Philosophie der Literaturwissenschaft (Berlin 1930) erschienene Aufsatz von Fritz Strich über „Weltliteratur und vergleichende Literaturgeschichte", dem bibliographische Hinweise beigegeben sind.

Marburg a. d. L. Wilhelm Kalthoff.

Paul Alpers, Mittellateinisches Lesebuch. Eine Auswahl aus der mittellateinischen Literatur in Deutschland. Zweite, verbesserte Auflage. Gotha, L. Klotz. 1929.

Immer mehr macht sich im lateinischen Unterricht der höheren Schulen das Bedürfnis fühlbar, die zeitliche Grenze, die der Auswahl des Lesestoffes gesetzt war, zu beseitigen, über Tacitus hinauszugehen und auch Texte aus späterer Zeit, ja aus dem hohen Mittelalter dem Schüler vorzulegen. Wer nur einigermassen die Mannigfaltigkeit der lateinischen Literatur des Mittelalters kennt, wird solche Versuche lebhaft begrüssen. Sache des einzelnen Lehrers ist es freilich, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wie er im Rahmen der wenigen Unterrichtsstunden diese Erweiterung des Stoffkreises verwirklichen kann, ohne die Gründlichkeit zu gefährden und dem Schüler mehr zu schaden als zu nützen. Die Schwierigkeiten sind nicht zu verkennen. Sie werden nicht behoben, aber wesentlich verringert durch den Gebrauch eines Lesebuches, besonders wenn die Auswahl mit so grosser Literaturkenntnis und mit so feinem pädagogischem Empfinden getroffen ist wie in dem Buche von Paul Alpers, das nun in zweiter, um einige Stücke erweiterter Auflage vorliegt. Dem Verfasser ist es schwer geworden, sich oft mit so kurzen Proben begnügen zu müssen. Schwerer wird es für den Lehrer sein, der aus dieser Auswahl im Unterricht noch eine bedeutend engere Auswahl wird treffen müssen. Gerade deshalb, weil das Buch doch nie ganz gelesen werden kann, wäre es zu begrüssen, wenn Verf. in einer späteren Auflage ruhig noch mehr Texte bzw. längere Stücke böte, was auch seinem eigenen Wunsch entspricht.

Die Grundsätze, die den Verf. bei der Auswahl leiteten, sind durchaus zu billigen: es sollten nach Form und Inhalt wertvolle, nicht zu schwere Stücke sein, die womöglich aus der Feder deutscher Schriftsteller stammten und in besonderen Beziehungen zum deutschen Geistesleben standen. Verf. hat sich in der Hauptsache auf jene Zeit beschränkt, in der das Lateinische noch herrschende Schriftsprache war. Man findet daher Proben aus dem Zeitalter der Karolinger, der sächsischen Kaiser, der Hohenstaufen, und zwar von Geschichtsschreibern, Erzählern, Epikern, Lyrikern; auch das Drama der Hrotsvit fehlt nicht. Aus späterer Zeit bietet Verf. noch Vagantenlieder, Anekdoten, Papsturkunden, Hymnen, so dass tatsächlich eine reiche Musterkarte von den Schätzen der mittellateinischen Literatur zustande kommt. Das Buch ist für den Primaner gedacht; das eine oder andere Stückchen der Auswahl taugt freilich nur für reifere Leser, nicht für Gymnasiasten. Es sei jedoch betont, dass anderseits auch über die Schule hinaus das Werkchen demjenigen, der sich einen ersten Ueberblick über diese leider allzuwenig gekannte und gewürdigte Literatur verschaffen will, ein ausgezeichneter Wegweiser werden kann. Dem Zweck des Buches dienen auch Einleitungen. Die sprachliche und die metrische sind recht kurz, entsprechen aber vollauf der Absicht des Verf. Vielleicht hätte man, wenn auf die „auffälligsten Abweichungen vom klassischen Latein" hingewiesen wird, noch mit schärferer Scheidung auf die Bedeutung der lateinischen Volkssprache für manche Zweige der späteren lateinischen Literatur aufmerksam machen können. Bei sprachlichen Eigentümlichkeiten erinnert Verf. in den Anmerkungen und in der Einleitung vielfach an französische Parallelen. Da es sich meist um deutsche Texte handelt, so wäre noch anzudeuten, dass die französische Form nicht etwa auf die betreffende „mittellateinische" Form zurückgeht, sondern dass vielmehr oft beide der gleichen Quelle („Vulgärlatein") entstammen. In einer historischen Einleitung wollte Verf. die Schriftsteller, von denen er dann Proben gibt, in den geschichtlichen Zusammenhang hineinstellen, was ihm bei aller Kürze vorzüglich gelungen ist. Auch sonst hat er der Konzentration des Unterrichts in seiner Auswahl trefflich Rechnung getragen.

Hier noch einige Vorschläge und Berichtigungen. Mit den vorgenommenen Kürzungen bin ich ganz einverstanden, nur das *Dies irae* (S. 86) hätte in ungekürzter Form geboten werden sollen, wie es noch heute in der Totenmesse gebetet wird und auch den Requiemvertonungen zugrunde liegt, die doch der Schüler gelegentlich im Konzertsaal hört (besonders Mozart, Verdi). In der Kürzung von Alpers sind sieben Strophen gestrichen. Im zweiten Teile mag es vielleicht hingehen, doch sind die beiden Strophen im ersten Teile nicht zu missen. Das *Dies irae* ist gerade durch seinen Aufbau eines der grossartigsten Gedichte des Mittelalters. Wie drei Schaufeln Erde auf den Sarg, so ertönen immer wieder die gleichgereimten, dreizeiligen Strophen, dumpf und schauerlich, und bilden den Rhythmus, der das ernste Erlebnis begleitet: In einer furchtbaren Vision zieht das Weltgericht herauf! Hier durfte die eindrucksvolle Strophe *Mors stupebit* sicher nicht fehlen. Der Seher schaut die Vorbereitungen zum Gericht, steht betroffen vor dem Nahen des strengen Richters. Voll Schrecken denkt er da der eigenen Schuld und mit dem Schrei des Entsetzens bricht er zusammen: *Rex tremendae maiestatis*! Diese Strophe bildet den Höhepunkt des ganzen Gedichtes, und gerade sie ist leider ausgelassen. In den folgenden Versen weicht das Zittern des schier Verzweifelnden einem milderen Flehen, das sich in schmeichelnden Worten an die Barmherzigkeit des Richters wendet. Dieses Gedicht würden wir in der nächsten Auflage mit besonderer Freude im ungekürzten Wortlaut begrüssen. Das *Stabat Mater* ist nicht in gleicher Weise aus einem Guss und kann Streichungen im Rahmen dieses Buches und mit Rücksicht auf seinen Zweck eher vertragen. Doch sollte die in wenigen Einzelheiten abweichende Lesart zugrunde gelegt sein, die im Messbuch steht und vielen Schülern daher schon geläufig sein wird. Auch für das *Veni Creator Spiritus* würde ich aus diesem Grunde die Lesart der liturgischen Bücher vorziehen.

Die Zahl der Anmerkungen kann allzeit vermehrt oder verringert werden. Verf. hat sich bemüht, den richtigen Mittelweg zu finden; dem Lehrer und dem Schüler bleibt immer noch Arbeit genug. Einzelnes: 14, VII (S. 45, S. 94): *christicola* ist nicht „verächtliches Deminutivum"

Digitized by Google

(*-ula*!), sondern heisst einfach „Christ" (*Christus, colere*!); 20 „Ratschläge" 41 (S. 59, S. 96): *improperare* zu *improperium* „Vorwurf"; ebda. 68 (S. 60, S. 96): *progressus* „das Hinübertreten (*progredi*), Abweichen von der Strasse ins Feld oder in die Wiese"; 22 „Vagantenorden" Str. 4 (S. 70, S. 98): *persona* ist ein hoher Geistlicher, übers. etwa „Dompropst" oder „Dekan", „Prälat", schwerlich schon „Pfarrer" (hier *presbyter*!); ebda. „Bettellied" Str. 4 (S. 71, S. 98): *laudes* (*divinae*) sind hier im Zusammenhang mit *missa* und *vespera* „die Laudes", „Mette" (der kirchliche Frühgottesdienst). S. 81 Fussnote 2: der lateinische Psalmtext sollte nach der Zählung der Vulgata zitiert werden, aus der er genommen ist, als Ps. 21, 21 (hebr. 22, 21). Druckfehler: S. 55 ganz oben *Ruodlieb*, S. 80 Z. 8 v. u. *episcopatum*, S. 99 Z. 4 v. o. *aus*.

Freiburg i. B. Hans Rheinfelder.

Otto Springer, Die Flußnamen Württembergs und Badens. (= Tübinger germanistische Arbeiten hgg. von Hermann Schneider, Band 11.) Stuttgart, W. Kohlhammer 1930. XVI, 257 S., 3 Karten.

1926 hat die Tübinger philosophische Fakultät als Preisarbeit eine erschöpfende Behandlung der Flussnamen Württembergs und Badens verlangt. Jedes eklektische Verfahren sollte ausgeschlossen sein; neben den sprachlichen sollten die sachlichen und geschichtlichen Gesichtspunkte hervortreten. Die reife Frucht der von Karl Bohnenberger glücklich gestellten Aufgabe liegt in Otto Springers Arbeit vor, die einen alten Wunsch in einer Weise erfüllt, zu der man die Namenforschung des gesamten Gebiets beglückwünschen darf. Noch grösser muss die Freude über die junge Kraft sein, die sich mit dieser ungewöhnlich starken Leistung einführt und von der unsere Wissenschaft noch viel hoffen darf. Mit tapferer und besonnener Klarheit ist die Kernfrage „Keltisch oder germanisch?" angegriffen. Musterhaft fügt sich ein Nachweis an den andern, besonders gelungen S. 23f. der, dass die Elsenz ein akelt. *Alisontia* „Erlenbach" ist; über ahd. *Elisinze* ist die heutige Form lautgerecht entwickelt. Es muss hier der Versuchung wiederstanden werden, weitere Einzelheiten herauszugreifen, weil ja doch jeder Forscher des Gebiets das ganze Buch durcharbeiten wird. Nur als Zeichen der Dankbarkeit und als Zeugnis für die anregende Kraft, die von dem frischen Werk ausgeht, mögen hier zwei Bausteine zugefügt werden.

Zu den von Springer S. 98, 193f., 205, 210 berührten Namengruppen ein Beitrag aus dem südlichen Baden. Der Seltenbach (mit geschlossenem *e*; alte Belege fehlen), der im Mittelalter den Stadtgraben von Waldshut gespeist hat und heute noch das ganze Jahr reichlich fliesst, soweit er nicht auf Matten und in Mühlgräben geleitet wird, heisst gewiss nicht so, weil er selten (mhd. *sëlten*) ein Bach ist, wie die *vox populi* heute will, sondern weil er an den Bauernhütten (ahd. *salida*, mhd. *selde*) des im 16. Jhrh. abgegangenen Dorfs Stunzingen vorbeifloss. Seit Stunzingen wüst liegt und das alte Fem. verklungen ist, hat die Volksetymologie den naheliegenden Irrweg eingeschlagen. Weiteres in meinen Alten Namen der Gemarkung Waldshut 1923 S. 113f.

Zu den nach Fischen benannten Bächen S. 120f. tritt der an der westlichen Gemarkungsgrenze von Waldshut in den Rhein fliessende Liederbach (1786ff. immer in dieser Schreibung; daran die Liedermatte, so seit 1663; mundartliche Aussprache beidemal *liədər*). Der Bach hat weichen, sauberen Sandgrund, mässiges Gefäll, reichliches, klares Wasser und offene Verbindung mit der Nordsee. Er ist mit alledem der gegebene Laichbach für den Lachs. Dessen Weibchen heisst seit alten Tagen alem. *luedere(n)*, *liedere(n)*, *liedern* (Lexer 1, 1902; Stalder 2, 171; Schweiz. Id. 3, 1093), moviertes Fem. zu mhd. *luoder* „Lockspeise", weil die Rheinfischer einen weiblichen Lachs an der Angel hielten, um damit die männlichen (die *häggen*) anzulocken. Weiteres s. Zs. f. Ortsnamenforschung 3 (1927) 118ff.

Giessen. Alfred Götze.

Hellmuth Langenbucher, Das Gesicht des deutschen Minnesangs und seine Wandlungen. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1930. 95 S.

Der Verf. will den Gehalt des Minnesangs ergründen (S. 4) und geht aus von der Frage nach dem seelischen Zustande des Dichters: „Worin bestand das Erleben des Minnesängers?" Dieses Erleben war ein rein geistiges, das bestimmt war durch „die Idee der Hohen Minne". Nach dem Vorgang von Friedr. Neumann scheidet der Verf. zwischen Minne und Liebe, die sich verhalten wie der Gegensatz von Idee und Natur, Uebersinnlichem und Sinnlichem, von Idealität und Realität. Nach dieser allgemeinen Grundlegung des Themas schreitet er zu der Analyse und verfolgt die Minneidee an der historischen Entwicklung des Minnesangs in Beobachtung der Lieder der einzelnen Dichter. Er benennt die einzelnen Stufen: „An der Schwelle des Minnesangs" (Kürenberger, Dietmar); Minnesangs Blütezeit, Erlebnis der Minneidee (von Hausen bis Hartmann); Vollendung: Walther und Reimar; Auflehnung: Walther und Neidhart; Das Spiel mit dem Wort und Frührot des Volkslieds, Entseelung der Minneidee (Liechtenstein, Winterstetten, Neifen usw.); Rohe Wirklichkeit (Friedr. v. Sonnenburg, Tannhäuser, Steinmar, Hadlaub u. a.); Ausklänge ... (Montfort, Wolckenstein u. a.). So vollzieht sich die Wandlung des Minnebegriffs gleichsam wie organisches Leben: Die Anfänge (Kürenberger) stehen auf der Stufe der Liebeslyrik, mit der Blütezeit (Hausen u. ff.) tritt der eigentliche, ideenhafte Minnesang ein mit dem sittlichen Sinn der Minneidee, worauf dann im „Spiel mit dem Wort" der hohe Gehalt verloren geht und der Minnesang zum Spiel, zur blossen Gesellschaftsunterhaltung abfällt.

Die phantasievollen Ueberschriften der Abschnitte geben mir zu einer allgemeinen Bemerkung Anlass: Es hat sich in der modernen Literaturwissenschaft eine neue Terminologie herangebildet, wäre es da nicht eine wissenschaftliche Aufgabe, diese einmal lexikographisch zusammenzustellen mit Vergleichung der früher üblichen Fachausdrücke, wobei auch festzustellen wäre, wo nur das Wort, das Zeichen, neu ist für den gleichen Sinn? Eine solche Abwägung des Modernen gegen das Alte in der Wortbedeutungslehre wäre zugleich ein Beitrag zum Wandel der Denkweise im Laufe des Generationswechsels; z. B., wenn wir jetzt gegenüber früher so überhäufig das Wort Erlebnis gebrauchen, so hängt das mit dem Hochkommen des Expressionismus zusammen, so dass jenes Wort in Zusammensetzungen wie „Formerlebnis" fast zur Funktion eines Ableitungssuffixes abgeschwächt ist. Gewiss wird man nichts einzuwenden haben gegen eigenartige Bezeichnungen in einem Buche, in dem die lite-

Digitized by Google

rarischen Grundtatsachen als bekannt vorausgesetzt werden können wie hier, wo sie zugleich den Inhalt des betreffenden Kapitels näher kennzeichnen und dem Stil mehr Farbe geben.

Der Verf. hat sich zu eindeutig auf die Minneidee eingestellt und darüber die Wirklichkeit vernachlässigt. Nicht als ob im Aufspüren von realen Erlebnissen, in Erforschung des Biographischen (S. 1) für das Verständnis des geistigen Gehaltes des Minnesangs etwas getan wäre, aber doch kann anderseits der Minnesang als historische Erscheinung nicht ohne die Welt der Tatsachen verstanden werden. Das „Erleben des Minnesängers", die Idee der Hohen Minne (S. 4), umfasst wohl das geistige Erleben, aber nicht das gesamte Erleben. Aus der „Idee der Hohen Minne heraus bildet sich der Mensch Ideale". Aber die tatsächliche, historisch bedingte Entwicklung ist nicht die von der Idee, sondern von der Wirklichkeit aus: vom Dienstverhältnis und der damit zusammenhängenden Galanterie aus, von der mittelalterlichen sozialen Ordnung des Feudalismus aus ist der Minnesang, der Minnedienst, entstanden, und „die Idee" ist eine Huldigung für die Herrin, die selbstverständlich als Ideal dargestellt werden musste. Das lässt sich freilich aus der Troubadourdichtung, wo das Persönliche und die Umwelt viel mehr mitsprechen, leichter ersehen. Darum müssen wir, wenn wir das Gesicht des Minnesangs betrachten, doch immer bedenken, dass der Dichter nicht nur eine Idee darin ausgeprägt fand, sondern auch reale Spuren hineinlegte, abgesehen von rein sinnlichen Wünschen, die in das Kapitel der allgemein menschlichen Natur gehören. Das Idealgesicht hat eine sinnliche Beimischung.

Das Minneproblem werden wir nie ganz verstehen können, weil die damaligen gesellschaftlichen Bedingungen andere waren (Feudalität, Dienst), und die Minnesänger sind sich selbst unklar darüber, was eigentlich Minne ist (S. 43). Sie erhoben die Minne zur Idee, und so war ihr Sang Idealismus, aber ihr Ziel war die Gunst, die Gnade der Herrin, Lohn für ihren Dienst, das ist offenkundiger Realismus. Und so liegt ein Widerspruch in dem Minneproblem selbst, zwischen der Minne als Idee und der Minnedichtung als realem Zweck. Und darüber hinaus noch als Gesellschaftsdichtung. Wieviel aber gerade diese Realität den inneren Gehalt des Minnesangs fragwürdig macht, tritt in dem Widerspruch zutage, dass die Dichter durch ihr Trauern „all der Welt vermehrte Freude bringen" (Walther, Reinmar). Von den Begriffen Minnewelt und Alltagswelt im allgemeinen aus behandelt Langenbucher den „Idealismus und Realismus im deutschen Minnesang" in der Zs. f. Deutsche Bildung 6, 1930, 441 bis 449.

Möchte man so den Zusammenhang des Minnesangs mit der realen Welt eingehender berücksichtigt sehen, so vermisst man andrerseits den Hinweis auf Verwandtschaft der „Hohen Minne" mit der Mystik.

In der Idee des Minnesangs wirkten psychologisch Intellekt und Gefühl, der rationale und der irrationale Teil der Seele. Die Gedanken und Empfindungen dieser Dichter bewegen sich innerhalb einer Minnetheorie, also einem erdachten System. Die Minne zur Herrin ist je nach der Dichterpersönlichkeit ein mehr oder weniger vom Intellekt beeinflusster Prozess. Minne und Intellekt, intellektuelle Minne, oder setzen wir das allgemein gültige Wort „Liebe" für diese Gefühlsmacht ein, so haben wir die intellektuelle Liebe zur Frau, die dem amor Dei intellectualis Spinozas entspricht. Gott erkennen und ihn durch die Erkenntnis lieben: Das ist auch die Lehre, die der Einsiedler dem irrenden Ritter Parzival gibt.

Den Unterschied zwischen Hoher und Niederer Minne hat Wechssler festgelegt und abschliessend behandelt; er auch hat schon die Bezeichnung *minne* für den „neuen Liebesbegriff", *liebe* für die ältere Auffassung geschieden. Der Wert von Langenbuchers Arbeit liegt darin, dass er das Problem von der Minneidee eingehend bei den einzelnen Minnesängern verfolgt und dadurch auch zur Charakterisierung der betreffenden Dichter beigetragen hat, wobei er in den Willenskern derselben eingedrungen ist. Und dieses in einer warmen, oft pathetisch gehobenen Sprache. Im ganzen Umfang kann der Fragenkomplex Minne — Liebe erst unter Beiziehung des höfischen Epos beobachtet werden, denn dort stellen sich die Menschen in ihrem ganzen Empfindungsleben in tatsächlicher Erscheinung dar. Darum hat auch Hans Naumann (Höf. Kultur, 1929, S. 20ff.) in dem Kapitel „Höfische Liebe" Beispiele für die Minnekultur zugleich aus dem höfischen Roman gegeben.

Heidelberg. Gustav Ehrismann.

Walther Bücheler, Französische Einflüsse auf den Strophenbau und die Strophenbindung bei den deutschen Minnesängern. Inaug.-Diss. Bonn 1930.

Soeben ist eine Arbeit über ein recht interessantes Thema erschienen, die zwar schon Ende 1927 zu einem Abschluss gebracht worden, aber liegengeblieben war und nun — drei Jahre später — zu spät kommt. Inzwischen sind bahnbrechende neuere Arbeiten erschienen, von denen nur Heuslers „Deutsche Versgeschichte" nachträgliche Berücksichtigung gefunden hat; so dass viele Resultate, zu der die Arbeit gelangt, überholt oder zum mindesten nicht mehr ganz zutreffend sind. Man darf mit der Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten nicht unnötigerweise zögern!

Die Arbeit hat sich die Beantwortung der höchst interessanten Frage zum Ziel gesetzt, „welches die charakteristischen Merkmale des provenzalischen, vor allem des französischen Strophenbaues und der Strophenbindung, d. h. der formalen Zusammenfassung mehrerer Strophen zu einem Liede, sind, ob Gleiches oder Aehnliches bei den deutschen Minnesängern erscheint, und, wenn dies der Fall ist, ob die deutsche Form aus der fremden Dichtung unmittelbar übernommen worden, oder ob ‹heimische Anpassung› fremden Materials stattgefunden hat, oder ob sie aus heimischen Ursprüngen herzuleiten sind".

Es wird also — um mit Stengel (Grundriss II. 1, 75) zu reden — „das schwierigste, aber auch interessanteste Kapitel der Metrik", die romanische Strophenbildung und ihr event. Einfluss auf die mhd. Strophenbildung zur Diskussion gestellt. Das ist ein mutiges Unternehmen!

Der Verfasser geht von der kleineren Einheit, dem Vers, zu den grösseren Einheiten, den Stollen und dem Abgesang, und von da zur Strophe und zum Liedganzen weiter, wobei er richtig bemerkt, dass bei der Beurteilung einer Beeinflussung deutscher Formen „zum mindesten die Strophe als Ganzes berücksichtigt werden" müsse. Diesen fundamentalen Grundsatz hätte der Verfasser seinen ganzen Untersuchungen zugrunde legen sollen!

Bedauerlicherweise tritt schon im ersten Abschnitt: „Der Vers als Grundbestandteil des Strophenbaues"

Digitized by Google

(S. 11) die so häufig vorkommende Verwechslung von Liedbezeichnungen dem Inhalt mit solchen der Form nach auf: weder „Chansons de toile" noch „Chansons à personnages" sind Bezeichnungen für Strophenformen. Die Rotrouenge wäre hier zu nennen gewesen, von der allerdings die vom Verfasser benützte Literatur — er benützt ausschliesslich ältere Arbeiten — keine richtige Vorstellung zu vermitteln vermag. Meine 1925 erschienene Abhandlung „Die altfranzösische Rotrouenge" und mein Hinweis, dass die Rotrouenge auch von den deutschen Minnesängern benutzt wurde (vgl. Zeitschrift für deutsche Bildung, Bd. 2 [1926] 546f.), sind dem Verfasser unbekannt.

Was über die daktylischen Versmaße (S. 14) ausgeführt wird, ist recht anfechtbar, selbst die von Heusler übernommene Ansicht, wonach „die Silbe nach der Hauptheben eine Nebenhebung bekommt", ist fürs Deutsche in keiner Weise erwiesen. Auch die Ansicht des Verfassers (S. 16) über den den franz. Versen zugrunde liegenden Rhythmus ist mit den Ergebnissen moderner Forschung nicht in Einklang zu bringen: Mischungen von daktylischen und jambischen Verszeilen, wie sie (S. 17) das Lied Rayn. 728, Tot efforciez avrai chanté sovent... von Gautier d'Epinal — hier wäre an Stelle der älteren Ausgabe von Brakelmann (1870) die neuere von Lindelöf und Wallensköld (1901) am Platze gewesen — aufweisen soll, gibt es nicht, ebensowenig einen rhythmischen Aufbau des Liedes Rayn. 602, Retrouenge novelle... von Jacques de Cambrai, wie er (S. 17) angegeben wird. Ueber dieses Lied hätte der Verfasser sich bei Spanke, Eine altfranzösische Liedersammlung, Halle (1925) 294 oder, was die Rhythmik anbelangt, in einem Artikel der Z. f. r. Phil. Bd. 46 (1926) 337ff. Auskunft holen können.

Der zweite Abschnitt, „Strophenbau", kennt nur: Strophen mit Dreiteiligkeit, solche, die eine einfache Zweiteilung und solche, die eine andere komplizierte Einteilung besitzen. Den weitaus grössten Raum nimmt die Besprechung der dreiteiligen Form ein (S. 18ff.) Zunächst werden die Stollen, d. h. die spiegelbildlich gleichen (S. 19), die dreireihigen (S. 20), die reimlos dreizeiligen (S. 22). und die Stollen mit mehr als drei Zeilen (S. 24) untersucht, Wenn nun aber die ersten vier oder sechs Verszeilen aus einer Strophe herausgerissen und als Stollen bezeichnet werden, dann wird im selben Augenblick das Strophengebäude zerstört, um dessentwillen diese Verszeilen doch erst ins Leben gerufen wurden. Erst wenn man weiss, welche Funktion diese Anfangsverse im Aufbau der ganzen Strophe einnehmen, wird man sich im einzelnen mit ihnen beschäftigen können. In Wirklichkeit liegt nämlich nur einem Teil, sogar nur einem nicht allzugrossen Teil der mittelalterlichen Strophen eine Dreiteilung zugrunde, wie ich gezeigt habe (vgl. Zur Ursprungsfrage des Minnesangs, gedr. in der deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd. 7 (1929) 205ff.).

S. 23 ist das Lied Rayn. 142, Ma joie premeraine... von Guiot de Provins als Vorbild von Friedrich von Hûsens Ich denke under wilen... nachgewiesen worden, ein schöner Fund, den aber auch Spanke gemacht und in seinem äusserst verdienstvollen Aufsatz: Romanische und mittellateinische Formen in der Metrik von „Minnesangs Frühling", gedr. in Z. f. r. Phil. Bd. 49 (1929) 210 und 235 mit Musik, früher als Bücheler bekanntgegeben hat.

Der letzte grössere Abschnitt ist der „Strophenbindung" (S. 31) gewidmet. Die Strophenbindung geschieht durch den Reim, und zwar durch gleiche Reime an gleichen Stellen in allen Strophen (S. 31), durch gruppenweises Zusammenfassen von Strophen (S. 33), oder durch verschiedenste Arten von Reimvertauschungen (S. 34). Ausführlicher ist der grammatische Reim behandelt (S. 41). Schwieriger festzustellen sind Verbindungen, die über die etwas äusserliche Bindung durch Reime hinausgehen; sie bestehen in Wortwiederholungen, Wiederholungen von ähnlichen oder entgegengesetzten Gedanken an gleichen Stellen der verschiedenen Strophen (S. 43). Ueber eine der interessantesten Strophenbindungen, die man als „coblas cap finidas" zu bezeichnen pflegt, die Rudolf von Fenis im Deutschen zuerst angewandt hat (vgl. meine Abhandlung: Sieben Melodien zu mittelhochdeutschen Minneliedern, gedruckt in der Zeitschrift für Musikwissenschaft, Bd. 7. (1924), 80), erfahren wir nichts.

Ein kleiner Abschnitt befasst sich mit dem „Refrain", mit dem der Verfasser, wie es scheint, nicht recht vertraut ist: von der reichen Rondel-Literatur (vgl. meine Sammlung; Rondeaux, Virelais und Balladen, 2 Bde. gedr. in der Gesellschaft für romanische Literatur Bd. 43 [1921] und Bd. 47 [1927] kennt er anscheinend nur die Stücke aus Bartschs Romanzen und Pastourellen. Wie nicht anders zu erwarten war — dieser Fehler ist unausrottbar! —, wird die vierstimmige Motette: Trois sereurs sur rive de mer... (Bartsch, Rom. u. Past. S. 19) auch von B. nicht erkannt; er hält das Lied für ein rondelähnliches Gebilde. Die interessanten Virelais des deutschen Minnesängers Johanns I. von Brabant (1273—1294) — der nicht mit dem franz. Trouvère, dem Duc de Brabant Henri III. (1247—1260) identisch ist, wie Verfasser (S. 47) meint, — auf die ich in dem Aufsatz: Der deutsche Minnesang in seinem Verhältnis zur Troubadour- und Trouvère-Kunst, gedr. in der Z. f. deutsche Bildung, Bd. 2 (1926) 547 aufmerksam gemacht hatte, sieht der Verfasser als „Nachahmungen der franz. Rondeauform" an.

Einige Worte über das „Geleit" (S. 49) schliessen die Arbeit ab, die infolge der vollkommenen Unkenntnis der neueren Literatur auf halbem Wege stecken geblieben ist. Es scheint, dass der Verfasser sich der Unzulänglichkeiten seiner Arbeit selber bewusst geworden ist, denn er ist der Ansicht, dass man zu endgültigen Ergebnissen so lange nicht gelangen könne, als „die Musikhandschriften nicht in weitem Umfange richtig gedeutet und durch geeignete Veröffentlichungen zugänglich sind". Auch in diesem Punkt ist der Verfasser nicht auf dem Laufenden, denn es sind nicht nur vier vollständige franz. Chansonniers im Faksimile herausgegeben worden: Chansonnier de St. Germain (1892), Chansonnier de l'Arsenal — bis S. 384 — (1910), Chansonnier d'Arras (1925) und der Chansonnier Cangé (1927), neben vielen Einzelfaksimile, sondern auch die Notation der Hss. ist längst richtig gedeutet und in weitem Umfang ediert. Jedenfalls hätte die Berücksichtigung der veröffentlichten Melodien den Verfasser zu wesentlich anderen Resultaten führen können.

Frankfurt a. M. F. Gennrich.

Deutsche Bibelfragmente in Prosa des 12. Jahrhunderts von **Horst Kriedte.** Halle 1930, Niemeyer. 167 S.

Die Bruchstücke prosaischer Uebersetzungen von Psalmen und Evangelien, die sich aus dem 12. Jahrhundert

Digitized by Google

erhalten haben, verteilen sich über das ganze deutsche Sprachgebiet. Bairisch sind die Brieger, Schlierbacher und Sonnenburger Psalmen, rheinfränkisch die Wiener Psalmen, rheinfränkisch nach altsächsischer Vorlage die Schleizer Psalmen, thüringisch die Leipziger Psalmen, schwäbisch-alemannisch die Bruchstücke aus den vier Evangelien, die heute in München und Wien liegen. Kriedte hat die acht Gruppen sorgsam herausgegeben und untersucht. Alle Bruchstücke ergeben sich dabei als Abschriften verschollener Vorlagen, die vor dem 12. Jahrhundert liegen. Dem Nachwirken dieser älteren Uebersetzungen ist besondere Sorgfalt gewidmet. Im Ringen mit dem unvergleichlich spröden Stoff ist es K. namentlich gelungen, in der Psalmenübersetzung eine feste Ueberlieferung nachzuweisen, die sich einerseits über die Windberger Psalmen bis zu Notker zurückverfolgen lässt, anderseits über die altsächsischen Bruchstücke auf die angelsächsische Mission zurückgeht. Für die wichtigen, zum Teil leidlich umfangreichen Texte erhalten wir die zuverlässigen Unterlagen. Die bisherige Arbeit an den Stücken ist von K. übersichtlich zusammengefasst und weitergeführt. Für künftige Arbeit ist ein guter Grund gelegt.

Giessen. Alfred Götze.

M. D. I. Lloyd [Doz. an der University College of South Wales and Monmouthshire, Cardiff], **Studien zu Heinrich von Beringens Schachgedicht** [Germanische Studien H. 83]. Berlin 1930, Verlag v. Emil Ebering. 48 S.

Robert Priebsch hat in einer Sammelhandschrift des Britischen Museums in London einen Teil von Heinrichs v. Beringen Schachgedicht entdeckt (L, enthält zirka 6000 Verse, etwas mehr als die Hälfte des Gedichtes). Durch diesen Fund wird die nach der einzig bisher bekannten Handschrift besorgte Ausgabe von Paul Zimmermann (1883) in sehr vielen Versen geändert. Verf. stellt die neuen Lesarten und Abweichungen zusammen und gibt bei den Varianten eigene Verbesserungen. Durch sorgsame archivalische Studien ist es ihm gelungen, eine Reihe von Angehörigen verschiedener Rittergeschlechter „von Beringen" (jetzt Böhringer) im schwäbischen Gebiete nachzuweisen, unter denen er den Augsburger Kanonikus Heinrich von Beringen aus dem Geschlechte Unterböhringen bei Geislingen, urkundlich belegt zwischen 1282 und 1320, als mutmasslichen Verfasser des Schachgedichtes annimmt. Eine dialektische Untersuchung mit Hinsicht auf diese berechtigte Vermutung beschliesst die gewissenhafte Arbeit, die das Geschlecht eines bislang nur dem Namen nach bekannten mittelhochdeutschen Dichters in eine grössere Umgebung versetzt und nähere Anhaltspunkte über seine Persönlichkeit eröffnet.

Heidelberg. Gustav Ehrismann.

Marta Maria Helff, Studien zur Kaiserchronik. [Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hrsg. von Walter Goetz, Bd. 41.] Leipzig 1930. 72 S.

Die Verf. hat sich ein dankenswertes Problem vorgenommen, indem sie die im Uebergang zweier Kulturstufen stehende Kaiserchronik auf die beiden bestimmenden Elemente hin untersucht, das höfische und das spielmännische. Sie bringt für diese Aufgabe eine gute Literaturkenntnis mit und hat ihre Beobachtungen auf den sicheren Unterbau der analytischen Methode gestellt.

Die ethische Grundlage für den Sinn des Lebens, wie er dem Dichter der Kaiserchronik vorschwebt, ist gegeben in der Formulierung *behuoten di sêle, behalten ouh werltlîch êre*, die S. 12 der Abhandlung kurz erwähnt wird. Sie hat eine grössere Tragweite und bedeutet nicht bloss den nur vollendet höfischen Mann, sondern die Weltanschauung des Rittertums, und von dieser ethischen Einstellung aus werden speziell in der Kaiserchronik die Herrscher des Imperium Romanum gewertet. Die Formel *der werlte lop, der sêle heil erwerben* (Zs. f. d. A. 56, 1918, 201) ist aus der Kreuzzugsstimmung heraus entsprungen, und aus dieser zeitbedingten Umwelt wird diese ethische Formulierung zum Gesetz des Rittertums überhaupt ausgedehnt; es gehört zu den Pflichten des Ritters, mit dem Schwert für die Kirche und den Glauben zu kämpfen, und damit ist der weltlich ritterliche Beruf mit dem Dienste Gottes vereinigt; dafür wird dem Ritter irdischer Lohn (*êre, der werlte lop*) und ewige Seligkeit (*der sêle heil*) verliehen. Zum erstenmal in der deutschen Literatur tritt dieses sittliche Handeln um *êre* und *sêle* auf im Rolandslied 4719, also einem Kreuzzugsgedichte, dort aber noch getrennt, indem der Heide „um Ehre focht", der Christ „um die Seele". Mit dieser Formel ist die Geistesrichtung der frühritterlichen Dichtung gegen die der althochdeutschen Periode abgegrenzt und der Uebergang zur hochmittelalterlichen angetreten.

Wenig bietet die Kaiserchronik über die höfische Erziehung (Verf. S. 9—11), überhaupt gibt es in der mhd. Literatur ein weltliches Moralsystem erst seit Wernhers v. Elmendorf (um 1170—1180) verdeutschter Moralis philosophia. Und so weicht die einzige Stelle, die die Verf. für Fürstenerziehung nachweist, eine der feinen *hofzuht* des hochhöfischen Rittertums entgegengesetzte altväterische Methode auf: der Kaiser Faustinianus lehrt als Grundsatz, man soll den Besen nicht sparen, Zucht und Furcht ist notwendig, „ich hörte meinen Vater sagen, der Sohn und der Knecht haben dasselbe Recht", das heisst, sie stehen auf der niedersten Rechtsstufe (Kchr. V 1376—1403); dagegen Walther v. d. Vogelweide als Erzieher: *Nieman kan mit gerten kindes zuht beherten*! Man könnte aus der mittelhochdeutschen Literatur eine ganze zeitgeschichtliche Pädagogik zusammenstellen. — Ueber die Stellung der Frau lässt sich aus einer Reihe von Szenen ein ziemlich klares Bild gewinnen, und die Verf. hat eine grosse Anzahl von Beispielen auch hierfür gesammelt. Während für die Männer- und Frauentypen die Stellen erst aus dem ganzen Gedichte zusammengetragen werden mussten, waren die Berichte über die Regierungen der jeweiligen Herrscher schon im Aufbau des Stoffes gegeben. So konnten auch die „literarischen Porträts" aus der Darstellung des Dichters selbst abgezogen werden, und die Verf. hat dessen Charakterisierungskunst oder vielmehr die Ansätze dazu einsichtsvoll beleuchtet. Besonders das Lebensbild Karls d. Grossen tritt in seiner plastischen Abrundung vor anderen hervor.

Während in dem Gedichte der höfische Einschlag in der ganzen Lebenshaltung der Menschen zur Erscheinung gelangt, können die „Anklänge an die sog. Spielmannsdichtung" nur im sprachlichen Stil und in einzelnen Motiven des Inhalts nachgewiesen werden. Darüber hat die Verf. in derselben sorgsamen Weise im zweiten Hauptteil ihres Buches gehandelt, und damit bedeutet ihre

Digitized by Google

Untersuchung zu gleicher Zeit einen Beitrag zur Würdigung der Spielmannsdichtung (s. bes. die „Schlussbetrachtung" S. 65—68).

Heidelberg. Gustav Ehrismann.

Scheit, Kaspar, Lobrede von wegen des Meyen. Hrsg. von Philipp Strauch (= Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrh., begründet von Wilhelm Braune, hrsg. von Ernst Beutler, Nr. 268—269). Halle 1929, Niemeyer. XII, 92 S.

Die „Lobrede" ist nur in 13 Abzügen des einzigen Druckes von Gregor Hofmann in Worms 1551 erhalten; bei J. Hub, Die komische und humoristische Literatur (Nürnberg 1857) ist ein Auszug daraus abgedruckt; als Ganzes war die Schrift bisher nicht erneuert. Philipp Strauch, der für Scheit so viel getan hat, verdient aufrichtigen Dank für die sachkundige Sorgfalt, mit der er nun auch dieses liebenswürdige Werk neu in den Gesichtskreis der Forschung gerückt hat. Zugleich ist Ernst Beutler zu beglückwünschen, dass er die von ihm so erfolgreich belebten „Neudrucke" um diese Glanznummer bereichert hat. Die „Lobrede" ist wichtig, weil in ihr unter höfischem Einfluss französischer Geschmack seinen Einzug in die deutsche Literatur der Neuzeit hält, und weil sie damit wie mit der Meisterschaft ihrer Form, der Weite des Blicks und der gefälligen Art, Gedankliches zu gestalten, stark auf den jungen Fischart gewirkt hat, Der Herausgeber hat den Kreis seiner Hilfsmittel weit gezogen und ihnen alles zu entnehmen gesucht, was sie zur Erläuterung des kleinen Kunstwerks hergaben. Nur wenig bleibt anzumerken: V 36 lies *Ischariot;* VI 3 *gefährdet;* VII 37 *lehrreicher;* 2, 37 *gehalten, Vnd;* 4, 18 *vor;* 8, 38 *zartes;* 10, 26 *hauffen;* 14, 27 *frembden;* 21, 39/22, 1 *vnmůtigklichen;* 35, 4 *kloben* (DWb. 5, 1216, 3); 40, 12 *purpurfarben;* 40, 31 am Rand: *vñ;* 45, 11 *Gőtlicher;* 46, 19 *seinē gesellen dē;* 49, 38 *zelen;* 52, 29 *dasselbig;* 55, 20 *gewachsen;* 55, 38 *fürbracht;* 56, 35 *bleiben, da;* 57, 4 am Rand: *vñ;* 59, 12/13 *geschribeŋ;* 67, 38 *zu der;* 70, 26 *Frůling;* 71, 2f. *miesz: verhiesz;* 71, 10 *kurtz;* 83, 31 *vgl.;* 83, 38 *Sekten- und.* Wortbedeutungen lassen sich mehrfach schärfer fassen: 4, 28 *entschüttung* bedeutet „Entlastung"; 20, 38. 56, 29 *verschliessen* „verbringen" (DWb. 12, 1, 1096f.); 35, 19. 58, 25 *unschützig(klich)* „sorglos" (das. 11, 3, 1357); 37, 35 *braun* „violett"; 41, 5 *reinen schimpff sehen* „blossen Spott, ein Nichts vorfinden"; 45, 10 *feuling „putrefactio"* (Lexer 3, 564); 45, 27 *bier* „Birne"; 46, 12 *stümpfling* „unvermittelt"; 51, 11 *stube* „Zimmer mit Ofen"; 58, 11 *stangen* „Kleiderhalter" (DWb. 10, 2, 796). Nach 8, 26 muss Scheit im Mai geboren sein; die Hexameter 60, 15—18 hat er offenbar selbst verfertigt.

Giessen. Alfred Götze.

Karl Hoppe, Der junge Wieland. Wesensbestimmung seines Geistes. (Von deutscher Poeterey, Bd 3.) Leipzig 1930.

Wieland gehört zu den Gestalten der Goethezeit, deren Bild uns durch die moralische, ästhetische und persönliche Kritik seiner Zeitgenossen verstellt worden ist. Auch heute besitzen wir noch keine umfassende Darstellung, die diese für das ausgehende 18. Jahrhundert repräsentative Erscheinung aus ihrem historischen Lebensgrund vorurteilsfrei zu entwickeln verstanden hätte. Noch begnügt man sich meist damit, Wieland als blossen Anempfinder und charakterlosen Geschmäckler zum spätaufklärerischen Lückenbüsser der deutschen Klassik zu machen, dabei Urteile wiederholend, die es endlich an der Zeit ist, zu revidieren.

Um so erfreulicher ist es, dass die vorliegende Studie mit philosophisch geschulter Problemstellung und in sorgfältig abgewogener und kenntnisreicher Analyse Wielands Anfänge so zu klären versteht, dass die „seelische Struktur des jungen Wieland und das Gesetz seiner Entwicklung" sichtbar wird. H. stellt zunächst Wieland in den grossen geistesgeschichtlichen Vorgang, Auseinandersetzung der Aufklärung mit dem christlichen Glaubenssystem, hinein. Der junge Wieland wächst in einer pietistisch-orthodoxen Tradition auf, die durch den Einbruch des französischen Materialismus und Positivismus radikal zerstört wird. Aber gerade in dieser Situation entwickelt sich die eigentümliche Polarität des Wielandschen Geistes, die die entgegengesetzten Richtungen der Aufklärung, Rationalismus und Empirismus, aus der eigenen inneren Zwiespältigkeit heraus aufgreift, um einen idealen Ausgleich zwischen Gottnähe und Lebensnähe, zwischen Verstand und Phantasie, zwischen Geistigkeit und Sinnlichkeit, zu finden.

Die aufklärerische Konstruktion eines universalen, optimistischen Weltbildes soll den von Wieland persönlich erfahrenen Widerspruch zwischen lebensbejahendem Ichgefühl und einengender, begrenzender Lebenswirklichkeit überwinden und das Wielandsche Wunschbild einer unbeschränkten Entfaltung des subjektiven Daseins möglich machen. Dabei aber bleibt die ursprünglich dualistische Erfahrung erhalten, wenn sie auch die Gegensätze der aufklärerischen Erkenntniskritik, rationale Gewissheit und sensualistische Skepsis in immer neuen Ansätzen vom harmonischen Weltbild aus auszugleichen sucht. Was den Philosophen Wieland erkenntnistheoretisch beunruhigt, das zeigt sich beim Dichter Wieland als Widerspruch zwischen den „idealistischen Ansprüchen seines Herzens" mit der „kulturellen Wirklichkeit". Auch hier sucht die enthusiastische Weltverklärung, die im Erlebnis der Wirklichkeit sich eingeschränkt fühlt, die Schranken durch einen universalen Optimismus vom Ganzen aus aufzuheben.

Sehr schön und überzeugend entwickelt H., wie diese ästhetische Harmonie durch die Stosskraft der neuen Lebenserfahrung in dem tragischen Verlauf seiner Liebe zu Sophie von Gutermann zusammenbricht, und Wieland auf seine ursprüngliche Polarität, das elementare Verlangen nach positiver Lebensbejahung und die bis zur Erniedrigung wirksame Erfahrung der Wirklichkeit, nunmehr doppelt gefährdet und bedroht, zurückgeworfen wird. Nur auf dem Boden dieser Jugendentwicklung darf Wielands seraphisch-mystische Periode interpretiert werden, die eine Pathologie des Wielandschen Geistes bedeutet, der die Polarität nunmehr gewaltsam durch „Sublimierung des natürlichen Trieblebens" auflösen will und dabei „krankhaften Störungen seines seelischen Organismus" verfällt. Von dieser aufgewiesenen Struktur aus zeigt sich Wielands Entwicklung nicht als ein haltloses Hin- und Herschwanken zwischen verschiedenen Standpunkten, sondern als langsame Gestaltung seines Weltbildes, bei der die ursprüngliche Anlage sich auch in wechselvollen Situationen noch durchsetzt.

Die kluge, nur zuweilen zu konstuierte Studie, hat das wichtige methodische Verdienst, Einsicht in die einmalige seelische Struktur mit ideengeschichtlichen Zu-

Digitized by Google

sammenhängen zu verbinden, die von dieser Struktur aufgegriffen und in ihrem Sinne gedeutet werden. Eine solche Analyse gibt gerade bei Wieland der ideengeschichtlichen Perspektive „Aufklärung" einen persönlichen Gehalt und eine unverwechselbare Färbung. Freilich hätte dabei die für Wieland mindestens ebenso wie die Aufklärung wichtige Sentimentalität mehr herangezogen werden müssen, ohne die seine pathologisch-seraphische Periode nicht recht verständlich wird. So ist nicht einzusehen, warum die Wielandsche Lebensenttäuschung gerade in das Seraphische umschlägt und nicht etwa in einen skeptischen Materialismus. Aber ein solches grundsätzliches Bedenken soll keineswegs die Verdienste dieser als Strukturanalyse vorzüglichen Arbeit schmälern, von der man nur hoffen kann, dass sie der Auftakt zu einer umfassenden Wielanddarstellung ist.

Bonn. Benno von Wiese.

Wilhelm Fliedner, Goethe und Christentum. Die Religion und Ethik Goethes und der Hauptvertreter des Christentums. Gotha, Leopold Klotz. 1930. 147 S.

Man kann von Goethes Christentum nicht in dem Sinne sprechen, wie man von dem Christentum des Apostels Paulus, des Kirchenvaters Augustin, des Reformators Luther oder des Theologen Schleiermacher zu sprechen befugt ist. Das weiss der Verfasser. Um aber den christlichen Bestand in Goethe festzustellen, und weil in keinem „einzelnen Vertreter" das Christentum ganz und allseitig sich verwirklicht, in der Erscheinung des Stifters aber Geheimnis bleibt, vergleicht er Aeusserungen Goethes mit Bekenntnissen jener Männer und wagt sich schliesslich an Jesus selbst heran. Er hat wohl zunächst für das eigene Innere Klarheit gesucht und will nun anderen nützen. Er hat sich in jede der besprochenen Personen eingelebt, fährt kaum je grob zu und zeigt eine feine Hand. Da er den Fächer von Kapitel zu Kapitel von neuem öffnet, doch nie vollends entfaltet, erschauen wir mannigfaltige Bilder und zugleich ahnen wir eine Einheit, zu der dann, bald angenähert, bald abgerückt, eine Einheit „Goethe" in Beziehung tritt. Wird das Ueberlieferte allenthalben genau gestuft und gewertet? Sind die Gespräche Goethes den Werken und diese den Briefen und Luthers Tischreden seinen Schriften und unter diesen die streitbaren den lehrhaften oder erbaulichen ohne weiteres gleichzusetzen? Wir stellen dieses Bedenken zurück. Viel mehr bedrängt uns die Frage, wieweit das hier angewandte vergleichende Verfahren überhaupt gültig, ja wiefern „Goethe und Christentum" als Gegenstand der Erörterung fruchtbar sei. Fliedner sagt (S. 111f.): „Wir spüren in Jesus keine Damaskusstunde". Wir spüren sie aber bei Paulus, Augustin und Luther. Ihnen ist doch gemeinsam, dass Christentum sie wesenhaft und bewusst bestimmt, und zwar nach einem zeitlich feststellbaren und bezeugten „Durchbruch". Bei Schleiermacher handelt es sich wohl um ein sanftes „Durchbrechen", während sich die Knospe zur Blüte erschliesst, aber auch er „denkt noch der Zeit, da er das Bewusstsein der Menschheit fand und wusste, dass er es nun nie mehr verlieren würde" (Monologen II). Goethes „Stirb und Werde!" war kein einmalig entscheidender Vorgang, es entfremdete ihn nicht einem früheren Selbst und konnte ihn keinem erlebten oder vorgestellten Du, sei es nun Gott oder Jesus, dauernd und stetig verpflichten. Wenn Goethe sagt: „meine Natur", so wird damit das Ich zugleich aufgehoben und bestätigt; es ist anders beschaffen als das Ich der christlichen Muster. Es berührt sich mit ihnen und im Bereich des Naiven fernher sogar mit Jesus selbst. Weiter dringt Fliedner nicht vor, aus echt religiöser Scheu, Allerletztes auf Worte zu bringen und durch Worte zu verflüchtigen.

Giessen. R. A. Fritzsche.

Deutsche Literatur, herausg. v. **Heinz Kindermann.** Reihe **Romantik,** herausg. v. **Paul Kluckhohn.** Band 14: **Märchen.** Erster Band, herausg. v. **Andreas Müller.** Verlag Phil. Reclam jun., Leipzig 1930. 328 S.

Als erster Band aus der Romantik-Reihe, die bei Kluckhohn in den besten Händen ist, erscheint eine Auswahl von Märchendichtungen der jüngeren Romantiker: Runges herrliche plattdeutsche Volksmärchen, acht Märchen der Brüder Grimm, vier von Clemens Brentano, Bettinas „Königssohn" und die „Undine" Fouqués. Eine kurze wohlunterrichtete Einleitung von Andreas Müller gibt einen Abriss der romantischen Märchendichtung, gegen die nichts einzuwenden wäre, ausser dass sie etwas schwerfällig daherkommt und Fouqués Elementargeister-Mythologie nicht klar genug fasst. Kann man sagen, dass Fouqué die Dämonie des Wassers „entdeckt" hat? Auf romantische Naturphilosophie wäre da hinzuweisen gewesen und auf Goethes „Fischer" auch. Die Grimmschen Märchen werden nach der von Lefftz vermittelten ersten Fassung aus Brentanos Besitz gegeben, Brentanos „Gockel" in der von mir zuerst veröffentlichten reinen Urform. Der zweite Band soll Märchen von Hoffmann, Contessa, Eichendorff und Chamissos „Schlemihl" enthalten.

Giessen. Karl Viëtor.

Jean Pauls sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. 2. Abt. Nachlass. 1. Band: Ausgearbeitete Schriften 1779 bis 1782. Herausg. v. **E. Berend.** XLVIII und 433 S. — 1. Abt. Zu Lebzeiten des Dichters erschienene Werke. 3. und 4. Band: Hesperus. Herausg. v. **H. Bach** und **E. Berend.** XLIX und 429, 347 S. Weimar 1928/29, H. Böhlaus Nachfolger.

Mit Spannung erwartet der Jean-Paul-Forscher in der Berendschen Gesamtausgabe vor allem die Bände, die Unveröffentlichtes aus dem riesigen Nachlass bringen, also die 2. Abt. und die Lesartenbände der 1. Abt., die nach der getroffenen Anordnung die Vorarbeiten zu den zu Lebzeiten J. P.s veröffentlichten Werken enthalten werden. Hier vereinigt nun der 1. Nachlassband in Denkübungen, Aufsätzen und frühesten Dichtversuchen die Spuren, aus denen wir uns diese weitaus absonderlichste Jugendentwicklung eines deutschen Dichters deuten müssen. „Ausgearbeitete Schriften" (wäre nicht „Arbeiten" kürzer und treffender?) ist sehr weit zu verstehen: es fallen darunter auch wenig Zeilen lange Bemerkungen zu Auszügen! Aber sachlich ist die Einteilung als die einzig mögliche anzuerkennen: während jene Gruppe etwa 4 Bände begreifen soll, füllt eine aphoristische deren etwa 7, ein weiterer Band enthält lebensgeschichtliche Aufzeichnungen; von Exzerpten und Notizen werden bloss Proben und eine Uebersicht gegeben. Dass also der ganze Nachlass nicht gegeben werden kann (vgl. S. Vf.), beklag' ich nicht. Das rein Zettelkastenhafte gehört weder zu J. P.s Werken noch zum deutschen Schrifttum, sondern als Beleg in Einzeluntersuchungen.

Das Romänchen des noch nicht 18jährigen, Abelard und Heloise, S. XXVI richtig in seiner Ausnahmestellung erfasst, war im wesentlichen zugänglich, ist aber hier zum

Digitized by Google

erstenmal vollständig und sorgfältig gedruckt. Das sonst noch Unveröffentlichte beläuft sich auf etwa 60 Seiten: Anmerkungen zu den Exzerpten, von den „Uebungen im Denken" die 2.—7., 9., 10. und ein Teil der 11. Untersuchung und die 2.—5., 8., 9., 15., 16., 19., 22., 33., 39., 41., 42., 45.—49. und 51. Bemerkung, nebst einer Glosse dazu S. 54, die „Zusätze oder Verbesserungen", die auch von F. J. Schneider noch nicht berücksichtigten Fragmente aus der Muluszeit und aus dem Anfang des 1. Semesters, ein Teil von „Etwas über den Menschen", und „Allerlei" nebst einem Bruchstück über Leben und Tod (ein Konzeptteil zu dem in Pfarrer Vogels Raffinerien veröffentlichten Aufsatz „Ein nichtchristlicher Weiser"). Manche Nummer deckt sich inhaltlich mit schon Bekanntem. Die Lesarten (S. 351—411) bieten noch eine Stoffeinteilung zu dem Aufsatz über die Inspiriertheit der Bibel und zu „Etwas über den Menschen", den wichtigen Entwurf einer Abhandlung über die Freundschaft (durch Herders 1. krit. Wäldchen angeregt!), beides aus dem „Arbeitsbuch" (so bezeichnet B. einen Quartband von Entwürfen u. a. aus der Zeit Ende 1780—81), ferner eine verworfene Vorrede zum „Lob der Dumheit", ein besonderes Konzept, und noch Vogels Angemerktes zur 8. Untersuchung. — Zwar wird das Bekannte — man denke nur an das wichtigste: das „Tagebuch meiner Arbeiten", das übrigens nicht Lebensgeschichtliches enthält! — kaum um Neuartiges ergänzt, aber bei der zerstreuten und gelegentlichen Art bisherigen Abdrucks ist erst jetzt eine wirkliche Uebersicht möglich, zumal da B.s überaus behutsame Zeitbestimmungen den Geistesgang deutlicher erkennen lassen.

Auch wer in den „Prozessen" und „Teufelspapieren" Spuren des künftigen Genius auszufinden gelernt hat: jenes Presto geistiger Verknüpfung, das als philosophische Meisterschaft einen Teil des Jean-Paulischen Humors ausmachen sollte, wird vor diesen Niederschriften des 16½—19jährigen verlegen stehen. Ich wenigstens teile, so sehr ich die Einleitung zum 1. Band bewundere, die mit soviel Wissen als Gewissen diese Handschriftenbündel auseinanderlegt, B.s Bewertung nicht. Wenn er hier soviel Reife und Tiefsinn und den deutlichen Umriss eigener Physiognomie findet, so möcht' ich gerade das Physiognomielose im Gegensatz zu den Jugendarbeiten anderer Grosser hervorheben. Kaum eine Spur des ungewöhnlichsten Herzens, dagegen trockene, sicher arbeitende Verständigkeit ohne Drüberschweben, Schwung und Spiel, überall Abdrücke fremder Geister, trotz einiger aufgefangener Strahlen Herders ein rückständiges Zeitgefühl weitab von der grossen neuen Bewegung zu Einfalt und Urkraft, in der Sprache nichts Eigenes und sehr viel Abgedroschenes: wem verriete sich hierin der Dichter oder auch nur der kühne Selbstdenker?

Oder liegt das Geniale gerade im scheinbaren Fehlen der Genialität? Vielleicht im zähen Lernen, in der linkischen Verbissenheit, mit welcher dieser Autodidakt alles, was Aufklärung und fortschrittliche Gottesgelahrtheit ergrübelte, sich einverleibt? Oder im Sittlichen: dem Lebensverzicht? Er sieht nicht auf noch um und verschreibt seine ganze Jugend! Nur ein Genie oder ein Narr nimmt seine privatesten Anfängereien wichtig genug, dass er solchen Uebungen im Denken die Form einer Monatsschrift gibt, und als dann ein Band von 18 Bogen erzielt ist, diesen noch durchprüft und ergänzt und verbessert. Welch strenger langatmiger Wille und welches unbewusste Haushalten! In keinem Wort verausgabt sich die ungeheure Gefühlsfülle und urtümliche Sprachkraft, ehe beide reif sind zum um so heftigeren Durchbruch! „Was ist schwer? so fragt der tragsame Geist, so kniet er nieder, dem Kamele gleich, und will gut beladen sein" — in dieser ersten der „Verwandlungen des Geistes" schildert Nietzsche auch die Jugend J. P.s.!

Vorbedeutend als Zurüstung für die noch nicht erkannte Aufgabe scheint mir der Hang zur Seelenlehre. So klagt jenes „Tagebuch" über die Enge unserer Menschenkenntnis: auf alles über den unkultivierten Menschen Beobachtete färbe der Durchgang durch gebildete Hirne ab, ebenso verfälsche der Selbstbeobachter die eigene Vergangenheit (S. 191). Im Gegensatz zu Schopenhauer, dem die Ich-Spiegelung die Welt als Wille erschliesst, meint dieser Knabe, dass wir von allem um uns mehr wüssten als vom eigenen Innern (S. 76). Er entdeckt entsprechend der Ideen- die Empfindungsassoziation" (S. 69), setzt (S. 74) Einbildungskraft und Gedächtnis gleich und macht dieses abhängig von Wille und Reizbarkeit (S. 72). Die Begriffe Gut und Bös verfliessen ihm: der grösste Bösewicht hatte die Anlage zum Heiligen (S. 273).

Ihn beschäftigt der grosse, der nachahmungssüchtige, der närrische Mensch. Die Narrheit ist ihm die „Geburt der grossen Leidenschaft" (S. 250). Gesichterkunde, Traumleben, Zusammenhang von Leib und Seele: daran übt sich der spätere Romanschöpfer reichster Seelenkenntnis.

Angelesen oder selbsterfahren, nie am Nicht-ich beobachtet ist dies alles, und die Weltlosigkeit, im grossen Sinne zeitlebens ein Merkmal dieses Genius, kennzeichnet — freilich nur als Mangel — auch den „Abelard" und das „Lob der Dumheit", seine ersten Versuche in zwei schlechthin Weltsinn-fordernden Dichtarten. Man klage nicht die enge Umwelt an: auch ein kleines Hof bietet den Ausschnitt von Menschenarten und Verhältnissen, und der so unbeholfene junge Satiriker hat doch schon in Leipzig gelebt. Nein, sein Wesen ist: in sich zu blicken, und der so störrisch darauf beharrt, ist entweder stumpfsinnig oder ein Schöpfer, nichts dazwischen!

Ausgezeichnete Anmerkungen (S. 412—30) stellen das Abgedruckte in den Zusammenhang der Zeit; den Lesarten, dem Ergebnis selbstverleugnender Hingabe, hätte ich noch strengere Sichtung nach wichtig und unwichtig gewünscht. Der Fachmann wird schon den Text diese Bandes nur durchblättern, aber was gewinnt sogar der auf Jean Paul Geeichte, wenn ihm zu diesen, an sich nicht sehr wichtigen Vorübungen noch jedes durchstrichene Wort und eine Unzahl Abweichungen der Handschriften untereinander vorgehalten werden? Doch sei der Dank für so vieles Bereichernde nicht vergessen. Ich nenne nur die Aufschlüsse über Jean Pauls damalige Rechtschreibung (S. 351—57), die in hartnäckiger Schrulligkeit doch schon das strenge Verantwortungsgefühl J. P.s gegen die Sprache ahnen lässt. — Eine Tafel zeigt uns in sorglich gemalten Aufschriften, wie wichtig Jean Paul sich und seine ersten Uebungen nahm, eine andere die gänzlich ausgeschriebene, hochgeisige Hand.

Band 3 und 4 der 1. Abt. drucken die 3. Aufl. des Hesperus mit den vielen Besserungen und dem getilgten Fugen-S ab nach dem Grundsatz, die letzte von J. P. einem Werke gegebene Form zu bevorzugen. Unverkennbare Druckfehler sind getilgt, einiges wird in den Anmerkungen

Digitized by Google

verantwortet. Besonders zu danken ist die Besserung von: „Nebensommer" in „Nachsommer" S. 305_8 („Neben"- durch folgendes „Nebensonne"!), wodurch eine der zartesten Stellen makellos wird; von (homerischer) „Schäfer" in „Schläfer" S. 147_{25}, von „nicht viel öfter" in „noch viel öfter" S. 173_{31} im 3. Band, im 4.: von „nächtliche" in „nachtlichte" (für „illuminierte"!) S. 47_{33}. Zu grosse Vorsicht verwies Gebessertes in die Anm., so dass auch dieser Text einige Fehler mitschleppt; es heisst: er „sagte" nicht: er „hatte" den Satz, Berg „vor" nicht „von" Maienthal (III S. 154_{19}, 62_{32}), IV S. 111_7, 120_4, „angenehme" nicht „unangenehme" Unart („un-" durchs folgende „Un-"!), unschuldiges „gutgebildetes" Tier, nicht: „ungebildetes" (wodurch 3 „un" dichtaufeinander!) — Sinn, Klang und frühere Fassung sichern diesen Wortlaut! In der Ersetzung des „freilich" durch „feierlich" (III S. 79_{37}), nach B. S. 412 „sicher mit Unrecht", halte ich es mit der Hempelschen Ausgabe. — Zu S. 93_7 merkt B. an: „verstehe ich nicht, es scheint ein Versehen vorzuliegen". Keineswegs! Der Weinvorrat ist als Flut gedacht, in der die zerbrochenen Flaschen eine — mit zunehmendem Alter und Durst — wachsende Glas-Insel bilden. So erklärt sich der „Eis- oder Glasberg, der in den Weinen leider jährlich mit unserm Durste steigt". Auch IV S. 49_{14} ist zwar abenteuerlich, aber kaum, wie B. feststellt, Lapsus oder Unsinn: „mit fünfviertel seines Profils" heisst: in nicht ganz reiner Profilstellung, so dass noch ein verkürzter Teil der anderen Gesichtshälfte mit sichtbar ist. — Knapp, sachhaltig, voll belehrender Hinweise (auf engl. Humoristen, Rousseau, Herder, Parallelstellen bei J. P. selber) sind diese Anmerkungen, und mit Recht versuchen sie nicht zu allem Gleichniskram J. P.s den Kramladen ausfindig zu machen, aus dem ihn seine schweifende Laune genommen!

Hätte Berend doch auch die Einleitung selbst gemacht! Sein Mitarbeiter, Bach, hat in einem eigenen Buch (Palaestra 166, 1929) seine Forschungen über den Hesperus mitgeteilt. Hier gibt er einen Abriss der Entstehungsgeschichte, dem nicht eben viel, aber doch etwas mehr als B. tut, zu entnehmen ist. Fragen, die zu stellen waren, sind: wie bildet sich in den Vorarbeiten die bezeichnende Antithese heraus: ein betrachtender, ein handelnder Freund? Wie verhält sich Emanuel zur anfänglichen Gedankenwelt des Romans? Wieweit tritt das Politische im Verlauf der Arbeit zurück? u. a. . . Die Behauptung, man könne „tatsächlich die unsichtbare Loge beinahe als einen blossen Entwurf zum Hesperus ansehen" (tatsächlich beinahe!), stützt B. mit etwa 40 Belegen; dennoch fällt sie um! Denn von diesen Belegen sind höchstens ein paar ernst zu nehmen, die sich auf die Handlung beziehen — das andre ist eben — Jean-Paulisch und als solches ähnlich. Dass Beatens Gesang Gustav verwirrt und Klotildens Stimme Victor ergreift und dergleichen anzuführen, ist gar zu harmlos! Dass aber auch deutlichen Entsprechungen in der Fabel kein grosses Gewicht geliehen werden darf, lehrt ein Blick in das geistige Verfahren J. P.s. Seine Eingebungen bequemen sich (mindestens bis zum Titan) ungern dem Hergang wirklicher Weltverhältnisse, und während es ihn wenig kostet, eine gegebene Lage zu den verschiedensten Seelendramen auszugestalten, ist er im Erfinden solcher wirklicher Lebenslagen unbeholfener als ein mittlerer Romancier und macht gern Anleihen. Weil er hiermit die meiste Mühe hat, bedient er sich immer wieder ähnlicher Fabeln, und wer sich an sie klammert, behält nie das Eigentliche in Händen. Die meisten Vergleichungen B.s heben sich auf mit Aehnlichem in weitern Werken! So kehrt die „Verführungsszene", die sich nach B. in der U. L. und dem Hesp. „genau" entsprechen soll (dass in der einen der Held verführt wird, in der andern nicht, ist wohl ganz unwesentlich?), auch in den Flegeljahren wieder (Walts Nachterlebnis mit Jacobine); zwei Freunde lieben eine Geliebte auch im Titan; ebenda finden sich auch drei Schauplätze, werden Lebensregeln an den Zögling verabreicht, sehnt man sich nach dem Erzieher, hat man Angst vor Wachsfiguren, wird fürstliche Abkunft verheimlicht usf. Diesen unüberlegten Behauptungen halte ich entgegen: die U. L. steht in einem ganz andern Raum als der Hesp. und hat vielfach über diesen hinweg im Titan auf höherer Stufe ihre Ergänzung. Beide Werke haben eine deutliche Idee: Bildung eines jugendlichen „Preismenschen". Diese geht dem Hesp. ab: J. P. begnügt sich damit, seine innere Fülle auszugiessen, und so ist der Held, den wir in den beiden andern Romanen von Kind auf werden sehen, hier sogleich fertig.

Victor ist richtig als Selbstporträt J. P.s — das einzige mit dem ganzen Umfang seiner gegeneinanderstehenden Kräfte — gekennzeichnet. Nur fehlte dem Dichter, wenigstens damals, Victors heiter überlegene Art, sich durch die Welt zu bewegen. Im übrigen die alte, abgenützte Behandlung der „Modellfrage"! Klotilde = Amöne Herold in Hof (J. P.s Erlebnisse mit ihr werden geschildert), Fürstin = Helene Köhler, Joachime = Sophie Völkel, Pfarrer Eymann furchtsam wie ein Lehrer X, streitsüchtig wie ein Rektor Y und haustyrannisch wie der alte Z. usw. Und wäre all dies 10fach belegt, den Hesperus lehrt es nicht verstehen und verdunkelt den schöpferischen Vorgang nur! Freilich wird sich Hofer Kleinstädterei im Hesp. vielfach spiegeln und brechen: aber wenn man schon bei der so wirklichkeitsgesättigten Dichtung Goethes von dieser Fragestellung längst abkam, wird sie vollends müssig bei einem Dichter, der so willkürlich in seiner aus dem Ich gezogenen Traum- und Seelenwelt alles umtauft und umformt! — Ueberschätzt wird die Kunst des Aufbaus: hierin übertreffen den Hesperus-Dichter mittelmässige Leute; überschätzt wird auch der schon von Nadler der landschaftlichen Zugehörigkeit wegen betonte Einfluss von Meyern (Dya-Na-Sore). Wie gesagt, woher J. P. seine Fabeln hat, ist nicht wichtig. Beachtlich hingegen ist der Hinweis auf Kanna in der „Sakontala": aber weder diese noch das lebendige Muster in Gestalt von K. Ph. Moritz erklären einen Emanuel. Ich glaube, stärker hat Herders von fern geahnte Gestalt hereingespielt, aber gerade Herder ist als bestimmender Leitstern für den damaligen J. P. ganz übergangen! Und schliesslich ist dieser Emanuel ein ins Legendäre gesteigerter Jean Paul!

Für wen ist diese Einleitung geschrieben? Der J. P.-Forscher liest sie nur mit halbem Ernst; Schrifttumskundige oder -beflissene sonst greifen zu ihr, um eine Auskunft zu erhalten darüber, was hier mit ungeheuerlicher Neuheit der Sprache und Seele in die deutsche Dichtung hereintrat, wieweit es die Klassik bestätigt oder stört, die Romantik gebären hilft — und finden sich bitter enttäuscht! Ueber Jean Paul bestehen noch keine festen Vorstellungen, und dem Leser muss doch irgendwie angedeutet werden, wohin er so fremdartige Schöpfungen zu stellen hat. Aber abgesehen von der wissenschaftlichen Geringfügigkeit des Vorgebrachten (etwa mit der Einl. zur Un-

Digitized by Google

sichtbaren Loge von Berend verglichen, der freilich auch und mit Absicht ein erläuterndes oder würdigendes Wort vermeidet), fehlt Bach die geistige Feinheit zum Erfassen J. P.s und der Sinn für das, um was es geht: nicht nur einen einwandfreien Text herzustellen, sondern einen grossen Scheintoten den Besten des Volkes als Helfer zu verlebendigen! Soll diese Ausgabe die J. P.-Ausgabe sein, dann ist sie keine Gelegenheit zur Uebung, sondern fordert eine sichere Hand!

Grundsätzliches zur 1. Abt. kann erst gesagt werden, wenn Lesarten vorliegen. Dem 3. Band ist als J. P.-Bildnis der Kupferstich der 2. Aufl. des Hesp. beigegeben, dem 4. überflüssigerweise ein Sebastian von Tizian. Freilich heisst der Held auch so, und sein hl. Namensvetter hängt verhüllt über dem Bett der Fürstin Agnola ...

Stuttgart-Cannstatt. Max Kommerell.

Heinz Walter Placzek, Das historische Drama zur Zeit Hebbels. (= Germanische Studien, herausg. v. E. Ebering, Heft 62). Berlin, Ebering, 1928. 119 S.

Dieses Buch ist durch und durch philosophisch gerichtet. Der Ausdruck „Das historische Drama" im Titel ist irreführend, wenn man ihn, wie natürlich, im allgemein üblichen Sinne fasst. Der Verfasser versteht darunter nur das „ideengeschichtliche" Drama im Sinne Hegels. Seine Vertreter sind allein Büchner, Grabbe, Moser, Griepenkerl, Grillparzer, Hebbel und — der Franzose Viktor Hugo. Ausser Hegel geben ihm die philosophischen Richtungspunkte Spengler und Salomo Friedländers „Schöpferische Indifferenz". Das Ideengeschichtliche überwiegt in der Darstellung so stark, dass vom Literargeschichtlichen und vom Drama als Dichtung und Kunstwerk nicht allzuviel übrig bleibt. So möchte ich denn die Frage, die der Verf. selbst in der Einleitung aufwirft, ob der Literarhistoriker dem Reiz eines besonderen Problems zu Liebe das Ausmass der Persönlichkeit, die Grösse des Dichters und den Wert seines Werkes so ganz übersehen darf, dass er einem Julius Mosen mehr Teilnahme zuwendet als Grillparzer, im Gegensatz zu ihm entschieden verneinend beantworten. Der Philosoph mag sich solchen Untersuchungen hingeben, der Literarhistoriker sollte aber um ihretwillen nicht den Sinn und Eigenwert des Kunstwerks aus dem Auge verlieren.

Breslau. H. Jantzen.

Are hinn fróde Thorgilsson **Islendingabók,** tilegnet Islands Alting 930—1930 af dansk-islandsk forbundsfond udgiven ved **Finnur Jónsson.** Köbenhavn, J. Jörgensen & Co. 1930. gr. 4°. VII, 73 S.

The Book of the Icelanders (**Islendingabók**) by Ari Thorgilsson, edited and translated with an introductory essay and notes by **Halldór Hermannsson.** New York, Cornell University, Ithaca. 1930. 8°. VI, 89 S. (Islandica, an annual relating to Iceland and the Fiske icelandic collection. Band XX.)

Zur 1000-Jahrfeier des Alldings erschienen zwei Ausgaben von Ares Isländerbuch. Finnur Jónsson veröffentlichte die genaue Nachbildung der Handschrift AM. 113b. Im Jahre 1651 verfertigte Jón Erlendsson für den Bischof Brynjolf Sveinsson aus einer Pergamenthandschrift (etwa um 1200) zwei Abschriften: AM 113b und AM 113a, die Arne Magnusson in seinen Besitz brachte. Die abweichenden Lesarten der zweiten Abschrift trug Arne als Randglossen in die erste ein, deren Nachbildung wir jetzt vor Augen haben. Die darauf folgende Ausgabe beruht auf AM 113b mit vollständigem Verzeichnis aller Abweichungen von AM 113a. Jedem Abschnitt ist eine ausführliche Erläuterung beigegeben. Dänische Uebersetzung, Verzeichnis von Ares Gewährsleuten, sämtliche Berufungen auf die IB. in den Sögur, sorgfältige Namenlisten und eine Bibliographie fassen erschöpfend alles zusammen, was man über Ares Werk wissen muss. Das vorzüglich ausgestattete Buch ist für die künftige Forschung grundlegend, gleichviel, wie man sich im einzelnen zu den Ansichten des Herausgebers, der im ganzen den Standpunkt seiner Literaturgeschichte wahrt, stellen mag. Niemand war mehr dazu berufen, eine abschliessende Textausgabe der IB. zu bieten als Finnur Jónsson, der durch sein unvergleichlich reiches und gründliches Wissen dem Altmeister der isländischen Geschichte ein Ehrendenkmal setzte!

Halldór Hermannsson verfolgt andere Ziele: Einleitung, Textausgabe, englische Uebersetzung, Anmerkungen. Während die übrigen Ausgaben meist den altertümlichen Wortlaut der verlorenen Handschrift um 1200 zu wahren suchten, wählte Halldór die in den Wörterbüchern und Grammatiken übliche Schreibweise, um das Lesen zu erleichtern. Die ausführliche Einleitung entwirft nach den neuesten Forschungen ein sehr anschauliches Bild des geschichtlichen Hintergrundes der IB., so dass man zum Verständnis von Ares Buch gründlich vorbereitet ist. Die IB. tritt nach ihren Vorzügen und Mängeln in helle und scharfe Beleuchtung. Die Frage nach Ares schriftstellerischer Gesamttätigkeit: ältere verlorene und jüngere IB., *áttartolo* und *conunga aeve* (Konungabók und Landnáma) sucht Halldór neu und selbständig zu klären. Was er für Ares Verfasserschaft des Besiedlungsbuches, der Landnáma, wenigstens nach ihrer Grundlage, beibringt, wirkt überzeugend. Anlage und Arbeitsweise der IB. und Landnáma stimmen so gut überein, dass man auf denselben Urheber zu schliessen geneigt sein wird, wogegen das Königsbuch nach wie vor rätselhaft bleibt.

Vor allem beachtenswert scheint mir, was Halldór zu dem von Jón Erlendsson gebrauchten, in den drei ersten Ausgaben (1688, 1716, 1744) beibehaltenen Titel „*Schedae*" bemerkt. Er meint, dass diese Bezeichnung, die lose Blätter, Zettel bedeutet, gewiss nicht vom Abschreiber erfunden, sondern aus der alten Vorlage übernommen worden sei. „It is likely that the ten chapters with the table of contents were in the form of a book, although a small one, while probably the prologue with the note on King Haralds ancestry and doubtless the genealogies of the bishops and of Ari himself were on loose leaves; hence the scribe used *schedae* for the whole thing." Und diese Zettel werfen auf Ares Sammelarbeit Licht. Er hatte nicht eine bereits fertige Saga aufzuschreiben, sondern geschichtliche Einzelheiten zu erfragen. „We can easily imagine Ari at the sessions of the Allthing going around interwiewing people and questioning them about their families, the history of their home district, and so on; and later when he had obtained this information, writing it down on pieces of parchment very much as a modern scholar uses slips today". Was ausser der erhaltenen IB. auf Are zurückweist, stammt aus seinen Zettelsammlungen! „He reminds one of a countryman of his, separated from him six centuries, Arni Magnusson, an indefatigable collector of all kinds of material but unable to arrange it and to make practical use of it. Ari may not have worked his schedae into a book, but some one then probably did so after his

Digitized by Google

death". Die ältere den Bischöfen und Saemund vorgelegte IB. könnte die umfangreiche Zettelsammlung Ares gewesen sein, aus der dann die kleine IB. hervorging, während sie aus ihrem weiteren Bestand die Landnáma hervorrief. Allerdings mag entgegnet werden, dass ein solcher grosser Zettelkasten im Mittelalter schwer zugänglich und bald verbraucht sein musste, wenn er auch vielleicht in Ares Wohnsitz zu Stadr auf Snaefellsnes oder in einer geistlichen Bücherei aufbewahrt war.

Wie verschieden isländische Gelehrte, die gründlichsten Sachkenner, über Einzelfragen urteilen, wird gerade an diesem Fall ersichtlich. Finnur Jónsson meint S. 59 Anm. von Jón Erlendssons *Schedae:* „det er vist förste gang, at dette umulige navn optraeder, der senere desvaerre blev sa tit brugt". Mit Recht behauptet Halldór Hermannsson, dass Jón Erlendsson keinen Grund hatte, eine ihm vorliegende einheitliche Handschrift der IB. so zu nennen! Den Spottvers auf Freyja erklärte F. Genzmer im Arkiv för nordisk filologi 1928 S. 211 ff. neu: dazu Halldór: „the interpretation is unquestionable the most plausible one and I have adopted it in my translation"; wogegen Finnur Jónsson S. 31: „Genzmers tolkning er fuldkommen uantagelig". Wer mag hier entscheiden?

Rostock. Wolfgang Golther.

Yrjö Hirn, Ön i världshavet. Helsingfors, Holger Schildts förlag. o. J. (1928). 511 S.

Was den deutschen Vertretern der Wissenschaft aus dem einen oder anderen Grunde nicht beschieden war zu leisten, das verdanken wir einem Lehrer der Universität Helsingfors: eine geistesgeschichtlich eingestellte, umfangreiche, wenn auch nicht erschöpfende Geschichte des Robinsonmotivs, die in dem oben genannten Buche vorliegt. Denn das will der zunächst etwas befremdende Titel: „Inseln im Weltmeer" besagen, die Stellung isolierter menschlicher Individuen innerhalb und zu der umgebenden Menschheit. Es erscheint mir als Pflicht, das Buch hier zur Anzeige zu bringen, einmal um seines Themas willen, sodann auch aus persönlichen Gründen. Dass ich ein Exemplar der Güte des Verfassers verdanke, darüber hätte auch brieflich quittiert werden können; aber ich irre mich wohl nicht in der Annahme, dass der Herr Verfasser gewünscht haben mag, dass Referent als langjähriger Spezialist für das Thema, dessen wichtigste einschlägige Beiträge zu demselben er gewissenhaft benutzt hat, sich zu seinem Buche äussern möchte. Das wird dem Referenten nun freilich vorderhand durch seine mangelhafte Kenntnis der schwedischen Sprache aufs äusserste erschwert. Ganz zuverlässig finden sich ja wohl in Deutschland wissenschaftliche Köpfe, die die schwedische Sprache mehr oder weniger beherrschen, aber nach meiner Kenntnis keiner, der ebenso mit dem Gegenstand des Buches vertraut wäre. So hat der Referent ein mittleres Verfahren für richtig gehalten, nämlich das Buch zunächst dem Leserkreis nur anzuzeigen, d. h. von ihm, seinem Plan und den behandelten Einzelerscheinungen des Themas eine Vorstellung zu vermitteln. Das erste Kapitel behandelt in weit ausgreifender Belesenheit die Romantik des Meeres, um zuletzt in den Robinsonstoff einzumünden. Das zweite bespricht erdichtete Robinsonaden vor Defoe, das dritte tatsächliche Robinsonexistenzen vor Defoe. Das vierte ist gänzlich Defoe und seiner problematischen Persönlichkeit gewidmet; das fünfte dem Defoeschen Robinson; das sechste den im Gefolge desselben erschienenen; das siebente den Jugenderzählungen, die eine Inselexistenz zum Thema haben; das achte berichtet über Insellebensläufe, die in eine Utopie ausmünden; das neunte über Liebesidyllen in einer solchen Existenz; das zehnte gilt der Insel Tahiti. Die von S. 453 bis 511 reichenden und abermals grosse Belesenheit in der Literatur über das Thema bekundenden Anmerkungen gestatten, die Ansichten des Verfassers zu kontrollieren und die Untersuchung weiterzuführen. Das Buch ist geschmückt mit nicht weniger als zwanzig ganzseitigen Illustrationen, von denen mehrere dem Leser hier zum erstenmal vorgeführt werden.

Wenn ich gegenüber dieser reichen Gabe, die für den deutschen Leser leider so gut wie verloren sein wird, noch ein weiteres Bedauern aussprechen muss, so gilt es dem Umstande, dass der Herr Verfasser es unterlassen hat, einen Zitierschlüssel für die häufiger angeführten Werke zu geben und dadurch nicht unerheblich an Raum zu sparen, der einem dringend nötigen Register über Sachen und Personen zugute gekommen wäre. Da eine in das Einzelne gehende Inhaltsübersicht ebensowenig vorhanden ist, so ist eine Orientierung über den reichen Inhalt aufs äusserste erschwert. Hinsichtlich des letzteren möchte ich doch auf folgendes aufmerksam machen. Wenn ich rühmen muss, dass der Herr Verfasser Stoffe berücksichtigt hat, auf die vor mir noch niemand hingewiesen hatte, z. B. Grivels L'Isle inconnue (von Dottin äusserst dürftig besprochen) und Beaurieus L'élève de la nature, so muss ich andererseits bedauern, dass er Bearbeitungen des Themas herangezogen hat, die in einer wissenschaftlichen Behandlung desselben keinen Platz oder nur flüchtigste Erwähnung verdienen. So gehört die Campesche Verballhornung des Stoffes nur mit Vorbehalt hierher, die Gräbnersche Jugendbearbeitung in keinem Falle. Von den deutschen Bearbeitungen des Themas finden wir nur die in jedem Betracht abstossende des „Deutschen Robinson" aus dem Jahre 1722 behandelt, deren Titelanführung nebst ihrem Neudruck eine volle halbe Seite der Anmerkungen in Anspruch nimmt und die von der deutschen Produktion auf diesem Gebiete eine völlig irrige Vorstellung gibt. Doch das sind Bedenken, die neben dem Geleisteten, soweit ich mir bis jetzt ein Urteil darüber zutrauen darf, wenig ins Gewicht fallen und den dem Verfasser schuldigen Dank nicht herabmindern dürfen. Möchte das Werk trotz seines fremden Gewandes seinen Zweck erreichen, nämlich den, ein weltliteraturgeschichtliches Problem, wenn nicht völlig gelöst, so doch der Lösung ein erhebliches Stück näher gebracht zu haben.

Gotha. Hermann Ullrich.

A Grammatical Miscellany offered to Otto Jespersen on his seventieth birthday. Edited by N. Bøgholm, Aage Brusendorff, C. A. Bodelsen, Kopenhagen. Mit einem Bildnis. Copenhagen, Levin & Munksgaard, 1930. London, George Allen & Unwin Ltd. 1930. 464 S.

Als schönes Beispiel wissenschaftlicher internationaler Zusammenarbeit wurde dem verdienten dänischen Sprachforscher zu seinem 70. Geburtstag am 16. Juli 1930 von skandinavischen, englischen, amerikanischen, deutschen[1], österreichischen, holländischen, schweizer, französischen,

[1] Ein Beitrag von Johannes Hoops konnte äusserer Umstände halber keine Aufnahme mehr finden und erschien in „Englische Studien" Bd. 65 (1930, Heft 2): „Ae. *ealuscerwen, meoduscerwen*".

Digitized by Google

belgischen, italienischen und japanischen Gelehrten der vorliegende stattliche Gedenkband beschert, dessen Herausgabe die drei Editoren aufs sorgfältigste und liebevollste betreut haben. Nicht weniger als einundvierzig Beiträge nebst einer ausführlichen, 382 Nummern zählenden Bibliographie Jespersens (von C. A. Bodelsen) und einem knappen, brauchbaren Sachregister machen den Inhalt des Buches aus, und in vielen dieser Beiträge kommen unmittelbar die reichen linguistischen Anregungen zur Geltung, die von dem dänischen Altmeister der allgemeinen und der englischen Sprachforschung seit so vielen Jahren ausgegangen sind. Es ist unmöglich, im Rahmen eines kurzen Referates auch nur andeutungsweise dem ebenso vielseitigen wie gediegenen Inhalte des Buches gerecht zu werden und die Mitarbeiter alle einzeln aufzuführen.

Die grösste Anzahl der Beiträge ist naturgemäss der englischen Sprachgeschichte im weiteren Sinne gewidmet. Da weist etwa Allen Mawer auf das sprachlich-lexikographische Material hin, das, noch fast völlig ungenutzt, in den englischen Personennamen vorliegt. E. Ekwall macht es auf Grund von frühmittelengl. Personennamen wahrscheinlich, dass in einigen Bezirken Englands noch kurz vor der normannischen Eroberung skandinavisch gesprochen wurde. Morsbach behandelt zusammenfassend das Problem der frühne. Schriftsprache und frägt „nach den treibenden Kräften und besonderen Umständen, die diese sprachliche Einheitsbewegung hervorgerufen haben". Mehrere Aufsätze wenden sich Problemen der Lautgeschichte und der Syntax zu. So handelt Kemp Malone über ae. *(ge)hȳdan* 'heed' [der Uebergang von $\bar{e} > \bar{i}$ drückt sich in vereinzelten Schreibungen schon im ae. aus], und Aage Brusendorff stellt eine Art Relativitätstheorie im Tempusgebrauch des englischen Zeitworts auf, die auch für andere Sprachen von grundsätzlicher Bedeutung ist. Fritz Karpf gibt u. a. interessante Bemerkungen zu Konstruktionen wie *'look at him run', 'look where he comes'*. Wortgeschichtliche Fragen behandeln R. E. Zachrisson („*Grendel* means 'the Demon of the Pit'"), Holger Pedersen (ae. *fæmne*, lat. *fēmina*, entspricht einer fem. Form zu gr. ποιμήν 'Hirte'), C. T. Onions (me. *breche* = "a 'breach' made in a forest") und K. F. Sundén (me. *rope* = an. *hropa* 'werfen, rollen'; me. *ropele* vb., 1. = skand. [jütl.] *roelle* 'rasseln, kochen', 2. = ne. dial. *raddle*, norw. dial. *radla* 'schwätzen', 3. = an. *hrjópa* 'stürzen, rennen'). Ein Aufsatz von Sanki Ichikawa erörtert die Aussprache moderner englischer Lehnwörter im Japanischen. Die ältere Literaturgeschichte behandelt A. Brandls Beitrag über Scyld Scefing, der in Weiterentwicklung seiner früheren Anschauungen nun den Beinamen als „Scyld der Wikingermensch" übersetzen möchte. Die neuere Literaturgeschichte ist mit einer Betrachtung von H. C. Wyld vertreten, der Spencers Stil und Wortschatz zu späteren englischen Dichtern in Beziehung setzt. Neue Quellen des Ae. erschliesst Max Försters Ausgabe der Freilassungsurkunden des Bodmin-Evangeliars.

Aus den Beiträgen über vergleichende und allgemeine Sprachwissenschaft seien hervorgehoben William Thalbitzers Ausführungen zur Struktur der Eskimo-Sprache und A. Meillets Theorie über den affektiven Wert der idg. behauchten Verschlusslaute. Charles Bally weist in scharf pointierter Zusammenfassung nochmals den objektiven Charakter des 'Style Indirect Libre' nach. An einige Beiträge, die sich mit Einzelproblemen aus der skandinavischen Philologie beschäftigen, schliessen sich solche aus dem Gebiete der romanischen Sprachgeschichte. Kr. Nyrop verfolgt die portugiesischen Lehnwörter im Dänischen; A. Wallenfeld erörtert aufs neue die Möglichkeit eines keltischen Substrats in lat. *ū* = roman. [*y*] und bejaht unter gewissen Modifikationen ['régression locale'] diese Möglichkeit. Je ein Beitrag zur alten keltischen Literatur (J. Vendryes), zur italienischen (Carlo Tagliavani) und baskischen (C. C. Uhlenbeck) Wortgeschichte und zur Wortbildung in der von Jespersen 1928 geschaffenen künstlichen Sprache des Novial (Siegfried Auerbach, in Novial geschrieben) runden den reichen Inhalt der würdigen Festschrift ab.

Giessen. W. Fischer.

Merrit Y. Hughes, Virgil and Spenser. University of California Publications in English. Vol. 2, Nr. 3, pp. 2633—418. University of California Press Berkely. California 1929.

Die dem *Rezensenten* vorliegende Arbeit eines amerikanischen Gelehrten verdankt nach dem Vorwort ihre Entstehung früheren kleineren Forschungen, die das Ziel verfolgten, den Einwirkungen des klassischen Altertums auf Spensers Dichtung nachzugeben. Das Ergebnis der Untersuchung ist entgegen der vielfach aufgestellten These unmittelbarer Einwirkung, dass die Reminiszenzen in dem „Schäfer-Kalender" mehr auf Spensers Lektüre der Dichtungen der sog. Pléjade zurückzuführen sind. Nur verhältnismässig gering ist das, was Spenser Virgils Eklogen im Original verdankt, wohl aber scheint er die hellenistischen Gedichte des jungen Virgil, Culex und Ciris, geschätzt und viel gelesen zu haben. Spenser war nicht ein gewohnheitsmässiger (eifriger) Leser der Aeneis während des Abschnitts seines Lebens, der die reifsten Werke zeitigte.

Das wird im einzelnen festgestellt. Verfasser geht bei der Untersuchung aus von der Schäferpoesie Spensers. In einem einführenden Kapitel stellt er zusammen, was Lanson, Brunetière und andere französische Literarhistoriker über Virgils Eklogen als Vorbilder für Pléjade, insbesondere Du Bellay, Baïf und Daurat, zu sagen haben.

Ein zweites Kapitel behandelt die persönliche Allegorie.

Es folgen: Der Geist der Schäferwelt Virgils, „E. K.s" Kritische Autorität, Virgils Mücke (als Zwischenkapitel). Der zweite Teil der Arbeit handelt von dem epischen Gedicht und der Romanze, Epik als (?) Romanze, Virgils Welt in Spensers Phantasie, die gewöhnlichen Charaktere, Mythologie zum Schaugepränge und zur Allegorie gemacht, Sprache und Bild (bildliche Darstellung), die Bewunderung eines tiefgründigen Philosophen. Den Beschluss machen eine acht Seiten umfassende Bibliographie und ein Namenverzeichnis.

Zum Verhältnis Spensers zu Marot bemerkt H. (S. 267), dass Sp. Marot, den Du Bellay als Barbaren verachtet, auf gleiche Stufe mit den Italienern stellte. Die französischen Vorbilder (die Plejade) scheinen ihm die *meisten* Motive und wörtlichen Anklänge in The Shepheardes Calendar überliefert zu haben. Damit tritt H. der Behauptung moderner Kritiker entgegen, die nur einer einzigen Ekloge Spensers eine klassische Grundlage zuschreiben. (Dem Gedicht „August" als Nachahmung Theokrits.) Spenser lehnte sich vielmehr auch hier an Baïfs Gedicht (s. Hughes S. 275) an, beide, Spenser und Sidney, schufen ihre Strophen nach dem gleichen Vorbild.

Digitized by Google

Auch den Zauber der Ausmalung des Schauplatzes lernte — daran könne kaum zu zweifeln sein — Spenser von Ronsard.

Den schlagendsten Beweis dafür, dass der Schäferkalender nichts von Bedeutung Virgil direkt verdankt, ist für H. die Tatsache, dass der Kalender nichts herübernahm aus Virgils Georgica (S. 300). Die äusserst geringe direkte Benutzung Virgils erklärt H. aus dem Umstand, dass sowohl Spenser wie seine Zeitgenossen den römischen Dichter missverstanden (S. 401).

In der *Feenkönigin* vereinigte Spenser die Grundsätze des Widerstandes gegen das Böse mit denen der göttlichen Vorsehung (Buch II). In der allegorischen Interpretation der Aeneis durch die neuplatonischen Schriftsteller der Renaissance haben wir den Schlüssel zu der Allegorie in der Feenkönigin zu suchen (H. S. 405). So z. B. bildet Tassos Liste der Heldentugenden die wirkliche Grundlage der Einteilung der Feenkönigin in zwölf sittliche Tugenden, „which Aristotle hath devised" (H. S. 405).

Die Ergebnisse, zu denen H. in seiner Untersuchung gelangt, werden leider nicht am Schluss noch einmal kurz zusammengefasst. Man muss sie sich mühsam aus dem Text zusammensuchen. Doch ist die Arbeit zweifellos an sich ein wertvoller Beitrag zur Quellenfrage der Hauptwerke Spensers.

Marburg. Georg Bersch.

Cain, Henry Edward, James Clarence Mangan and the Poe-Mangan-Question. A Dissertation submitted to the Faculty of the University of Washington. 1929.

Das Ziel, das sich Verfasser der obigen Abhandlung gesteckt hat, ist, den Genius Mangans des Iren (1803—1849) zu würdigen (S. 60 der Dissertation). C. stellt fest, dass zwar von irischen Literarhistorikern wie auch von amerikanischen manches über Mangan und seine Bedeutung als literarische Grösse und als Uebersetzer geschrieben worden, dass aber von englischer Seite wie von deutscher eine Würdigung, die seiner Originalität und Tätigkeit als Uebersetzer von nicht weniger als 45, zumeist deutschen Dichtern gerecht wurde, fehle. — Das Schweigen der literarischen Kritik (von dieser Seite her) sucht Cain — er schliesst sich da an Mangans Landsmann Gilbert K. Chesterton an — in Antipathien, die sich gegen Mangan als Angehörigen des irischen Volkes richten. — Diesen Antipathien ist es zuzuschreiben, dass man Mangan nicht die Gerechtigkeit widerfahren liess, die ihm gebührte.

Cain versucht nun, diese Lücke in der Literaturgeschichte, im besonderen in der Geschichte der englisch-irischen Lyrik und den Beziehungen zwischen englischer und deutscher Literatur, auszufüllen. Er unternimmt es, sein oben angegebenes Ziel auf dem folgenden Wege zu erreichen: Er teilt seine gesamte Arbeit in ein einführendes Kapitel von 14 Seiten, ein zweites Kapitel, in dem er das Leben und das Genie von Mangan und dem Amerikaner Poe vergleicht, ein drittes Kapitel, das deren Metrik und Rhythmik behandelt, und ein viertes Kapitel, welches Mangans Uebersetzungen (namentlich Goethescher und Freiligrathscher Dichtungen) würdigt.

Die vorausgeschickte Bibliographie der benutzten Quellen (S. VII—XI) gliedert C. in zwei Abschnitte: Spezialarbeiten und allgemeine Werke. Sie dürfte wohl 300 Namen umfassen und alles Material gewissenhaft verzeichnen, das bei künftigen Untersuchungen benutzt werden könnte. Da vieles in amerikanischen Zeitschriften verstreut ist, hat C. mit bewundernswertem Fleisse und grosser Sorgfalt ihm wichtig erscheinende Passagen wortgetreu aufgenommen, um dann eigene Beobachtungen, Vergleiche, Betrachtungen ästhetisch-rhythmischer Art und Bemerkungen über die Beziehungen zwischen Poes, Coleridges und anderer Lyrik anzuschliessen.

Für uns Deutsche ist oder scheint mir am wichtigsten das Kapitel über Mangan als Uebersetzer. C. hat eine ganze Anzahl der deutschen Originalgedichte mit abdrucken lassen, so dass ein Vergleich erleichtert wird. Mangan übersetzte u. a. mit mehr oder weniger Geschick: Rückerts „Sterbende Blume", „Begrüssung auf dem Kynast", Freiligraths „Gesicht des Reisenden" und „Löwenritt", Geibels „Rheinsage", Bürgers „Lenore", Goethes „Fischer", „Mignon", „Heidenröslein", „Veilchen", „König in Thule", „Sänger", Schillers „Glocke", „Des Mädchens Klage", „Klage der Ceres", „Ritter Toggenburg", „Gang nach dem Eisenhammer", Schubarts „Ewiger Jude" und Wilhelm Müllers „Wohin" („Ich hört' ein Bächlein rauschen"). Die Uebersetzungen erschienen 1845 unter dem Titel „German Anthology".

Mangan ist also der erste Dolmetscher deutscher Lyrik in Irland (Cain, S. 42).

Die Aehnlichkeit Mangans mit Poe führt C. mit seinen Gewährsmännern, hauptsächlich irischen Literaturforschern, auf die gleiche krankhafte Neigung zum Genuss von narkotischen Mitteln zurück. (Cain, S. 33/34.) Mangan und Poe haben ausserdem aus derselben Quelle geschöpft; diese Quelle war Coleridge, dessen originale wie Uebersetzungslyrik ihnen nachweislich bekannt war. (Cain, S. 93.) Doch ist Mangan bei der Uebertragung ganz eigene Wege gegangen.

Künftige Darsteller englisch-irischer Literaturgeschichte werden nicht an Cains Abhandlung vorbeikommen. Sie ist zweifellos ein äusserst beachtenswerter Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte und jedem, der sich mit der englischen und deutschen Romantik beschäftigt, soweit es sich um Lyrik handelt, zur Lektüre zu empfehlen.

Marburg. G. Bersch.

Bethune, Leçons élémentaires de grammaire historique de la langue française. Louvain, librairie universitaire, 1930.

Das Buch des Barons Bethune ist, wie er selbst in der Vorrede sagt, aus dem Kommentar hervorgegangen, mit dem er die grammatische Einleitung der Chrestomathie du moyen-âge von G. Paris und E. Langlois für die Studierenden der rom. Philologie an der Universität Löwen durch Jahre versah. Das Buch will nur eine Vorstufe zu Nyrops Grammatik sein, verzichtet auf alle bibliographischen Angaben und will nur den Studenten einen Dienst erweisen. Bezeichnenderweise betont der Verfasser in der Vorrede, dass er ausser der Grammatik von Nyrop noch die Bücher von Brunot und Schwan-Behrens benützt habe. Das Buch beschränkt sich auf die Laut- und Formenlehre und widmet jener zwei, dieser ein Drittel des Textes. Es ist nur jede zweite Seite bedruckt, die andere für handschriftliche Bemerkungen der Benützer frei gelassen, dadurch freilich der äussere Umfang auf das Doppelte erhöht. Es ist ein Lehrbuch für Studenten, das die Entwicklung der Laute und

Digitized by Google

Formen vom Latein über das Altfranz. zum Neufranz. darstellt. Neue Gedanken wird man darin nicht suchen und auch nicht finden.

Von einem solchen Lehrbuch kann man verlangen, dass es wenigstens keine unrichtigen Behauptungen enthalte, und dass es praktisch angelegt sei. Beide Forderungen sind leider nicht voll erfüllt. Um den ersten Vorwurf zu begründen, seien einige Unrichtigkeiten angeführt. Seite 16 werden als Beispiele der Bewahrung zwischentoniger Vokale ausser *a peregrinum-pèlerin* und *quadrifurcum-carrefour* nebeneinander angeführt; abgesehen davon, dass *pèlerin* nicht auf *peregrinus*, sondern auf das dissimilierte, seit 360 bezeugte *pelegrinus* zurückgeht, hätte dieses in volkstümlicher Entwicklung, die doch hier gemeint ist, *peldrin* ergeben und in *pèlerin* blieb das zwischentonige *e* nicht auf Grund einer Lautregel, sondern wegen des Einflusses der lat. Form des Kirchenlateins. Seite 18 unten wird die Bewahrung vortoniger Vokale im Hiat zu betonten, wenn sie nicht diesen gleich sind, gelehrt und als Beispiele dafür *aostu, aguriu* aus *augustum, augurium* neben *prendere, corte* aus *prehendere, cohortem* angeführt; aber der Hiat ergab sich in *eür, aoust* viel später als in *pre(h)endere, co(h)ortem* und die Gegenüberstellung ist unberechtigt. Seite 23 unten werden offene *e, o* vor *l'* als behandelt wie freie Vokale angeführt und *mieldre, dueil* als Beispiele gegeben; da aber vor *l'* das *a* nicht zu *e*, das *ǫ* nicht zu *ou, eu* wurde, liegt in *mieldre, dueil* nicht die altfranz. Diphthongierung freier offener *e, o* vor, sondern die auch in Prov. erscheinende, also gallorom., ältere Diphthongierung offener *e, o* vor palatalen Konsonanten. Seite 24 oben wird *cigogne* als die regelmässige Entwicklung von *ciconia* angeführt, das bezeugte altfranz. *ceoigne*, das diese Entwicklung in Wahrheit darstellt, nicht erwähnt. Nach Seite 27 oben soll *pascere* über *pascre* zu *paisre, paistre*, nach Seite 47 unten gar *angustiam* über *angotsia, angocsia*, zu *angoisse* geworden sein; in Wirklichkeit wurde *pascere* über *paśtśere, paśśere, paissere* zu *paistre*, während ein einmal vorhandenes *pascre* doch *pasre, pastre* ergeben hätte, wie *masclu masle* ergab. Auf Seite 27 wird weiter die Entwicklung des *ce* in *carcerem-chartre* mit den Worten besprochen: quelquefois (!), la palatale interconsonnantique s'est assimilée aux consonnes voisines, changeant de nature, mais ne disparaissant pas. Nach Seite 28 oben ergab *pugnum* altfranz. *poigne*. Nach 29 unten sollen *ae, oe* durch „déplacement de leur élément fort" zu *aę́, oę́* mit halbvokalischem *a, o* und durch „chute de leur premier élément" zu *ę, ę* geworden sein. Seite 30 unten erscheint *Sussiones* als Grundform von *Soissons* und ist kein Druckfehler, da es Seite 32 oben wiederkehrt. Für weitere Ausstellungen fehlt der Platz, den man für die Besprechung eines solchen Buches in grösserem Umfange nicht verlangen kann. Die angeführten Bemerkungen genügen aber, um das wissenschaftliche Niveau des Buches anzugeben. Ausdrücke wie „perturbations, influence troublante" verraten, dass die ganze Auffassung der Lautvorgänge nicht auf voller wissenschaftlicher Höhe steht.

Zweitens ist das Buch nicht einmal praktisch angelegt. Die Entwicklung betonter Vokale und die unbetonter sind durcheinander behandelt, konsonantische Vorgänge bei den Vokalen angeführt, zusammengehörige Erscheinungen getrennt behandelt, eine Fülle einzelner Uebergänge ohne Angabe der Zusammenhänge angenommen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass das Buch Bethunes nicht nur für den Fachmann, was nach seinem Titel von vornherein zu erwarten war, sondern auch für den Studierenden der franz. Philologie ohne besonderen Nutzen ist.

Innsbruck. Josef Brüch.

Le Poème moral. Éd. complète par Alphonse Bayot. (Académie Royale de Langue et de Littérature françaises de Belgique. Textes anciens. Tome I.) Bruxelles-Liège 1929. (CCVIII u. 304 S.)

Es ist zu begrüssen, dass uns diese ansprechende altfranzösische Dichtung aus der Wende des 12./13. Jahrhunderts nunmehr in ihrem vollen Umfange in einer guten Ausgabe vorliegt. Zwar war der erste Teil des Gedichtes (2320 Verse) schon 1886 von dem damals jungen W. Cloetta ganz mustergültig herausgegeben worden; doch die durch neue ausgebeutete Quellen seither hinzugekommenen 1476 Verse, an mehreren Stellen ediert und noch nicht inhaltlich und sprachlich ausgewertet, rechtfertigen das Unternehmen.

In manchen Punkten konnte der Herausgeber die Feststellungen seines Vorgängers unverändert übernehmen. Einen schon von Cloetta gezeigten Weg zur Festsetzung der Entstehungszeit hat er ausgebaut: die Untersuchung des Alters der in dem Gedichte zitierten oder genannten sonstigen altfranzösischen Schriftwerke (Apoloine, Aye d'Avignon, Fulcon [de Candie], Chevalerie d'Ogier, Aiol, Fernagu [Pseudo-Turpin oder verlorenes Epos des Karls-Kreises]). Für mehrere dieser Stücke, die selbst nicht genau zu datieren sind, führt B. sämtliche Stellen an, wo sie im Mittelalter genannt sind. Allerdings geben die so gefundenen Daten, kritisch betrachtet, nur einen Terminus post quem, — und genau besehen nicht einmal diesen; denn es steht nicht fest, dass die erhaltenen Bearbeitungen der zitierten Stoffe die ersten und diejenigen waren, die dem Dichter des Poème moral vorlagen. Besonders interessant ist ein Zitat (Vers 3133): Quant asseis at chanteit des pastours et d'Acier. Bayot erblickt in „Acier" den in Quellen des 12./13. Jahrhunderts als Eposfigur öfters genannten Auchier (lat. Wacherius). Ich glaube nicht, dass das gemeinte Epos von Auchier und Hirten handelt, ebensowenig, dass das Nebeneinander von einem „Landri" und Auchier, wie es sich in einigen Quellen findet, zur Annahme eines verlorenen Epos berechtigt, das von Landri, Auchier (und Hirten) gehandelt habe. Die eine (S. CXX) aus Giraud de Barri angeführte Stelle: (cantantes) fabulas et gesta, qui videntes cantilenam de Landerico non placere auditoribus, statim incipiunt cantare de Wacherio ... spricht eindeutig dagegen. Viel näher liegt die Annahme, dass der Ausdruck „pastours" auf Pastorellen hindeutet; freilich scheint dann aus dem dichten Nebeneinander von „pastours" und „Auchier" hervorzugehen, dass eine gewisse inhaltliche Verwandtschaft zwischen den beiden Stoffen bestand; oder war es nur ein Nebeneinander im Repertoire der dem Dichter vertrauten Jongleurkreise? Irrig ist auch die Voraussetzung B.s, dass die geringschätzigen Aeusserungen der genannten Quellen über epische Stoffe auf deren tatsächliche Inferiorität (Parodien) schliessen liessen; ich führe als Beispiel die geringschätzige Aeusserung Gautiers de Coincy über die „Viez pastoreles" an. So sind auch die Vermutungen B.s über den vermutlichen Inhalt dieser Chanson „d'Auchier et Landry" wenig überzeugend.

Mehrere Unklarheiten enthält das gleichfalls auf eine nähere zeitliche und lokale Eingrenzung des Ursprungskreises hinzielende Kapitel: Les processions des croix banales. Zur Berichtigung sei kurz bemerkt: 1. Bittprozessionen gab es auch in anderen Teilen des mittelalterlichen Frankreichs; der Ausdruck „aprés les crois aler" (3170) genügt nicht zu einer Identifizierung der hier erwähnten Prozessionen mit den belgischen „Croix banales", der Ausdruck „aprés Paske" dient hier wahrscheinlich, wie oft im Epos, der Bezeichnung „Frühlingszeit", denn im Winter finden auch heute noch keine Prozessionen im Freien statt. 2. Ganz unwahrscheinlich ist, dass es sich um eine Tanzprozession handelt: bei den Tänzen, die im Mittelalter in Verbindung mit kirchlichen Dingen auftreten, sind scharf zwei Arten zu scheiden: erstens Tänze, die durch das anlässlich kirchlicher Veranstaltungen versammelte Publikum, gegen den Willen des Klerus, teils in der Kirche, aufgeführt werden. Zweitens solche Tänze, die mit Unterstützung oder auf Anordnung, teils sogar unter aktiver Beteiligung des Klerus, stattfinden. Zur zweiten Art, für die wir ziemlich reiche Nachrichten und sogar Texte mit

Digitized by Google

Melodien erhalten haben[1], gehören als unbedeutende Nebengruppe auch die sog. Springprozessionen. Im Poème moral (3168ff.) handelt es sich offenbar um die erste, verbotene Art. Man tanzt (nach Prozessionen) die Karole; es freut sich der Teufel, „qui de ce tient escole". — Ausser den Karole-Tänzen im Freien bekämpft das Poème moral auch die weltlichen Belustigungen (Tänze und „Schlimmeres"), denen man sich an den kirchlichen Vigilien, insbesondere an der des hl. Johannes (des Täufers) in der Kirche zuweilen hingibt. Doch hieraus lässt sich keineswegs für die Entstehungszeit ein terminus ante quem herstellen; denn die mit dem ersten Dezennium des 13. Jahrh. neu wieder einsetzende Bekämpfung dieser Unsitte durch offizielle kirchliche Stellen zieht sich über das ganze 13. Jahrh. und das ganze spätere Mittelalter hin. Nebenbei sei hier erwähnt, dass eine Stelle des P.M., die dem Verfasser anscheinend nicht aufgefallen ist, vielleicht auch auf den Vortrag von Epen in der Kirche deutet. Vers 3127ff. heisst es:

Mais, premier esculteis ce c'on fait al moustier,...
Quant il ont en l'eglize a paine tant esteit
Que les services Deu at li prestres fineit,
Avant vient li jugleires, que li fes at loweit;
Cil chante, cil viele, celui ot on a greit.

Freilich ist für das Folgende, wo der Jongleur dem Publikum, falls es der Chanson de geste überdrüssig ist, einen Tanz vorschlägt, die Szene ins Freie zu verlegen. — Für durchaus annehmbar halte ich die Folgerung, die B. aus dem Verhalten des Verfassers gegenüber der Beichtpraxis zieht: dass das Gedicht vor dem vierten Laterankonzil (1215) verfasst ist, wo bisher strittige Fragen genau geregelt werden.

Die Stärke der neuen Ausgabe beruht in den zuverlässigen und in ihrer Reichhaltigkeit wohl vollständigen Nachweisen der theologischen Quellen des Verfassers; besonders ist zu begrüssen, dass unter dem kritischen Apparat der volle Text der Quellenstelle abgedruckt ist. Es ergab sich daraus die (bisher nicht ausgenützte) Möglichkeit, den Wortlaut der Quelle auch für die Textkritik auszunutzen und schwer verständliche Stellen aufzuhellen. Wir ersehen ferner, dass der Verfasser des P.M. in der für ihn in Betracht kommenden Literatur wohl zu Hause war; die sich öfters über mehrere Strophen erstreckende Uebereinstimmung mit den Quellen legt den Schluss nahe, dass er beim Niederschreiben die Quellen vor sich liegen hatte. In den teilweise recht umfangreichen Werken, die er benutzte, steckte ein für mittelalterliche Verhältnisse recht bedeutender Wert. Sollten wirklich solche Schätze im Besitz eines „simple curé" (Bayot S. CXCI) sich befunden haben? Ich möchte den Verfasser lieber für einen Mönch, und zwar einen Angehörigen des Benediktinerordens halten, den er (Str. 871) so kräftig als einen — bei Befolgung der Regel — ziemlich sicheren Weg zum Himmel empfiehlt. Allerdings ist das Werk zweifellos für Laien geschrieben bzw. um Laien vorgetragen zu werden. Deshalb äussert sich der Verfasser auch recht zurückhaltend über die Vorzüge des Klosterlebens (Schutz für Schwache!), um desto lebhafter die Tugend des Mannes zu preisen, der, vergleichbar dem in vorderster Linie kämpfenden Ritter, auf dem Schlachtfelde des weltlichen Lebens alle Angriffe und Tücken des Teufels siegreich abschlägt und durch sein Beispiel Schwächlinge und Unentschlossene mit sich reisst. Die eine Stelle (Vers 3478): Nos qui en mi le bruec del siecle demorons —, die B. als Beweis für seine These anführt, beweist nichts. Es liegt hier der zu allen Zeiten von paränetischen Schriftstellern bzw. Predigern geübte Brauch vor, sich selbst mit dem Leser zu identifizieren. Man vgl. Vers 1517: Mais nos qui n'avons cure de mal a relenquir; Ähnliches öfters. Ebensowenig spricht die Angabe des Verfassers, er habe einmal an einem Essen von 13 Gängen teilgenommen, dagegen, dass er einem Orden angehörte.

Die Frage, welcher Gedichtgattung das Poème moral angehört bzw. in welche Entwicklungsreihe es einzugliedern ist, streift B. nur flüchtig (S. CXCI), indem er es im Anschluss an die Stelle „nostre petit sermon" dem genre parénétique zuweist. Doch ist zu bedenken, dass das P.M. in der Ueberlieferung in Sammlungen auftritt, die Heiligenleben enthalten. Die Frage sei hier nur aufgeworfen; der Umfang und die Bedeutung, die innerhalb des Gedichtes die eingefügten Legenden aufweisen, berechtigt dazu. In engem Zusammenhange hiermit steht die Frage nach der Vortragsart des P.M. — Eine Predigt wird vorgelesen, die Heiligenleben, wenigstens die früheren (hervorgegangen aus gleichfalls gesungenen Abschnitten der Officien) wurden gesungen. Zu denken gibt auch die Aeusserung: (Vers 2306) Mais tant vos ai cantét qu'il vos puet anuiier. Freilich hat nur die eine der beiden Hss. cantét, die andere, etwas weniger wertvolle, contét. Gestützt wird die erstere Lesart durch die beiden folgenden Verse:

Et li malvais canteres promiers se fait proiier
Et, puis qu'il lo comencet, nel seit entrelaissier...

— übrigens, wie Paul Meyer richtig bemerkte, vielleicht eine Reminiszenz an Horaz, Sat. I. 4. 1—3.

Von Wichtigkeit wäre für die Gattungsbestimmung des P.M. die Feststellung gewesen, in welcher Umgebung es in allen einzelnen Hss. auftritt. Leider hat B. nur zu wenigen der 12 Hss. ausführlichere Inhaltsangaben (Kap. 2 der Einleitung) gemacht und bei den andern auf ältere, teils schwer zugängliche Werke verwiesen, auch auf eine Charakterisierung der einzelnen Hss. verzichtet, so dass wir hier auf die dürftigen Mitteilungen Cloettas angewiesen bleiben.

Das Einleitungskapitel IV (Comparaison des manuscrits etc.) zeigt, dass der Verfasser in das schwierige und wichtige Problem der textkritischen Methoden nicht sehr tief eingedrungen ist. Der Gang seiner Untersuchung ist folgender. Zunächst stellt er, im Anschluss an Cloetta, doch etwas abweichend von ihm, ein nach der früher geübten Methode gefundenes Verwandtschaftsschema (Stammbaum) für 11 Handschriften auf; die zwölfte, die Krakauer Hs., liess sich schwer in das Schema eingliedern, da sie nur mit einer, der Löwener Hs., gemeinsamen Textbestand hat. (Doch sollte ein Versuch, freilich nur möglich mit unsicheren, sonst zu eliminierenden Mitteln, völlig aussichtslos gewesen sein?) Dann führt B. (XLVIIff.) eine Reihe von Lesartengruppen an, die dem vorher Gefundenen widersprechen bzw. es entkräften sollen, nachdem vorher festgestellt war, dass die gefundene Gruppierung die einzig mögliche war. Ergebnis: die (seit fast einem halben Jahrhundert feststehende) Ueberlegenheit der Hs. A. — Dazu ist zu bemerken: Will man, auch ohne an die neuerdings bekämpfte Richtigkeit der Methode Cloettas zu glauben, mit einem Handschriftenstemma arbeiten, so sind vorher die Grundlagen und Grundsätze der Methode genau festzusetzen und abzugrenzen. Nur dann ist die Aufstellung eines Stemmas ernst zu nehmen, wenn mit absolut „sicheren Fällen" gearbeitet wird; das heisst, wenn zur Aufstellung von Gruppen verwandter Hss. nur gemeinsame Fehler, und zwar nur solche benutzt werden, die nur durch Abschrift einer gemeinsamen Vorlage, in die sich dieser Fehler eingeschlichen hatte, zu erklären sind. Das ist B. offenbar gar nicht klar geworden. Sonst hätte er nicht, statt über Cloetta in der strengen Auswahl des Materials noch hinauszugehen (was möglich und nötig war), in beiden Teilen seiner Beweisführung für die Aufstellung von Gruppen teils gemeinsame Richtigkeit, teils ganz indifferente, sogar rein graphische Varianten benutzt. Mit solcher Arbeitsweise lässt sich weder etwas beweisen noch widerlegen. Damit soll nicht gesagt sein, dass nach dem jetzigen Stande der Forschung das Handschriftenstemma nicht durch eine andere, den tatsächlichen Verhältnissen näher kommende graphische Darstellung ersetzt werden könnte. Aber die Art, in der sich B. mit der Frage abfindet, ist doch gar zu billig.

Von praktischer Bedeutung ist übrigens beim Poème moral die Frage nach der textkritischen Methode nicht, denn in dem Stemma B.s (und Cloettas) steht die eine Hs. A an Güte und Entstehungszeit dem Original so nahe, dass ihr gegenüber alle anderen Hss. eine einzige Gruppe geringerer Bedeutung bilden. So war für den ersten, in A überlieferten Teil (2320 Verse) die Aufgabe für den Herausgeber vorgezeichnet: enge Anlehnung an diese Handschrift. Freilich erhebt sich hier die neue wichtige Frage, wie eng diese Anlehnung sein muss und sein darf. Zwei extreme Standpunkte sind hier hinsichtlich der Textgestaltung möglich: 1. Man stellt sich die Aufgabe, in dem kritischen Text in einem gewissen Grade die Sprache, d. h. in erster Linie die Grammatik des Dichters wiederzugeben; die Orthographie wäre dabei auszuschalten. Unterlagen für die Auffindung dieser freilich beschränkten Grammatik gäben lediglich Reime und Metrik. Die Resultate sind bei einer Divergenz zwischen den Hauptgruppen der Hss. (hier z. B. A einer-, alle anderen Hss. andererseits) richtunggebend zu benutzen, sei es nur an wichtiger Stelle (Versschluss), sei es auch

[1] Vgl. meine in der nächsten Nummer der Neuphilologischen Mitteilungen erscheinende Abhandlung „Tanzmusik in der Kirche des Mittelalters".

Digitized by Google

im Versinnern. — 2. Die einzige Unterlage für die Textgestaltung bildet die Ueberlieferung. Dem Streben nach möglichst grosser Echtheit dient man am besten durch möglichst enge Anlehnung an eine bestimmte Handschrift. Versuche einer auf Prinzipien beruhenden Textumgestaltung beruhen auf Illusionen und liefern ein mehr oder minder anfechtbares Surrogat. — Von diesen beiden Richtungen, die in allgemeinerer Fassung ausser der sprachlichen Gestaltung auch die Auswahl der Sinnesvarianten umfassen, hat sich B. so ungefähr den äussersten Rand der zweiten ausgesucht, offenbar stark beeinflusst durch Bédiers Theorie. Ihm war darin, freilich nicht ganz so extrem, W. Cloetta, wahrscheinlich beraten von seinem Lehrer Gaston Paris, vorausgegangen. Nicht ohne Grund: denn die Hs. A, zeitlich und sprachlich dem Dichter eng benachbart, qualitativ allen anderen Hss. überlegen, würde auch, wenn sie die einzige Quelle wäre, nur in verhältnismässig wenigen Fällen den Herausgeber völlig im Stich lassen. Doch es ist deutlich zu bemerken, dass für Cloetta der Zug zur optima lectio dann leitend blieb, wenn sein Handschriftenstammbaum nicht dagegen sprach, d. h. wenn der schlechteren Variante von A die bessere aller anderen Handschriften gegenüberstand; doch im allgemeinen verhielt sich Cloetta gegenüber der Hs. A und ihren öfters recht absonderlichen Schrift- und Sprachvarianten durchaus pietätvoll. Einen Fortschritt über ihn hinaus hat B. nur in einer kleineren Anzahl Fälle erzielt, was er (nach eigener Angabe) folgenden Hilfsmitteln verdankte: 1. der Benutzung früher unbekannter Quellen des Dichters; — die hier geleistete Arbeit ist in ihrer Methode und ihren Erfolgen lebhaft anzuerkennen; 2. der Sammlung ähnlicher (anscheinend abnormer) Fälle in der Hs. A; auf diese Frage kommen wir noch zurück; 3. der Stützung von verdächtigen Stellen durch früher unbekannte Hss., besonders den Löwener Kodex. —

Auf den letzten Punkt ist zunächst einzugehen. Es handelt sich um die Verse 1705—2320, die im Jahre 1886 Cloetta nur in der Fassung A vorlagen, wozu später die nun von B. mitbenutzte Hs. L kam. Es steckt hier ein interessantes Stück Geschichte der textkritischen Methoden, das übrigens für die deutsche Forschung sehr ehrenvoll ist. Denn in einer recht grossen Anzahl von Fällen sind die Konjekturen Cloettas und Toblers (diese Zts. VII (1886), Sp. 364ff. u. 436) durch die neue Hs. glänzend bestätigt worden. Dem Eindruck dieser Tatsache konnte sich auch B. nicht entziehen, und so enthält seine Ausgabe in diesem Passus verhältnismässig oft (ca. 30mal) Abweichungen von A, im Anschluss an Cloetta (Tobler) = Hs. L. Einige Fälle, in denen B. trotzdem an A festhielt, seien hier kurz besprochen. Gleich im Anfang des Abschnitts, Vers 1705, hat A am Strophenanfang das sinnlose, schon von Cloetta verbesserte Com statt S'on (so auch L); B. verweist in der Anmerkung auf Vers 48; doch die dort genannten Fälle gehen auf die gleiche, von Cloetta (S. 13) erkannte, von B. nicht berücksichtigte Fehlerquelle zurück: In zahlreichen Fällen hat der Schreiber von A bei der bunten Ausführung der Stropheninitialen falsche Buchstaben eingesetzt. Logischerweise hätte B. diese Eigenart unter den sonst sorgfältig gesammelten „Anomalies" der Hs. A (S. XCVff.) anführen müssen; wahrscheinlich sind auch andere der angeführten Anomalies nichts anderes als die Initialenvertauschungen: Dummheiten und Flüchtigkeiten des Schreibers. Man muss es lebhaft bedauern, dass B. (auch in den anderen Teilen der Dichtung) diesen offenbaren Fehlern gegenüber so nachsichtig vorgegangen ist, dass er sie nicht unter die Varr. verwies und so einen oft kaum verständlichen Text druckte, selbst dann, wenn alle anderen Hss. als A das Richtige aufwiesen. Anomalien wie die S. XCVff. gesammelten verdienen nur dann Aufnahme in den Text, wenn es feststeht, dass sie nicht unbewusste Flüchtigkeiten, sondern auf irgendwelche Grundsätze zurückgehende graphische Eigentümlichkeiten des Schreibers sind. Freilich ist es hier oft schwer, die Grenze zu ziehen; in dieser Hinsicht verdient das betreffende Kapitel der Einleitung und die textkritische Behandlung der einzelnen Fälle eine hier nicht mögliche, genauere Nachprüfung. Eine weitere Eigentümlichkeit des A-Schreibers sei hier gleich erwähnt: Er vergass manchmal, den ein n angebenden Strich über Vokalen zu berücksichtigen, und so entstanden zahlreiche unangenehm verwirrende Lesarten, wie z. B. mais statt mains, -et statt -ent, o statt on usw. Selbst wenn ein Teil dieses n-Schwundes auch sonst in wallonischen Texten nachweisbar ist, hätte man diese Anomalien nur dann in den Text aufnehmen dürfen, wenn sie durch die Reime-Grammatik des Gedichtes bestätigt werden, und wenn sie nicht die (auch von den mittelalterlichen Schreibern in der Regel angestrebte) Lesbarkeit des Textes zerstören. Für den Beweis eines Schwundes der Nasalierung reicht z. B. der eine Fall liet:tient (Str. 94) nicht aus; der andere Fall (Str. 508) ist auszuschalten, da hier nicht bien, sondern chier zu lesen ist. Weitere Fälle, in denen B. die Vertauschung der Initiale nicht erkannte, sind: 1093 Covent statt Sovent, 1165 Kuant statt Quant, 1329 Ci statt Si.

Einige Einzelbemerkungen zu dem Abschnitt 1705—2320: 1721 besser tot a li (mit L) statt apres li; man vgl. die von B. (S. C) reich belegte Vorliebe des Dichters für Sinnverstärkung durch Wiederholungen. — 1730 besser (wie Cloetta) ne l'enstuet. — 1750 das überlieferte flairant et pureture ist richtig; p. ist hier als Concretum gebraucht, ähnlich wie in dem unter Str. 437 angeführten Gregor-Zitat: putredo in pulverem redigitur. — 1758 lies mit L posteit. — 1779 der Schreiber von A verstand: la (joie) garderont; L. hat das Richtige; l'esgarderont. — 1839 sollte die (von B. in den Varr. nicht notierte) Korrektur in A von haime zu haine wirklich nur als intention de rajeunir le texte (S. CC) aufzufassen sein? — 1871 occire (vgl. die Anm.) gehört in den Text. — 1899 wer sollte in der abstrusen, von B. im Text gedruckten Lesart von A: par bons sen voie aler die von B. in der Anm. postulierte Bedeutung ahnen: par bois sa voie aler? Dabei muss B. für die beiden entstellten Wörter noch förmliche Graphieverschiebungen: bois-bos-bons, sa-se-sen annehmen, alles nur, um die Unachtsamkeiten oder Schrullen eines mittelalterlichen Skribenten zu retten. Ich denke, dass der Verfasser auf diesem Wege kaum Nachfolge finden wird. — 2032 lies chier (statt bien). — 2066 Qui sevent tote nuit rotruenges canteir; ein Hinweis auf den Begriff Rotr. und die Literatur wäre hier (oder in der Einleitung) am Platze gewesen. — 2151 lies prisoit nach L (und Tobler). — 2177 der Sinn ist nicht: on ne doit justifier ni excuser aucun homme du fait de dire, sondern: keiner soll sich wehren (gegen das Almosengebot) und Ausflüchte suchen; die Lesart eschiuver ist also zu halten. —

Für den Schluss des Werkes (2321—3796) hat B. den Text der Hs. L seiner Ausgabe zugrunde gelegt. Der grösste Teil dieses Abschnittes war nach dieser Hs. vor 11 Jahren von P. Menge in der Zeitschr. f. rom. Ph. 39 herausgegeben worden. Nach B. besteht das Hauptverdienst dieser an sich recht wertlosen Ausgabe (M. déchiffre mal la ms., -ses essais de correction et d'interprétation sont fréquemment erronnés) darin, die (sicher nicht zu unterschätzende) Kritik Walbergs (Neuphil. Mitt. 1925) hervorgerufen zu haben. Ich finde dieses Urteil recht hart, zum mindensten undankbar. Denn in mindestens 50 Fällen hat B. Korrekturen dieser Editio princeps seinem kritischen Text einverleibt (demgegenüber stehen nur ca. 15 von Walberg übernommene und etwa 10 eigene Emendationen B.s.). In einer grösseren Anzahl Fällen hätte B. besser getan, sich ebenfalls an Menge anzuschliessen. Es ist allerdings nicht zu verkennen, dass Menge manche Aenderungen vornahm, die ganz überflüssig und irrig waren. Einzelheiten: 2349 die Auffassung von Mon signor als Plural ist überflüssig: die Frau spricht nur mit dem einen Räuber, den sie mit vos anredet, auch in der lat. Vorlage redet sie nur einen Räuber an. — 2373 besser manoit. — 2393 das e von bone (espoir) ist wohl durch Doppelschreibung des folgenden Buchstaben entstanden. — 2430 (wie sonst oft) hatte Menge recht, wenn er mit der korrekten Verbalform auch den richtigen Reim wiederherstellte. — 2452 das Satzzeichen fehlt am Schluss. — 2534 lies ouée. — 2540 la ist nicht zu tilgen, da Taisis ja auch sonst zweisilbig (Vers 478) auftritt. — 2615 die ursprüngliche Lesart von A: afoleis passt besser zum vorigen Vers, das korrigierte eschapé allerdings besser zum folgenden; die Entscheidung ist schwer. — 2624 zum Entstehen des s in clers vgl. oben zu 2393. — 2727 lieber (mit Walberg) desos, da das Ueberlieferte doch einmal zu ändern ist. — 2747 wegen des Reimes lies (mit M.) engoleir. — 2751 lieber cuidiés; vgl. 632 und 864. — Str. 693 hätte eine Inhaltserklärung verdient. — 2780 warum nicht s'esprevier? — 3602 ist so syntaktisch unmöglich; der Vorschlag der Anm. gehört in den Text. — 2632 lieber mit H venrat. — Str. 922 hat B. nicht verstanden: das Satzzeichen hinter desloiet ist zu streichen, hinter pechiet setze ein Komma; der zweite Vers heisst: [Et] envert Deu n'ont fait par nul autre pechiet; zu faire e. Deu vgl. Vers 79. — 3702 puist (statt puis) schrieb der Kopist wohl verführt durch das folgende desplaist. — 3745 n'en statt nen? — 3757 die Zufügung von chier ist überflüssig. — 3767 destrece reimt reich mit den beiden vor. Versen und ist dem üblichen drestece wohl vorzuziehen. — 3772 die

Digitized by Google

Konjektur B.s et poix ou frit ist gut und gehört in den Text. — 2840 nont soll nach B. non heissen; ist aber falsch geschrieben unter dem Einfluss des folgenden ont. — 2849 die Aenderung ist überflüssig; diable ist hier wie 3226 zweisilbig. — 2865 Formen wie humelement u. ä. sollen, da sie im Verse eine Silbe zuviel ergeben, in der Aussprache um eine Silbe verkürzt werden; ich würde doch lieber hum(e)lement schreiben. — 2975 die Lesart von N gehört in den Text. — 3074 lies home(s) statt home[s]. — 3084 hier steht richtig n'osë il; an sehr vielen ähnlichen Stellen vermisst man das Trema. — 3111 wirklich s'emtremet? — 3094 setze ein Komma nach dem Vers; nach dem folgenden Vers besser einen Doppelpunkt. — 3220 mesais(i)ies ist in beiden Hss. dreisilbig, also die Korrektur überflüssig. — 3412 issit soll issir bedeuten (nach Graphie des Kopisten); das t ist durch das vorige Wort porroit entstanden.

Während B. in dem bisher besprochenen Teile des Textes sich von früheren Editoren (Cloetta und Menge) mehr oder weniger bei der Herstellung des Richtigen leiten liess, versucht er im ersten Teil, der, ausser 1—424 (hier nur AF) in vielen Hss. erhalten, von sehr kompetenter Seite (Paul Meyer, Cloetta, Tobler) verarbeitet war, durch engste Anlehnung an die Hs. A und die (manchmal recht gekünstelt wirkende) Verteidigung ihrer Absonderlichkeiten einen Fortschritt zu erzielen. Welchen Sinn hat es z. B., im Vers 499 gegenüber allen anderen Hss. und der Reime-Grammatik die unsinnige Lesart frailes chose in den Text zu setzen? Freilich verweist B. auf Nr. 5 eines Einleitungskapitels, in dem alle „Anomalies" der Hs. A aufgezählt werden. Aber diese Aufzählungen sind wenig aufschlussreich, da sie das Material unkritisch und ungesichtet nebeneinander stellen. Z. B. hätten aus der Observation 5 alle (zahlreichen) Fälle wie amis statt ami entfernt werden müssen. Auch hier wieder der schon vorhin bemerkte methodische Fehler: zuviel Material, zu wenig Kritik. In diesem Punkte steht Cloettas Einleitung hoch über der seines Nachfolgers. So hätte B. ferner ein Kapitel „Latinismen" einfügen müssen, in das manche sprachhistorisch oder metrisch unmögliche Bildungen wie anrme (arme-anima), angele, ordene, humelement, jovene usw. hineingehört hätten.

Einzelheiten: 3 die Lesarten von F gehören in den Text, ebenso in 51, 57, 58, 62 und noch oft in dem Abschnitt 1—424. — 310 hier hat die Lesart von F die bei dem Dichter so beliebte Wiederholung. — 414 Anm.: ist oust Druckfehler? Cloetta verzeichnet eust. — Die Strophen 115 und 116 druckt B. in der Einleitung in allen handschriftlichen Fassungen; einige Widersprüche bestehen zwischen den Varianten S. 35 und dem Abdruck: 458 H mauvais: mau vais; 462 F salvement: salvemenz, H soign. -songneus. Ich führe diese Kleinigkeiten an, um zu zeigen, dass der mit vielzuviel unnützem Zeug belastete Variantenapparat B.s auch nichts Vollkommenes ist und vielleicht eine Nachprüfung verträgt. — 556 nom (= non) steht sicher nicht in allen Hss.; Varr. fehlen. — 602 mervelhe m'ai ist mir unverständlich. — 761 die Silbenzahl verlangt adultere. — 808 soll bruist zweisilbig sein? — embruist in GJK ist zweisilbig. — 825 floibleteit gibt eine sehr hässliche Rhythmik: foiblece ist vorzuziehen. — 874 Juiu (einsilbig) fasse ich als graphische Kreuzung zwischen der Normalform Juif und der wallonischen Giu auf; ist besser zu ändern. — 892 vl. n'en? — Nach 923 fehlt Komma. — 961 nach damme besser Doppelpunkt. — 1075 die Lesart von A: metet beweist nicht die (unwahrscheinliche) Erhaltung des t am Ende; Hiate sind öfters vorhanden. — 1151 kes kann nicht = ke sein; offenbar bildet der Schreiber (auch 283) eine Form porkes = pourquoi, mit adverbialem s. — 1285 vengiez, S. XXXIX als leçon défectueuse bezeichnet, steht doch im Text; ähnliche Inkonsequenzen öfters. — 1338 selbst wenn der A-Schreiber unter ne s'a das richtige nes s'a verstanden haben sollte (?), gehört letzteres in den Text. — 1339 l'enfer wohl nur Missverständnis (statt l'enferm). — 1347 das Trema über mies ist unnötig. Besser hätte B. überall, wo mies = mieux ist, miés geschrieben, besonders da die Hss. selbst sehr oft miez schreiben. — 1367 in „li pluisor ont si, sor avarisce, mise lor entente" sind die Kommata recht störend. Das Altfranzösische verlangt eine andere Zeichensetzung, entsprechend seiner vom Neufranzösischen weit abweichenden Wortstellung. — 1381 Cloetta hat teil, nicht tel. — 1386 am Versschluss vielleicht besser ein ? — 1392 die Varr. bei Cloetta geben über die Ueberlieferung von congiet ein ganz anderes Bild; wer hat recht? — 1422 lies n'en. — 1563 sollte wirklich saiesier mit estruiere (1146) zusammengehören? Ich denke, letzteres ist Reminiszenz von lat. instruere. — 1697 zu „ke, par nos, vulhe orer" vgl. oben zu 1367.

Zusammenfassend lässt sich über den kritischen Text B.s sagen: Eine gute, sorgfältige Bearbeitung; einziger Fehler: allzu enge Anlehnung an die Leithandschriften.

Noch einige abschliessende Bemerkungen zur Einleitung. — Zur Metrik gehört auch die schon berührte Frage des Vortrags. Sollte das P.M. (was ich für wahrscheinlich halte) gesungen sein, so fragt sich, nach welcher und was für einer Melodie. An eine eigene Komposition ist kaum zu denken. Nahm der Verfasser eine liturgische Melodie, wie anscheinend der Dichter der Sainte Foy (Ed. Hoepffner-Alfaric II. 73), oder wählte er die Singweise eines der von ihm so hart bekämpften Epen, etwa der ebenfalls in Alexandrinern geschriebenen Chanson Aye d'Avignon (V. 2310)? Die Frage ist nicht so phantastisch wie sie klingt. Denn beispielsweise wurde die direkte Fortsetzung dieses Epos, die Ch. Gui de Nanteuil, entstanden ungefähr gleichzeitig mit dem Poème moral, viel später in einer geistlichen Dichtung des Ramon Muntaner als Unterlage für die Melodie benutzt: „En so Gui de Nantull faray un bel sermo." (Vgl. F. Gennrich, Der mus. Vortrag der afz. Ch. de geste, 1923, S. 10.) Weiterhin wäre nach der wahrscheinlichen rhythmischen Gliederung einer solchen Alexandrinermelodie und dem Grade der Berücksichtigung dieses Rhythmus im Text zu fragen. Schliesslich nach der Geschichte, dem Entstehen und der Vorgeschichte der vierzeiligen, einreimigen Alexanderinerstrophe: alles lohnende Probleme.

Reich an Material und wertvollen Hinweisen ist das Einleitungskapitel, das sich mit der Sprache des Gedichtes beschäftigt. Das Resultat bestätigt den auch bisher angenommenen wallonischen Dialekt. Aufgefallen ist mir, dass B. von dem wertvollsten Hilfsmittel für neue und alte Dialektforschung, dem Atlas linguistique, nur einen sehr spärlichen Gebrauch macht; nicht nur die Karte „soleil", sondern noch zahlreiche andere hätten ausgenützt werden können.

Duisburg. Hans Spanke.

Briefe des Heiligen Franz von Sales an die Heilige Johanna Franziska Fremyot von Chantal 1604—1610. Uebertragen von Dr. Elisabeth Heine. 1927. Theatiner-Verlag München-Rom. 367 S.

Eine Uebersetzung von Briefen des Hl. Franz v. Sales ist unter verschiedenen Gesichtspunkten eine begrüssenswerte Arbeit. Einmal wird dieser fein gebildete Humanist dadurch auch ausserhalb der theologischen Kreise in Deutschland mehr bekannt und für die Leser der Philothea oder der Introduction à la Vie dévote erfährt die Vorstellung von der Persönlichkeit ihres Verf. eine erfreuliche Vervollständigung. Ferner wird hier ein sehr interessanter Ausschnitt französischer Briefliteratur geboten. Denn diese Korrespondenz wächst aus der Seelenfreundschaft des grossen Bischofs von Genf und der Baronin von Chantal heraus und zwar zu einer Zeit, in der man sich viel mit dem platonischen Liebesgedanken beschäftigt, zu einer Zeit, wo das Echo des spätgriechischen Liebesromans stark in Frankreich widerhallte, zu jener Zeit, der auch die Astrée ihre Entstehung verdankt. Freilich beeinträchtigt eine Uebersetzung unbedingt die vollständige Kenntnisnahme von der Schreibweise eines Autors. Der Stil kann nur bis zu einem gewissen Grade wiedergegeben werden und vor allem Franz v. Sales mit seinen Vergleichen, Bildern, Diminutiven und mitunter fast preziösen Wortspielen ist nicht leicht im Deutschen wiederzugeben. Die Uebersetzerin hat in den meisten Fällen ihre Aufgabe glücklich gelöst. Man liest die Briefe glatt und manchmal geradezu mit Spannung.

Es sei hier nur noch auf einige Stellen hingewiesen, deren Umformung bei einer zweiten Auflage der Uebersetzung vielleicht in Betracht gezogen werden könnte: S. 20/21 liesse sich an den Stellen „Ihrem Geiste . . . . zu dienen" und „Dienst an Ihrem Geiste" Seele für Geist

Digitized by Google

einsetzen, ebenso wäre „vostre service spirituel" (Oeuvres, Annecy, XII, 284) besser mit Dienst an Ihrer Seele, denn mit „Dienst an ihrem (soll heissen Ihrem) Geiste" (S. 20) wiederzugeben. Die Uebersetzung von „ce qui vous touche de plus près (ibid. p. 288) durch „die, die Ihnen am nächsten sind" (S. 25) ist unrichtig. Der Satz: „ni feu monsieur leur pere vostre mari" (ibid. p. 370) müsste der Klarheit wegen anders übersetzt werden als mit: „auch ihren verstorbenen Vater und Ihren Gemahl nicht" (p. 50). S. 67/68 dürfte gesagt werden: „und zu vielen andern Dingen' S. 97 beginnt die Uebersetzung eines Briefes mit: „Sie haben mir so grosse Freude gemacht mit den kleinen Briefen, die ich Ihnen unterwegs schicken konnte". Der französische Text lautet: «Vous m' aves tant fait de feste de mes petites lettres que je vous envoyois sur chemin» (Tome XIII, 74). Das soll so viel heissen wie : vous avez fait fête de mes petites lettres — Sie haben eine solche Freude über die kurzen Briefe gehabt, die ich —. Obige Uebersetzung enthält einen Widersinn. Der Satz: «Hé, courage donq, faisons faire place a cette sainte Pouponne" (ibid. S. 91) ist mit seinem Diminutiv ein echter Franz v. Sales und nicht gut zu übersetzen. Doch dürfte die Wiedergabe: „Wohlan, lassen Sie uns also Mut haben und diesem heiligen Mädchen (gemeint ist die kleine Maria, da der Brief am 8. September, Mariae Geburt, geschrieben ist) einen Platz bereiten" zu sehr nach Uebersetzung klingen. Folgende Stelle, die jedenfalls personalgeschichtlich noch besser erhellt werden müsste: «Que me dit on de Lion et de Monsieur de Bourges? O vrayement, si cela estoit, je gouvernerois tout, je me monterois bien sur mes grans chevaux» (ibid. S. 376) wirkt in der Uebersetzung: „O wahrhaftig, wenn das würde, ich würde alles beherrschen, ich würde mich auf meinen hohen Pferden zeigen" (p. 259; übrigens sagt der Text „monter" nicht „montrer") höchst ungünstig und undeutsch. Ferner hat die Uebersetzerin nicht beachtet, dass der calvinistische Geistliche den Titel „ministre" trägt und deshalb in der Stelle: «L'autre jour, de grand matin, un homme grandement docte et qui avoit esté ministre long tems, vint me voir» (Tome XIV p. 94) den Ausdruck „ministre" tatsächlich durch „Minister" wiedergegeben (p. 288).

Die im allgemeinen aber wohlgelungene Uebersetzung der Briefe des Hl. Franz v. Sales an die Baronin v. Chantal aus den Jahren 1604/10 veranlasst die berechtigte Hoffnung, dass auch der verheissene 2. Band, der die Briefe von 1610/22 umfassen soll, eine begrüssenswerte Leistung sein wird[1].

Würzburg. Angela Hämel-Stier.

André Boulanger, L'art poëtique de Jacques Peletier du Mans (1555). Publié d' après l'édition unique avec introduction et commentaire. VI, 238 S. Paris, Société d'édition: Les Belles Lettres = Publications de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg. Fascicule 53.

Die eigenwillige Orthographie, die Jacques Peletier seinem Büchlein von der Dichtkunst gegeben, trägt die Schuld daran, dass das interessante Werk bisher niemals durch einen Neudruck den Fachkreisen zugänglich gemacht worden ist. A. Boulanger will das Versäumte nachholen. Er bietet nicht bloss einen getreuen Abdruck der Urausgabe von 1555, sondern auch einen fortlaufenden wichtigen Kommentar derselben und eine gehaltvolle Untersuchung über das Leben ihres Verfassers, Inhalt und Absicht seiner „Dichtkunst" und deren eigentümliches Orthographiesystem. Boulangers Darlegungen bieten viel Anregendes. Sie werfen unter der Hand manches Problem auf. Die grosse Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass dieser Humanist und zeitweilige *principal du collège de Bayeux à Paris* mehr Lateiner als Grieche war, obgleich er eine französische Uebersetzung der beiden ersten Gesänge Homers veranstaltet hat, die zuerst in den *Oeuvres poëtiques* von 1547 erschienen und dann 1574 neu gedruckt worden ist. Aber man müsste, um klar zu sehen, doch einmal die Homerübersetzung nachprüfen. Boulanger gibt sich zu rasch mit einer Bemerkung wie *point n'est besoin de savoir beaucoup de grec pour traduire Homère* zufrieden. Auch für die Sprachgeschichte fällt mancherlei in Peletiers *Art poëtique* ab. Es zeigt sich, dass E. Huguet in seinem *Dictionnaire de la langue française du seizième siècle* nur von den *Oeuvres poëtiques*, aber nicht von der *Art poëtique* Notiz genommen hat. Infolgedessen fehlen *apercevable*, *anhorter*, *averbe*, *antreluisant*, *apartenance* (= *convenance*), *aderdre*, *aderer* (vgl. *aherdre*), *belieur*, und auch sonst noch dürfte mancherlei sprachlich Interessantes aus dem Text herauszuholen sein.

Giessen. Kurt Glaser.

Alice Cameron, The influence of Ariosto's epic and lyric poetry on Ronsard and his group. XIX, 187 S. Baltimore, The Johns Hopkins Press 1930 = The Johns Hopkins Studies in Romance Literatures and Languages. Volume XV.

Bereits im Jahr 1901 hat Vianey im *Bulletin italien* (I. S. 295ff.) einen Aufsatz über den Einfluss Ariosts auf die Plejade erscheinen lassen. Auch noch in späteren Untersuchungen ist die Frage des italienischen Einflusses wiederholt erörtert worden (vgl. *Foreword* S. X). Alice Cameron schränkt ihre Untersuchungen auf den Zeitraum ein, der zwischen der Veröffentlichung von Peletiers *Oeuvres poëtiques* (1547) und den *Derniers vers* Ronsards (1586) liegt. In Peletiers *Oeuvres poëtiques* veröffentlichte Ronsard sein erstes Gedicht, seine *Ode des beautez qu'il voudroit en s'amie*, in der bereits Laumonier einen Anklang an Ariost feststellte. Alice Cameron spricht nun die Vermutung aus (S. XVIII), dass gerade Jacques Peletier Ronsard auf Ariost hingewiesen hat. Die Natur des Gegenstandes bringt es mit sich, dass sie sich auf der Suche nach Beziehungen zwischen Ariost und Ronsard und seiner Dichterschule in Erörterungen verliert, die, wie schon die auf S. 8ff., mehr oder weniger problematisch sind. Der Schluss, zu dem die Verf. in diesem Zusammenhang gelangt, ist keineswegs unbedingt überzeugend: *it seems to me just as likely that Ronsard, pleased with Du Bellay's adaptation of the twelve-line stanza to a long strophic poem, imitated it, and that the Hymne was composed after the publication of the Musagnoemachie in October of 1550.* Aber es wird wohl auch nicht leicht sein, eine gegenteilige Deutung zu verantworten. Die Methode der *rapprochements* kann nur selten mehr als ein *à peu près* ergeben, und zu manchen Stellen, in denen Alice Cameron ein gesichertes Ergebnis gefunden zu haben glaubt, werden andere ein Fragezeichen setzen. In kleinem Rahmen folgt die Studie einer Methode, die neuerdings Marcel Raymond in seinem zweibändigen Werk *L'influence de Ronsard sur la poésie française* (1550 bis 1585) mit grösserem Geschick und Erfolg durchgeführt hat. Alice Cameron will die von Vianey gefundenen Be-

[1] 1929 erschienen.

Digitized by Google

ziehungen nachprüfen, ergänzen oder einschränken. Ihr Ergebnis ist, dass, wie schon Vianey annahm, Ariost mit seinem *Orlando* und seinen *Opere minori* einen grossen Einfluss auf die französische Lyrik in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausgeübt hat, und zwar hauptsächlich durch den erotisierenden Ton seiner Dichtungen, aber sie schätzt die Führerschaft von Du Bellay geringer ein, als es Vianey getan hat. Wohl aber lässt sie ihm als Nachahmer der Liebessonette vor anderen seiner Zeitgenossen, selbst vor Ronsard, den Vorrang, ebenso insofern, als sie bei ihm die ersten Spuren von Ariosts Satiren findet. Einen Schritt weiter dürfte auch ihre Feststellung führen, dass die Nachahmung des *Orlando* sich auf die Stellen erstreckt, in denen die starken Gefühle, Liebe, Eifersucht und Rachgier, zum Ausdruck kommen und nicht die psychologisch feineren und zarteren Züge.

Giessen. Kurt Glaser.

Félix Gaiffe, Le mariage de Figaro. Les grands événements littéraires. — Amiens, Edgar Malfere 1928. Gr.-°. 170 S.

Der Verfasser des grundlegenden Werkes über das Drama in Frankreich während des 18. Jahrhunderts, einer der besten Kenner des modernen Theaters, war der berufenste, sein Scherflein zu Beaumarchais' Ruhm beizutragen. Die Problemstellung ist recht glücklich: Die Aufführung von Figaros Hochzeit war der Höhepunkt seiner abwechslungsreichen Laufbahn, von hier aus überblicken wir seinen vorherigen Lebenslauf, seine literarische Tätigkeit vor und nach dem Barbier von Sevilla, endlich die einzigartige Stellung der Fortsetzung als Heirat des Figaro in den vorrevolutionären Jahren in und dem darauffolgenden Jahrhundert. Wir verfolgen einen Abschnitt aus der französischen Kultur- und Theatergeschichte von 1784 bis zu unseren Tagen.

Die Entstehung des Stückes soll nach einer Anekdote eine skeptische Bemerkung, ob Beaumarchais die Gestalten des Barbiers von Sevilla wieder auf die Bühne zu bringen wagte, hervorgerufen haben. Die Hauptquellen waren die Erfahrungen und die Beobachtungen des Verfassers, mit denen er den konventionellen Rahmen ausfüllte. Die Gesellschaft und der Hof mussten beisteuern, und ein Teil des Erfolges war damit gesichert. Das gewagt Erotische in der Tonführung trug dazu bei, und das Stück ist ein schlagender Beweis für die Relativität des Begriffes. Nach Meisters treffendem Urteil, der Grimms literarische Korrespondenz fortsetzte, war es auch nicht das echte Hindernis, welches die Aufführung Jahre hindurch verzögerte (S. 86). Die Zensur, der Hof witterten den revolutionären Ton, der besonders in Figaros Monolog wie ein Sturmwind daherbraust. Die soziale Tendenz ist jedoch nicht gegen zeitliche, vorübergehende Sitten und Missbräuche gerichtet, sondern stellt den ewigen Menschen mit seinen Gebrechen und vielseitigen Wandlungen vor die Rampe zur Belustigung und zur Belehrung.

Bevor das Stück in Paris zur Aufführung gelangte, wurde es in Gennevilliers durch den Grafen von Vaudreuil zu Ehren des Grafen von Artois auf die Bühne gebracht. Die zweite Aufführung verdanken wir dem Prinzen von Nassau an seinem Hofe in Warschau. Nachdem das Stück durch die Zensur freigegeben wurde, im Jahre 1784, begann es seinen Triumphzug durch alle Bühnen der Hauptstädte. Der Erfolg wuchs, als Mozart eine Musik zu dem von La Ponte verfassten Texte komponierte. Figaro als Sänger wurde hoffähig und konnte auf der Wiener Bühne erscheinen, wo sein redegewandtes Urbild seine Tiraden erst im 19. Jahrhundert den Zuschauern zuschleuderte.

Die Zahl der Textausgaben, der Fortsetzungen, der Pastiche, der Uebersetzungen wächst fast ins Unendliche, und Verfasser bereichert die bibliographischen Ausgaben durch Beiträge. Jedoch ist ihm besonders Figaro auf der Bühne ans Herz gewachsen: die Zusätze und die Kürzungen werden angeführt, die Hauptdarsteller sind erwähnt, die der Comédie française in einer Tabelle zusammengestellt. Sehr geistreich ist die Feststellung, dass dem Alter des Stückes nicht unbedingt die Gesamtjahreszahl der Hauptpersonen entsprechen müsse, daher der durchschlagendere Erfolg im Théâtre du Vieux Colombier (1921) als im ehrwürdigen Hause Molières. Die Matinées im Odéon konnten auch während des Weltkrieges den politischen Barbier nicht entbehren, und der Verfasser gab ihm auch das Geleit (1915). An einem Abend begann dle Beschiessung mit weittragenden Geschützen, die jedoch das Spiel nicht unterbrechen konnte. Figaros Stimme durchdringt die Stürme von anderthalb Jahrhunderten und führt die menschliche Vernunft, die menschlichen Rechte zu ewigem Siege in der künstlerischen Einkleidung und natürlichen Darstellung.

Budapest. Ludwig Karl.

Karl Müller, Das naturalistische Theater in Frankreich. (= Epochen der französischen Literatur, Band VIII). München, Max Hueber Verlag. 1930.

Karl Müller tritt als Kritiker an seinen Stoff heran. Er beweist ausführlich und ohne ermüdende Wiederholungen zu vermeiden, dass das naturalistische Theater in Frankreich unbedingt überragende Leistungen überhaupt nicht aufzuweisen hat und selbst die relative Vollendung der Dramen Henri Becques zu seiner Ehrenrettung nicht genügt.

Das Versagen des naturalistischen Theaters erklärt sich aus dem künstlerischen Unvermögen seiner Autoren, so behauptet Müller (S. 169). Sie wurden ihres lehrhaften Intellektualismus und ihrer Freude an theatralischer Handlungsmache nicht Herr. Darüber hinaus lehnt Müller den Gedanken des naturalistischen Theaters überhaupt als irrig ab; erst aus der Ehe des Naturalismus mit der Romantik hätten nach Ausweis Ibsens und G. Hauptmanns grosse Werke hervorgehen können (S. 172ff.).

Müller kritisiert die ihm vorliegenden Werke. Er misst ihren künstlerischen Wert am „Drama reinen Profils" (157), am „wahren Drama" (179). Ueber die allgemeingültigen Qualitäten dieses idealen Dramas finden sich durch das ganze Buch hindurch zahlreiche Angaben, die sich leicht zu einem Kanon zusammenstellen liessen.

Wie lässt sich das von K. Müller angewandte Verfahren in Einklang bringen mit den theoretischen Erwägungen, die das Buch einleiten? Da wird nämlich die naturalistische Kunst grundsätzlich von der romantischen sowie der klassischen Kunst getrennt. „Klassisch wäre, so entscheidet K. Müller, diejenige Aesthetik zu nennen, nach welcher der Kunst irgendein Kanon zugrundeliegt, nach welcher die Kunst Formideale haben muss, die allgemeine Gültigkeit besitzen." Entweder hat also Müller seinen Stoff aus der ihm nicht angemessenen klassischen Perspektive heraus betrachtet, oder aber die voraufgeschickten De-

Digitized by Google

finitionen taugen nicht recht. Wir lassen diese bedenkliche Unklarheit auf sich beruhen.

Eins aber muss gesagt werden: wenn das naturalistische Theater in künstlerischer Hinsicht wirklich nicht viel bedeutet, dann wird man trotzdem von einer über 200 Seiten umfassenden Darstellung mehr erwarten als den Beweis dieser Negativität. Warum beschränkt sich Müller darauf, Kritiker zu sein? Wir wären ihm dankbar gewesen für eine kulturhistorische Erörterung des naturalistischen Theaters, die er selbst (163) als sinnvoll anerkennt. Er hätte dem literarhistorischen Gesichtspunkt mehr Aufmerksamkeit widmen sollen; die paar dürren Anmerkungen zu Balzac (33—35), Voltaire — Diderot — Sedaine — Mercier (165—167) und Delavigne — A. Dumas Père — A. de Musset — A. de Vigny und V. Hugo (179—184) reichen nicht aus. Müller hätte uns über die Beziehungen des naturalistischen Theaters zur sonstigen Literatur der Zeit und besonders über den bühnengeschichtlichen Hintergrund informieren sollen. Er hätte, kurz gesagt, das naturalistische Theater in den ihm zugehörigen Lebensraum hineinstellen sollen. Jetzt steht es in abstrakter Isolierung da.

Müllers Buch bleibt schliesslich eine Sammlung literarkritischer Monographien über die Bühnendichtung der A. Dumas fils, E. Augier, V. Sardou, H. Becque, der Gebrüder Goncourt, der A. Daudet, E. Zola, P. Hervieu, G. Courteline, E. Labiche und Meilhac — Halévy — Offenbach. Warum gerade sie aus der Menge der übrigen Dramatiker des 19. Jahrhunderts herausgegriffen und unter der Ueberschrift „Das naturalistische Theater in Frankreich" zusammengefasst worden sind, wird nur unzureichend geklärt.

Marburg a. d. L. Wilhelm Kalthoff.

Klara Marie Fassbinder, Der Trobador Raimbaut von Vaqueiras. Leben und Dichtung (Sonderdruck aus der „Zeitschrift für romanische Philologie" Band 47 und 49). Halle, Niemeyer, 1929. 122 S.

Die vorliegende Arbeit, die sich mit einer der interessantesten Persönlichkeiten unter den provenzalischen Trobadors beschäftigt, ist in zwei Jahrgängen der *Z. f. rom. Phil.* erschienen. Ein aus zwei Abschnitten bestehender kleinerer Teil wurde im Appelband 1927 (47, 619—43), der grössere Rest 1929 (49, 129—190; 437—72) veröffentlicht. Aus der Einleitung erfahren wir, dass das Manuskript 1919 abgeschlossen war; Anzeichen, dass später erschienene, das Thema betreffende Arbeiten verwertet worden sind, habe ich nicht entdeckt[1].

Ein erstes Kapitel beschäftigt sich mit dem Leben des Dichters. Verf. bemüht sich hier, die in zahlreichen Vorarbeiten behandelten Streitfragen zu klären und aus den weitverstreuten Einzelzügen ein Gesamtbild dieses Aufstiegs vom armen Spielmann zum Ritter und Gefährten Bonifaz' I. von Monferrat zu entwerfen. Sie fusst dabei auf den Abhandlungen von Diez, Schultz-Gora, Crescini, Zenker, Zingarelli, Jeanroy u. a., deren Anteil an den Erkenntnissen von der Verf., wie mir scheint, hier und da gegen den eigenen etwas klarer hätte abgegrenzt werden können[2]. Man darf nicht erwarten, dass ein bis in alle Einzelheiten deutlicher Lebensabriss Raimbauts vor unseren Augen entsteht. Denn so hell auch die Geschichte die Gestalt seines Gönners beleuchtet, von dem Trobador in seiner Gefolgschaft meldet sie nichts[1], und wir sind ganz auf das angewiesen, was wir seinen Gedichten entnehmen können. Das aber ist vielfach recht vage, und der Vermutung muss weiter Spielraum gelassen werden. So gehen denn auch die Ergebnisse der Verf., auch da wo sie Eigenes bietet, vielfach über Annahmen nicht hinaus. Ihren Darlegungen über die nichtadlige Herkunft des Dichters wird man zustimmen können (S. 7—9). Weniger einleuchtend schon scheinen mir die Gründe, die Verf. veranlassen, Raimbauts Ritterwerdung zeitlich vor die Expedition nach Sizilien zu setzen (S. 22—23). Denn 1. ist aus *a ley de vassalh bo* nicht unbedingt auf ein Vasallitätsverhältnis zu schliessen, da *vassalh* auch „Krieger" bedeutet, 2. schweigt Raimbaut in der Tenzone mit Markgraf Albrecht nicht so völlig auf den Vorwurf mangelnder Rittertaten (vgl. v. 51ff.), und 3. widerspricht Verf. (S. 23) selbst der Annahme, dass in dem Brief, bzw. der Laisse auf *-o* die Ereignisse chronologisch angeführt seien. Sicher falsch dagegen ist die Datierung von Gr. 392, 17 (*Ges, si tot ma don' et amors*), die auf den Worten *desqu'ieu passei los portz* (v. 8) beruht. Das Wort *portz* fasst Verf. als „Häfen" und deutet es auf die Expedition nach Sizilien, die Raimbaut an Bonifaz' Seite mitgemacht hat. Das Wort hat aber hier den Sinn von „Pässe" (vgl. Appel, *Chr.*[6], Gloss. zu dieser Stelle), d. h. „Alpenpässe", das Gedicht hat also mit Sizilien nichts zu tun.

Für jeden Biographen Raimbauts erheben sich die beiden heiklen Fragen: 1. Wie sind die Versteckname zu deuten? 2. Wie hat man sich die Entstehung seiner epischen Dichtung zu denken? In letzterem Punkt versucht Verf. zwischen den beiden extremen Ansichten, es lägen drei zu verschiedenen Zeiten verfasste Briefe, bzw. gleichzeitig entstandene Laissen eines einzigen Briefes vor, zu vermitteln, indem sie drei kurz hintereinander entstandene, aber eine bewusste Einheit bildende Briefe annimmt, sich also der Auffassung Crescinis, Zenkers u. a., die auch mir die einleuchtendere zu sein scheint, mehr nähert als der Schultz-Goras. Nicht zustimmen dagegen kann ich der Verf. in der breiten Argumentation gegen Zingarelli (S. 30—34). Dieser hatte nachzuweisen unternommen, dass der von Raimbaut viel gebrauchte Versteckname *Bels Cavaliers* unmöglich auf Beatrix von Monferrat bezogen werden könne. Ohne dass alle Gründe Zingarellis als richtig akzeptiert werden sollen, wird man das Endergebnis seiner Untersuchung billigen können, zum mindesten in der vorsichtigen Form, die Bertoni, *Giorn. stor. lett. it.* 59 (1912), 416 wählt: *che la figlia . . . di Bonifacio fu soltanto celebrata da Rambaldo e che un' altra donna, il „Bel Cavalier", fu invece amata o per lo meno cantata come una donna che si ama.* Auch Kolsen, *Arch.* 145 (1923), 274—75, scheidet Beatrix von „Bel Cavalier" und möchte diesen Namen, dessen Trägerin Zingarelli in das Reich der Fiktion versetzt, auf die — uns ebenfalls gänzlich unbekannte — Dame von Tortona deuten, der Raimbaut ein Jahr vergeblich gedient hat. Dagegen kämpft Verf., ohne es zu wissen, in gleicher Front mit Bertoni, wenn sie sich bezüglich des zweiten berühmten Versteckname bei Raimbaut, *Engles*, ebenfalls gegen Zingarelli wendet und dessen Gleichung Engles = Bonifaz ablehnt (S. 16—17). Diese hatte Bertoni schon 1912 im gleichen Bande des *Giorn. stor.* S. 412—15 aufs lebhafteste verurteilt. Für Verf. ist es eine *plainte contre inconnu*, da sie des Artikels von Zingarelli nicht habhaft werden konnte[2] und Bertonis Erwiderung nicht kannte. Man wird zugestehen müssen, dass Zingarelli manches sagt, was einen stutzig machen kann; man wird hinzufügen dürfen, dass nicht alles überzeugend ist, was seine Kritiker vorbringen. Im Endergebnis aber dürfte wieder Bertoni — und mit ihm Verf. — Zustimmung finden, wenn er zum Schluss sagt, dass von den

[1] Das Zitat „Zenker, Zt. 1925" beruht auf einem Irrtum (S. 8 Anm. 3). Denn an der angegebenen Stelle steht kein Artikel von Zenker. Dieser hat sich auch m. W. nicht, wie Verf. meint, entscheidend mit der Identifizierung des *Senh' en Coine*, des Interlokutors Raimbauts in Gr. 392, 29, beschäftigt, seitdem De Bartholomaeis in *Rom.* 34 (1905), 44—54 und Schultz-Gora in *Zschr.* 41 (1921), 703—10 diese Tenzone eingehend behandelt haben.

[2] Wo es geschieht, kleidet es sich bisweilen in seltsame Form; so etwa S. 35: „Auf dem Kreuzzug ist Raimbaut mit Conon de Bethune zusammengestossen und hat mit ihm das erwähnte Partimen getauscht; V. de Bartholomais (sic!), der diese meine Vermutung im einzelnen begründet, meint . . ."

[1] Schultz-Gora weist zwar neuerdings (*Arch.* 156, 100—101) in einer Urkunde den Namen *En Vaqueiras* nach, zweifelt aber selbst daran, dass hiermit unser Dichter in Verbindung gebracht werden könnte.

[2] Dies ist begreiflich. Denn der Widmungsband für Crescini, der 1909 erscheinen sollte, war 1917 fast fertig, als das Eindringen der Oesterreicher die Veröffentlichung vereitelte. Erst 1927 konnte der Verleger aus den Ueberbleibseln einige Exemplare fertigstellen. Immerhin war Zingarellis Artikel als Sonderdruck schon 1910 bekannt. Denn oben genannte Kritik Bertonis erschien 1912, und 1913 nahmen Jeanroy und Salverda de Grave in ihrer Ausgabe des Uc de San Circ S. 207 auf Zingarellis Arbeit Bezug.

Digitized by Google

beiden Identifikationen *Engles* = Wilhelm von Baux (Hschr. *H*) und *Engles* = Bonifaz (Zingarelli) die letztere die weniger glückliche sei[1].

Dass vor Zingarelli noch niemand bezüglich des Versteckнamens *Bel Cavalier* zu dessen naheliegenden Ergebnissen gekommen ist, kann sich Bertoni in der erwähnten Anzeige nur aus dem Fehlen einer Ausgabe der Dichtungen Raimbauts erklären. Dieser Mangel hat auch die Arbeit der Verf. sehr erschwert, und es wäre wohl die grundsätzliche Frage aufzuwerfen, ob es möglich oder ratsam war, ohne die materielle Grundlage eines einigermassen gesicherten Textes der Werke unseres Trobadors ein Gesamtbild von dessen Leben und Dichten zu entwerfen. Gleich der nächste Abschnitt der Fassbinderschen Arbeit, „die Ueberlieferung seiner Gedichte", lässt diesen Mangel recht fühlbar werden.

Hier nimmt Verf. zu den Liedern zweifelhafter Attribution Stellung. Dabei werden die bei Bartsch unter anderen Trobadors verzeichneten, aber von einer oder mehreren Handschriften Raimbaut zugeschriebenen Gedichte gar nicht in die Erörterung gezogen. Solche Lieder sind Gr. 16, 18; 124, 3; 281, 3; 281, 9[2]; 332, 2; 323, 10[3]; 372, 4 (das drei katalanische Handschriften[4] dem Raimbaut zuschreiben); 379, 2 und 404, 3. Bei Gr. 392, 5 (*Ar vei escur*) wird mit guten Gründen für Raimbauts Autorschaft plädiert (S. 38). Wenn dagegen die Attribuierung von Gr. 392, 19 (*Ja hom pres*) mit 4 Handschriften (*CET*α), die es Raimbaut, gegen 8 Handschriften, die es ihm nicht zuschreiben, deshalb vorgenommen wird, weil es „in Gedankengang, Bau und Sprache" sich gut in Raimbauts Art einfüge, so ist dieser Grund ein wenig mager, zudem auch nicht sehr treffend, da dieses etwas allgemein gehaltene moralische Sirventes der sonstigen, lebhaften und nach Originalität strebenden Weise Raimbauts eher zu widersprechen scheint. Ja, man muss füglich zweifeln, ob sich Verf. eingehend mit diesem Liede befasst hat, da sie S. 59 ein völlig unzutreffendes Bild von dessen Inhalt entwirft. Mit ziemlicher Sicherheit aber muss Gr. 392, 26 (*Nuills hom*), entgegen der Ansicht der Verf. (S. 39), dem Raimbaut abgesprochen werden. Die Bedenken, die schon Schultz-Gora (*Briefe* S. 17) hegte, werden von Kolsen (*Dichtungen der Trobadors* S. 56, Anm. 1) bei Gelegenheit der kritischen Ausgabe des Liedes so verstärkt, dass man es wohl unbedenklich für Aimeric de Belenoi in Anspruch nehmen darf. Verf. kannte offenbar diese 1916 erschienene Ausgabe nicht, da sie sonst den Text nicht noch einmal (S. 120) abgedruckt hätte. Ebenso ist ihr unbekannt geblieben, dass das ms *a'* die Cobla Gr. 392, 30 (*Si ja amors*), die als solche in mehreren Handschriften überliefert ist, mit vier weiteren Strophen und drei Geleiten zu einem Lied vervollständigt, das aber Raimbaut nicht zum Verfasser haben kann, da darin die *comtessa de Burlatz* und die Versteckнamen *Mon Segur* und *Plus-Avinen* begegnen. Mit Recht ist Verf. m. E. gegenüber den drei Unica der katalanischen Handschriften skeptisch (S. 40); ich würde bis auf weiteres die Alba, das Lied *Altas undas* und das Klagelied nicht zu den Werken Raimbauts rechnen, wenn auch neuerdings Audiau das erste, Anglade die beiden ersten Lieder unter Raimbauts Namen in ihre Anthologien aufgenommen haben. Ueber Gr. 331, 1, das die katalanische Handschrift *A* mit einem sonst nicht erhaltenen, den *Bel Cavalier* nennenden Geleit versieht und unserem Dichter zuschreibt, ist jetzt auch Boutière (*Rom.* 54, 427—52) zu vergleichen[1]. Es seien schliesslich noch zwei Lieder erwähnt: *Destrechs d'amor veing denan vos* und Gr. 392, 14 (*El so*). Das erstgenannte Gedicht kennt Verf. nur aus dem *Breviari d'Amors*. Die Zweifel, die sie auf Grund des Inhalts (S. 41) und der Metrik (S. 92) bezüglich der Autorschaft Raimbauts hegt, sind nur zu begründet, da es ein Lied des Albert de Sestaro ist (Gr. 16, 9), das Kolsen nach *ADGa'* in seinen „Trobadorgedichten" 1925 als drittes Stück veröffentlicht hat. Keinerlei Zweifel dagegen äussert Verf. über Gr. 392, 14, und doch scheinen mir hier Verdachtsmomente gegen Raimbauts Verfasserschaft vorzuliegen. Denn 1. ist das Gedicht nur in einer Handschrift, *R*, überliefert, und dass diese sich bezüglich Raimbauts irren kann, geht aus Gr. 332, 2 (Peire de Bussignac) hervor, das sie ihm fälschlich zuschreibt, 2. finden sich in dem Liede *falhia* (= *falhida*) (v. 43) und *feria* (= *ferida*) (v. 31) mit *gualhardia, dia, companhia* im Reim, während Raimbaut sonst, soweit ich sehe, intervokales *d* nicht fallen lässt[2], ja in Gr. 392, 9 (*Kalenda maya*) streng zwischen *-ia* und *-ida* scheidet und auf jedem dieser Reime eine besondere Strophe (Nr. 2 und 5) aufbaut, 3. finden sich zwei durch den Reim gesicherte Flexionsfehler in dem Gedicht: *torney* (v. 4) und *corssier* (v. 38) (s. Appel, *Inedita* S. XVI), die man m. E. Raimbaut nicht ohne weiteres zutrauen darf. Dass jemand in Erinnerung an das Damenturnierlied Raimbauts auch das Turnierlied Gr. 392, 14 fälschlich demselben Dichter zuschrieb, wäre durchaus begreiflich.

In dem nun folgenden literarischen Teil spricht Verf. zuerst von der lyrischen, dann der didaktischen Dichtung (darf man so scheiden?); bei der ersteren macht sie zwei Unterteile, die „das Minneideal in Raimbauts höfischer Dichtung" und „Vergleich mit anderen Trobadors" betitelt sind. Zwischen die Behandlung der didaktischen und die der epischen Dichtung schiebt sich: 1. ein die formale und technische Seite von Raimbauts Dichtung betreffender Abschnitt, in dem Anspielungen auf die Antike, die Bibel, die Heiligenleben, die zeitgenössische epische Dichtung und das Leben der Natur sowie stilistische Besonderheiten (Wortspiele, Wortkoppelungen u. ä.) nachgewiesen werden, 2. ein Kapitel über die Metrik. Auf die Darlegungen über die epische Dichtung folgt ein Abschnitt über Raimbauts Persönlichkeit, und zwei Anhänge (1. Raimbauts Weiterleben, 2. ein Verzeichnis der edierten Gedichte und der Abdruck einiger unedierter) bilden den Beschluss der Abhandlung.

Es hat gewiss sein Gutes, wenn man, wie Verf. es tut, die einzelnen Stilelemente eines Dichters zusammenstellt — das Material, das Verf. beibringt, scheint mir nicht einmal vollständig —, aber man wird m. E. durch diese Zerschlagung seiner Kunstwerke dem Dichter nicht voll gerecht, und eine das einzelne Lied als künstlerische Einheit fassende ästhetische Würdigung müsste ergänzend hinzutreten. Dazu zeigt Verf., allerdings in anderen Zusammenhängen, Ansätze (vgl. S. 76 zu Gr. 392, 28 *Savis e fols*, S. 77 zu Gr. 392, 7 *Bella, tant vos ai prejada*, S. 107 bis 108 zu Gr. 392, 24 *No m'agrad' iverns*, S. 103 zu Gr. 392, 14 *El so*), und für die epische Dichtung ist dies Verfahren überraschenderweise durchgeführt (S. 96—100). Durch die von der Verf. für die lyrische Dichtung gewählte Behandlungsweise[3] kommt so manches Lied, wie etwa das schöne *Ges, si tot ma don' et amors* (Gr. 392, 17), nicht zu seinem Recht, und Verf. wird dazu ge-

---

[1] Auch Kolsen, *Arch.* 145 (1923), 274 setzt *Engles* = Wilhelm von Baux. Dabei verwirft er die Reziprozität des Versteckнamens, die man aus dem Texte der Biographie ... *que s'apelava* (*ab lui*) *Engles* und ähnlichen Stellen glaubte schliessen zu müssen. Seine Meinung wird gestützt durch eine Bemerkung Rohlfs' (ebenda S. 275). Hinter das, was die Verf. über die *senhals* (S. 16) und die *paria* mit Wilhelm von Baux hier und an anderen Orten ihrer Arbeit sagt, darf man infolgedessen wohl ein grosses Fragezeichen setzen.

[2] Dieses Lied verdankt seine Zuweisung an Raimbaut durch zwei Handschriften (*G a'*) vielleicht dem Umstand, dass in IV, 2 von *guerreyar* und in der Tornada von einem *conselh* die Rede ist, einem Worte, das Raimbaut gern verwendet zu haben scheint.

[3] Bei diesem Liede wäre eine Diskussion durchaus am Platze gewesen. Es ist ausser in der bei Bartsch verzeichneten Hschr. *C* auch in *a'* überliefert, und zwar unter Raimbauts Namen. Inwiefern das von Bartholomaeis (*Studj rom.* XII, 139 bis 186) entdeckte und *q* benannte Handschriftenfragment, das 5 Verse des Liedes bietet, die Autorschaft Peires von Auvergne sichert, wage ich nicht zu entscheiden.

[4] Deren Irrtum wäre vielleicht auch aus dem gleich in der ersten Zeile auftretenden *conselh* zu erklären.

---

[1] In der neuesten Auflage seiner *Chrestomathie* führt es Appel im Register noch unter Peire Bremon lo Tort, lässt aber unter Nr. 21 die Verfasserfrage offen.

[2] Allerdings hat Raimbaut in Gr. 392, 32 (*Truan, mala guerra*) in v. 73 *cria* (= *crida*) im Reim mit *cortezia* und *sia*. Stroński, in seiner Ausgabe des Folquet de Marseilla S. 136* Anm. 1, irrt also nicht, wie Schultz-Gora, *Zschr.* 50, 289 Anm. 1 zu glauben scheint, in dem Vorhandensein eines solchen Reims bei Raimbaut, sondern nur in der Belegziffer, da er Gr. 392, 14 angibt. Die Form *criar* scheint aber nicht dialektisch begrenzt gewesen, sondern neben der lautgerechten Form *cridar* allgemeinprovenzalisch gebraucht worden zu sein (vgl. Appel, *Lautlehre* § 46c und *Bernart van Ventadorn* S. CXXXV).

[3] Warum hat Verf. aus dem von ihr geprägten Satz „Beim Lesen des einzelnen Gedichtes kann man seine besondere Note erfassen" (S. 78) nicht die Konsequenz gezogen und die „besondere Note" der einzelnen Gedichte darzustellen versucht?

Digitized by Google

führt, Raimbauts Bedeutung wesentlich auf epischem Gebiet zu sehen[1].

Man hat überhaupt den Eindruck, als ob Verf. Raimbauts Lyrik — und die Trobadordichtung im allgemeinen — mit zu modernen Augen ansieht und daher zu hart beurteilt. Ein liebevolleres Eingehen auf die Texte hätte eine so grimmige Bemerkung wie die S. 62 über das Rätsellied — es zeige, wie viel Worte man um nichts herum machen könne — wohl unmöglich gemacht. Denn was dieses Rätsellied bedeutet, hätte Verf., die übrigens den Beginn fast überall falsch zitiert (*Los* statt *Las frevols*), von Tobler, *Arch.* 68 (1882), 85 erfahren können. Auch die Verwunderung darüber, dass Matfre Ermengau so gern das „schwache" moralische Sirventes *Ja hom pres ni desheritatz* (Gr. 392, 19) zitiert, wäre geringer gewesen und dessen Inhalt wäre nicht so unrichtig wiedergegeben worden, wie es S. 59 geschehen ist (s. o.). Auch in den Sinn von Gr. 392, 8 (*Be sai e conosc veramen*) ist Verf. nicht recht eingedrungen, wenn sie aus ihm die Befürwortung eines bequemen Auf-der-Haut-Liegens herauslesen will[2] und damit Appels (gewiss treffende) Argumente gegen Raimbauts Autorschaft zu stützen vermeint.

Auch an der missverständlichen Deutung von Einzelstellen fehlt es nicht in der Abhandlung. Auf die von *portz* (S. 23) war schon oben hingewiesen worden. Weitere Fälle: S. 9: In dem Zitat (unten auf der Seite) wird *en conogutz* (l. *Conogutz*) in der Uebersetzung übergangen, so dass diese ungenau ist. — S. 10: Aus den Worten der Biographie *ben sabia cantar* darf man nicht herauslesen, dass Raimbaut das epische Repertoire eines Spielmanns besonders gut beherrschte, ebensowenig wie aus dem Fehlen von *ben sap* (l. *saup* oder *sabia*) *violar* hervorgeht, dass er sich auf das Begleiten mit einem Musikinstrument nicht sonderlich verstand. — S. 11: Hier und überall sonst wird Gr. 392, 31 mit *Cobla* bezeichnet, obwohl diese vermutlich unvollständig überlieferte Tenzone aus zwei Strophen Raimbauts und einer zwischen ihnen stehenden des Engles besteht. — S. 20 (und 70): Was soll ein Rebhuhn in der „Tonne"? Nach dem von Rayn. V, 362 unter *tona* zitierten lateinischen Beispiel kann doch an der Bedeutung „Netz" — und zwar gerade eines zum Rebhuhnfang bestimmten Netzes — nicht gezweifelt werden (s. a. Levy, *Pet. Dict.*). — S. 25: *traire* ist nicht „Schwertziehen", sondern „schiessen". S. 42: *qals deu mai valer per sa dona* bedeutet nicht: wer ist „beneidenswerter". — S. 42: Von einem „rauhen, kriegerischen Gemahl" ist in der Tenzone Raimbaut-Gaucelm (Gr. 388, 1a = 4) keine Rede; im Gegenteil, es heisst von ihm *q'es pros e gais*. — S. 48 (unten): *iois* kann man nicht mit „Liebesgunst" wiedergeben. — S. 49: *sui arditz* mit „ich glühe" zu übersetzen, geht wirklich nicht an. — S. 50: Wie kann Verf. den Anfangsgedanken von Gr. 392, 24 (*No m'agrad' iverns*) so umschreiben: „Wenn die Herrin allem Liebeswerben gegenüber kalt bleibt . ."? — S. 61: *ufanier* heisst nicht „hochfahrend", würde auch in dieser Bedeutung gar nicht in die Tenzone Gr. 392, 15 passen, sondern ist hier mit Appel, *Chr.*[6], Glossar, als „prachtliebend, üppig" anzusetzen. — S. 63: In welcher prov. Biographie hat Verf. gefunden *E apprenda* (!) *far cansos e sirventes*? — S. 63: Hier und fast immer sonst wird Gr. 392, 24 als *No m'agrad* zitiert, obwohl doch an dem *agrad* ein *a* vor folgendem *iverns* in Wegfall gekommen ist. — S. 65: Raimbaut rühmt keineswegs, wie Verf. infolge eines verstümmelten und missverstandenen Zitats meint, den Frauendienst der *dotze par*. Denn die Stelle lautet bei ihm: *Aleyxandres vos laisset son donar Et ardimen Rotlans e'lh dotze par E'l pros Berartz domney e gent parlar.* Alexander vererbte ihm die Freigebigkeit, Roland und die 12 Paladine (vererbten ihm) den kühnen Mut und Berart seine Kunst, Frauen zu dienen. Es ist also alles in bester Ordnung, und an die Karlsreise ist hier nicht zu denken. — S. 66: Den *bertau* (nicht *Bertau*) kann man wohlkaum als eine (menschliche) Figur mit den Helden der epischen Dichtung zusammenstellen (vgl. Schultz-Gora, *Zschr.* 18, 136 und 44, 130; ferner Thomas, *Rom.* 44, 253). — S. 67: Warum Raimbaut in seinem Kreuzlied Gr. 392, 3 zum Schutzpatron der Flotte durchaus einen von der Verf. erfundenen) heiligen Nikolaus von Bar in Ostfrankreich (!) anrufen soll, wo doch der heilige Nikolaus von Bari als Schirmherr der Seefahrer allgemein verehrt wurde (s. *Kreuzlied* S. 60 Anm. 2), ist wirklich schwer einzusehen. — S. 69: Aus Gr. 392, 5 (*Ar vei escur*), das S. 113 abgedruckt ist, wird zitiert: *Et on* (S. 113: *ni*) *caia porc ni vacca, Ell* (S. 113: *Ill*) *n'auran* (S. 113: *n'auron*) *pro, e'l vis er pars* (l. *purs*, wie S. 113). Selbst wenn man hinzufügt, dass einem die Stelle dunkel geblieben ist, darf man doch nicht folgendermassen übersetzen: „wenn man (*on*!) Schwein und Kuh tötet (*caia*!, lies *c'aia*), werden sie keinen (*n'*!) Nutzen haben . . ." — S. 71: Eine Dame, selbst eine treulose, eine „Pest" zu nennen, ist wohl etwas seltsam; *racca* kann doch nicht das von Levy, *Pet. Dict.* mit *épidémie* (vgl. auch *S. W. B.* VII, 4), sondern nur das mit *rosse* glossierte Wort sein. Die vorliegende Stelle wird übrigens im *S. W. B.* VII, 5 unter der von Raynouard (*Lex. Rom.* V, 29) übernommenen Uebersetzung *rosse* zitiert, aber als unklar bezeichnet. — S. 71: Als Beteuerung wird aus Gr. 392, 2 (*Aram requier*) angeführt: *Anc plus valen de lieys nejus* (?) *Que s'era reys d'Engleterra o de Fransa.* Der erste dieser Verse hat mit dem zweiten nichts zu tun, dagegen fehlt der wesentliche folgende Vers: *Lonhera m'en per far totz sos comans.* — S. 71: Zu den wertvollen Dingen, um deren willen man sich von irgend etwas nicht abbringen lässt, gehören auch Akkon, Tyrus, Poitou und Rouen in Gr. 392, 2 Str. 6 (völlig entstellter Text S. 113—114): *ab que'n fos sieus Acres e Surs E de sai Peitaus e Roams.* — S. 74: In *es caps e messios de proeza* aus Gr. 392, 15 koppelt Verf. zwei nicht zusammengehörige Wörter; das Zitat lautet richtig (Appel, *Chr.*[6] Nr. 98): *Grans ufana es caps, e messios, De proeza* oder mit klarerer Wortstellung: *Grans ufana e messios es caps de proeza.* — S. 78: *peitz de martire* (Gr. 392, 18 v. 8) ist keine Beteuerungsformel „Bei der Brust der Märtyrer", sondern bedeutet: „schlimmer als Qual (Martyrium)". — S. 94: Wenn man den Anfang von Gr. 392, 22 *Leu sonet Si cum soill Voill ades* [*en*] *mon chan* (Verf. zitiert fälschlich: *Voil chantar*) dahin deutet, dass Raimbaut die Neuheit seines Liedes betonen wolle, so stellt man den Sinn der Worte geradezu auf den Kopf. — S. 96. Warum muss in dem Worte *senher* der Begriff des Gereiften liegen? — S. 102: Mir ist es mehr als zweifelhaft, ob man aus den Versen: *Qu'en paradis vos deurian menar, Si per merce nuls hom hi deu intrar* etwas anderes herauslesen darf als: „Wenn irgend jemand es verdient, um seiner guten Werke willen ins Paradies einzugehen, so seid ihr es", und die Schlüsse auf Raimbauts religiöse Skepsis, die Verf. hier und S. 105 zieht, scheinen mir nicht berechtigt. — S. 103: Wenn es in Gr. 392, 14 (*El so*) heisst, Dragonet habe gesessen *sus en destrier pauc, mas poder avia gran e sobrier*, so darf man den mit *mas* eingeleiteten Satz kaum übersetzen: „obwohl er ein starkes, gut ausgesuchtes Pferd hätte haben können", vielmehr besagt er: Das Pferd war zwar klein, aber von grosser und überlegener Kraft." — Auch die Verse 83ff. desselben Liedes sind falsch verstanden: der Knappe führt nicht das Ross herbei, sondern er streckt den Pons von Mondrago in den Sand und führt dessen mageres Ross (als Beute) weg. — S. 105: *ira* ist im Prov. meist der „Liebeskummer". Es dürfte also wohl nicht angängig sein, aus dem Vorkommen dieses Wortes bei Raimbaut zu schliessen, dass er „im Zürnen origineller als im Lieben" gewesen sei.

Eine ähnliche Sorglosigkeit wie aus der Behandlung des prov. Wortlauts spricht auch aus der Art, wie Verf. mit den Verfassernamen, den Buchtiteln und den Hinweisen auf ihre Belegstellen verfährt. Wechsslers Name wird, soweit ich sehe, nur einmal — infolge eines Druckfehlers? — richtig geschrieben (S. 107). De Bartholomaeis ist stets seines *e* beraubt (s. S. 35, S. 61, Anm. 1), Stroński erscheint als Strońsky, Birch-Hirschfeld bald mit, bald ohne *s* im ersten Teil seines Namens. Falsch oder ungenau sind die Titel der Bücher, bzw. Abhandlungen von Hopf (S. 3), Lewent, Settegast, Schindler (S. 4) angegeben, und aus Diez' „Poesie" wird S. 8 Anm. 2 eine „Geschichte der Trobadors". Ueber die ungeheure Zahl der Druckfehler, soweit sie den deutschen Text betreffen, liest man hinweg, bisweilen

[1] Wie sehr Raimbaut selbst bestrebt ist, innerhalb ausgetretener Bahnen Neues zu bieten, scheint mir aus manchem seiner Gedichte hervorzugehen. So biegt er den Begriff des Deskorts ins Sprachliche um, transponiert die Pastorelle — hier hat m. E. Jeanroy gegen Verf. Recht (S. 18) — ins Realistisch-Komische (Tenzone mit der Genueserin) und wendet im *Carros* das bereits vor ihm vorhandene Motiv des Damenturniers in neuartiger Weise zum Lobe einer einzigen Dame. Vielleicht ist auch der Brief an seinen Herrn durch eine Reminiszenz an die prov. Liebesbriefe entstanden. Wie in ihnen um Frauenlohn geworben wird, so bittet Raimbaut um Herrenlohn, nur dass sich ihm unter dem Eindruck des epischen Inhalts auch die epische Form der Laisse aufdrängt.

[2] Der Verfasser des Liedes wendet sich gegen die Toren, die eine Seefahrt unternehmen, deren Unannehmlichkeiten geschildert werden. Die Abneigung gegen das Befahren des Meeres war im Mittelalter begreiflicherweise sehr stark (vgl. *Kreuzlied* S. 53 Anm. 3).

Digitized by Google

lächelnd wie über die „Heldentanten" (S. 51). Unangenehmer sind schon die Druckfehler und Ungenauigkeiten in den provenzalisch zitierten Textstellen, und oft muss man, um sie zu verstehen, auf die Originale zurückgreifen, aus denen Verf. selbst geschöpft hat[1]. Das ist aber nicht immer ganz leicht. Denn die Lied- und Verszahlen stimmen in einer grossen Zahl von Fällen nicht, mehrfach sind sie überhaupt nicht angegeben. Dass die S. 28 (unten) angeführten Gedichtzeilen nicht von Gaucelm Faidit, sondern von Peire Vidal (Gr. 364, 47) herrühren, lässt sich leicht berichtigen. Dass aber ein Artikel von Schultz-Gora, der nach S. 7 Anm. 1 in der *Zschr. f. fr. Spr. u. Lit.* 43, 154 zu suchen wäre, in Wahrheit *Zschr. f. rom. Phil.* 18, 131 steht, ist schon schwerer zu eruieren. Vor Angaben jedoch wie „Gaucelm Faidit 212, 3" (S. 53) oder der Anm. 1 auf S. 14, nach der Stempel (wer ist das?) einen Teil der katalanischen Handschrift (welcher?) in *Rdlr.* 35, 268 (hier steht nichts dergleichen!) abgedruckt haben soll, steht man ziemlich ratlos[2]).

Auch der Abschnitt über die Metrik leidet unter diesem Mangel an Akuratesse. Nicht alle der S. 82—86 aufgestellten Reimschemata halten der Nachprüfung stand, und die nach Maus' Vorbild angefertigte Liste der Reimordnungen (S. 89—90) weist nicht nur Fehler im einzelnen, sondern auch in der Anordung des Ganzen auf, da die letzten acht Schemata gar nicht in die Gesamtheit eingeordnet sind. Die Anmerkungen dazu, die Raimbauts metrische Vorbilder und Nachahmer aufzeigen sollen, können keineswegs befriedigen. Wenn S. 92 von den Gedichten mit Refrainzeilen die Rede ist, so hätten hier auch die Lieder mit Refrainwörtern erwähnt werden müssen. Raimbaut hat deren zwei: Gr. 392, 3 (*Ara·m requier*) mit *cosselh*, das Verf. in anderem Zusammenhang nennt (S. 72), und das Kreuzlied Gr. 392, 3, dessen Refrainwort *crotz* nirgends erwähnt wird.

Zum ersten Anhang „Raimbauts Weiterleben" möchte ich noch bemerken, dass seit den Veröffentlichungen von Monaci (*Bull. della soc. fil. rom.*, fasc. II S. 17—20), insbesondere aber von Jeanroy, *Rom.* 28 (1899), 232—44 (dazu *Rom.* 33, 458) der *Carros* doch keine so vereinzelte Erscheinung ist, wie Verf. meint (S. 109), und dass derselbe Jeanroy in dem Gedicht *Umile sono* des Rugieri Apugliese eine Nachahmung von Gr. 392, 28 gefunden hat (*Ann. de la Fac. des Lettres de Bordeaux* etc. XXXVII, *Bullet. it.* XV, 101—8; vgl. *Rom.* 44 [1915/17], 320).

Die im zweiten Anhang gebotene Liste der edierten Gedichte (S. 112—113) bedarf vielfach der Ergänzung[3]). Die ebenda (S. 113—122) abgedruckten Texte sind völlig unzulänglich. Zwar sagt Verf. selbst in der Einleitung (S. 1), dass sie nur eine notdürftige Gestaltung erfahren hätten; aber diese Notdurft ist doch erheblich grösser, als sie nach dem gedruckt vorliegenden Handschriftenmaterial, das Verf. übrigens keineswegs voll ausgenutzt hat, hätte zu sein brauchen. Zwei der von der Verf. veröffentlichten Lieder lagen schon vorher in lesbaren Texten vor: Gr. 392, 26 (*Nuills hom*), das Kolsen 1916 in seinen „Dichtungen der Trobadors" (s. o.), und Gr. 392, 18 (*Guerra ni plag*), das er 1925 in seinen „Trobadorgedichten" als Nr. 27 ediert hat.

Berlin. Kurt Lewent.

Gerhard Rohlfs, Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität. Mit 1 Karte. Halle, Max Niemeyer. 1930. XLVII, 394 S.

Rohlfs ist zweifellos der beste Kenner der sprachlichen Verhältnisse des Mezzogiorno (Süditaliens). Er verbindet in vorbildlicher Weise den Explorator und den Gelehrten in einer Person. Die Grundlage für seine Forschertätigkeit hat er in zahlreichen Aufenthalten geschaffen, die zusammen fast drei volle Jahre ausmachen. In den so schwer zu bereisenden Gebieten Kalabriens, der Basilikata[1] usw. kann man Aufnahmen nur machen, wenn man bereit ist, monatelang das primitive Leben der halbnomadischen Hirten zu teilen. Das ist dann aber auch die beste Grundlage, um sich so ganz einzufühlen in das Milieu. Dieses Einleben aber ist sowohl für den Explorator wie für den Gelehrten eine unerlässliche Vorbedingung für sein Schaffen.

Jene süditalienischen Gebiete haben innerhalb der gesamten Romania eine ganz besondere Stellung, weil wir hier auf dem Boden stehen, wo den Römern die Griechen vorangegangen waren, wo daher Grazität und Latinität jahrhundertelang um die Herrschaft gekämpft haben. Das Verhältnis der beiden Sprachen zueinander gründlich erforscht zu haben, ist wiederum Rohlfs Verdienst. Seine Auffassung, dass wir es mit einer ununterbrochenen griechischen Tradition vom Altertum bis heute zu tun haben, ist zwar von Battisti in der Revue de Linguistique Romane 3, 1—91 angefochten worden. Doch hat Rohlfs in seinem Aufsatz „Autochthone Griechen oder byzantinische Gräzität", ibid. Bd. 4, 118—200, seine Auffassung mit Erfolg verteidigt und sie darüber hinaus durch Beibringung neuer Grundlagen erhärtet.

In dem neuen, vorliegenden Buche nun legt Rohlfs das gesamte Wortmaterial vor, das vom Griechentum in Süditalien zurückgelassen worden ist. Es finden sich darin also der Wortschatz der noch heute bestehenden griechischen Sprachinseln in Kalabrien und Apulien, verbunden mit den in romanischen Mundarten der südlichen Halbinsel (bis zur Linie Rom—Ancona) erhaltenen hellenischen Sprachreste. Bei diesen letzteren unterscheidet R. sehr fein die Reliktwörter von den Lehnwörtern. Die ersteren stammen aus einer Periode, da an dem betreffenden Ort eben noch griechisch gesprochen wurde, letztere sind später von den unteritalienischen Griechen in romanische Nachbarmundarten eingedrungen. Meist kann nur die genaue Analyse von Fall zu Fall entscheiden, welcher der beiden Kategorien das Wort zuzuweisen ist. Ferner sind auch die lateinischen Lehnwörter in den griechischen Sprachinseln herangezogen worden. So bietet sich uns ein vollständiges Bild des griechischen Sprachgutes in Unteritalien in zuverlässiger Gestalt, da R. die Materialien seiner Vorgänger nicht ungeprüft übernommen hat und alles in einheitliche phonetische Transkription[2] giesst.

Die ganz eigenartige Stellung dieser griechischen Sprachreste sichert dem vorliegenden Buch eine besondere Bedeutung zu. Es wird sowohl dem Romanisten, als auch dem Gräzisten ein willkommener Stützpunkt sein. Aber auch wer sich für prinzipielle Fragen interessiert, wird froh sein, hier stets reiches Material für allerhand Fragen vorzutinden.

Angeordnet ist der Stoff nach der alphabetischen Reihenfolge der zugrundeliegenden altgriechischen Wörter. Diese Lösung ist für den Benutzer am bequemsten; daher

---

[1] Ich greife ein paar Beispiele heraus: 1. *Joi seri* (statt *Soi ieu*) *vostres* S. 72; 2. *ai lieys mos cors e mon talans* statt *q'en lieys es mos cors e mos t.* (S. 73); 3. die Strophe S. 73 weist in 8 Zeilen ebensoviele, meist entstellende Druckfehler auf und ist auf diese Weise gänzlich unverständlich geworden.

[2] Auch das in der ersten Anmerkung dieser Anzeige behandelte Zitat gehört hierher.

[3] Hier wie anderwärts (z. B. S. 60 Anm. 1) macht Verf. geheimnisvolle Andeutungen über neuere Literatur, die zu dem Liede *Conseil don a l'emperador* (Gr. 392, 9a) erschienen sei, ihr aber nicht mehr vorgelegen habe. Seit Zenker und ich in mehreren Aufsätzen (zuletzt 1911 im *Arch.* 125, 404ff.), die der Verf. offenbar unbekannt geblieben sind, über dieses Lied diskutierten, hat sich m. W. niemand mehr mit ihm entscheidend beschäftigt, und Verf. irrt, wenn sie meint, dass die Streitfrage endgültig gelöst sei.

[1] Nicht umsonst sagt von ihnen Panzini in seinem köstlichen Buch, „La vera istoria dei tra colori": „Giù poi, in Basilicata, in Calabria, era il deserto".

[2] Diese Transkription ist Seite XIII erläutert. In diesen Erklärungen fällt die Gleichsetzung des Anlautes von d. Kind und it. chilo, von d. geben und it. ghetto auf. Das ist doch zum mindesten irreführend.

Digitized by Google

habe ich mich bei meinem französischen Wörterbuch ebenfalls dafür entschieden. Sie hat aber den grossen Nachteil, dass sie die semantischen Gruppen auseinanderreisst. Wie wichtig es aber ist, nicht nur vom Standpunkt des Wortes aus, sondern auch von dem des Begriffes die Dinge zusammensehen zu können, das hat uns vor allem Gilliéron gezeigt. Wir müssen daher dem alphabetischen Wörterbuch eine Zusammenfassung vom semantischen Standpunkt aus folgen lassen, eine Art Schlüssel, der uns z. B. ermöglicht, gleich zu überblicken, welche Wörter und Wortgruppen die Bedeutung „Hund" besitzen und warum. Vgl. darüber S. V des Vorwortes zum ersten Band meines Wörterbuchs [1]. Rohlfs Wörterbuch hätte viel an Lebendigkeit gewonnen, wenn er eine derartige synoptische Zusammenfassung beigegeben hätte. Vielleicht liesse sich das noch nachholen.

Sehr willkommen wird allen Forschern das Kapitel „Wörter unbekannter Herkunft" sein. An der oben zitierten Stelle habe ich darauf hingewiesen, wie viel daran liegt, dass auch diese Aschenbrödel ans Licht gezogen werden. Nur so gelangt der Sprachschatz in seiner Gesamtheit zur Wirkung und nur so wird es möglich, zu ermessen, wie weit überhaupt die Forschung gediehen ist. Ich freue mich, zu sehen, dass R. meine Auffassung teilt. Ein eigentümlicher Gegensatz zwischen meinem Buch und dem von R. bleibt aber bestehen. Bei R. umfasst dieser Teil ziemlich genau ein Dreissigstel, in meinen handschriftlicheng alloromanischen Materialien aber etwa ein Fünftel! Dieser gewaltige Unterschied erklärt sich zum Teil dadurch, dass die romanischen Mundarten Unteritaliens in diesem Abschnitt wohl nicht mehr so systematisch herangezogen worden sind, wie vorher. Dann lehrt aber auch ein Vergleich mit meinen französischen Materialien, dass gewisse semantische Gebiete, die nach meinen Erfahrungen besonders reich sind an etymologisch schwierigen Ausdrücken, bei R. recht schwach vertreten sind. Es wäre interessant, zu erfahren, womit das zusammenhängt. Es liegt nahe, einen Grund dafür darin zu sehen, dass die Materialien R.s zum grössten Teil durch Abfragen von questionnaires zusammengekommen sind, eine Methode, welche gerade die hier in Frage stehenden, mehr affektischen Wörter weniger gut herauszulocken imstande ist.

Alles in allem genommen, bringt uns Rohlfs Buch eine eindrucksvolle Bestätigung der von ihm vertretenen Auffassung der Autochthonie der griechischen Sprachinseln und des Fortbestandes antiker Gräzität in einzelnen Gebieten der Graecia magna. Darüber hinaus wird es der Ausgangspunkt sein, der sichere Port, von dem aus wir die sprachliche Auswirkung der hellenischen Kolonisation im westlichen Mittelmeer neu studieren werden. So bedeutet das wertvolle Buch von Rohlfs einen Abschluss und einen Anfang zugleich.

Leipzig. W. von Wartburg.

I. E. Shaw, Essays on the Vita Nuova. Princeton N. Y., Univ. Press (usw.) 1929. 236 S. (Elliot Monographs 25).

Dieses schöne Buch stellt sich die Aufgabe, die Vita nuova im Ganzen zu behandeln — ein schon wegen seiner vergleichsweisen Seltenheit innerhalb der Dante-Forschung begrüssenswertes Thema, und doppelt begrüssenswert, wenn es so angefasst wird wie hier, nämlich induktiv, durch Einzelinterpretation von Teilen zum Ganzen vordringend. Das Buch zerfällt in sieben Aufsätze, deren jeder sich an die vorhergehenden, speziell an den nächstvorhergehenden, anlehnt, und deren letzter — „The character of the V. N." — aus allen die Summe zieht. Methode wie Einteilung gemahnen somit an die beste philologische Tradition — Moore und Witte — und man sieht, was auch im Zeitalter der Geisteswissenschaft mit dieser Methode noch auszurichten ist: Interpretation von fast unübertrefflicher Klarheit, Gründlichkeit und Feinfühligkeit, auf der Basis umfassender Kenntnis der mittelalterlichen Dichtung und Gelehrsamkeit und der modernen Dante-Forschung aller westlichen Sprachen. Eine Bibliographie am Schlusse verzeichnet auf acht grossen Seiten die hauptsächlich benutzte Literatur; ein Sach- und Stellenregister fehlt leider.

Das durchweg beobachtete Vorgehen, den Text — ohne in ihm stecken zu bleiben — aus dem Text heraus zu erklären, spiegelt sich in den Titeln der fünf mittleren Aufsätze — sämtlich Zitaten aus der V. N.: „Incipit vita nova" (V. N. 1) legt die Bezeichnung „Vita Nuova" als „durch Liebe erneuertes Leben" aus — wie immer unter gründlichster Berücksichtigung und Widerlegung sonstiger Auffassungen und Auslegungen; „Ego tamquam centrum circuli" (V. N. 12 [11]) behandelt die Entwicklung der Danteschen Liebestheorie, und zwar ausdrücklich (p. 92ff.) ohne Zuhilfenahme der dem Verfasser vollvertrauten antiken und mittelalterlichen Kreismystik, nur aus dem Zusammenhang des Textes heraus, der eine gewagte aber plausibel gemachte neue Deutung erfährt: Amor das Zentrum, Dante selbst der Kreis; „E che dirà ne lo inferno" (V. N. Canz. 1) zieht zu einer an sich nicht überzeugenden neuen Deutung dieser Stelle die Kanzone „Lo doloroso amor" fruchtbar in Vergleich; „Morràti, morràti" (V. N. Canz.2) ist ebenfalls nicht so sehr durch die vorgeschlagene Textgestaltung (morrà statt morra') von Interesse als durch die Ueberlegungen über prosaische und poetische Behandlung gleicher Stoffe in der V. N. — eines der fruchtbarsten philologischen Themen, freilich von Shaw mehr inhaltlich als stilistisch angefasst; „Non è del presente proposito" (V. N. 29 [28]), mit das bestgelungene Stück des Ganzen, erklärt die Stelle auf Grund der Gesamtauffassung Shaws vom Wesen der V. N. als einer Entwicklungsgeschichte der Liebe und Liebestheorie des jungen Dante, ohne jede allegorische Neben- oder Hauptbedeutung („there are no good reasons for supposing that the V. N. is an allegory, but there are good reasons for supposing that it is not". p. 191): eine Gesamtauffassung, die der schon genannte Schlussaufsatz dann im Zusammenhang begründet. Der erste Aufsatz — „The date of the V. N." — hatte den Grund zum übrigen gelegt durch eine ausgiebige Diskussion der so schwierigen Datierungsfrage: Shaw gelangt durch innere und äussere Argumente zur gesicherten Zeitspanne 1291/1293 und zum wahrscheinlichen Entstehungsjahr 1292 und damit — was ihm die Hauptsache ist — zur Loslösung der V. N. vom Convivio (dies besonders durch die auch von Guerri und anderen (Shaw p. 44, 223) unternommene Interpretation von Conv. 2,2: „quando quella gentil donna ... apparve primamente accompagnata d'Amore" als des zweiten, nicht des ersten Auftretens der Donna gentile); jede Zerstücklungstheorie, sei es zeitlich spätere Entstehung der Schlusskapitel, sei es ein- oder mehrmaliges „rifacimento", lehnt er ab; und

[1] In dem dort als Beispiel gebotenen Probeartikel erscheinen die Materialien alphabetisch. Ich halte das heute nicht mehr für die wünschbare Form, sondern möchte sie durch eine semantisch-genetische Anordnung ersetzen.

Digitized by Google

wenn man ihm jene Auslegung von Conv. 2,2 zugesteht, so scheint mir seine These im übrigen ganz unanfechtbar: die sieben Aufsätze zusammen erbringen den Beweis von der sachlichen Einheitlichkeit und der formalen Einschichtigkeit der V. N. und liefern damit einen willkommenen Nachweis an einem wichtigen Beispiel für die Berechtigung unserer heutigen entscheidenden Tendenz, Kunstwerke als solche, wie sie da sind, zu betrachten und gelten zu lassen. Doch sei schon hier hinzugefügt, dass mir Shaws Versuch, die V. N. nun über die lebensmässige und künstlerisch formale Autonomie, deren Nachweis ihm gelungen ist, auch nach dem Ideengehalt — also geistig — im Rahmen des Danteschen Gesamtwerkes zu verabsolutieren und zu isolieren, anfechtbar und der Korrektur bedürftig erscheint.

Wie man gesehen hat, ist Shaw „Realist" im Sinne einer Betonung des wörtlichen Textsinns der V. N. gegenüber jedem nicht wörtlichen; er vertritt diese Auffassung, die, wie er selbst hervorhebt (p. 172ff.), wohl endgültig die Oberhand hat, mit einer auch heute ungewohnten Konsequenz. Sein gerechter Spott trifft Betrachter vom Schlage L. Vallis (p. 209, 211f.), die sich noch heute lieber in der Trockenheit irgendwelcher Ausdeutung gefallen, anstatt das Kunstwerk als Ausdruck inneren und äusseren Lebens selber reden zu lassen. Für die kaum noch bestrittene Identifikation der Beatrice mit Bice Portinari-Bardi hat er wertvolle Belege aus den Kommentaren (p. 163ff.) — wertvoll besonders wieder durch die einsichtige Gruppierung der in Frage kommenden Stellen; Beatrice wie die Donna gentile sind für ihn in der V.N. — aber auch nur in dieser — irdische Frauen und nichts anderes (s. z. B. p. 175). Dafür geht er über die gewohnte Grenze der Vorsicht insofern mit Glück hinaus und vertieft die formale Einsicht ins Lebendige, als er Dantes Liebesgeschichte mit psychologischen Mitteln und auf allgemein menschlicher Basis nachzuerzählen sucht (p. 182ff.) und die zweifellose Tatsache, dass die „donne di schermo" nicht nur dieses für Dante waren, sondern Etappen seines irdischen Weges, in den Zusammenhang dieses Weges hineingestellt. (Ich darf hier eine anderwärts zu begründende Vermutung, die manchen scheinbaren Widerspruch in seinem Gesamtbild aufzulösen geeignet sein könnte, vorerst andeuten: Dantes erotische Struktur muss zur Spiritualisierung von Liebeserlebnissen freiwillig, ohne die Notwendigkeit asketischen Zwanges, geneigt gewesen sein; trotz aller Leidenschaftlichkeit bog er — das zeigen auch und gerade die Pietra-Kanzonen — offenbar vor der letzten sinnlichen Erfüllung lieber ab; seine Natur scheint ihm den askeselosen Weg zur Heiligung vergleichsweise leicht gemacht zu haben.) — So wird erst die — durchaus noch unallegorische, noch eindeutige — Entwicklung Beatrices aus der kindlich-mystisch Geliebten über die leidenschaftlich Ersehnte zur himmlischen Retterin schon innerhalb der V. N. ersichtlich, die zur späteren allegorischen Beatrice die erlebnismässige Vorbedingung war (p. 153 u. o.). (Shaw kann sich für diese echt „realistische", nämlich das dem Realen immanente Ideale erfassende, Auffassungsweise jetzt auch auf R. Davidsohn (Dt. Djb. 10, 1ff.) berufen.) Und mit dem Liebeserlebnis reift das Nachdenken über die Liebe: Shaw zeigt im Zusammenhang seiner Interpretationen den Fortschritt Dantes über die Liebestheorie der Provenzalen und des Cavalcanti zu derjenigen des Guinizelli, sowie den schon in der V. N. spürbaren Ansatz zur eigenen späteren Lehre von der Liebe als Grundkraft und Weg zu Gott (p. 83ff. 195ff., 202f.). — Ins ästhetische und stilistische Gebiet stösst Shaws Auslegung nur vereinzelt vor; etwa wenn die „drei Dantes", die innerhalb der V. N. auftreten — der Autor, der Held der Prosaerzählung, und der Verfasser der Gedichte — in ihrem im Laufe der Erzählung sich gegeneinander verschiebenden Verhältnis gezeigt und interpretierend verwertet werden (p. 79ff.); oder wenn die Entwicklung der Liebestheorie an die vier Erscheinungen Amores innerhalb der V. N. angeknüpft wird (p. 82ff.); auch die Erörterung über das rhetorische aber nicht allegorische Wesen der Personifikation als Kunstform (p. 189ff.: V. N. 25 [24]) gehört in diesen Zusammenhang; ferner die gute Begriffsscheidung zwischen Allegorie und Symbol (p. 225), und der — nicht neue — Versuch, den Stil der V. N. als „naiv" zu kennzeichnen (p. 190, 224): dies freilich eine Bezeichnung, die angesichts des staunenswerten Raffinements in Komposition und Wortwahl, wodurch Dantes Büchlein ein frühes Meisterwerk geworden ist, nur in sehr begrenztem Sinne gelten kann.

Die an sich so begrüssenswerte Ueberzeugung von der Autonomie der V. N. als Lebensabschnitt und Kunstwerk lässt, wie schon angedeutet, Shaw uneinsichtig werden gegenüber der wohl zweifellosen Gewissheit, dass schon zur Zeit der V. N. die Commedia im Entstehen war. Shaw will „the kinship between V. N. and the Commedia" damit abtun, dass beide „children of the same father" seien (p. 179); jedenfalls dann aber nahezu gleichaltrige Kinder. A. Bassermann hat jetzt (Dt. Djb. 12, 211ff.) m. E. zur Evidenz die Existenz einer „Urcommedia" bewiesen; sein Datierungsversuch dieser Urcommedia freilich auf 1290 — also sogar vor der frühesten möglichen Entstehungszeit der V. N. — überzeugt mich vorläufig keineswegs: jedenfalls aber ist Shaw im Unrecht, wenn er jede Beziehung zur künftigen Commedia wegargumentieren will aus zwei Stellen der V. N., in denen man seit jeher solche Beziehung gefunden hat (V. N. Canz. 1: e dirà nell' Inferno; cap. 43 [42]: infino a tanto che io non potessi più degnamente trattar di lei). Selbstverständlich gehen diese beiden Stellen nicht etwa direkt auf die Commedia; wohl aber deuten sie sie vor. „Nell' Inferno" heisst m. E.: „er wird (einst) in der Hölle (gemeint: „wenn er in der Hölle wandern wird" — natürlich also nicht „im Gedicht ‚Hölle'") „sagen . . .": Shaw will stattdessen auslegen: falls Beatrice jetzt schon stirbt, wird er in die Hölle kommen und dort sagen . . ." (p. 109ff.); eine Auslegung, die trotz der interessanten Anknüpfung an Dantes damals einsetzende religiöse Wendung gekünstelt und abzulehnen ist. Noch weniger verständlich blieb mir Shaws Weigerung (z. B. p. 178), die vision mirabile in — wieder nicht etwa direkte, aber prinzipielle — Beziehung zum künftigen Paradiso zu setzen: hier fand ich überhaupt kein nennenswertes Gegenargument bei ihm, man hat hier anscheinend nur die etwas weit getriebene Konsequenz seiner Grundthese, die ja dennoch unerschüttert geblieben wäre.

Es ist unmöglich, das Buch, einschliesslich des durch seine ausserordentlich anregende Lektüre erregten Widerspruchs, hier auszuschöpfen. Shaws Interpretation — selbst wenn sie anfechtbar ist — nimmt ihre Kategorien nie von aussen, immer aus dem interpretierten Text selber; so lässt sie diesem sein poetisches Geheimnis bei aller Klarheit der Auslegung. Vielleicht ist die Dosis an angelsäch-

Digitized by Google

sischer Nüchternheit — auch sie ein fault in the right direction — gelegentlich zu stark: die Gesellschaft der Frauen um Beatrice (V. N. 14 [13]) ist kein „house warming party" (p. 103. 163)! Dafür gelingt Shaw gelegentlich wieder eine bis ins poetisch Adäquate sich erhebende Wendung, Zeugnis für die Tiefe seiner Einfühlung in seinen Dichter; wenn er etwa das Kanzonenfragment (V. N. 28 [27]), unvollendet unter dem erschütternden Eindruck von Beatricens plötzlichem Tode, mit einer abgebrochenen Grabsäule ohne Inschrift vergleicht — „the fragment is left like a broken column with no inscription" (p. 148) —, so kann das geradezu eine Symbolisierung des Gesamteindrucks genannt werden, den Dantes geheimnisvoll süsses, rätselhaft trauriges, formbewusstes, kindlich tiefsinniges Jugendgedicht bei jeder neuen Lektüre erneuert.

Frankfurt a. M. Ulrich Leo.

Obra del Cançoner Popular de Catalunya. Materials. Vol. I—III. Barcelona 1926/28, 1928, 1929. 479; 457; 487 S.

Die Stiftung einer hochherzigen Barcelonaer Dame, Concepció Rabell i Cibils, verwitwete Romaguera, der die Finanzierung einer Reihe von wissenschaftlichen Unternehmungen zu danken ist, hat auch das grosse Werk der Sammlung und Veröffentlichung des *Cançoner de Catalunya* möglich gemacht, ein Unternehmen, das aus zwei Gründen besonders zu begrüssen ist. Einmal stellt das katalanische Volkslied vielfach ein Bindeglied zwischen dem südfranzösischen und dem spanischen Volkslied dar, die wir heute ziemlich gut kennen. Sein Studium ist dazu angetan, die vergleichende Volksliedforschung auf dem Gebiet der Romania in weitgehendem Masse zu fördern. Hierbei fallen möglicherweise von musikwissenschaftlicher Seite aus auch neue Lichter auf die Musik der romanischen Völker im Mittelalter, die vielleicht die verwickelten Fragen nach dem Ursprung des provenzalischen Minnesangs und nach seinem Verhältnis zur spanisch-arabischen Musik einer Lösung näherbringen. Dann aber ist es auch in katalanischen Landen notwendig, dass die Sammlung des Liederschatzes jetzt unternommen wird, da in vielen Gegenden das alte volkstümliche Lied bereits dem neuzeitlichen Schlager zu weichen begonnen hat.

An Vorarbeiten für diese regionale Sammelarbeit, an der der Orfeó Català in Barcelona, der im Musikleben Kataloniens eine führende Rolle spielt, einen bedeutenden Anteil hat, waren, abgesehen von kleineren Sammlungen, vorhanden: M. Milà i Fontanals *Romancerillo catalán* (*Obras completas* VI, Barcelona 1895), die umfangreiche aber unveröffentlichte Sammlung von Marian Aguiló, für Roussillon verschiedene Aufsätze in der *Revue Catalane*. Für Mallorca hat der Geistliche Antoni Jusep Pont in Lluchmayor in den Jahren 1905—1920 eine aus 35 Orten stammende Sammlung von 245 Liedern und Tänzen angelegt, die unter dem Titel *Mallorkinische Volkslieder und Tänze* von M. Barrelet herausgegeben und erläutert wurde (Diss. Hamburg 1922). Der Ungunst der Zeit entsprechend ist diese Arbeit nicht im Druck erschienen und nur in maschinenschriftlicher Ausfertigung vorhanden. Ein kleiner Auszug wurde *Iberica* V, 49—59 veröffentlicht. Ich möchte hier auf die verdienstvolle Arbeit besonders hinweisen, damit die Sammlung Ponts nicht in Vergessenheit gerät und für das Gesamtwerk des Cançoner herangezogen werden kann, scheint man doch in Barcelona von ihrem Vorhandensein nichts zu wissen (III, 293).

Die Vorbereitung der Herausgabe des monumentalen Cançoner geschieht nicht nur durch Anlage eines umfangreichen Archivs, in dem auf Einzelblättern Text und Musik aller bisher veröffentlichten oder von Gewährsmännern eingeschickten Lieder und ihrer Varianten genau verzeichnet werden, nebst Angabe über Ort, Sänger, Begleitinstrumente usw., sondern darüber hinaus werden Exploratoren in die einzelnen katalanischen Sprachgebiete hinausgeschickt, um an Ort und Stelle zu sammeln, was sich im Volke noch lebendig erhalten hat. Die Exploratoren sind dabei immer zu zweit, ein Literaturwissenschaftler und ein Musikwissenschaftler. Ueber die einzelnen Untersuchungen und Aufnahmen im Gelände berichten die *Materials*, von denen bis jetzt drei starke Quartbände vorliegen. Im einzelnen untersuchten J. Llongueres und J. Tomás den Westen der Provinz Gerona (I, 109—178; II, 247—343; III, 179—290), H. Anglès und P. Bohigas die Umgegend von Solsona und Berga (I, 179—258), anschliessend daran J. Barberá und P. Bohigas die Hoch-Segarra, die Täler des Cardoner und Segre (II, 61—167) sowie die Gegend von Cervera im Südosten der Provinz Lérida (III, 89—178), die Brüder Joaquim und Just Sansalvador i Cortès sammelten im äussersten Norden der Provinz Alicante (III, 9—87) und B. Samper und M. Ferrà auf Mallorca (III, 291—427).

Die Berichte geben Auskunft über die Reise der Exploratoren, über die verschiedenen Gelegenheiten, bei denen die Lieder gesungen werden, über Lebensbedingungen und Charakter der Sujets, die in vielen Fällen im Bild festgehalten wurden, so dass wir auch die Träger der musikalischen Tradition selbst kennenlernen. Jeweils ist eine reiche Auswahl von Liedern wiedergegeben, wobei sowohl der Text als auch die Gesangsnoten und womöglich auch die Begleitung mitgeteilt werden. Ihrem Charakter nach sind die Lieder Romanzen, darunter eine Anzahl vom moresken Typus, Weihnachtslieder, Wiegenlieder, Liebeslieder aller Art, auch solcher vom Typ der *mal mariee*, und Arbeitslieder. Diese letzteren zerfallen in Spinn- und Sticklieder, Pflügelieder, Schnitterlieder, Dreschlieder, Worfellieder, Winzerlieder, Feigenpflücklieder u. a. F. Pujol weist I, 383 darauf hin, dass diese Arbeitslieder auf Mallorca sehr zahlreich und noch ungemein lebendig seien (vgl. hierzu ausser III, 9ff. die Sammlung von Pont), dass sie aber in Katalonien fast verschwunden wären. Demgegenüber muss darauf hingewiesen werden, dass sich Pflüge-, Schnitter- und Dreschlieder noch in der Hoch-Segarra erhalten haben (II, 115; 134—136) und die Gebrüder Sansalvador neun Dreschlieder aus dem Norden der Provinz Alicante mitteilen konnten.

Was die Texte anbetrifft, so sei zunächst darauf hingewiesen, dass diese, wenngleich sie nicht phonetisch transkribiert wurden, für den Dialektforscher von grossem Nutzen sein können, da sie die Mundart eng umgrenzter und genau lokalisierbarer Bezirke widerspiegeln. In der Segarra und südlich davon um Cervera finden wir u. a. Texte in einem Gemisch katalanischer und kastilischer Wörter, in der Segarra auch ganz kastilisch abgefasste Lieder. Dem Strophenbau der Romanzen wird das von P. Bohigas angewandte Druckverfahren am besten gerecht, nach dem sich die übrigen Exploratoren richten sollten. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, dass in der endgültigen Ausgabe der einzelnen Lieder und Liedertypen die geographische Verbreitung jedes einzelnen eine

Digitized by Google

kartographische Darstellung finden möge (vgl. hierzu für Frankreich etwa die Karten bei M. Gauthier-Villars, *Chansons populaires, recuillies au Villard-de-Lans*, Paris [1929], für die Pyrenäenhalbinsel R. Menéndez Pidal, *Sobre geografía folklórica* in RFE VII, 229ff.), da ja die geographische Methode Schlüsse auf Alter und Entwicklungsgeschichte der einzelnen Lieder gestattet. Schon jetzt lässt sich erkennen, dass die Romanzen, die am weitesten verbreitet sind, wie *Comte l'Arnau* und *La Dama d'Aragó* (oder *de Paris*), auch zu den ältesten gehören. Die Sage vom *Compte Arnau* geht in das 11. Jahrh. zurück; die *Dama* ist wahrscheinlich Isabel, die Gemahlin Philipps des Kühnen von Frankreich.

Beachtenswert vom volkskundlichen Standpunkt sind verschiedene Liedanfänge, die (in Katalonien) häufig in der gleichen oder ähnlicher Form wiederkehren:

1. *Cançó nova s'ha* (oder *s'es*) *dictada* . . . .
2. *Una cançoneta — jo la vull cantar*
   treta d'una noia — filla d'Organyà.
3. *Una cançó vos vui cantar*
   treta n'és dins Perpinyà.
4. *Una cançó vull cantar*
   no hi ha molt que s'es dictada.
5. *Una cançoneta nova — bé la n'oireu cantar.*
6. *Una cançoneta nova*
   bé la sentireu cantar,
   treta de les noies guapes
   de la plana d'Empordà.

Das III, 362 mitgeteilte mallorkinische Lied *Les Transformacions* zeigt eine starke Verwandtschaft mit dem *Magali*-Lied in Mistrals *Mirèio*.

Die Melodien sind vielgestaltig. Manche zeigen Beziehungen zu den alten provenzalischen Liedern des Troubadours (siehe die von F. Pujol I, 291—293 mitgeteilten Beispiele). Vielfach hat man den Eindruck sich in einem Gebiet zu befinden, wo die Ausstrahlungen eines nördlichen (südfranzösischen) und eines südlichen (südspanischen) Zentrums musikalischer Produktion sich treffen. Ein interessantes Beispiel für die Wanderung von Melodien bietet das Lied *Muntanyes de Monserrat* (III, 112), das in Cervera nach der Melodie „Wer will unter die Soldaten" gesungen wird. Ueber Elemente der maurischen Gesangstechnik auf Mallorca gibt B. Samper (III, 297/8) beachtenswerte Notizen. Sie finden sich vorzugsweise in den Pflüge- und Dreschliedern und zwar nicht nur in den mallorkinischen, sondern auch in denen aus dem Norden der Provinz Alicante (s. III, 45, 64, 67) und selbst aus der Segarra (s. II, 115, 134—136).

Auch auf volkstümlichen Musikinstrumenten gespielte Tanzstücke sind notiert worden. Besonders aufmerksam gemacht sei auf die beim Fest der Moros i Cristians in Concentaina (Nord-Alicante) am 12.—15. August aufgeführten kriegerischen Festspiele (III, 31), die einerseits an die Tänze der *cossiés* und *cavallets* auf Mallorca (s. *Iberica* V, 54—55; vgl. auch den *Ball de Cotonines* im Panadés, s. F. de P. Bové, *El Penedès, folk-lore dels balls, danses i comparses populars*, Vendrell 1926, S. 53), andererseits an das Fantasia-Reiten der Marokkaner gemahnen. Die Kostüme, die dabei verwendet werden, gleichen den in Nordafrika bei maurischen Festen üblichen. Die Musikkapellen intonieren maurische Märsche, die von zum Teil noch lebenden Komponisten aus Alcoy geschrieben wurden, die eigens zu diesem Zweck nach Nordafrika gingen, um dort die maurische Musik zu studieren. Man sieht hier, wie der Einfluss maurischer Musik auch in neuester Zeit noch lebendig wirken kann.

Ausser den Berichten der Exploratoren enthalten Bd. I und II der *Materials* eine Reihe von Studien: F. Pujol und J. Puntí veröffentlichen I, 9—91 handschriftliche Anmerkungen, die Milà i Fontanals seinem Exemplar des *Romancerillo catalán* beigefügt hat; J. Massó i Torrents gibt I, 101—107 eine knappe Biographie Milàs; H. Anglès behandelt I, 405—416 F. Pedrells Verhältnis zum Volkslied; J. Puntí i Collell würdigt II, 11—60 das Wirken Marian Aguilós und seine Bedeutung für das Studium des katalanischen Volksliedes, während F. Matheu II, 241 bis 246 persönliche Erinnerungen an Marian Aguiló mitteilt.

Der Organist an der Kathedrale in Vich, Ll. Romeu studiert in seinem Beitrag *La versió autèntica dels Goigs del Roser de tot l'any* (I, 259—343) ein bemerkenswertes Beispiel volkstümlicher Harmonisierung. F. Pujol will in der Abhandlung *Cromatisme, modalitat i tonalitat en les cançons populars catalanes* (II, 169—239) mit der landläufigen Meinung aufräumen, dass jede Chromatik in den katalanischen Volksliedern auf dem Einfluss orientalischer oder italienischer Musik beruhe. Er kommt zu dem Ergebnis, dass 40—60 Prozent der katalanischen Lieder eine für sie charakteristische und selbständige Chromatik aufweisen (S. 234/5), dabei leugnete er keineswegs den maurischen Einfluss wie er etwa in den Arbeitsliedern zutage tritt (S. 172). Die Untersuchung von F. Baldelló über die *Elements gregorians dins la cançó popular catalana* (II, 345—404) überschätzt den Einfluss, den der Gregorianische Choral auf das Volkslied ausgeübt hat. Falsch ist der Schluss, dass, wenn der Gregorianische Choral das Volkslied beeinflusst hat, auch der Cantus planus einen grossen Einfluss auf das Volkslied gehabt haben müsse. Wir sind im Gegensatz hierzu der Meinung, dass die Umbildung des Gregorianischen Chorals zum Cantus planus auf dem immer stärker werdenden Einfluss des Volksliedes beruht. Mit den beigebrachten Musikbeispielen kann man genau so gut beweisen, dass die Kirchenmusik eine grosse Beeinflussung durch die volkstümliche Musik erfahren habe wie umgekehrt. Wir wissen aber, dass Komponisten wie der Kapellmeister an der Seu d'Urgell Joan Brudieu (gest. 1591) und der Valencianer Joan Ginez Pérez (1548 bis nach 1610) in ihren kirchlichen Kompositionen die katalanische bzw. valencianische Volksmusik stark benutzt haben, und persönliche Erfahrung hat uns gezeigt, dass es auch heute noch in katalanischen Landen üblich ist, volkstümliche Melodien zu vierstimmigen kirchlichen Gesängen auszugestalten.

Abschliessend erwähnen wir noch den Bericht von F. Pujol, *L'Obra del „Cançoner Popular de Catalunya" al „Congrés d'Història de la Música" celebrat a Viena* (I, 345 bis 404), mit ausgewählten Musikbeispielen, und die jährlichen Berichte J. Puntís über den Fortgang der Arbeiten am Cançoner de Catalunya.

Hamburg. Wilhelm Giese.

El Libro del Cauallero Zifar (El Libro del Cauallero de Dios) edited from the three extant versions by **Charles Phillp Wagner.** Part I, Text, Ann Arbor, University of Michigan. 1929. XVIII + 532 S. mit 9 Tafeln [= Univ. of Michigan Publications, Language and Literature, vol. V.]

Als Ch. Ph. Wagner in der Revue Hispanique, Bd. X (1903), S. 5—104 eine eingehende Untersuchung der

Digitized by Google

Quellen der Historia del Cavallero Cifar vorlegte (Bespr. in Ro. 33 [1904], S. 314 und Rdlr. 47 [1904], S. 283), kündigte er gleichzeitig eine kritische Neuausgabe des umfangreichen Romans an, die um so notwendiger und willkommener war, da H. Michelant 1872 (Bibl. des Lit. Vereins in Stuttgart, Bd. CXII) wohl die Hs. *P*, heute Ms. Esp. 36 der Bibl. Nat. in Paris, nicht aber die inzwischen nachgewiesene ältere Hs. *M* (Ms. 11309 der Bibl. Nac. zu Madrid) benutzt hatte. Ein Erstdruck war bereits 1512 in Sevilla (= S, ein Exemplar wird in Paris Bibl. Nat. unter Res. Y^2 259 aufbewahrt) veranstaltet als deren Vorlage Wagner jetzt zwei verlorene Hss erschliesst.

Ueberlastung durch Unterrichts- und Verwaltungsaufgaben hinderte den nordamerikanischen Hispanisten ungebührlich lange an der Einlösung seines lobenswerten Versprechens, weshalb er sich schliesslich beeilte, zunächst einmal den kritischen Text auf Grund von *M*, ergänzt durch *P* und *S*, mit kurzer Einleitung, reichem Variantenapparat, Konkordanz und Index herauszubringen und einen zweiten Band mit paläographischen, textkritischen, grammatikalischen und neuen quellengeschichtlichen Studien nebst einem Glossar in Aussicht zu stellen.

Der erste Band ist in der gediegenen Aufmachung erschienen, welche die Angelsachsen ihren wissenschaftlichen Universitätsveröffentlichungen zu geben pflegen. Den meisten im Vorwort geschilderten Editionsgrundsätzen und Untersuchungsergebnissen kann man in Erwartung des zweiten Bandes vorläufig zustimmen. Beim Kollationieren der Handschriften entdeckt man jedoch eine beträchtliche Anzahl kleiner und kleinster Auslassungen und Versehen, dass man das prachtvoll ausgestattete, erwartungsvoll in die Hand genommene Buch etwas unbefriedigt zur Seite legt und mit Bedauern feststellt, dass es nicht ganz hält, was es nach Vorwort und erstem äusseren Eindruck an peinlicher Akribie des Herausgebers verspricht.

Wagner fühlt es selbst (S. XI) und sucht sich mit Worten des *Zifar*-Prologs zu entschuldigen: *Auer todas las cosas en memoria e non pecar nin errar en ninguna cosa, mas es esto de Dios que non de ome.* Möge er gegenüber seinen Kritikern auch einen anderen Satz (ibidem, S. 6, Z. 25f.) beherzigen: *E otrosy mucho deue plazer a quien la cosa comiença a fazer que la emienden todos quantos la quesieren emendar e sopieren.*

Der Charakter des Literaturblattes verbietet indes jene notwendigen minutiösen Verbesserungen, weshalb meine Behauptung nur mit einigen Belegen bekräftigt sei: Die beigegebenen photographischen Reproduktionen sind z. T. ungeschickt beschnitten (P 48 v, 167 v). — Wagners Handschriftenfiliation erscheint gut begründet, er wählt jedoch für die Textbereitung seine eigene subjektive, täglichen Schwankungen unterworfene Methode (S. XI). — Die Heranziehung der *Flores de Filosofía* und der Kursivdruck aller entlehnten Stellen ist zu loben; eine Korrektur des *Zifar* mit Hilfe der *Flores* darf dagegen nur in Ausnahmefällen erfolgen, da der Zifarverfasser schwerlich die Originalhandschrift der *Flores* benutzte und ihm das Recht verbessernder oder verändernder Entlehnung zuzubilligen ist. — S. 2, Z. 32 ist nach *sepultura* ein weit stärkerer Sinneseinschnitt, als das Komma erkennen lässt. S. 4 V A 2 e *om. P* lies 3; andan(*P* fol. 2)ça gehört vor 4. S. 5 V A fehlt Z. 17 lo *P*, Z. 25 auja de traer *P*. S. 6 V A fehlen 7 f. el/el s. *P*, 29 pueda *P*, streiche 17 seran *P*. — Wagners an und für sich richtige Unterscheidung der ursprünglichen Abkürzungszeichen von *quesieren* und *quisieren* wird vom Schreiber *P* nicht konsequent beachtet, so dass W.s Deutungen zu schematisch wirken. — S. 7, Z. 34 ziehe ich *aquellos* aus dem nicht verzeichneten *P* vor. — Im V A fehlen 8 *el* ome *P*, 21 ella *P*, 28 reze *P*, S. 8, Z. 2 que le *P*, 12 era *om. P*. Aehnlich sieht es S. 17—23 aus, wobei ausser *P* nun auch *S* öfters ausgelassen wird oder beide miteinander vertauscht sind. Dagegen verrät ein Vergleich der photographischen Reproduktionen mit den entsprechenden Seiten eine sorgfältige Verzeichnung aller Varianten (P fol. 48 v, 148 v, 150 v, 167 v, M 174 r — mehr war mir von *M* leider nicht zugänglich).

Die Entstehungszeit des *Zifar* legt der Herausgeber nach wie vor in die ersten fünf Jahre des 14. Jahrhunderts (S. XV „somewhat earlier rather than later"; über die Bedeutung dieser Frage äusserte sich zuletzt W. J. Entwistle, Mod. Lang. Rev. 24 [1929], S. 498). Zu meinem Hinweis (Die Leg. von Barlaam und Josaphat . . . S. 103) nimmt Wagner indirekt kurz Stellung und glaubt die auch ihn beunruhigende Wendung, welche auf Abfassung des Prologs nach 1321 zu deuten ist, in ihrer Beweiskraft mit der blossen, nicht mehr aus den überlieferten Handschriften zu belegenden Vermutung erschüttern zu können, dass es sich um eine frühe Interpolation handelt. Er hält dabei drei Fragen nicht scharf genug auseinander: 1. das Datum der historischen Translation des Kardinals Gonzalo, das soeben E. Buceta (R F E 17 [1930], S. 18ff.) methodisch richtig zu bestimmen sucht; 2. die Redaktion des Prologs, der in *S* fehlt und wegen seiner genauen Angaben angeblich kurz nach der Translation verfasst sein soll; 3. die Abfassungszeit des Romans. — Wagners These stelle ich folgende Arbeitshypothese entgegen: Der geistliche Verfasser des Prologs fühlte sich zu einem Loblied auf die materiell selbstlose Tat des braven Erzdiakons Ferránd Martínez gedrungen, die er der Vergessenheit entrissen sehen wollte (S. 6). Dazu bediente er sich für die Redaktion seines Prologs entweder mündlicher Mitteilungen oder Niederschriften, die ihm unter Umständen sogar aus dem Munde oder der Feder seines Toledaner Amtsbruders zukamen, dessen Lebensdaten noch durch archivalische Nachforschungen festzustellen wären. Die von Wagner vermutete Interpolation (betr. María de Molina), die er nicht erst mit *la qual fue* beginnen lassen darf, sondern bereits vor dem sicher ursprünglichen *quel enbio rogar* in *que era a esa sazon* annehmen und glaubhaft machen muss, erscheint mir schon in ihrer Doppelung ganz unwahrscheinlich, zumal man diese Verlegenheitsbegründung noch ein zweites und drittes Mal gebrauchen müsste. Von Don Pedro, über den Buceta ausführlich handelt (S. 29ff.), heisst es S. 3, Z. 22: que era obispo de Burgos *a esa sazon* e refrendario del Papa . . . Z. 27 fazia *en este tiempo* . . . Der naheliegende Schluss ist, dass er zur Zeit der Prologredaktion — genau so wie María de Molina — bereits gestorben war. Ferner wird von Prozessionen berichtet (S. 5), in denen Responsorien und Antiphonen gesungen werden: *asy commo a fiesta de cuerpo santo.* Nach den mir zugänglichen Quellen wurde dieses Fest mit Prozession erst nach seiner endgültigen Organisation durch Papst Johann XXII (1316) in Spanien eingeführt (zuerst bezeugt in Barcelona 1319 und 1322, in Vich 1330). Und endlich ist aus den Gegenüberstellungen (S. 6, Z. 16

Digitized by Google

bis 18: despues de los deste tienpo = Generation des Redaktors, und perdones que en *aquel tiempo* [1300] son otorgados) meines Erachtens ungezwungen zu folgern, dass der Schreiber jener Zeilen länger als 2—4 Jahre vom Jubeljahr 1300 entfernt ist, aber auch noch nichts vom zweiten (1350) weiss, das 1343 vom Papst angekündigt wurde. Deshalb halte ich es weiterhin für das Wahrscheinlichste, dass der Prolog des Zifar nach 1321 redigiert wurde.

Bonn. G. Moldenhauer.

Berceo, Veintitrés Milagros. Nuevo Manuscrito de la Real Academia Española. Edición de C. Caroll Marden. Madrid 1929. 102 S. = Anejo X der Revista de Filología Española.

Als im Jahre 1922 A. G. Solalinde eine Neuausgabe der *Milagros de Nuestra Señora* von Gonçalo de Berceo veranstaltete (Clásicos Castellanos 44) und nach ihm A. Hämel in der Sammlung Romanischer Uebungstexte (X. Band) einen Teil davon herausbrachte, waren beide Herausgeber wie einst Thomás Antonio Sánchez für seinen Erstdruck vom Jahre 1780 allein auf eine (1914 wiedergefundene) Kopie von mehreren Händen angewiesen, welche zu seiner Zeit P. Domingo Ibarreta (1710–85) besass. Diese Abschrift wurde nach Sánchez' Angabe von zwei Handschriften genommen — eine in 4°, die andere in 2° —, die damals noch im Kloster San Millán (Rioja) aufbewahrt wurden und später verschwanden, bis es dem verdienten nordamerikanischen Hispanisten C. Caroll Marden, 1925 und 1928 auf Forschungsreise in Spanien, gelang, zwei Teile der jüngeren Sammelhandschrift (in 2°) wiederzufinden und im Ms. E der R. Academia Española (beschrieben in der Ausgabe der *Vida de Santo Domingo de Silos* von John D. Fitz-Gerald, Paris 1904, S. XVIf.) ein drittes, 1736 abgetrenntes, verloren geglaubtes Bruchstück zu erkennen. Ueber das Alter der Hs. gehen die Meinungen noch auseinander: Marden setzt sie an den Anfang des 14. Jahrhunderts, Fitz-Gerald rückt sie in dessen zweite Hälfte. Die -ia-Imperfektendungen und die Adverbien auf -mente (vgl. meinen „Barlaam" S. 31) mahnen zur Vorsicht gegenüber zu früher Datierung.

Die beiden ersten unveröffentlichten Fragmente (zusammen Hs. *A* von Marden genannt) erschienen inzwischen in der gediegenen Aufmachung der Anejos der Revista de Filología Española (IX und X), textgetreu vom glücklichen Finder herausgegeben: *Cuatro Poemas de Berceo*, von E. Werner im Lit.blatt 50 (1929), Sp. 363f. bereits besprochen, und die oben erwähnten *Veintitrés Milagros*. Diese Zählung entspricht Milagro 1—23 der bisherigen Ausgaben, obwohl vom ersten Wunder (La casulla de San Ildefonso) nur die letzte copla erhalten ist. Als Anhang gibt Marden die coplas 867—77 des 25. Milagro, dessen Rest samt dem 24. (*Milagro de Teófilo*) schon in den *Cuatro Poemas* abgedruckt ist.

Die Bedeutung des Ms. *A* liegt vor allem in der Tatsache, dass es die zur Zeit einzig bekannte mittelalterliche Sammelhandschrift von Berceos Werken darstellt, welche u. a. die Milagros enthält. Beeinträchtigt wird ihr Wert durch offensichtliche Fehler, beträchtliche Lücken (im ganzen fehlen 200 coplas von 911 in I: 73 im Eingang, 125 im Text, dazu noch 2 zum grössten Teil vernichtete coplas) und durch die Beseitigung altertümlicher und mundartlicher Züge zugunsten der kastilischen Literatursprache durch den Abschreiber *A*, der nach Sánchez' und I's Angabe die seitdem verlorene Handschrift in 4°, I's Hauptvorlage, kopiert haben soll. Leider untersucht Marden diese Behauptung nicht. Dass die Schreiber von *I* daneben *A* benutzten, macht er dagegen für 18(—19) coplas der *Milagros* (S. 16f.) sehr wahrscheinlich, nachdem er es schon für die *Vida de Santa Oria* nachgewiesen hatte.

Mardens äusserst konservative Textbehandlung beschränkt sich auf getreuen Abdruck der Hs. *A''* nach Auflösung der Abkürzungen, Modernisierung der Interpunktion und Einfügung der im Text fehlenden coplas aus *I*, dessen übrige Sinn-, Form- und Schreibvarianten anscheinend mit grosser Genauigkeit verzeichnet werden. Dadurch bleibt es jedem Leser überlassen, *A*'s Verstösse gegen Metrik oder Sinn in mühsamer Vergleichsarbeit Fall für Fall selbst zu finden. Einer kritischen Ausgabe wird durch treffende Feststellungen (S. 19f.) vorgearbeitet, sonst aber konsequent aus dem Wege gegangen. Dieser grundsätzliche Verzicht muss als einziger Punkt entschiedene methodische Kritik herausfordern, weshalb man sich nach Mardens Gründen für seine Genügsamkeit fragt. Hofft er noch die Hs. in 4° zu finden? Dann wäre seine Selbstbeschränkung entschuldbar und verständlich, sogar lobenswert. Oder drängte Entdeckerfreude zu schneller Veröffentlichung seiner Funde? Fürchtete Marden, ihren unbestreitbaren Wert durch den notwendigen regelmässigen Hinweis auf ihre Fehler in den Augen oberflächlicher Benutzer einer kritischen Bearbeitung ungebührlich herabzusetzen? Die gelegentlichen Hinweise (S. 17 und 19) auf einige Versehen von *A''* geben noch kein richtiges Bild von dem wirklichen Wert der Hs. für die Textüberlieferung von Berceos Werken. In einer kritischen Ausgabe der Milagros ist allem Anschein nach z. Zt. *I* zugrunde zu legen, nicht *A*, das trotzdem für die Beseitigung von offenkundigen Fehlern und Aufhellung von schwer verständlichen Stellen in *I* hochwillkommen ist. Es wäre sehr zu bedauern, wenn Marden, der für eine kritische Ausgabe am besten vorbereitet ist, sich nicht dieser zusätzlichen Mühe unterziehen wollte. Sie ist seine oder Solalindes Ehrenpflicht! Ihre Anerkennung und Erfüllung würde die bereits vorhandene Dankesschuld der Hispanisten wesentlich vermehren. Oder dürfen wir die Verarbeitung des neugeförderten Materials demnächst im angekündigten zweiten Teil der Hämelschen Ausgabe erwarten?

Ein Druckfehlerverzeichnis fehlt in und für Anejo X, dürfte aber nicht überflüssig sein: S. 17, Z. 22 lies wohl *so* statt *fo* (langes *ſ* und *f* wurden verwechselt, vgl. S. 19, Z. 10 *fuziela* für *suzi(hu)ela*. Oder wie soll man sonst den Satz verstehen?), S. 19, Z. 5 lies 600 d statt 600 b, vermutlich auch Z. 9 *percanço* statt *percanco*. — Die Lesarten von *A* zu 534 c und 252 a (S. 20 zitiert) würden hinten zur Verbesserung beihelfen, müssen aber selbst nach *I* korrigiert werden. In 271 a dürfte *nemjga* statt *memjga* geschrieben sein. — 347 b steht *Ffizieron* in der beigegebenen photographischen Reproduktion, *fizieron* im Druck, eine Vereinfachung, die Marden z. B. in der *Vida de Santa Oria* nicht vornahm (128 d), noch unter seinen Editionsgrundsätzen vermerkt. — Schreibt *I* tatsächlich 868 d *mietre* für *mientre*, 873 b *acadones* für *açadones* oder *A* 875 b *maneado* für *meneado*? Solche und ähnliche Versehen, die nur über den Hss. oder an der Hand mir nicht zur Verfügung stehender Kopien sicher festzustellen sind,

Digitized by Google

schleichen sich indes in jeder Veröffentlichung ein und sollen die Freude an der offensichtlichen Akribie in der vorliegenden Ausgabe nicht schmälern.

Bonn. G. Moldenhauer.

Zeitschriften u. a.

Deutsche Literaturzeitung Nr. 10: Baumgardt, Franz von Baader und die philosophische Romantik (Günther). — Gundolf, Romantiker (von Wiese). — The Poems of John Dokne, ed. by Grierson (Schirmer). — Nr. 11: Disselhoff, Die Landschaft in der mexikanischen Lyrik (Mulertt). — von Pukánsky, Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn (Farkas). — All's well that ends well, ed. by Quilles Couch and Wilson (Imelmann). — Nr. 12. Schneider, Germanische Heldensage I, 1 (Panzer). — Nr. 13. Barr, A Bibliography of Writings on Voltaire (Klemperer). — Burger, Schwäbische Romantik (Thoma). — Nr. 14: The earliest English Translations of Erasmus Colloquia 1536—1566, by H. de Vocht (Piur). — Curtius, Die französische Kultur; Bergsträsser, Staat und Wirtschaft Frankreichs (Hatzfeld). — Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 11. Aufl., mit Unterstützung von A. Krause bearb. v. A. Götze. Lfg. 1 u. 2 (Kretschmer). — Goethes Gespräche in Auswahl hrsg. von Fl. v. Biedermann (Beutler). — Alvor, Eine neue Shakespeare-Biographie; ders., Die Shakespeare-Frage und das Ben-Jonson-Problem; von Blomberg, Light on the true Shakespeare; Wanschura, Die Sonette Shakespeares von Franz Bacon geschrieben (Eckhardt). — Nr. 16: Groethuysen, Die Entstehung der bürgerlichen Welt- u. Lebensanschauung in Frankreich, II (Platz). — Perger, Einheitsdrama und Bewegungsdrama (Petsch). — Nr. 17: Koyré, La philosophie de Jacob Boehme (Groethuysen). — Schäfer, Römer und Germanen bei Salvian (Weymann). — Rohrmann, Grundlagen und Charakterzüge der französischen Rokokolyrik (Klemperer). — Müller, Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge von 1555—1665, Bd. I u. II (Scholte). — Nr. 18: Dalhäuser, Der barocke Kleinroman „Don Francesco und Angelica" hrsg. von Schwering u. Müller (Pyritz). — Kruisinga, An Introduction to the Study of English Sounds (Schröer). — Lange-Eichbaum, Das Genie-Problem (Enke). — Nr. 20: Loiseau, Goethe et la France (Lichtenberger).

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte 9, 2: R. Erckmann, Der Einfluss der arabisch-spanischen Kultur auf die Entwicklung des Minnesangs. — Fr. Gennrich, Das Formproblem des Minnesangs. Ein Beitrag zur Erforschung des Strophenbaues der mittelalterlichen Lyrik.

Philological Quarterly X, 1 (Jan. 1931): R. E. House, Some verse of Jayme De Güete. — H. Whitehall, A short study of the vowels in the Language of the Shuttleworth Accounts (1582—1621). — L. W. Chappell, Ben Hardin. — A. Bell, Notes on Perot De Garbelei's Divisiones Mundi. — W. A. Reichart, Hermann Stehr and his work. — E. P. Lawrence, An Apostel's Progress: Matthew Arnold in America. — Brief articles and notes: W. W. Greg, Textual errors in the Malone Society's The Second Maiden's Tragedy. — C. P. Merlino, A little Code of Manners Drawn from Mario Equicola. — M. Channing Linthicum, "Cony Skins for Old Pastes." Book Reviews: M. Souriau, Histoire du Parnasse (A. Schaffer). — Knudsen og Sommerfelt, Norsk Riksmålsordbok (H. L.). — L. G. Frary, Studies in the Syntax of the Old English Passive with special reference to the use of Wesan and Weordan (Zieglschmid). — Barry, Eckstrom and Smyth, British Ballads from Maine (Ashton). — Philologisch-Philosophische Studien (Festschrift für E. Wechssler) A. H. Krappe).

PMLA (Publications of the Modern Language Association of America) XLVI, 1 (March 1931): Maguin, Baugh, Paine, Lancaster, Crawford, Shaw, Nordmeyer, American bibliography for 1930. — E. C. Ehrensperger, Dream Words in Old and Middle English. — Fr. Mezger, Old English *Ersc* (Stubble-field). — H. B. Hinckley, Notes on *The Owl and the Nightingale*. — W. Oliver, King Horn and Suddene. — M. Cr. Carroll and R. Tuve, Two Manuscripts of the Middle English *Anonymous Riming Chronicle*. — W. Gaffney, The Allegory of the Christ-Knight in *Piers Plowman*. — H. L. Savage, Notes on *Sir Gawain and the Green Knight*. — C. O. Chapman, The Musical Training of the *Pearl* Poet. — S. Br. Meech, Chaucer and the *Ovide Moralisé*: a further study. — R. W. Babcock, The Mediaeval Setting of Chaucer's *Monk' Tale*. — P. H. Nichols, William Dunbar as a Scottish Lydgatian. — M. Ellwood Smith, Aesop, A Decayed Celebrity: Changing Conception as to Aesop's Personality in English Writers before Gay. — J. A. Walz, The Language of the Pseudo-Goethean Poem, *Joseph*. — Comment and Criticism: 1. "T. Goodal" in *Sir Thomas More*. 2. Furker Notes on -Jad. 3. Spenser's Muiopotmos Again. 4. "A Comment on Criticism in the Cinquecento": A Reply.

Modern Language Notes XLVI, 3 (March 1931): Tilley, 'The Maids Metamorphosis' and Ovid's 'Metamorphoses'. — Bush, The tedious brief scene of Pyramus and Thisbe. — Gray, Chronology of Shakespeare's plays. — Johnston, Notes on Jonson's 'Execration upon Vulcan'. — Rice, „to turn Turk". — Pound, The etymology of 'stir' 'prison' 'again'. — Chinard, Vigny et l'amiral Collingwood. — Green, The date of 'Peribáñez y el Comendador de Ocaña'. — Nykel, Old Spanish terms of small value. — Stoudemire, D. A. Gil y Zaráte's birth-date. — Smith, Mastre André, Italien. — Kurrelmeyer, Goethesche Verse in einer Wielandschen Dichtung? — Reviews: Faral, La légende arthurienne (Loomis). — Réponse (Faral). — Rebuttal (Loomis). — Griscom and Jones, The historia regum Britanniae of Geoffrey of Monmouth (Brown). — Körner, Briefe von und an A. W. Schlegel (Zeydel). — Lüdeke, L. Tieck und die Brüder Schlegel (Zeydel). — Hofstaetter u. Peters, Sachwörterbuch der Deutschkunde (Feise). — Flemming, Deutsche Literatur. Reihe Barock I (Evans). — Zandtvoort, Sidney's Arcadia (Feuillerat). — Tripp, Shakespeare's haunts near Stratford (Willoughby). — Tannenbaum, Shakespeare and Sir Thomas Moore (Forsythe). — Bald, A game at chess by Th. Middleton (Wagner). — Latham, The Elizabethan Fairies (Simmons). — Wilson and Yardley, L. Lavater: Of ghosts and spirites walking by nyght, 1572 (Campbell). — Harbage, Th. Killigrew: Cavalier dramatist (Spencer). — Walmsley, Epsom Wells and The Volunteers or the Stock-Jobbers by Th. Shadwell (Borgman). — Dobrée, Restoration tragedy, 1660—1720 (Clark). — Grierson, Cross currents in English literature of the XVIIth century (Nicolson). — Brief metion. — XLVI, 4 (April 1931): Jones, R. F., The Originality of „Absalom and Achitophel". — Bredvold, Dryden and the University of Oxford. — Knapp, Smollett's Verses and Their Musical Settings in the Eighteenth Century. — Ferguson, „Against Two Things I Am Fixed as Fate". — Jones, Fr. L., „Adonais", the Source of XXVII—XXVIII. — Gibbs, Unpublished Variants in S. T. Coleridge's Poetry. — Baudin, Un tournant de la carrière du valet de comédie. — Reviews: Wharey, The Pilgrim's Progress from this World to That which is to come, by John Bunyan (Mackall). — Petersen u. Berend, Jean Pauls sämtliche Werke (Brewer). — Beitl, Goethes Bild in der Landschaft (Feise). — Ferrara, Girolamo Savonarola. Prediche e scritti (McLaughlin). — Valbuena Prat, La poesía española contemporánea (E. Louise Smith). — G. Lanson, Les Essais de Montaigne (Peckham). — Snyder, Coleridge on Logic and Learning (M. Nicolson). — Muirhead, Coleridge as Philosopher (Snyder). — Takeshi Saito, Keats' View of Poetry (Thorpe). — Erlande, The Life of John Keats (Thorpe). — Clark, William Gifford, Tory Satirist, Critic, and Editor (Graham). — Draper, The Funeral Elegy and the Rise of English Romanticism (Moore). — Papenheim, Die Charakterschilderung im „Tatler", „Spectator" und „Guardian" (Greenough). Tomlinson, Between the Lines (Odell Shepard). — N. Foerster, Humanism and America (Odell Shepard). — Sir H. Warren, Essays and Studies by Members of the English Association (Raysor). — Taylor, Carlyle, Sa première fortune littéraire en France (Harrold). — Stockley, German Literature as Known in England (1750—1830) (Harrold). — Brief mention of Lotz, Sklaverei, Staatskirche u. Freikirche; Dörken, Lord Byrons Subjektivismus in seinem Verhalten zur Geschichte untersucht an seinen Versерzählungen; G. Lanson, Etudes d'histoires littéraires; W. Kerr, Restoration Verse.

Digitized by Google

Indogermanische Forschungen II, 1: Weisgerber, Muttersprache u. Geistesbildung (Ammann). — Quint, Deutsche Mystikertexte des Mittelalters I (Brinkmann). — Stroh, Probleme neuerer Mundartforschung (Bretschneider). — Maurer, Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen (dieselbe). — Vogt, Stilgeschichte der Eddischen Wissensdichtung (Kummer). — Loewe, Der freie Akzent des Indogerm. (Fränkel). —

Revue philosophique 56, 3—6: A. Ombredane, Le langage.

Modern Philology XXVIII, 3 (Febr. 1931): Russell, Some 13th century Anglo-Norman writers. — Arlt, The foliation of Geiler of Kaisersberg's Narrenschiff. — Campbell, Theories of revenge in Renaissance England. — Eoff, The sources of Calderón's *A secreto agravio secreta venganza*. — Whaler, Compounding and distribution of similes in *Paradise lost*. — Seitz, Goldsmith and the „English lives". — Hagboldt, Der Kampf des jungen Menschen im neueren deutschen Drama. — Naylor, Old French *Musgue*. — Anderson, The history and authorship of Mrs. Crackenthorpe's *Female* Tatler. — Philips, Some changes contemplated by Voltaire in his *Questions sur les Miracles*. — Reviews: O'Grady and Flower, Catalogue of Irish mss. in the British Museum (Slover). — Vinaver, Malory (Nitze). — Shaw, Essays on the *Vita nuova* (Wilkins). — Moore, La réforme allemande et la littérature française (Smith). — Saurat, La religion de V. Hugo (Peyre). — Ahlstrom, Le moyen âge dans l'œuvre d'A. France (Vigneron).

Neuphilologische Mitteilungen XXXII, 1/5 (12. 1. 31): W. Söderhjelm, Die Disciplina Clericalis in Italien. — A. Jeanroy, Études sur l'ancienne poésie provençale, V. — H. Suolahti, Die spätalthochdeutsche Evangelienübersetzung. — U. Lindelöf, Bemerkungen über einige Fälle von schwankender Aussprache eines vortonigen *i* im Englischen. — U. Lindelöf, Engl. dapple, isl. depill, finn. täplä. — O. J. Tallgren-Tuulio, Passages de Pero Guillén de Segovia remontant à Lucain. — K. S. Laurila, Quelques remarques sur l'esthétique de Dubos. — E. Öhmann, Die französischen Wörter in Ulrich von Füetrers „Iban". — E. N. Setälä, Finn. *tarhila*, *tarhilo* „Halfter". — E. K. Neuvonen, El pasaje bilingiie de Juan Ruiz. — W. O. Streng-Renkonen, A propos de quelques théories de sémantique. — Åke Furuhjelm, Note on a Passage in Beowulf. — R. Bossuat, Sur un fragment de la Chanson d'Antioche. — F. Brunot, Un bouquet de mots cueillis dans les jardins d'autrefois. — M. Roques, Correspondance de Karl Bartsch et Gaston Paris 1868—1870. — Besprechungen: W. O. Streng-Renkonen, Joufrois, roman français du XIII^e siècle (A. Wallensköld). — E. G. Jakob, Daniel Defoe, Essay on Projects (Yrjö Hirn). — H. Kriedte, Deutsche Bibelfragmente in Prosa des 12. Jahrhunderts (H. Suolahti). — Th. Baader, Die identifizierende Funktion des *ich*-Deixis im Indoeuropäischen (H. Suolahti). — F. Wrede, Deutscher Sprachatlas (H. Suolahti). — W. Ziesemer, Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc (H. Suolahti). — J. Weisweiler, Busse (H. Suolahti). — H. Ammon, Deutsche Sprache und Literatur, Studium, Examen, Beruf (H. Suolahti). — E. Voigt, Die Music-Hall Songs und das öffentliche Leben Englands (U. Lindelöf). — H. M. Flasdieck, Der Gedanke einer englischen Sprachakademie in Vergangenheit und Gegenwart (U. Lindelöf). — A. W. Munthe, Kortfattad spansk språklära; Spansk läsebok (O. J. Tallgren-Tuulio).

Revue critique d'histoire et de littérature LXIV, 12 (Déc. 30): T. P. Cross and W. A. Nitze, Lancelot and Guenevere (R. Bossuat). — A. Bayot, Le Poème moral, Traité de vie chrétienne (E. Hoepffner). — Ch. Grimm, Etude sur le roman de Flamenca (R. Bossuat). — A. E. Terry, Jeanne d'Arc in periodical litterature 1894—1929 (A. Harmand). — R. Kelso, The doctrine of the English Gentleman in the sixteenth century (A. Koszul). — M. Carayon, Lope de Vega (G. Le Gentil). — A. Dauzat, Histoire de la langue française (E. Bourciez). — A. Lombard, Les constructions nominales dans le français moderne (E. Bourciez). — M. Olsen, Stedsnavn og Gudeminner i Land (E. Metzger).

Archiv für das Studium der neueren Sprachen 159, 1/2: Wilhelm Dibelius (1876—1931). — Abhandlungen: Werner Deetjen, Zur Entstehung des Weimarischen Jahrbuchs. — Johannes Bolte, Die indische Redefigur Yatha-samkhya in der europäischen Dichtung. — E. Klimenko, Zu Shelleys Syntax (Schluss). — Helene Richter, Blake und Hamann. Zu Hamanns 200. Geburtstag (Forts.). — Kurt K. T. Wais, Henrik Ibsens Wirkung in Spanien. — Kurt K. T. Wais, Ibsens Aufnahme bei der französischen Kritik. — Kleinere Mitteilungen: Friedr. Wilhelm, Zum Fortleben Tibulls bei deutschen Dichtern. — Karl Brunner, Me. Disticha (aus Hs. Add. 37049). — E. Tappolet, Der Kongress für romanische Sprachforschung. — Gerh. Rohlfs, Franz. *enclume* „Amboss". — O. Schultz-Gora, Nachtrag zu *here* (Archiv 157, 237—8). — Beurteilungen: Ch. Rogge, Der Notstand der heutigen Sprachwissenschaft (Max Kuttner). — W. Hübner, Didaktik der neueren Sprachen (Fritz Fiedler). — R. Hoops, Der Begriff „Romance" in der mittelenglischen und frühneuenglischen Literatur (Karl Brunner). — Levin L. Schücking, Die Familie im Puritanismus (H. Lüdeke). — H. F. Muller, A Chronology of Vulgar Latin. Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 78 (Elise Richter). — L. Sainéan, Les sources indigènes de l'étymologie française (G. Rohlfs). — J. Melander, Les poésies de Robert de Castel (O. Schultz-Gora). — H. Heiss, Molière (Jul. Schmidt).

Germanisch-romanische Monatsschrift XIX, 3/4 (März—April 1931): Schröder, German. Schöpfungsmythen II. — Walzel, Deutsche Lyrik um 1900. — Brie, Ellen Glasgow. — Hatzfeld, Wortkunstgeschichte. — Polheim, Textveränderung im Volksschauspiel.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 55, 1 u. 2: U. Kletzin, Das Buch vom heiligen Karl, eine Züricher Prosa. — v. d. Meer, Zu Beitr. 53, 304 und 54, 159 (*imker*, *bijker*). — S. Kallós, Umsonst, sogleich. — E. Sievers, Zu Beitr. 54, 419. — H. Kessler, Zur Mundart des Schanfigg. — S. Nordlund, Die Ausgleichung des Präteritalablauts bei Georg Rollenhagen. — H. Menhardt, Ueberlieferung, Titel und Komposition der „Wahrheit". — Th. Frings, Die Vorauer Handschrift und Otto von Freising. — E. Öhmann, Die Präposition *after* im Deutschen. — V. Schirmunski, Die nordbayr. Mundart von Jamburg am Dnjepr (Ukraine). — W. Mitzka, Der Donauübergang der Nibelungen. — A. Leitzmann, Zu Ulrichs Lanzelet. — K. Schiffmann, Die 'latînischen buochstabe' der Klage v. 2145ff. — Ph. Strauch, Zum Neunfelsen-Buch. — W. Wiget, Ahd. *gisemôn*. — Th. Frings, Nl. *asem* 'atem'. — Ders., Walther 33, 1. — Ders., Parzival 341, 11—30. — J. Loewenthal, Etymologica.

Ztschr. f. deutsche Philologie 56, 1: G. Karl Bauer, Kaiserchronik und Rolandslied. — A. Schreiber, Die Vollendung und Widmung des Wolframschen Parzival. — R. Alewyn, Naturalismus bei Neidhart von Reuental. — L. L. Hammerich, Das Trostbuch Meister Eckeharts. — Medieval Studies in memory of Gertrude Schoepperle Loomis (Ehrismann). Laserstein, Wolframs von Eschenbach Germanische Sendung (ders.). — Luise Berthold, Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch (Götze). — B. Kleinschmidt, Die heilige Anna (Busse). — Borchling, De politische Kannengehter (Pirk). — Johanna Jarislowsky, Schillers Uebertragungen aus Vergil (Reckzeh). — Rollauer, Die Sage von Doktor Faust (ders.). — Laserstein, Der Griseldisstoff in der Weltliteratur (Henkel). — Schultz, Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte (v. Lempicki).

Zeitschrift für Deutschkunde 1931, 3: Ed. Hermann, Der heutige Stand der Sprachwissenschaft. — G. Neckel, Gothiscandza. — L. Wolff, Der persönliche Grundton im Dichten von Klaus Groth. — 1931, 4: Linden, Christentum und deutscher Idealismus.

Ztschr. f. deutsches Altertum u. deutsche Literatur 68, 1 u. 2: H. Schneider, Ezzos Gesang. — K. Brethauer, Bruchstücke eines hessischen Passionsspiels aus Fritzlar. — M. H. Jellinek, Ein Runenfund in Bosnien. — F. Repp, Der Anhang zum Alexander des Ulrich von Eschenbach. — E. Schröder, Spätalthochdeutsche Bibelglossen. — F. Skutella, Beiträge zur kritischen Ausgabe deutscher Predigten M. Eckharts. — H. Spanke, Die Stuttgarter Hansdchrift H. B. I Ascet. 95. — E. Schröder, Mittelhochdeutsche Bruchstücke aus Duisburg. I. Zum Wilhelm von Orlens. II. Zum Wilhelm von Oesterreich. — M. H. Jellinek, Zu Angelus Silesius. — G. Alexander, Studien zur Hugs-

Digitized by Google

vinnsmál. — E. S., Kleinigkeiten zu Genesis und Heliand. — S. Anholt, Zur Textgestaltung und Texterklärung des Winsbeken. — Leitzmann, Briefwechsel der Brüder Grimm mit Lachmann (v. Kraus). — Hammarström, Om runskriftens härkomst (Krause). — Liestøl, Upphavet til den islandske aettesaga (Wolff). — Weisweiler, Busse (Trier). — Hilka u. Schumann, Carmina Burana I 1. 2 (Strecker). — Huizinga, Wege der Kulturgeschichte (Schwietering). — Rosenhagen, Der Geist des deutschen Mittelalters in seinem Schrifttum u. seiner Dichtung (ders.). — Bach, Die Werke des Verfassers der Schlacht bei Göllheim (Maurer). — Rupprich, W. Pirckheimer und die erste Reise Dürers nach Italien (Stechow). — Horber, Echtheitsfragen bei Abraham a Sancta Clara (Alewyn). — Corssen, Kleist und Shakespeare (Fricke). — van Munster, Die junge Ida Gräfin Hahn-Hahn (Riemann). — Rotter, Der Arbeiterroman in England seit 1880 (Hecht). — Schwarz, Unsere Mundart (Kranzmayer); Maurer, Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen (Teuchert); Micko, Die Mundart von Wadetstift im Böhmerwald (Mitzka); Woodruff, The illustrated manuscripts of Prudentius (gr. Vitzthum); Kurz, Wolfram v. Eschenbach (eingeschlossen v. Klocke, Zur Familiengeschichte Wolfr. v. Eschenbachs) (Ranke); Schneider, Wolfdietrich I (ders.); Siedel, Theologia Deutsch (ders.); Lelij, De parabeln van Cyrillus (ders.); Rupprich, Der Eckius dedolatus und sein Verfasser (ders.). — E. S., König Konrad der junge.

The Germanic Review VI, 2 (April 1931): P. Merker, Die Anfänge der deutschen Barockliteratur. — Allen W. Porterfield, The Alarcos Theme in German and English. — A. Burkhard, Thomas Becket and Josef Süss Oppenheimer as Fathers. — E. Doernenburg, Lawrence Sterne und Wilhelm Raabe. — H. R. Steeves, Note on Ibsen's Stock of Ideas. — Book Reviews: Rabel, Goethe und Kant (O. Manthey-Zorn). — Dahlström, Strindberg Dramatic Expressionism (Harry V. E. Palmblad).

Theutonista 6, 3/4: E. Mertes, Ahd. iu ohne Umlaut im Dialektgebiet des deutschen Reiches. — Ödön Beke, Zur Lautgeschichte der deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache. — O. Kieser, Laut- und wortgeographische Studien in Obersachsen. — R. Kapff, Mundart und Geschlechtsnamenforschung. — O. Hauschild, Die Uebertragung der Verstärkungswörter. — Ph. Kaiblinger, Ursachen des Präteritumverfalls im Deutschen. — Paulus, Der Eremit, hrsg. v. Toll (Hübner). — Neckel, Germanen und Kelten (Gutenbrunner). — Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol (Steinhauser). — Kranzmayer, Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern u. Oesterreich (Haszmann). — Wenzel, Wortatlas des Kreises Wetzlar (Kroh).

Mitteilungen der deutschen Akademie 1931, 1: M. J. v. d. Meer, Deutschunterricht und Deutschstudium in Holland. — H. Kloss, Beiträge zur Statistik des Deutschtums in Frankreich.

Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften IV—VI: P. Piur, Ein unbekannter Brief Petrarcas an Johann von Neumarkt. — Oeffentliche Sitzung am 12. Jan. 1931: H. Burdach, Bericht über die Forschungen zur mhd. Sprach- u. Bildungsgeschichte.

Göttingische gelehrte Anzeigen 193, 2: Havích der Kellner, Sankt Stephans Leben, hrsg. von Reginald McClean (E. Schröder). — Richter, Lord Byrons Persönlichkeit und Werk (Fehr). — Fehr, Die englische Literatur der Gegenwart u. die Kulturfragen unserer Zeit (Hecht). — Drei friesische Hochzeitsgedichte aus dem 17. Jh., hrsg. von Haentjes und Klocke (Wolff).

Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-hist. Klasse 1930, 3 u. 4: L. Morsbach, Die Eingangsszene von Shakespeares König Lear: Das Frage-Fragemotiv und seine Bedeutung. — R. Unger, Zur seelengeschichtlichen Genesis der Romantik. — Fr. Neumann, Freidanks Auffassung der Fragmente. — U. Karstedt, Die germanische Sprachgrenze im antiken Elsass. — H. Hecht, Schottische Balladensammler aus dem Kreise Fr. J. Childs. — E. Hermann, Das Futurum mit *werden* im Nhd. — G. Misch, Die Stilisierung des eigenen Lebens in dem Ruhmeswerk Kaiser Maximilians, des letzten Ritters. — H. Meyer, Heerfahne und Rolandsbild. Untersuchungen über „Zauber" und „Sinnbild" im germanischen Recht. — 1931, 1: E. Schröder, Die Giessener Hs. 876 und die rheinfränkische „Himmelfahrt Mariae".

Sitzungsber. der Akad. der Wissenschaften in Wien, Philos.-hist. Klasse, 212, 4: O. Zollinger, Die Ringgaben bei der Heirat und das Zusammengeben im mittelalterlich-deutschen Recht.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, Siebente Reihe, Heft 46: Karl Scheffler, Vorbemerkung. — W. Linden, Sprachkultur als drängende Forderung der Gegenwart. — H. L. Stoltenberg, Die Sprache des Gelehrten und ihr Weg zur Volkssprache. — H. L. Stoltenberg, Die wichtigsten Regeln für eine zweckmässige Bildung deutscher Worte.

Ztschr. f. Deutsche Bildung 7, 3: H. Gumbel, Stamm u. Landschaft in der deutschen Literaturwissenschaft. — A. Götze, Zum Deutsch der Unterschicht von heute. — B. von Wiese, Vom Naturalismus bis zur Gegenwart (Lit.-Ber.). — 4: J. Petersen, Oberammergau u. die Passionsspiele des Mittelalters. — 5: O. Walzel, Deutsches Erzählen um 1900. — A. Oelsner, Zeit und Zeitgeist im älteren und jüngeren Hildebrandslied. — L. Wolff, Neuere Forschungen zum Frühgermanentum.

Muttersprache 46, 3: D. Lutz, Zur Geschichte der ältesten Mundartdichtung im Elsass. — 4: K. Scheffler, Neue Sprachgestaltung. — F. Blume, Das Fremdwort bei Gottfried Keller. — P. Marschner, Vom Kataster u. s. Ueberwindung in Sachsen. — M. Liszner, Sprachliche Zucht.

Die neue deutsche Schule V, 4: Ad. Bach, Mundart im Unterricht.

Monatsschrift für höhere Schulen 30, 4: R. Petsch, Neue Klassikerausgaben (Lessing, Jean Paul, Wieland).

Neue Jahrbücher für Wissenschaft u. Jugendbildung 7, 3: W. v. Wartburg, Grundfragen der etymologischen Forschung. — Julius Wiegand, Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen.

Bayreuther Blätter 54, 2: R. v. Schaukal, Literarische Bildnisse (Lessing, Schillers Grösse, H. v. Kleist, W. Hauff, Mörike, Gottfried Keller, Scheffel).

Der Morgen 7, 1: W. Gruehn, Die Stufen der mystischen Versenkung und ihre seelischen Hintergründe.

Waisenhilfe 51, 5: H. Würtz, Das Waisenkind in der schönen Literatur.

Münchner Neueste Nachrichten Nr. 141: K. Vossler, Von der Müdigkeit der nationalen Philologien.

Bündnerisches Monatsblatt 1931, 1: M. Szadrowski, Rätoromanisches im Bündnerdeutschen. — 2: R. von Planta, Ueber die Sprachgeschichte von Chur.

Volk und Scholle 9, 4: Ph. Roth, Alter Volksglaube in Rheinhessen.

Historische Zeitschrift CXLIII, 2 (1930): K. Schultze-Jahde, Dreissigjähriger Krieg u. deutsche Dichtung. — H. Richter, Lord Byron, Persönlichkeit u. Werk (Fr. Brie).

Der Gral XXV, 6 (März 1931): Forst-Battaglia, Tausend Jahre zwischen Deutschland und Frankreich. — Hüppi, Schweizerische Theaterkultur. — Goes, Der Dichter und die Zeit. — 7 (April 1931): Ch. Demmig, Sinclair Lewis. — P. L. Kämpchen, François Villon.

Logos XX, 1 (1931): E. Landmann, Stefan George, Das Neue Reich.

Hochschulwissen VIII, 2 (Febr. 1931): Koch, Vom Naturalismus zum Expressionismus.

Zeitschrift für Kirchengeschichte, Neue Folge XII, 1 (1930): B. Schmeidler, Bemerkungen zu Konrad Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation.

Zeitschrift für Theologie u. Kirche, Neue Folge XI, 4: R. Paulus, Zur Philosophie u. Religion des deutschen Idealismus.

Theologische Rundschau, Neue Folge III, 1 u. 2 (1931): W. Maurer, Humanismus u. Reformation.

Theologisches Literaturblatt LII, 6: H. Barner, Zwei „theologische Schriften" Goethes (Blanckmeister). — 7: Th. Kochs, Das deutsche geistliche Tagelied (Petrich).

Theologische Literaturzeitung LVI, 8: Dannenbauer, Luther als religiöser Volksschriftsteller 1517—1520 (Vogelsang). — Hartmann, Die Philosophie des deutschen Idealismus (Adolph).

Digitized by Google

Altpreussische Forschungen 8, 1: H. Strunk, Flurnamen und Vorgeschichte. — K. Forstreuter, Die Entwicklung der Nationalitätenverhältnisse auf der Kurischen Nehrung. — E. Jenisch, Schultheateraufführungen in Ostpreussen im 16. u. 17. Jahrh.

Mannus 23, 1—3: E. Richter, Das Hakenkreuz als Führer zu altgermanischer Kultur.

Byzantinisch-neugriechische Jahrbücher VIII, 1 u. 2: L. Moravcsik, Zur Quellenfrage der Helenaepisode in Goethes Faust.

Internationale Ztschr. f. Individualpsychologie 9, 2: J. Nissen, Das psychologische Problem in Ibsens „Rosmersholm".

Mein Heimatland 1931, 3/4: Joh. Künzig, Vom Volkstanz in Baden.

Friedberger Geschichtsblätter 9, 9: W. H. Braun, „Christ und Antichrist", ein Friedberger Literaturdenkmal aus dem 12. Jahrh.

Ztschr. für bayerische Landesgeschichte 4, 1: L. Schnetz, Das Flächenmass andecena, andecinga der Lex Baiuvariorum.

Hessische Blätter für Volkskunde XXIX: W. Schoof, Zur Entstehungsgeschichte der Grimmschen Märchen. — F. Stroh, Stil der Volkssprache. — T. Sokolskaja, Alte deutsche Volkslieder in der oberhessischen Sprachinsel Belowjesch (Nordukraine). — G. Bersaloth, Die Flurnamen der Gemarkung Rohrbach. — K. Esselborn, Zum Gedächtnis Karl Noaks. — L. Berthold, Alte Zeugnisse zur Volkskunde. — H. Wolff, Die Macht der Dorfecke. — A. Mitterwieser, Musikalisches Neujahr in Altbayern. — O. Schulte, Zu dem Kapitel: Sage und Wirklichkeit. — Ders., Eine Wandersage. — B. Kalbhenn, Der Wollträger. Ein Dorfschwank aus dem Vogelsberg. — H. Lehnert, Entlegene volkskundliche Nachrichten II. — M. Deffner, Ein 2500 Jahre alter Gebrauch der Zakonen. — H. Hepding, Magische Ringinschriften. — Ders., Die Watzenborner Nationalhymne. — Marting, Die Grundrissgestaltung der deutschen Siedlungen (Aubin). — v. Greyerz, Das Volkslied in der deutschen Schweiz (Faber). — Wenzel, Wortatlas des Kreises Wetzlar und der umliegenden Gebiete (Hepding).

Schweizer Volkskunde 21, 2: J. Beuret-Frank, Quelques coutumes aux Franches Montagnes. — Schweizerische Volksbräuche am Dreikönigstag. Lichtmess im schweizerischen Volksbrauch.

Ztschr. für schweizerische Kirchengeschichte 25, 1: E. Schlumpf, Vom Ursprung der St. Galler Sängerschule des Mittelalters.

Deutsch-Ungarische Heimatblätter III, 2: Béla v. Pukánszky, „Deutschungar". — Petz, Gideon Zur Geschichte der Erforschung des ungarländ. Deutschtums. — J. Trostler, Ungarns Eintritt in das literarhist. Bewusstsein Deutschlands. — J. Weidlein, Eine oberhessische Mundart in der Schwäbischen Türkei. — R. Hartmann, Der „Pfingstlimmel" in deutsch-ungarischen Siedlungen.

Ungarische Jahrbücher X, 4: K. Tagliavini, Gustav Weigand †. — T. Thienemann, Irodalomtöréneti alapfogalmak (Literaturgeschichtliche Grundbegriffe) (Dezsö v. Kerestury).

Korrespondenzbl. des Vereins f. nd. Sprachforschung 43, 4: Die Fastgalaesse. — G. Jancke, Die niederdeutsche Halberstädter Bibel vom 15. Jahrh. — O. Hauschild, Sprachcharakter des Niederdeutschen nach der Meinung der Oberdeutschen.

Jahrbuch des Vereins für nd. Sprachforschung 35: G. G. Klake, Ostniederländische Diminutiva. — E. Hackel, Grundsätzliche Erwägungen zur Diminutivforschung. Auf Grund der Alt-Hildesheimer Familiennamen. — F. F. Jiggelkar, Studien zu mnd. Volksbüchern. — O. Bergner, Eine mnd. Predigtsammlung von 1470. — H. Strunk, Vor- u. frühgeschichtliche Denkmäler in Niederdeutschland, die nach Baulichkeiten u. Hausgeräten oder Pflanzen genannt sind. — S. Hirsch, Falkenstein. — A. Rakers, Die Bentheimer Verkleinerungssilben.

Nederlandsch Tijdschrift voor volkskunde 35, 4—6: Victor de Meijere, Vlaamsche Dierensprookjes. — V. Verhagen, de Vlaamsche Volksspelen. — A. Jansens, De Folklore in Bestuur en Gericht. — V. Kvâboeken en Toovercirkels. V. de Meijere, De Tuin van den Stuiter.

Arkiv för Nordisk Filologi 47, 1—2: Hj. Ideforss, De primära lockorden i svenskan. — J. de Vries, Normannisches Lehngut in den isländischen Königssagas. — O. v. Friesen, De senast framställda meningarna i frågan om runornas härkomst. — J. Palmér, Vokalerna *u* och *o* i gammal kort rotstavelse i Skånemålen. — T. Wennström, Västgötska vokalväxlingar, ortnamn och dialektgränser samt deras betydelse för lokalisering av språket i Äldre Västgötalagen.

Acta philologica Scandinavica V, 4: J. Palmér, Betydelseutvecklingen i isl. *heiðr*. — Bibliography 1929—1930. — VI, 1: Alex. Hagg. Krappe, Les dieux jumeaux dans la religion germanique. — Ad. Stender-Petersen, Zur Bedeutungsgeschichte des Wortes *væringi*, russ. *varag*. — Lee M. Hollander, Notes on the Structure of Ljóþaháttr. — Jón Helgason, Til Skjaldedigtningen. — Arup Seip, Om Adjektivet *gal* og Lydforbindelsen *ln* i Dansk. — H. Brix, Det indre, magiske System paa Rök-Stenen. — Sam. Henning, „Den agelös lever, den ärelös dör". — G. Schütte, The origin of the Gimbrians.

Maal og Minne 1931, 1: H. Refsum, Okenavn og tilnavn på forbrytere. — N. Lid, Truls-visa. — M. Olsen, Gammelnorske skibsnavn; kisping, dronning, Gunnohilds skosvein.

Folkminnen och folktanken 27, 4: C. M. Bugstrand, En västgötsk kollgubbe. — Ingr. Settergren, Bohuslänska majsttingar. — Ol. Olsson, Hu vi sadde, skörtade och tröskade på Tjörk. — C. W. v. Sydow, Om falskt och äkta i folktraditionen m. m.

Die Neueren Sprachen XXXIX, 3 (März 1931): Walther Küchler. Kritische Gänge 3. — Bernhard Fehr, Henry Handel Richardson, The Fortunes of Richard Mahony. — Fritz Karpf, Die klangliche Form der erlebten Rede. — Heinrich Wenz, Von der Staatskunst der Briten. — J. Caro, The Apple Cart von Bernhard Shaw. — Karl Breul, Aus dem akademischen Leben an den englischen Hochschulen. — Julius Schmidt, Paul Valéry, Ébauche d'un serpent. — N. Müller, Ist das ein grammatischer Fehler? — Rudolf Schneider, Das foyer scolaire franco-allemand in Charleville (16. 7 bis 14. 8. 1930). — Deutsch-Englischer Kulturaustausch. — Ferienreisen 1931 der Schiller-Akademie. — Besprechungen: Julius Petersen, Die literarischen Generationen (Christian Sénéchal). — Werner Büngel, Geschichte der deutschen Literatur (Otto Weidenmüller). — John Robert Seeley, Die Ausbreitung Englands (Heinrich Wenz). — Roberta Florence Brinkley, Nathan Field, the Actor-Playwright (Helene Richter). — Philipp Aronstein, Das englische Renaissancedrama (Helene Richter). — Nadja Kempner, Raleghs staatstheoretische Schriften (Helene Richter). — Constantin Weyer, William Shakespeare. — Maria Sack, Darstellerzahl und Rollenverteilung bei Shakespeare (Philipp Aronstein). — Englische Schullektüre (Otto Hofmann). — Publications of the American and Canadian Committees on Modern Languages (Karl Ehrke). — Wilhelm Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? (Fritz Karpf). — Ludwig Marx, Die Aussprache des Deutschen in ihrem Werte für die Erlernung des Französischen und Englischen (Fritz Karpf). — Edmund Tilley, English Sound Drills (Fritz Karpf). — K. Steuerwald, Die Londoner Vulgärsprache in Thackerays Yellow-plush Papers, dargestellt auf historischer Grundlage (Fritz Karpf). — Max Bellows, Wörterbuch der deutschen und englischen Sprache, deutsch-englisch und englisch-deutsch (Heinz Dehmer). — Ferdinand Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900 (Max Frey). — Karl Vossler, Frankreichs Kultur und Sprache (Fritz Schalk).

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXX, 3 (1931): M. A. Bloch, L'enseignement philosophique dans les lycées français. — Walter Maier, Freeman und Burke im Dienste der politischen Bildungsaufgabe der Höheren Schule (1. Teil). — Otto Hoetzsch, Aussenpolitische Bildungsarbeit an den Universitäten Nordamerikas und Deutschlands. — Berichte, Aussprache: Ergebnisse der preussischen Lehramtprüfungen 1901—1930. — Die neue Prüfungsordnung für die neusprachlichen Fächer in der Tschechoslowakei (Erhard Preissig). — Streiflichter auf das Schulwesen in Italien (Hans Hartmann). — The Continuation Schools of the City of New York (Oswald Schlokow). — Deutsche Studenten im Ausland. — Vereinheitlichung im Beginn der ersten neueren Fremdsprache in Preussen? — Notizen. — Die Thesen des ADNV. zur Neuordnung der Prüfungsordnung. — Besprechungen: Curtius-Bergsträsser, Frankreich (Werner Mohrhenn). — Fritz Jaffé, Zwischen Deutschland und

Digitized by Google

Frankreich (Albert Kruse). — René Quinton, Maximes sur la guerre (Albert Kruse). — Thomas Alexander and Beryl Parker, The New Education in the German Republic (Hans Frerk).

Neuphilologische Monatsschrift II, 3 (März 1931): Sternbeck, Sea-Lore im Sea-Slang. — Hamann, Der englische Unterricht im Bildungsplan der Aufbauschule. — Lerch, Bücherpaket für Paris. — II, 4 (April 1931): O. Marbach, Stil und Nationalcharakter. — Fr. Schönemann, Der Weltkrieg in der amerikanischen Literatur. — Kleine Beiträge: W. Lewinsohn, Der Geist des Widerspruchs — Anatole France. — E. Hollack, Zur Frage der Fremdsprachen an den modernen Realanstalten. — J. Schmidt, Die prospektive Methode. — K. Schwedtke u. R. Salewsky, Noch einmal die bildende Kunst im neusprachlichen Unterricht. — M. Kuttner, Das etymologische Wörterbuch als moralische Veranstaltung.

Leuvensche Bijdragen XXII, 4: W. de Vries, De *uu*-Expansie (*slot*). — G. G. Kloeke, Naar aanleiding van de *muis-huis*-kaart. — D. van Coppenolle, De Klankleer in de Nederlandsche Spraakkunst. — J. Kleyntjens, De Radio en de Uitspraak van het Engelsch.

The Yale Review XX, 1 (Sept. 1930): Paul Claudel, Modern Drama and Music. — W. L. Phelps, Browning and two Popes. — XX, 2 (Dez. 1930): L. Price, R. Rolland at Villa Olga.

The open court XLV, 2 (1931): M. Rudwin, The salvation of Satan in Modern Poetry. — 3: J. V. Nash, The Utopia of John Ruskin.

Beiblatt zur Anglia XLII, 3 (März 1931): Richard Hodges, The English Primrose (1644), hrsg. v. H. Kauter (Luick). — Flasdieck, Der Gedanke einer englischen Sprachakademie in Vergangenheit und Gegenwart (Karpf). — The Poems of John Donne, ed. by H. J. C. Grierson (Richter). — Stockley, German Literature as known in England 1750—1830 (Meissner). — S. Howe, Wilhelm Meister and His English Kinsmen. Apprentices to Life (Meissner). — Crabb Robinson in Germany (1800—05), ed. by E. J. Morley (Meissner). — Goethe's Faust, Part. I. Translated by W. Page Andrews, edited and revised by G. M. Priest and Karl E. Weston (Jantzen). — A Book of Narrative Verse. Compiled by V. H. Collins. With an Introduction by Ed. Blunden (Jantzen). — Ph. Aronstein, Englische Schulstilistik (Preusler). — Neue Editionen englischer Lesestoffe (A. Kroder).

The Review of English Studies VII, 26 (April 1931): D. Sykes, Robert Greene and *George a Greene*, the Pinner of Wakefield. — E. Seaton, Robert Poley's Ciphers. — R. J. Kane, Anthony Chute, Thomas Nashe, and the First English Work on Tobacco. — W. E. Houghton, jr., S. E. M. — „Translator" of Boethius. — A. Hawkins, Some Writers on *The Monthly Review*. — K. Povey, Notes for a Bibliography of Cowper's Letters. — D. Gardiner, What Canterbury knew of Mrs. Veal and her Friends. — Notes and Observations: Channing Linthicum, Oes. — Taylor, Shakespeare and Gloucestershire: 2 Hen. IV. — Hyder Rollins, Samuel Pick's Borrowings. — A. K. Mc Ilwraith, Pen-and-Ink Corrections. — E. Boswell, Sir George Etherege. — M. Segar, Dictionary Making in the Early Eighteenth Century. — R. W. Chapman, Numbering of Editions. — Reviews: E. K. Chambers, William Shakespeare (Sisson). — Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen (Crawford). — Meek, Johann Faust, The Man and the Myth (G. C. M. S.). — Elizabethan and Other Essays, by Sir Sidney Lee, ed. F. S. Boas (E. A. Baker). — The R. B. Adam Library (Powell). — D. Saurat, Blake and Modern Thought (M. Praz). — Snyder, Coleridge on Logic and Learning (Carver). — Dörken, Lord Byron's Subjektivismus (E. A. Baker). — H. Richter, Lord Byron, Persönlichkeit und Werk (E. A. Baker). — E. F. Hoevel, Die soziale Herkunft der neuzeitlichen Dialektliteratur Englands (Reaney).

Dialect Notes VI, 2 (1930): The Dialect Society and the Dialect Atlas: I. Plans for a survey of the dialects of New England; II. Report of interviews with European Scholars (H. Kurath); III. The scope of the American Dialect Dictionary (P. W. Long). — O. F. Emerson, The Ithaca Dialect. — M. C. Parler, Word list from Wedgefield, South Carolina. — P. E. Pendleton, How the "Wood Hicks" speak. — W. F. Fogg, Yankee Notes from Eliot, Maine.

Archiv für die gesamte Psychologie 79, 3/4: G. Hübener, England und die Gesittungsgrundlage der europäischen Frühgeschichte (E. Wentscher).

Göteborgs Högskolas årsskrift XXXVI, 3: Elis Wadstein, Sevin in English Place-Names.

Romania LVI, 222 (avril 1930): A. Thomas, L'ancien français *pichar* et l'étimolojie du français *cloporte*; réponse à une question. — G. S. Colin, Latin sigillatus > roman *siglaton* et *escarlat*. — J. Nothomb, Manuscrits et recensions de *l'Iter Hierosolimitanum Caroli Magni*. — E. Hoepffner, Les lais de Marie de France dans Galeran de Bretagne et Guillaume de Dole. — C. Brunel, Fragments de manuscrits du *Breviari d'Amor*. — J. Morawski, Fragments de poèmes et refrains inédits. — Mélanges: A. Graur, TS en latin. — G. Tilander, Ancien français *peroindre, pouroindre*, moyen anglais *proyne, pruyne, prune*, anglais moderne *prune* (*of a bird*). — Wm. A. Nitze, Sur les manuscrits du *Graal-Lancelot*. — E. S. Murrell, Quelques manuscrits méconnus du *Roman de Tristan* en prose. — H. V. Velten, Le conte de la *fille biche* dans le folklore français. — Comptes rendus: Mélanges d'histoire littéraire générale et comparée offerts à Fernand Baldensperger (Mario Roques). — Tobler-Lommatzsch, Altfranzösisches Wörterbuch, 12—13 (A. Långfors). — Le Poème moral, traité de la vie chrétienne écrit dans la région wallonne vers l'an 1200, éd. par A. Bayot (H. K. Stone). — L'Atre périlleux, études sur les manuscrits, la langue et l'importance littéraire du poème, par B. Woledge (A. Jeanroy). — Estudios eruditos in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martin, II (M. Roques). — Philologisch-philosophische Studien, Festschrift für E. Wechssler zum 19. 10. 1929 (M. Roques).

Zeitschrift für romanische Philologie LI, 1: Flusser, Provenzalische Weihnachten. — von Ettmayer, Sprachwissenschaftlicher Kritizismus. — Spitzer, Warum ersetzt frz. *-erie* (dtsch. *-erei*) das alte *-ie* (*-ei*)? — Altschul, Lope de Vega als Lyriker. — Alcover, Com he fet mon Aplech de Rondayes mallorquines. Mit einer Einleitung von Spitzer. — Besprechungen: Klemperer, Romanische Sonderart (Jordan). — Giornale storico della letteratura italiana AnnoXLVII. Vol. XCIV, 1—2, 3 (Wiese).

Romanic Review XXII, 1 (Jan.—March 1931): Jordan, Essais de sociologie linguistique. — Gillet, Traces of the wandering jew in Spain. — Rhodes, M. Schwob and A. Gide: a literary affinity. — Roosbroeck, J. J. Rousseau at play. — Melcher, Balzac and H. Monnier. — Williams, The preterit of Portuguese *vir*. — Wesenberg, The contrary to fact condition in Provençal. — Reviews: Obras de Lope de Vega, p. p. la Real Academia Española (Fichter). — Strowski, Les Pensées de Pascal (Halperin). — Lacoste, Bayle, nouvelliste et critique littéraire (Naughton). — Nicollet, Der Dialekt des Antronatals (Ondis). — Faral, La légende arthurienne (Schlauch). — Ellinger, Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im 16. Jahrh. (Steiner). — C. P. Wagner, El libro del Cavallero Zifar (Hespelt). — Huneker, Essays (Roosbroeck). — Italian literature in 1930 (Bontempo). — French book notes (Roosbroeck). — Rumanian books and periodicals (Feraru). — Romance language class-texts (Matulka and Pollinger).

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur LIV, 7/8: H. Spanke, St. Martial-Studien. — E. Winkler, Aus dem Denksystem des Französischen. — M. A. Stadtmüller, Die Marienlieder des Gautier de Coincy. — Kurze Anzeigen (Breuer, Brunot, Nyrop, Meyer-Lübke, Walde, Rabotine).

Revue de philologie française XLII, 1 (1930): H. Yvon, L. Clédat †. — J. Damourette et Ed. Pichon, Le tiroir tipe *Saviez* et la notion d'actualité dans le français d'aujourd'hui. — M. Cressot, De l'expression littéraire des sensations colorées. — G. Gougenheim, Pour le commentaire grammatical des Méditations poétiques. — F. Baldensperger, Notes lexicologiques. — P. Jourda, Notes sur la versification de Marguerite de Navarre. — P. Aebischer, Un argot de malfaiteurs. — Mélanges: L. Clédat, Images effacées. — E. Portier, Notes sur le vocabulaire de l'aviation. — J. Coppin, Notes sur le mot *même*. — Contes rendus: F. Boillot, Le français régional de la Grand'Combe (Doubs) (A. Dauzat). —

Digitized by Google

F. Boillot, Répertoire des métaphores et mots français tirés des noms de villes et de pays étrangers (A. Dauzat). — G. Gougenheim, Etude sur les périphrases verbales de la langue française (H. Yvon).

Revue des deux mondes. 1. 3. 1931: Paul Hazard, Un collège de jeunes filles en Amérique (Bryn Mawr). — Louis Gillet, Un livre allemand sur Shakespeare (Fr. Gundolf, Shakespeare, sein Wesen und Werk). — 15. 3. 1931: Georges Dumas, La langue française en Extrême-Orient (I. Au Japon). — 1. 4. 1931: A. Semaison, Visites à la Presse de province (Le Centre. — Conclusions). — Jean Renouard, Requête pour les cris de Paris. — Revue littéraire: André Chaumeix, Romanciers en voyage. — Revue dramatique (René Doumic). — Charles Géniaux † (R. Doumic). — 15. 4. 1931: Jules Truffier, Le cinquantenaire du „Monde où l'on s'ennuie".

Le Moyen âge XL, 3/4 (1930): O. F. Emerson, Chaucer essays and studies. — Nécrologie: Pio Rajna. — M. Wilmotte, Notes de philologie romane.

Annales du Midi 169 (Janvier 1931): G. Boussagol, Anthologie de la littérature espagnole (Gavel). — J. Bourrilly, Mesures agraires en Provence (J. Anglade). — H. J. Chaytor, Six Vaudois Poems (J. Anglade). — P. Fabra, Abrégé de grammaire catalane (J. Anglade). — A. Perboscet S. Canal, Chartes et coutumes du Quercy en langue d'oc (J. Anglade).

Zeitschrift für Musikwissenschaft 13, 5: H. Spanke, Der Codex Buranus als Liederbuch.

Neue Rundschau. August 1930: Paul Valéry, Ueber Charles Baudelaire.

Neue Schweizer Rundschau. Juli 1930: Jean Giraudoux, Racine.

Die Schweiz. 2. Jahrgang, 1931: R. von Planta, Rätoromanische Probleme. — Schweizerische Mundartforschung: E. Dieth, Deutsche Schweiz. — E. Tappolet, Französische Schweiz. — Ch. Clerc, Das Problem des regionalen Schrifttums in der Westschweiz.

La Cultura X, 2 (Febr. 1931): Damiani, Gli studî dostojevskiani in Italia. — Giusti, Sul „donchisciottismo" di alcuni personaggi del Dostojevskij. — X, 3: (März 1931): Ruffini, La cultura filosofica del conte di Cavour. — Cajumi, Le preoccupazioni di Daniel Halévy. — Toffanin, Pro pio Madio. — Fubini, La poesia e l'arte del Parini. — Pasquali, Seguito a „Troppe riviste!" — Recensioni: Cosmo, Vita di Dante (Pietrobono). — Vallese, Chaucer visto da un italiano (Praz). — Note: La Riforma anglicana. —Kochapowski in inglese. — Manzoni martirizzato. — Mörike. — Il caso Gobineau. — Barrès e l'„Affaire". — Sociologia. — La filosofia delle scienza.

Mercure de France CCXXVI, Nr. 785 (1. 3. 1931): L. Thuasne, A propos du cinquième centenaire de François Villon: Musset et Villon. — Fernand Gregh, Poèmes. — John Charpentier, Jérôme et Jean Tharaud. — Revue de la quinzaine: P. Mille, Le roman français (G. Brunet). — A. Mortier, Etudes italiennes (G. Brunet). — CCXXVI, Nr. 786 (15. 3. 1931): — J. Charpentier, André Thérive. — CCXXVII, Nr. 787 (1. 4. 1931): — J. Charpentier, Henry de Montherlant. — Revue de la quinzaine: M. Arland, Une époque (G. Brunet). — L. Lemonnier, Manifeste du roman populiste (G. Brunet). — A. Breton, Second manifeste du surréalisme (G. Brunet). — E. Marsan, Signes de notre temps (G. Brunet).

La Revue de Paris XXXVIII, 5 (1. 3. 1931): Comtesse de Noailles, Un souvenir de Marcel Proust. — Marcel Proust, Lettres à la Comtesse de Noailles. — Le théâtre (G. Bauer). — Parmi les livres (M. Thiébaut). — XXXVIII, 6 (15. 3. 1931): Maurice Muret, La littérature allemande d'aujourd'hui. — Henry Bidou, Le mouvement littéraire. — Parmi les livres (Jean Poirier). — XXXVIII, 7: Maurice Parturier, Prosper Mérimée et ses amis de Passy. — Prosper Mérimée, Lettres à la famille Delessert. — François Porché, Le mouvement dramatique. — Parmi les livres (M. Thiébaut).

Deutsch-französische Rundschau IV, 3 (März 1931): Lehner, Daniel Rops. — IV, 4 (April 1931): Fr. Rauhut, Baudelaire und die deutsche Dichtung. — E. Droem, Baudelaire. — K. Bömer, Die politische Tagespresse Frankreichs.

Annales de l'Université de Paris VI, 2 (Mars—avril 1931): G. Cohen, Le fondateur du roman français: Chrétien de Troyes. — Inauguration de l'Institut d'Etudes Germaniques (Suite des discours prononcés le 15 décembre 1930: MM de Peyerimhoff, W. d'Ormesson, E. Vermeil).

Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge XXIII, 2: Paul Knopf, Wer war der Verfasser der Quinze Joies de Mariage?

Zentralblatt für Bibliothekswesen XLVIII, 1/2 (Jan.—Febr. 1931): Klaiber, Ad. Schaeffer u. seine Bibliotheken altspanischer Drucke.

Literarischer Handweiser LXVII, 6 (März 1931): W. Gurian, Joseph de Maistre.

Nuova Antologia 1415 (1. 3. 1931): F. Crispolti, Antonio Fogazzaro nel ventennio dalla morte. — C. Segrè, Il Lessing a Torino. — G. Lesca, Postille inedite di Alessandro Manzoni a storici della rivoluzione francese. — B. Barilli, Il Graal. — 1416 (16. 3. 1931): Fr. Moroncini, Uno scritto ignorato di Giacomo Leopardi su Niccolo' Tommaseo. — G. Lesca, Postille inedite di Alessandro Manzoni a storici della rivoluzione francese. — 1417 (1. 4. 1931): T. Lodi, Delle cospirazioni italiane (Scritto inedito di Niccolò Tommaseo). — L. Volpicelli, La filosofia dell'arte di Giovanni Gentile. — A. Consiglio, Populismo e nuove tendenze della letteratura francese.

Revue hispanique LXXIX, 176: Luria, A study of the Monastir-dialect of Judeo-Spanish based on oral material collected in Monastir, Yugo-Slavia. — Comptes rendus: El ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha de Miguel de Cervantes Saavedra, p. p. Marín (Pfandl). — 177: Pabst, Góngoras Schöpfung in seinen Gedichten *Polifemo* und *Soledades*. — Angulo y Pulcar, Egloga funebre a Gongora de versos entres a cados de sus obras. — Hartzenbusch, *El 2 de mayo e el 18 de junio*: une poésie retrouvée p. p. G. Legris.

A Lingua Portuguesa II, 1 (1930—31): R. de Sá Nogueira, Antonio Cândido de Figueiredo. — Antenor Nascentes, O. português do Brasil. — J. M. Rodrigues, Sôbre a interpretação de um passo de „Os Lusíadas". — M. Múrias, A ortografia oficial portuguesa. — Em Portugal. — J. Xavier Fernandes, Notas de divulgação (Fleugma e fleuma. Freguês e cliente „In" e „des"). — R. de Sá Nogueira, Curso de filologia portuguesa (Fonologia vocabular histórica portuguesa). — Notas e comentários. — II, 2: J. Leite de Vasconcelos, Nótulas filológicas. — A. Roseira, Considerações sôbre um anglo-americanismo beirão. — J. M. Rodrigues, Sôbre a interpretação de um passo de „Os Lusíadas" (Conclusão). — J. de Almeida Lucas, Contribuição para o estudo da dialectologia portuguesa. — J. X. Fernandes, Derivação dos nomes dos dias. Derivação dos nomes dos meses. Derivação dos nomes das estações. — R. de Sá Nogueira, Fonologia vocabular histórica portuguesa. — Notas e Comentários.

Revista Critică V, 2 (April—Junie 1931): G. Pascu, Nume de plante III (Etimologii populare, plante tinctoriale, plante asămănătoare). — G. Nichifor, Prospect gheograficesc a staturilor Evropii. — P. Mihailovici, Două manuscrise romînești la Carloviț. — G. Pascu, Catehismul grecesc al lui Val. Wagner din 1544. — Recensii: Jean Boutière, La Vie et l'œuvre de Jon Creangă (Gr. Scorpan).

Neuerschienene Bücher.

Hadju, Helga, Lesen und Schreiben im Spätmittelalter. 64 S. Pécs — Fünfkirchen, Verlagsanstalt Danubia.

Jellinek, Max Hermann, Ueber Aussprache des Lateinischen und deutsche Buchstabennamen. 66 S. Wien und Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky.

Kluckhohn, Paul, Lebenskunst. 334 S. Leipzig, Reclam = Deutsche Literatur. Reihe 17, Band 4.

Lasbordes, Henriette, La création poétique. 215 S.

Laserstein, Käte, Die Gestalt des bildenden Künstlers in der Dichtung. 79 S. Berlin und Leipzig, de Gruyter = Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur 12.

Lucas, E., La littérature anti-esclavagiste au 19e siècle. 282 S.

Schnellbach, Peter, Für die Ballade. Betrachtungen und Aufschlüsse. 47 S. Heidelberg, Hörning.

Schoutheete de Tervarent, Guy de, La légende de Sainte Ursule dans la littérature et l'art du moyen âge. 2 Bände. Paris, Van Oest.

Servien, Pius, Lyrisme et structure sonores. 204 S. Bibliothèque de la Revue des cours et conférences.

Van Tieghem, Les tendances nouvelles de l'histoire littéraire. Collection d'Etudes françaises.

Digitized by Google

Allmers, Hermann, Festschrift zur 110. Wiederkehr des Geburtstags des Dichters. Herausgeg. im Auftrag des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern und des Rüstringer Heimatbundes von Rudolf Beckhusen. 47 S. Oldenburg, Schulze.

Bachler, Karl, August Strindberg. Eine psychoanalytische Studie. 46 S. Wien, Internationaler Psychoanalytischer Verlag.

Barner, Hans, Zwei „theologische Schriften" Goethes. Ein Beitrag zur Religiosität des jungen Goethe. 163 S. Heidelberg, Diss.

Brandes, Anna, Adele Schopenhauer in den geistigen Beziehungen zu ihrer Zeit. 127 S. Frankfurt, Diss.

Braun, Reinhold, Die fröhliche Goethe-Mutter. 61 S. Berlin, Verlag für soziale Ethik und Kunstpflege = Bücher vom herzlichen Leben.

Burckhardt, Erwin, Antiultramontane Strömungen in der deutschen Literatur von 1820—1870. V, 121 S. Basel, Diss.

Butzmann, Hans, Studien zum Sprachstil Konrads von Würzburg. Göttingen, Diss.

Campe, v., Rudolf, Der liberale Gedanke in Goethes Weltanschauung. Ein Stück Ideengeschichte. XII, 165 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Croner, Else, Fontanes Frauengestalten. 2. Aufl. 157 S. Langensalza, Beyer = Schriften zur Frauenbildung 12 = F. Mann's Pädagogisches Magazin 1337.

Hecker, Jutta, Das Symbol der Blauen Blume im Zusammenhang mit der Blumensymbolik der Romantik. 91 S. Jena, Frommann = Jenaer Germanistische Forschungen, herausgeg. von A. Leitzmann 17.

Herrmann, Ferdinand, Modische Erscheinungen im heutigen Deutsch. 83 S. Bielefeld, Rennebohm & Hausknecht.

Hock, Fritz, Die Lyrik Otto Erich Hartlebens. 126 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien 104.

Folwartschny, Helmut, Friedrich Schlegels Verhältnis zur Philosophie. Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte im Ausgang des 18. Jahrhunderts. I. Prolegomena. 159 S. Breslau, Diss. Ohlau, H. Eschenhagen.

Hüter, Paula, Das Halluzinationsproblem in der deutschen Literatur seit Jaspers. 49 S. Köln, Diss.

Jacobs, Karl, Die Dramendichtung A. Wilbrandts in zeitgeschichtlicher und kritischer Darstellung. 109 S. Köln, Diss.

Jappe, Hajo, Jean Pauls Flegeljahre. Aus einer Darstellung der Freundschaft in seinem Werk und Wesen. 96 S. Köln, Diss.

Klein, Friedrich Franz, Lessings Weltanschauung. 50 S. Wien und Leipzig, Gerold.

Koch, Hedwig, Das Generationsproblem in der deutschen Dichtung der Gegenwart. 116 S. Halle, Diss.

Kranzmayer, Eberhard, Sprachschichten und Sprachbewegungen in den Ostalpen. I. 61 S. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky; München, Oldenbourg = Arbeiten zur bayerisch-österreichischen Dialektgeographie 2.

Lachmann, Hans, Gottscheds Bedeutung für die Geschichte der deutschen Philologie. 76 S. Greifswald, Diss. = Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig. 13.

Leux, Irmgard, Hermann Sudermann (1857—1928). Eine individual-analytische und schaffenspsychologische Studie. 185 S. Leipzig, J. A. Barth.

Leyen, Friedrich v. der, Geschichte der deutschen Dichtung. Ein Ueberblick. 2. Aufl. 169 S. München, Bruckmann.

Lichtenberger, Henri, La sagesse de Goethe. 196 S. Coll. Les cent chefs-d'œuvre étrangers.

Mönch, Wilmar, Thüringer Balladen und ihre Stätten. Heft 1. 16 S. Weimar, Fr. Kühn.

Oppenheim, Horst, Naturschilderung und Naturgefühl bei den frühen Meistersingern. Greifswald, Diss. X, 81 S. Leipzig, Eichblatt = Form und Geist. 22.

Rosenberg, Alexander C. G., Literaturwissenschaft und Literaturforschung an der ehemaligen Universität Dorpat. Ein historischer Rückblick. 30 S. Dorpat, Krüger.

Rother, Magdalena, Die Darstellung der Kindergestalten im höfischen Epos. 62 S. Greifswald, Diss.

Scheller, W., Platen und George. Eine Rede. 20 S. = Schriften der Platen-Gesellschaft. 8.

Steiger, August, Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweiz. 67 S. Erlenbach bei Zürich, Rentsch = Volksbücher des Deutsch-schweizerischen Sprachvereins. 12.

Stotz, Gottfried, Epitheta ornantia im Kudrunlied, im Biterolf und im Nibelungenlied. 141 S. Tübingen, Diss.

Strasser, Charlot, Arbeiterdichtung. Sieben Vorlesungen, gehalten in der Volkshochschule Zürich. 272 S. Zürich, Verband des Personals öffentlicher Dienste.

Trier, Jost, Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes. I. Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts. 347 S. Heidelberg, Winter = Germanische Bibliothek. Zweite Abteilung: Untersuchungen und Texte. 31.

Wagner, Albert Malte, Lessing. Das Erwachen des deutschen Geistes. 276 S. Leipzig—Berlin, Horen-Verlag.

Wais, Kurt K. T., Henrik Ibsen und das Problem des Vergangenen. XII, 281 S. Stuttgart, Kohlhammer = Tübinger Germanistische Arbeiten. 14 (Sonderreihe 1).

Woeste, Friedrich, Wörterbuch der westfälischen Mundart. Im Auftrag des Westfäl. Heimatbundes neu bearbeitet und herausgeg. von Erich Nörrenberg. 425 S. Norden und Leipzig, Soltau.

Amerikakunde, Handbuch. Mit Beiträgen von W. Fischer, A. Haushofer, E. Hylla, H. Levy, L. Müller, H. Mutschmann, J. Richter und M. Schoch. XIV, 334 S. Frankfurt a. M., M. Diesterweg = Handbücher der Auslandskunde, herausgeg. von P. Hartig und W. Schellberg. Band 6.

Callaway, Morgan, The temporal subjunctive in Old English. XVI, 222 S. Austin, University of Texas.

Cameron, Rogers, La vie de Walt Whitman. Traduit de l'anglais par H. Pierrot. 232 S. Paris, Collection Vies des hommes illustres.

Catel, Jean, Walt Whitman, la naissance du poète. 504 S. Bibliothèque de littérature comparée.

Elias, Otto, Matthew Arnolds politische Grundanschauungen. VI, 152 S. Leipzig, Mayer & Müller = Palästra 175.

Engel, Gertrud, St. John Hankin als Dramatiker. 98 S. Giessen, Diss. Giessen, Nitschkowski.

Fréjaville, G., Les travestis de Shakespeare. Coll. Masques et idées.

Gillet, Louis, Esquisses anglaises. 245 S.

Landau, E., Das Shakespeare-Mysterium. Eine charakterologische Untersuchung. 237 S. Berlin, Pan-Verlag.

Lemonnier, Léon, La vie d'Oscar Wilde. Paris, Nouvelle Revue Critique = Collection Les essais critiques.

Marquardt, Hertha, Kipling und Indien. 167 S. Breslau, Priebatsch = Sprache und Kultur der germanischen und romanischen Völker. A. 7.

Niemeyer, Paul, Das bürgerliche Drama in England im Zeitalter Shakespeares. Göttingen, Diss.

Northern Passion (Supplement). Cambridge University Ms. Gg. 1. 1, Oxford Ms. Rawlinson Poetry 175. Edited by W. Heuser und Frances A. Foster. X, 142 S. London, Humphrey Milford, Oxford University Press = Early English Text Society. Original series No. 183.

Raith, Josef, Die englischen Nasalverben. 128 S. Leipzig, Tauchnitz = Beiträge zur englischen Philologie, herausgeg. von M. Förster. XVII.

Romieu, Emilie et Georges, La vie de Georges Eliot. 273 S. Coll. Vies des hommes illustres.

Vulliamoz, Ida, Zur Geschichte des Imitationsgedankens in England 1500—1750. VII, 75 S. Köln, Diss.

Wild, Friedrich, Die englische Literatur der Gegenwart seit 1870. Versdichtungen (unter Ausschluss des Dramas). 299 S. Leipzig, Dioskuren-Verlag.

Alibert, F.-P., En marge d'André Gide. Paris.

Ambrière, Francis, Joachim du Bellay. 203 S. Paris.

Anglais, L., Il teatro alla corte di Carlo Emanuele I di Savoia. 155 S. Torino, Bairati.

Arnaud, Dandieu, Marcel Proust, sa révélation psychologique. Paris.

Arnoux, Alexandre, Tristan Corbière. Paris.

Astre, Achille, Souvenirs d'art et de littérature. 64 S.

Atkinson, N., Eugène Sue et le roman-feuilleton. 226 S. Paris.

Bachelin, Henri, Jules Renard, son œuvre. 96 S. Paris, Collection Les célébrités contemporaines.

Bainville, Jacques, Le jardin des lettres de Voltaire à Benda. 2 Bde. Paris, Edit. du Capitole.

Bar, Bertrand de, Aymeri de Narbonne. Chanson de geste traduite par C. Chacornac. 208 S. Paris.

Digitized by Google

Bathile, Pierre, Henry Bernstein, son œuvre. Paris, Revue critique = Collection Les célébrités contemporaines.

Beardwood, Jane, Rhymes of Latin and French words in Old French. 98 S. A thesis in romanics ... University of Pennsylvania.

Bédier, Joseph, La tradition manuscrite du Lai de l'Ombrie. 100 S.

Berry, André, Florilège des Troubadours. 484 S. Paris, Collection Curiosités françaises.

Billy, André, Les écrivains de combat. 100 S. Paris, Collection Le XIX^e siècle.

Boillot, Félix, Le patois de la commune de la Grand'Combe (Doubs). IV, 394 S. Paris, E. Leroux.

Bondy, Louis Joseph, Le classicisme de Ferdinand Brunetière. VII, 167 S. Paris. Les belles lettres.

Bonneau, Georges, Le symbolisme dans la poésie française contemporaine. 152 S. Paris. Collection Nouvelle bibliothèque littéraire.

Bourciez, Edouard, Précis historique de phonétique française. 2^e série. III. XLII, 322 S. Nouvelle collection à l'usage des classes.

Bouvier, André, Un annaliste orléanais peu connu. Jean-François Rozier fils (1762—1854) et les débuts de la révolution à Orléans. 224 S.

Bouvier, J.-B., Essai sur l'histoire intellectuelle de la restauration du romantisme à Genève. 120 S.

Bouvier, René, Balzac, homme d'affaires. 164 S.

Brauchlin, Dora, Das Motiv des „ennui" bei Stendhal. 93 S. Strassburg, Heitz & Cie.

Brémond, abbé Henri, Racine et Valéry.

Calvet, Jean, L'enfant dans la littérature française. 2 vol. 216 und 232 S.

Chabaud, Alfred, Jules Michelet. Son œuvre = Collection Célébrités d'aujourd'hui.

Chaplyn, M. A., Le roman mauresque en France. 171 S.

Chardon, Pierre, Paul Valéry et la médecine. 60 S.

Cincinnati Settimia, Vittoria Colonna nella vita e nella poesia. 92 S. Napoli, Cons e Di Lauro.

Contreras, Francisco, Valéry Larbaud, son œuvre. Coll. Célébrités contemporaines.

Coulon, Marcel, Dans l'univers de Mistral.

Dauzat, Albert, Histoire de la langue française. 588 S. Paris, Payot = Bibliothèque scientifique.

Dubský, Ota, La chanson de Roland. 154 S.

Ettmayer, Karl, Analytische Syntax der französischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung des Altfranzösischen. II. Band, 1. Lieferung. Die Theorie vom einfachen Satz, Wortstellung, Das Benennen. Halle. Niemeyer. S. 315 bis 378.

Evans, Hugo Wilfred, L'historien Mézeray et la conception de l'histoire en France au XVII^e siècle. 205 S. Paris, J. Gamber.

Faguet, Emile, Histoire de la poésie française de la Renaissance au Romantisme. IV. Jean de La Fontaine. 360 S.

Faral, Edmond, La légende arthurienne. 1^re partie. IV, 314, 462 und 390 S. Bibliothèque des Hautes-Etudes. Fasc. 255, 256 und 257.

Faure-Biguet, J.-N., Gobineau. 348 S. Coll. Le roman des grandes existences. Nr. 33.

Fidao-Justiniani, J. G., Qu'est-ce qu'un classique? I. Le héros ou Du génie. 352 S.

Flottes, Pierre, Sully-Prudhomme et sa pensée. 225 S.

Fontainas, André, Dans la lignée de Baudelaire. Coll. Les essais critiques.

Foulet, Lucien, Petite syntaxe de l'ancien français. 400 S. Collection Classiques français du moyen âge.

Fouque, Fitz Warin, XI, 116 S. Coll. Classiques français du moyen âge 63.

Genneri, Lucien, Fogazzaro. Nouvelle édition.

Georgin, René, Jean Moréas. Coll. Essais critiques.

Gérard-Gailly, Flaubert et „les Fantômes de Trouville".

Gerin, René, Jean-Jacques Rousseau. Coll. Maîtres des littératures.

Ginisty, Paul, Eugène Sue. 230 S. Coll. Grandes vies aventureuses.

Giraud, Victor, Bossuet. 208 S. Coll. Les grands cœurs.

Giulian, Anthony A., Martial and the epigram in Spain in the sixteenth and seventeenth centuries. 117 S. A thesis in romanics ... University of Pennsylvania. Publication of the series in Romanic languages and literature, No. 22.

Giunta, Nicola, Rabelais. 34 S. Reggio Calabria, A. Giuli.

Göring, Werner, Untersuchung der Sprache des Roman de Silence von Heldris de Cornualle. XI, 114 S. Jena, Diss. Halle, E. Klinz.

Gohin, Ferdinand, L'art de La Fontaine dans ses fables. 316 S. Collection d'histoire littéraire et dê critique.

Gouhier, Henri, La vie d'Auguste Comte. Paris, Nouvelle Revue Française. Collection Vies des hommes illustres.

Graur, Th., Amadis Jamyn. 350 S. Bibliothèque littéraire de la Renaissance.

Grimm, Charles, Etude sur le roman de Flamenca. 175 S.

Gromer, Des idées françaises dans Faust. 60 S.

Guimbaud, Louis, La mère de Victor Hugo (1772—1821). 312 S.

Hammerich, L. L., Visiones Georgii, visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria A. D. MCCCLIII edidit L. L. Hammerich. Kopenhagen, A. F. Høst. 320 S.

Harmand, R., Michelet. 460 S. Coll. Pallas.

Henriot, Emile, Romanesques et Romantiques. 320 S.

Héritier, Jean, L'amour dans l'œuvre d'Henry Bordeaux. 68 S.

John III (King of Portugal), Lettres. 1521—1557. The Portuguese text edited with an introduction by J. D. M. Ford. XXX, 408 S. Cambridge, Harvard University Press.

Jourda, P., Etat présent des études stendhaliennes. Coll. Etudes françaises.

Jouvenel, Bertrand de, Vie de Zola. 350 S. Paris, Valois.

Köberle, Martin, Moderne Tendenzen in Colettes Sprache. 134 S. München, Diss. Buchdruckerei von E. Hohenhaus.

Kohler, Pierre, Madame de Staël au château de Coppet. 120 S.

Krome, Fritz, Die Palatalisierung der Dentale vor e, i im Rumänischen. 35 S. Bonn, Diss. Berlin, Metten & Malchin.

Lanson, Gustave, Les Essais de Montaigne.

Lapaire, Hugues, Rollinat, poète et musicien. Coll. Le génie des provinces françaises.

Larguier, Léo, Mistral.

Lebel, Roland, Histoire de la littérature coloniale en France. 236 S. Paris, Larose = Les manuels coloniaux No. 5.

Le Dantec, Yves-Gérard, Renée Vivien. Femme damnée. Femme sauvée.

Le Du, A., Le rythme dans la prose de Victor Hugo (1818—1831).

Le Du, A., Les rythmes dans l'alexandrin de Victor Hugo (1815—1856).

Lefevre, Frédéric, Entretiens avec Paul Valéry. 412 S.

Levy, Bernard, The unpublished plays of Carolet. A new chapter on the history of the théâtre de la foire. XIV, 269 S. New York, Publications of the Institute of French studies.

Lodi, Luigi, Giornalisti. 253 S. Bari, Laterza = Biblioteca di cultura moderna n^o 188.

Matulka, Barbara, The novels of Juan de Flores and the European diffusion. A Study in comparative literature. XVII, 475 S. New York, Comparative literature studies. Institute of French Studies.

Méléra, Marguerite-Yerta. Rimband. XVI, 286 S. Coll. Vies.

Meyer, E. Marivaux. 240 S. Coll. Les classiques populaires.

Millé y Giménez, Juan, Sobre la génesis del Quijote. Cervantes, Lope, Góngora, et Romancero general, et Entremés de los Romances, etc. 219 S. Barcelona, Casa editorial Araluce.

Moffat, M., Rousseau et la querelle du théâtre au 18^e siècle. 430 S.

Monglond, André, Le préromantisme français. 4 vol. I. Le héros préromantique. XVI, 289 S. — II. Le maître des âmes sensibles. 508 S.

Moore, W. G., La Réforme allemande et la littérature française. Recherches sur la notoriété de Luther en France. Publications de la Faculté des Lettres de Strasbourg.

Nyrop, Kr., Grammaire historique de la langue française. VI. Band VIII, 448 S. Copenhague (Gyldendalske Boghandel Nordisk Forlag) — Leipzig (O. Harrassowitz) — London (Gyldendal Publishing House) — New York (Stechert) — Paris (A. Picard et Fils).

Pailleron, M.-L., M^me de Staël. Paris, Hachette = Collection Les Romantiques.

Pavia, Luigi, Eresie etimologiche. Discussioni e contrapposizioni relative a teoriche accademico-dottrinali e ad etimologie nel „Meyer-Lübke". 111 S. Bergamo, Selbstverlag des Verf.

Digitized by Google

Perceau, Louis, Mathurin Régnier et les Satyriques. Coll. Cabinet secret du Parnasse.

Petit, Henri, Images. Descartes et Pascal. 288 S. Coll. Prosateurs français contemporains.

Piquet, F., Le patois de Dombras. 162 S.

Plattard, Jean, Agrippa d'Aubigné. Une figure de premier plan dans nos lettres de la Renaissance. 160 S. Paris, Boivin et Cie. = Bibliothèque de la Revue des cours et conférences.

Polinger, Elliot H., Pierre Charles Roy, playwright and satirist (1683—1764). XIII, 367 S. New York, Publications of the Institute of French Studies.

Poucel, Victor, L'esprit d'André Gide.

Praz, Mario, Machiavelli e gl'Inglesi dell' epoca Elisabettiana. 57 S. Firenze, A. Vallecchi.

Provenza e Italia, Studi di V. De Bartholomaeis, A. Parducci, N. Zingarelli, S. Debenedetti, L. Graziani, M. Casella, G. Bertoni. Publicati a cura e con introduzione di Vincenzo Crescini (Comitato nazionale italiano per le onoranze centenarie a Federico Mistral). VII, 280 S. Firenze, R. Bemporad.

Regula, Moritz, Französische Sprachlehre auf biogenetischer Grundlage. XII, 242 S. Reichenbach, Stiepel.

Reidel, Arnulf, Wirkung und Nachwirkung Giordano Brunos als Typus des Freidenkertums der Renaissance. 84 S. Heidelberg, Diss. Heidelberg, P. Braus.

Richard, Pierre, La vie de Vauvenargues. Coll. Vies des hommes illustres.

Roques, Mario, Bibliographie des travaux de Jules Gilliéron. 22 S.

Ruppert y Ujaravi, Kulturkundliches spanisches Lesebuch. Heidelberg, J. Groos. XX, 250 S.

Schinzel, Elisabeth, Natur und Natursymbolik bei Poe, Baudelaire und den französischen Symbolisten. 66 S. Bonn, Diss. Düren, Danielewski.

Seillière, Ernest, La religion romantique et ses conquêtes. 352 S.

Seillière, Ernest, Romantisme et démocratie romantique.

Seillière, E., Un poète parnassien: André de Guerne (1853—1912). X, 162 S.

Souriau, Maurice, Histoire du Parnasse. 468 S.

Souriau, Maurice, Histoire du romantisme en France. II. La décadence du romantisme. Paris, éditions Spes.

Strowski, Fortunat, Les Pensées de Pascal. Etude et analyse. Collection Les chefs-d'œuvre de la littérature expliqués.

Taupin, René, L'influence du symbolisme français sur la poésie américaine (1910—1920). 300 S. = Bibliothèque de la Revue de littérature comparée.

Treich, Léon, L'esprit de Victor Hugo. 157 S. Collection d'Anas.

Tronchon, H., Romantisme et préromantisme. Coll. Publications de la Faculté des Lettres de Strasbourg.

Vaillant, Jean-Paul, Rimbaud tel qu'il fut. Coll. Galerie littéraire.

Véran, Jules, La jeunesse de Frédéric Mistral et la belle histoire de Mireille. 220 S.

Vermale, J. et Gaillard, E., Taine en Savoie. 40 S.

Vrijmœd, F. J. J., Lamennais avant sa défection et la Néerlande catholique. 448 S.

Wartburg, v. W., Französisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung Nr. 19 (S. 299—362). Heidelberg, Winter.

Wartburg, v., W., Das Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft. 23 S. = Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. 83. Band. 1931. 1. Heft.

Waseige, Adrien, Béranger et son temps. Coll. Mystérieux et Disparus.

Wilmotte, Maurice, Le poème du Gral et ses auteurs. 103 S. Paris, E. Droz.

Woodward, L.-D., Une Anglaise amie de la Révolution française, Helene Maria Williams et ses amis. 285 S. Bibliothèque de la Revue de littérature comparée.

Yastreboff-Bagozine, Nadine, Deux témoins de la mentalité française au XVIII[e] siècle: Mme Roland et André Chénier. 103 S. Prag, E. Gregr.

Berichtigung.

S. 227, Z. 14 l. Jellinek, S. 239, Z. 19 l. Brunetière.

Literarische Mitteilungen.

Spanische Ferienkurse in Hamburg 1931 (6. Jahr).

Das Seminar für romanische Sprachen und Kultur der Universität Hamburg veranstaltet vom 16. Juli bis 12. August zwei- bzw. dreiwöchige Ferienkurse zur Einführung und Fortbildung auf dem Gebiet der Sprache und Kultur Spaniens und der spanisch-amerikanischen Länder. Das Programm ist durch die Geschäftsstelle des Seminars, Hamburg 13, Bornplatz 1/3 erhältlich.

Personalnachrichten.

Privatdozent Dr. Rosenfeld in Berlin wurde als o. Professor der germanischen Philologie an die schwedische Universität zu Åbo (Finnland) berufen.

Es habilitierten sich an der Universität Basel Dr. Ernst Merian-Genast für romanische Literaturgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der vergleichenden Literaturwissenschaft, an der Universität Marburg Dr. W. Schmidt für englische Philologie, an der Universität Berlin Dr. R. Alewyn für germanische Philologie.

In Erlangen starb der o. Professor der germanischen Philologie Dr. Franz Saran, in Oxford der em. Professor der englischen Sprache und Literatur an der Universität Manchester Charles Harold Herford, in Kopenhagen der o. Professor der romanischen Philologie Dr. Kr. Nyrop.

neu:

Einführung in d. historische Lautlehre d. Französischen

Von Prof. Dr. K. BUSCHERBRUCK. (Dümmlers philologische Hilfsbücher) M. 1.80

Auf phonetischer Grundlage

Geschichte d. gotischen Literatur

Von StR. Dr. R. PLATE. (Dümmlers philologische Hilfsbücher) M. 2.80

Geschichte der deutschen Sprache

in Frage und Antwort. Teil 1: Gotisch, Althochdeutsch, Altsächsisch. Von Dr. H. AMMON. 2. Aufl. (4.—6. Tsd.) M. 1.90, geb. 2.90

Ferd. Dümmlers Verlag · Berlin SW 68

Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, Thür.

Ausgegeben im Juli 1931.

Digitized by Google

CENTRAL LIBRARY
TEX. OF
935
SEP 2 1 1931

LITERATURBLATT

FÜR

GERMANISCHE UND ROMANISCHE PHILOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. OTTO BEHAGHEL UND DR. KURT GLASER

o. ö. Professor der germanischen Philologie an der Universität Giessen.

o. ö. Professor der romanischen Philologie an der Universität Giessen.

VERLAG VON

O. R. REISLAND, LEIPZIG, KARLSTRASSE 20.

Preis halbjährlich: Goldmark 10.—.

LII. Jahrgang. Nr. 9—10. September—Oktober. 1931.

Dempe, Was ist Sprache? (Otto).
The year's work in modern language studies (Glaser).
Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum (Künzig).
Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied. — Schröfl, Und dennoch — die Nibelungenfrage gelöst (Behaghel).
Ziesemer, Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc (Behaghel).
Eck, Vier deutsche Schriften gegen Martin Luther (Götze).
Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens (Maurer).
Moser, Frühneuhochdeutsche Grammatik. I (Teske).
Kochs, Das deutsche geistliche Tagelied (Brinkmann).
Vetter, Das frühdeutsche Lied (Künzig).
Mausser, Bayrisches ABC (Götze).
Franke, Euripides bei den deutschen Dramatikern des achtzehnten Jahrhunderts (Jantzen).
Hoffmann, Johann Christian Günther (Jantzen).
Strauß, Friedrich Nicolai und die kritische Philosophie (Gebhardt).
Liptzin, Lyric Pioneers of modern Germany (Streuber).
Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (Maurer).
Berger, Grillparzers Persönlichkeit in seinem Werk (Jantzen).
Hamburg und Island (Spehr).
Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache (Fischer).
Boehler, Die altenglischen Frauennamen (Holthausen).
Dörken, Lord Byrons Subjektivismus (Vowinckel).
Küster, Mittelalter und Antike bei William Morris (Asanger).
Martin, Deux cents locutions et proverbes (Gottschalk).
Foulet, Le Couronnement de Renard (Spanke).
Neumann, Cervantes in Frankreich (Heinermann).
Baldensperger, Vigny (Karl).
Cassou, Les Nuits de Mus-et (Fey).
Brutsch, Essai sur la poésie de Verhaeren. — Küchler, Das Stadterlebnis bei Verhaeren (Glaser).
Müller, Die altprovenzalische Versnovelle (Appel).
Olschki, Galilei und seine Zeit (Hämel).
Beinhauer, Spanische Umgangssprache (Riegler).
Braue, Beiträge zur Satzgestaltung der spanischen Umgangssprache (Beinhauer).
Literaturberichte der Archivalischen Zeitschrift (Deibel, Spanien und Portugal) (Pfandl).
Lang, Eminescu als Dichter und Denker. — San-Giorgiu Eminescu si Goethe (Klein).
Bibliographie.
Neuerschienene Bücher.
Personalnachrichten.
Nachtrag zu Litbl. 1930. Sp. 355 (Spitzer).
Notiz.

H. Dempe, Was ist Sprache? Eine sprachphilosophische Untersuchung im Anschluss an die Sprachtheorie Karl Bühlers. Weimar (H. Böhlaus Nachfolger) 1930. 116 S.

Der Verfasser unterzieht Bühlers Sprachtheorie einer Nachprüfung und legt die Einseitigkeiten der bisherigen Sprachtheorien dar (Wundt, Marty, Bolzano, Husserl). Nach Bühler erfüllt die menschliche Sprache drei Funktionen, d. h. Leistungen oder Zwecke: Kundgabe, Auslösung und Darstellung. H. Dempe wirft die Frage auf, ob diese drei Funktionsleistungen eine „notwendige Einheit" bezeichnen und welches das „Wesen" (die „Idee" oder auch „Kategorie") der Sprache sei. Eine solche kategorische Idee ist eine „gesetzliche Merkmalseinheit, die alle wesensnotwendig mit einem Gegenstande verbundenen Wesensmerkmale enthält". Um das Wesen der Sprache zu begreifen, solle man nicht von der äusseren Form der sprachlichen Gebilde ausgehen, sondern „von innen", von gegebenen Bedeutungen und Funktionen, und nun fragen, welche äusseren Ausdrucksformen zu ihnen gehören. Das hat auch schon Marty angestrebt. Richtiger ist es, an typischen Einzelfällen sprachlicher Erscheinungen das Wesen der Sprache einzusehen. K. Bühlers Funktionen stehen nach Ansicht H. Dempes in engster Beziehung zu dem gesuchten Wesen der Sprache, liegen aber auf verschiedener Ebene; doch nimmt die Darstellungsfunktion eine ganz besondere Stellung unter allen drei Funktionen ein, insofern sie „die primäre und allein wesentliche Sprach- oder Satzfunktion allein ist" — oder wie später viel genauer gesagt wird, dass die Kundgabe nur eine „unselbständige" oder eine „untergeordnete Teilfunktion der Darstellung ausmacht" (vgl. dazu auch S. 97 f.). „Dargestellt" werden weder wirkliche Sachverhalte der Aussenwelt noch ideale Gebilde an sich, sondern es wird zunächst nur Gegenständliches schlechthin zur Darstellung gebracht, ohne die notwendige Mitsetzung des Glaubens an die bewusstseinsunabhängige Existenz oder Geltung des Dargestellten. Denn die Wahrheit liegt ausserhalb des Wesens der Sprache: die durch die Sprache ausgedrückten Gegenständlichkeiten haben als solche nicht unmittelbar etwas mit „wahr" bzw. „falsch" zu tun. Das leuchtet ohne weiteres ein, so dass es des Exkurses über die Logik nicht bedurfte, auch nicht für die sehr treffende Bemerkung, dass auch interjektive Aeusserungen, wie *Au*! und *Ei*! dann sprachliche Darstellungen sind, wenn sie über die blosse Kundgabe hinaus auch Sachverhalte nennen (meinen).

Ich sehe ab von Bemerkungen über Einzelheiten, von den Ansichten des Verfassers über Sprache als Mitteilung (S. 105), über das Verstehen (S. 106), über die unvollkommene Scheidung von Begriffs- und syntaktischer Beziehungsbedeutung (19, 71, 93). Wichtiger ist der grosse Wurf der an sich nicht umfangreichen Schrift.

H. Dempes Ausführungen sind in den Sätzen zusammen gefasst: „Sprache ist lautliche (oder lautgegründete) Darstellung intentionaler Sinngebilde" und „der Satz, logisch bestimmt, ist danach die elementarste selbständige, intentionale Darstellung eines Sinnsachverhaltes oder einer Sinnsachverhaltskomplexion durch Laute oder deren Surrogate." Daraus erhellt, dass der kluge und

Digitized by Google

philosophisch tüchtig geschulte Verfasser — ich hebe namentlich die treffende Stellungnahme zu Bolzano, zu Brentano und Marty hervor — in seiner stark logizistischen Einstellung von einer biologischen Auffassung der Sprache (Kundgabe und Auslösung) zu der kulturhaften Wesenserfassung der Sprache hingeführt wird. Damit vollzieht er mit Recht einen Frontwechsel, der der Schwenkung entspricht, die schon vor längerer Zeit seitens der Philologie (Vossler und seiner Schule, Spitzer, Brunot, Bally u. a.) vorgenommen ist, und zwar hier von der einseitig grammatischen Auffassung der Sprache zur Stilistik hin. Der Verfasser steht also nicht so allein, wie er annehmen zu müssen glaubt. Denn Sprache ist eine sinnvolle Ganzheit und kann grundsätzlich nicht anders erforscht werden. Es ist aber interessant zu beobachten, wie sowohl die philosophische als die philologische Einzelforschung wie auch die psychologische Sprachforschung (von Külpe her über N. Ach bis zu O. Selz: Satz als sinnhafte Komplexergänzung!), welche Ergebnisse der Verfasser nicht berücksichtigt, zur ganzheitlichen Sinnerfassung der Sprache gedrängt werden. Das ist eine ganz natürliche Entwicklung. Denn Intentionalität als Wesenseigenschaft der seelischen Struktur ist im letzten Grunde eben die Tendenz zum Sinn und zur Ganzheit, im Leben — und also auch in der Sprache und der Sprachforschung.

Prag. Ernst Otto.

The year's work in modern language studies. By a number of scholars. Edited for the modern humanities research association by William J. Entwistle. Volume I (year ending 30 June 1930). Oxford University Press. London 1931, Humphrey Milford. XII, 194 S.

Bücher wie dieses werden bei der gewaltig in die Breite gehenden wissenschaftlichen Produktion stets willkommen sein, bieten sie doch in knapper Form eine Uebersicht über wichtige Neuerscheinungen des letzten Jahres und, wo es nötig erschien, auch der letzten zehn Jahre. Das Buch, an dem ein ganzer Stab von Gelehrten gearbeitet hat, ist so angelegt, dass zuerst die mittelalterliche Latinität behandelt wird, dann die romanischen Sprachen und Literaturen (diese wieder nach Italienisch, Französisch-Provenzalisch, Spanisch und Portugiesisch mit Einschluss des Baskischen und Rumänischen geordnet) und weiter die germanischen Sprachen und Literaturen (mit ihnen das Niederländische) und schliesslich das Keltische. Innerhalb jeden Zweigs wird der weiteren Uebersichtlichkeit durch eine Gruppierung in Unterabteilungen Rechnung getragen, und so werden z. B. die Bücher und vielfach auch Zeitschriftenaufsätze zusammengestellt, die sich auf französische Wortkunde, auf französische Formenlehre und französische Syntax oder auf die Plejade einer- und Rabelais andererseits beziehen. Vielfach wird nicht mehr als der Titel der in Betracht kommenden Werke genannt, aber auch schon damit ist der Sache gedient, insofern im allgemeinen anzunehmen ist, dass der Titel eines Werkes auch eine Vorstellung von dessen Inhalt gibt. Einige wenige und ziemlich beliebige Stichproben haben ergeben, dass noch manche Schönheitsfehler stehengeblieben sind. S. 73 wird das Erscheinungsjahr von Brunots *Le romantisme et les lettres* nicht angegeben, ebenso S. 82 nicht bei G. Starkie (nicht J. Starkey!) und Brutsch und bei Baldenspergers Vignybuch. Curtius' Balzac wird nicht erwähnt, obwohl bis auf einen Balzacartikel aus dem Jahre 1920 zurückgegriffen wird; ebenso fehlt Barrès und das viele, das über ihn in neuester Zeit geschrieben worden ist. Sainéans *Sources indigènes* als *uncritical* zu bezeichnen (S. 31), hat nur dann Berechtigung, wenn von einem ähnlichen Verfahren auch anderen Werken gegenüber Gebrauch gemacht wird, und auch dann noch will mir diese Berechtigung in so lakonischer Form fragwürdig erscheinen. S. 81 l. Nietzsche, S. 71 Bergsträsser, S. 74 Fritzsche.

Giessen. Kurt Glaser.

Anton Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum. (Kleine Historische Monographien, hrsg. von Nikolaus Hovorka, Nr. 19/20.) Wien 1929, Reinhold. 251 S.

Dies buchtechnisch reizvoll ausgestattete Büchlein Maillys, der sich den Volkskundlern als Sammler und Herausgeber mehrerer Sagenbücher vorteilhaft bekannt gemacht hat, wandelt auf den Spuren Jakob Grimms und will eine bescheidene Ergänzung zu dessen Rechtsaltertümern sein. Besonders in sogenannten geschichtlichen Sagen weist der Verfasser das Fortleben alter Rechtsgewohnheiten nach, öfters auch in abergläubischen Meinungen und in volkstümlichen Sitten. Recht hat Mailly, wenn er von vornherein feststellt, dass vieles, was die ältere Mythologenschule als Ueberreste eines uralten Mythos ansah, sich als Rechtsbrauch enthüllt; andererseits ist er in der Bewertung der meist aus Chroniken geschöpften historischen Sagen sich nicht völlig bewusst geworden, dass solche Sagen oft zum wesentlichen Teil Erfindungen des Chronisten sind und dessen gelehrtes, also auch rechtsgeschichtliches Wissen aufgebürdet bekamen. Dies darf keinesfalls mit mündlicher Volksüberlieferung gleichgesetzt werden, d. h. man darf aus solchen Quellen nicht ohne weiteres das Lebendigsein der betreffenden Rechtsanschauung zur Zeit der chronikalischen Niederschrift erschliessen wollen. Richtig erkannt hat Mailly freilich dann wieder, dass in Spätzeiten zur Erklärung von nicht mehr verstandenen Rechtssittenüberresten Sagen und häufig Schwänke auch erfunden wurden, also in ätiologischer Absicht. Vom Standpunkt des Sagenforschers aus wäre es nun wünschenswert gewesen, erstens das von gelehrter Hand eingesprengte Rechtswissen der sogenannten geschichtlichen Sagen (I) zu kennzeichnen gegenüber den Fällen, wo noch alte Rechtssitte in der echten Volkssage lebt, sei es in berichtender Weise (IIa) oder in der deutenden Art der Sagen und Schwänke, die Entstehung oder seltsame Beschaffenheit eines Rechtsbrauches dartun wollen (IIb). Wenn nun auch Mailly seine Arbeit um die Gruppen der Rechtsaltertümer, die in Sage schlechthin und in Sitte, Brauch und Aberglauben vorkommen, mehr aufzählend aufgebaut hat, so hätte doch die gewünschte kritische Sichtung und Bewertung damit verbunden werden können, zum Nutzen der Endfeststellung, was nun wirklich spontan im Volke an Rechtsgepflogenheiten weiterlebte, und was andererseits von gelehrter bzw. pseudogelehrter Seite wieder aufgegriffen wurde.

Die Wanderung durch die Rechtsaltertümer im Volke — man könnte sie Volksrechtsaltertümer nennen — führt zuerst zu der ergiebigen Gruppe der Maße und Symbole, die übrigens oft eng miteinander verbunden erscheinen. Es wird da besprochen die Landschenkung oder -übergabe durch Umgehen, Umpflügen, Umsäen, Umreiten und Bedecken des Bodens mit Erde, Samen oder der Haut eines Tieres. Aus letzterer Rechtssitte, die allerdings nur in historischen Erzählungen vorkommt, nicht in den Rechts-

Digitized by Google

quellen, entwickelten sich die Listsagen, in denen einer schwört: „So wahr ich auf eigenem Grund und Boden stehe", nachdem er vorher Erde eigenen Besitzes hat aufschütten lassen oder gar nur die Schuhe sich damit füllte. Als mittelalterliche rechtliche Massbestimmung bei Landerwerb ist neben den Umgehungsriten besonders häufig der Wurf mit Beil, Hammer, Pfeil, Stab, ferner durch Darreichen und Hinwerfen von Handschuh oder einen angewehten Schleier belegt, wovon die Sagen wieder ein reiches Spiegelbild geben. Lockeren Rechtszusammenhang nur zeigen die in Gründungssagen und Heiligenlegenden überaus häufigen weisenden Tiere, die Bauplatz oder Begräbnisstätte bestimmen. Als volkstümliche Rechtssymbole werden weiter besprochen und belegt z. B. bei Uebergabe eines Hauses das Loshauen eines Spanes aus dem Türpfosten, der Schlüssel, sowohl Macht- als Erlösungssymbol (Schatzsagen), ein Faden von meist roter Farbe, Sinnbild der Bindung, wie auch Schutz- und Zaubermittel. Bei Uebergabe von liegenden Gütern spielte das Messer eine rechtssymbolische Rolle, geteilte Münzen und Ringe als Erkennungszeichen in den vielen Heimkehrsagen. Schliesslich geschieht noch ausser Besprechung der auch in diesem Zusammenhang bedeutsamen Dreizahl kurz der Spindel Erwähnung, des Symbols der Hausfrau. Kleinere Kapitel würdigen dann die Grenzmarkung (Grenzsteine, Schnatgang), den Schall eines Hornes oder einer Glocke als Rechtsmass, die Laufwetten zur Ermittlung einer strittigen Grenze, das Verspielen der eigenen Familie („sein Haupt setzen"), Rechtssymbolik der Bekleidung (Hut, Mantel, Bundschuh), die Stabsymbolik (Stabbrechen, Stabschwur), das Aussetzen der Kinder und Töten der Greise, Todes- und Leibesstrafen, Sühne (Wergeld, Sühnekreuze, Aufwiegen mit Gold oder Wachs), Bann und Asylrecht, Ehrenstrafen (Abschneiden des Gewandes und der Haare, Ring um den Hals, Steintragen, Schandsteine, Schandkörbe, Haberfeldtreiben). Ein besonderer Abschnitt ist dem Recht in der Ehe und seinen volkstümlichen Anwendungen gewidmet, die Sage von den treuen Weibern enthält als Kern die Sitte, dass man dem Besiegten erlaubte, mitzunehmen, was er auf dem Rücken tragen konnte. Enger zum Thema wieder gehört das Kapitel Gottesurteile (Zweikampf, Los, Feuerprobe, Wasserprobe, Probe des geweihten Bissens — übrigens als vorchristlich vielfach zu belegen —, Abendmahlsprobe, Bahrrecht). Den Abschluss bildet eine Zusammenstellung von Rechtswahrzeichen.

Diese Uebersicht über die vielfältigen Stoffe des Büchleins mag andeuten, welch reiche Anregung der Volkskundler wie der Rechtsgeschichtler hier finden kann, das In- und Zueinander der Rechtsgepflogenheiten einerseits und von Volksbrauch, Volkssage und Volksglauben andererseits systematisch zu verfolgen und zu untersuchen. Im einzelnen freilich wird man öfter den vorgetragenen Deutungen und Erklärungen gegenüber anderer Ansicht sein müssen; besonders bleibt zu wünschen, dass die Arbeiten von Künssbergs „Rechtsgeschichte und Volkskunde" im „Jahrbuch für historische Volkskunde" I (1925), 68ff., ders., „Rechtliche Volkskunde" im „Handwörterbuch der Rechtswissenschaft", IV. Bd. genützt worden wären, auch: von Schwerin, „Volkskunde und Recht" („Die Volkskunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin, Vorgeschichte" 1928, S. 1ff.) hätte wertvolle Dienste geleistet.

Freiburg i. Br. Johannes Künzig.

Nibelungensage und Nibelungenlied. Die Stoffgeschichte des deutschen Heldenepos dargestellt von Andreas Heusler. Dritte Ausgabe. Dortmund 1929, Ruhfus. 336 S.

Diese Auflage hat gegenüber ihrer Vorgängerin nur an einigen Dutzend Stellen Veränderungen erfahren. Da das Buch zufälligerweise bis jetzt in dieser Zeitschrift keine Besprechung erfahren hat, darf ich einige Bemerkungen machen, die dem Buch als Ganzem gelten.

Es ist merkwürdig, wie in der Handschriftenfrage ein Dogma das andere abgelöst hat. Weh dem, der seinerzeit an Lachmanns Auffassung zu zweifeln wagte, dass die Hs. A allein Anspruch auf Ursprünglichkeit besitze. Dann hat nach langem Kampf sich Bartschs Lehre durchgesetzt, dass sich B mit A und C unabhängig voneinander gegenübertreten. Seit Braunes Aufsatz ist man fast allgemein überzeugt — und Heusler teilt diesen Glauben —, dass aus B zunächst Id und aus diesem erst C hervorgegangen sei. Auch de Boer spricht von Braunes festgegründetem Stammbaum, obwohl er meint, dass das von Michels gegen Braune Vorgebrachte sehr ernst zu nehmen sei (Litbl. 1929, 325). Dass man nicht mit Michels wieder A auf den Schild erheben kann, steht schlechterdings fest, denn dass es unter den „Plusstrophen" solche gibt, die unmöglich fehlen können, hat Braune unwiderleglich dargetan. Aber dennoch habe ich gegen Braunes Stammbaum Bedenken, über die ich nicht hinwegkomme. Sie knüpfen namentlich an die Strophe 915, 5—8. Diese aus C stammende Strophe hat in Id Aufnahme gefunden. Aber sie begegnet in d schon zehn Strophen vorher, d. h. nach 905, 5—8, unmittelbar nach einer mit I gemeinsamen Zusatzstrophe aus C, hat also zwei Zusatzstrophen unmittelbar nacheinander, die bei C ziemlich weit auseinanderliegen. Sie müssen also in der Vorlage räumlich zusammengestanden haben: das kann nur in Nachträgen am Rande geschehen sein, d. h. die Vorlage von I d war eben eine nach C durchgesehene Mischhandschrift. d nahm die eine der beiden Strophen, etwa unter Uebersehung eines Verweisungszeichens, erst stumpfsinnig an der falschen Stelle auf, merkte dann das Versehen und setzte sie nochmals an die richtige Stelle; I dagegen ordnete gleich an der richtigen Stelle ein. Vgl. auch die Ausführungen von Zwierzina, Ztschr. f. d. A. 45, 397.

Mit Schröfls Schrift „Der Urdichter des Liedes von der Nibelungen Not und die Lösung der Nibelungenfrage" (München 1929) hat sich Heusler hier nicht auseinandergesetzt, nachdem er sich in der Literaturzeitung 1927, 1954, kurz dazu geäussert hatte. Aber Schröfl hat merkwürdigerweise doch gläubige Gemüter gefunden; z. B. ist K. Schiffmann dann irgendwo in den Münch. N. Nachr. lebhaft für die neue Lehre eingetreten. Für solche, die noch Gründen zugänglich sind, möchte ich an einer kleinen Einzelheit zeigen, wie wacklig das Ganze aufgebaut ist. Einer Kleinigkeit, aber einem Kernstück von Schröfls Anschauung. Die XXIII. Abhandlung ist überschrieben: „die Ortliebtaufe ist die Stephanstaufe: das Entstehungsmotiv der Nibelungendichtung". Es heisst dann, die christenfreundliche Gesinnung des „nibelungischen Etzel" komme in klarer Weise zum Ausdruck, indem er hier seinem „Sohn Ortlieb die Taufe angedeihen liess". Aber es ist ja gar nicht wahr, dass das dasteht. Nachdem Etzel sich über die Geburt eines Sohnes gefreut hat (1387, 4), wird fortgefahren: „*Si* (d. h. die küniginne, Kriemhilde) *enwolde niht erwinden, sine würbe sint, daz getoufet würde daz Etzelen*

Digitized by Google

kint nach kristenlichem rehte. Etzel selber hat also mit der Sache gar nichts zu tun, wird dadurch nicht als christenfreundlich erwiesen. Und diese Taufe ist gar nichts Merkwürdiges, nichts besonders Bedeutungsvolles, das einer besonders geschichtlichen Deutung bedürfte oder fähig wäre; es ist vielmehr das Selbstverständliche, Normale, dass ein Kind nach seinem Erscheinen in der Welt getauft wird. Wir finden das genaue Seitenstück beim jungen Tristan (Gottfr. 1966): *do was dem kleinen kinde der heilige touf bereit, durch daz ez sine kristenheit in gotes namen enpfienge*, und weiter 2041 *nu daz daz kint getoufet wart, nach kristenlichem site bewart.*

Der Grundgedanke Heuslers ist der, dass das Nibelungenlied erwachsen ist auf Grund zweier ursprünglich getrennter Lieder — nicht Lieder im Sinne Lachmanns, denn solche haben nirgends in der Welt ein selbständiges Dasein geführt — einem Brunhildelied und einem Lied vom Untergang der Burgunden, die in der Edda uns in ziemlich getreu erhaltener Gestalt getrennt vorliegen. An der Weiterbildung und Zusammenfassung ist um 1160 ein Spielmann — wie man dessen Beteiligung leugnen kann, ist mir unverständlich — und dann ein Menschenalter später der Dichter unseres Nibelungenliedes tätig gewesen. Französisches Vorbild hat bei der Ausgestaltung des Buchepos mitgewirkt. Heusler erwägt Stück für Stück, was älteres und neueres Gut sei und auf welcher Stufe es in die Dichtung eingegangen ist. Heusler ist ebensosehr Künstler wie Philologe; starkes Empfinden und scharfsinnigste Erwägung sind am Werke, und sie finden ihren Ausdruck in echt deutschem Wort. Auf philologischen Kleinkampf lässt er sich nicht ein. Dass nicht jedes einzelne Ergebnis unverrückbar feststeht, braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden. Das Buch wird aber auf lange hinaus dem Forscher Anregung, dem Fernerstehenden Erbauung gewähren.

Giessen. O. Behaghel.

Nachdem das Vorstehende bereits gesetzt war, ist von **Aloys Schröfl** ein neues Werk erschienen: **Und dennoch — die Nibelungenfrage gelöst!** München, im Selbstverlag des Verfassers. 288 S. 8. M. 13. Der Verfasser versucht hier die Einwände der Fachkritik zu widerlegen und neue Stützen beizubringen für seine Lehre, dass das Nibelungenlied vom Bischof Pilgrim herrühre und für Ungarn bestimmt gewesen sei. Man wird gern die Gelehrsamkeit, den Spürsinn, das ernste Streben des Verfassers anerkennen; aber zu einem wirklichen Beweis können es seine Darlegungen nicht bringen. Man wird auch die Gereiztheit der Fachkritik begreifen. Denn das Wissen Schröfls ist doch nicht umfassend genug, die Art seiner Beweisführung allzuleicht geschürzt; mit *wohl, sicher, ohne Zweifel, offenbar* führt man keine Beweise, auch damit nicht, dass man an andere Möglichkeiten der Erklärung für eine vielleicht auffallende Erscheinung gar nicht denkt. Dass ein besonderes belastendes Beispiel in der Taufe des Ortlieb vorliegt, habe ich eben gezeigt; wäre Schröfl die Parallelszene aus dem Tristan gegenwärtig gewesen, hätte er nicht so viel Wesens von der Sache machen können. S. 126 sagt Schröfl von Strophe 1100 des Nibelungenliedes: „nach Lachmann ist die Strophe unecht, d. h. wohl im Text verdorben"; er steht also den Anschauungen Lachmanns völlig fremd gegenüber. Zum Beweis, dass die vierten Zeilen der Nibelungenstrophe von einem späteren Dichter herrühren, benützt Schröfl auch die Beobachtung, dass „gerade in den vierten Zeilen die Texte am stärksten untereinander abweichen. Die Kopisten erkannten eben an ihrem nichtssagenden Inhalt, dass sie es hier nicht mehr mit dem echten Text zu tun hatten, sondern mit einer blossen Ausfüllung, mit der sie nach Belieben verfahren konnten". Wer in der handschriftlichen Ueberlieferung mittelalterlicher Texte Bescheid weiss, kann darüber nur lächeln. Der wahre Grund der stärkeren Aenderungen in der vierten Zeile ist natürlich der Umstand, dass sie vom Normalmass der drei anderen Zeilen abweicht; das hat ja auch dazu geführt, dass in der späteren Entwicklung der Strophe diese Abweichung aufgehoben wurde. Dass Etzel in der Klage den Swemmelin mit *friunt* anredet, soll allein schon bezeugen, dass das Lied nicht für Deutschland, sondern für Ungarn bestimmt war. Dafür soll auch zeugen der Umstand, dass von den übrigen deutschen Heldensagen im Nibelungenlied nichts zu verspüren ist, dass von den Protagonisten nur das erzählt wird, was zur Sache gehört; ich würde darin nur ein Zeugnis für den künstlerischen Verstand des Dichters sehen. Die Kritik hatte geltend gemacht, dass man von anderen dichterischen Produkten Pilgrims nichts wisse. Dass das unrichtig sei, will Schröfl aus Quellen des 16. Jahrhunderts beweisen, die von Pilgrim berichten: auctor fuit cuidam sui saeculi versificatori Germanico, ut gesta Avarorum . . . celebraret!! wie mancher deutsche Fürst dürfte da als Dichter in Anspruch genommen werden, weil er ein Dichtwerk veranlasst hat. Und ein zweites Beweisstück: „noch vor 1252 wird in der Passauer Bischofsbibliothek ein vorhandenes Werk mit Attila versifice bezeichnet, ein offenbar deutsches Gedicht, dessen Verfasser wohl nur Pilgrim war".

Bezeichnend ist auch die Art, wie Schröfl auf einem beigelegten Blatt anerkennende Zeugnisse für sein Werk zusammenträgt, darunter Stellen aus Briefen moderner Literarhistoriker, die kaum darauf Anspruch machen dürfen, in Sachen der Nibelungenforschung zuständig zu sein. Geradezu bedenklich ist die Verwendung von Droeges Besprechung im Anzeiger f. d. A. 25, 36. Schröfl behauptet: „nach Dr. Droege ist die Ehrenrettung Pilgrims dem Verfasser gelungen und damit auch die Tatsache seiner grossartigen Tätigkeit am ungarischen Hofe festgestellt". Davon entspricht nur der erste Satz der Wahrheit, der zweite nicht. Schr. fährt fort: „Ist aber dies der Fall, so folgt das übrige der These von selbst." Es wird verschwiegen, dass Droege Schröfls These durchaus ablehnt; es folgt also aus der einen Anerkennung nicht von selbst die andere.

Das bayerische Kultusministerium hätte schon besseres tun können, als das Buch zur Anschaffung für die höheren Schulen zu empfehlen.

Giessen. O. Behaghel.

Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc, herausgegeben von **Walther Ziesemer.** Mit 13 Tafeln. Halle, Niemeyer 1930. VIII, 414 S. 8. (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Sonderreihe Band 1.)

Der Kustos der Minoriten von Preussen Claus Cranc hat etwa gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts mit seiner Prophetenübersetzung ein erfreuliches Werk geschaffen, auf Anregung von Siegfried von Dahenfeld, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts oberster Marschall des Deutschen Ordens gewesen ist. Die Uebersetzung unterliegt nicht dem Zwang der lateinischen Vorlage; sie bewegt sich in

Digitized by Google

schlichter einfacher Rede, ersetzt nicht selten lateinische Hypotaxe durch deutsche Parataxe, verbindet die Sätze mit Vorliebe durch *und*. Wichtig ist der Wortschatz, der mehrfach überraschende Berührung mit Luther zeigt; so wird der Text ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Ostmitteldeutschen. Die Ueberlieferung ist vortrefflich: das Eingreifen des Herausgebers ist selten notwendig gewesen. Für einige Kleinigkeiten der Ueberlieferung möchte ich noch Schonung erbitten: Jes. 23, 29 ist *sprich der herre* ganz einfach Sandhi (s. meine Geschichte der deutschen Sprache ^{5} 225); *houb* für *houbt* Jes. 1,5, *ich* für *icht* Jes. 27, 4, *volbrach* Jes. 23, 21 und doch wohl auch *bigrab* = *bigraft* Jes. 53, 9, schützen sich gegenseitig. Jes. 10, 19 ist das eine der beiden *eyn* zu streichen. Im Wörterverzeichnis gibt Ziesemer regelmässig das lateinische Wort der Vulgata. In der Zufügung des deutschen Wortes hätte Z. gelegentlich freigebiger sein dürfen. Ob dem Germanisten das durch *geschoz* und *bete* verdeutschte *exactio* ohne weiteres deutlich ist, mag zweifelhaft sein; sicher aber weiss er nicht, was *sarabala* sind (unter *beinewindeln*). Die Ansätze sind nicht immer einwandfrei. Statt *geinot*, *gegenot* muss es *geinote*, *gegenote* heissen, statt *afterkosend*, *irregeend* natürlich *afterkosende*, *irregeende*. Wenn *erunt ridiculosi* durch *werden ein gelechte* wiedergegeben erscheint, kann man doch nicht *gelechte* mit *ridiculosus* übersetzen. Wenn Z. aus den Akkusativen *auditum*, *fasciculum* die Nominative *auditum*, *fasciculum* ableitet, möchte man beinahe in Versuchung geraten, das unter *abentzit* erscheinende *tempus serotinus* nicht bloss für einen Druckfehler zu halten. Das Sternchen, das das Fehlen des Wortes bei Lexer andeutet, fehlt bei *geangilt* und dem merkwürdigen *ufstoyen*; es fehlt auch bei *gehegen*, aber hier ist zweifellos *gehege* zu lesen. Statt *gecryen* lies *gecrygen*. Neben *geleifit* ist die Klammer an falsche Stelle geraten; dieses Part. zu *gleifen* ist übrigens recht merkwürdig; ist es durch Dissimilation aus *gegleifet* entstanden?

Giessen. O. Behaghel.

Johannes Eck, Vier deutsche Schriften gegen Martin Luther, den Bürgermeister und Rat von Konstanz, Ambrosius Blarer und Konrad Sam. Nach den Originaldrucken, mit bibliographischer und sprachgeschichtlicher Einleitung, Anmerkungen und einem Glossar hgg. von Karl Meisen und Friedrich Zoepfl (= *Corpus Catholicorum*. Werke katholischer Schriftsteller im Zeitalter der Glaubensspaltung 14). Münster i. W., Aschendorff 1929. CXI, 82 S.

Das *Corpus Catholicorum* hat völlig sachgemäss mit Ecks *Defensio contra Carolstatini invectiones* (1518) eingesetzt und in Heft 2 seine *Epistola de ratione studiorum suorum* (1538) neu zugänglich gemacht. In Heft 6 ist die *Disputatio Viennae habita* (1517), in Heft 13 die *Explanatio psalmi vigesimi* (1538) gefolgt. Sechs weitere Ausgaben von lateinischen Schriften Ecks sind für die nächste Zeit geplant. Zwischen sie schiebt sich, erkennbar mit besonderer Sorgfalt ausgestattet, die vorliegende Ausgabe von vier Kampfschriften der Jahre 1520, 1526 und 1527, dem Umfang nach bescheiden, inhaltlich die wichtigsten Stücke, aus denen der Reformationshistoriker vor allem Luthers ersten deutschen Widersacher kennenzulernen bemüht sein wird. Johann Eck gewinnt nicht bei näherer Bekanntschaft. Er ist wirklich der unbekümmerte, vierschrötige Berufskämpfer, als der er in Luthers so viel bekannteren Gegenschriften erscheint. In der weltgeschichtlichen Stunde, da Luther mit allem Glauben an menschliche Autoritäten bricht, zeigt er sich durch sie so unbedingt gebunden, dass er auf die Befreiungstat wie auf ein Verbrechen hinweist. Er ist von so robustem Gewissen, dass er schon damit die Urteilsschwachen unter den Zeitgenossen gegen den religiösen Genius des Jahrhunderts einzunehmen unternimmt. Die Herausgeber stellen den mehr lauten als tiefen Kämpfer in seiner menschlichen Begrenztheit dar und lenken in lauterem Gerechtigkeitssinn den Leser auch auf die Stellen, an denen er sich Blössen gibt.

Sie sind bemüht, die auch sprachlich wichtigen Texte zugleich grammatisch und lexikalisch zu erschliessen. Dabei entsteht eine eigentümliche Schwierigkeit. Die Kampfschriften gegen Konstanz, Blarer und Sam sind von Ecks Landsmann und regelmässigem Drucker Peter Apianus in Ingolstadt gedruckt, dagegen stammt die gegen Luther gerichtete „Entschuldigung des Konzils zu Konstanz" von Martin Landsberg in Leipzig. Nun hat zwar Edward Schröder gewiss nicht recht, wenn er im Anz. f. d. Alt. 49 (1930) 63 annimmt, Eck habe die Schrift gegen Luther in höchster Eile verfasst und gleich am 29. Sept. 1520, dem Tag der Niederschrift, dem Drucker übergeben. Zugegeben, dass Eck, als er Ende August 1520 mit der Bulle „*Exsurge Domine*" von Rom zurückkehrte, mit der Niederschrift der ‚Entschuldigung' noch nicht begonnen hatte, so waren ihm doch die Gedankengänge, die er entwickeln wollte, seit zwei Jahren geläufig. Am 21. Sept. liess er in Meissen die Bannbulle anschlagen, dann ging es in neuntägiger Fahrt über Merseburg und Brandenburg nach Leipzig, von einem Domkapitel oder Kloster zum andern, vierzig Kilometer im Tagesdurchschnitt: keine Anstrengung für den reisegeübten Kraftmenschen, der zudem in der Jahreszeit reiste, da die Strassen im besten Zustand waren und für den auch die überall gleiche Verkündung der Bulle keine Ablenkung bedeuten konnte. So konnte die kurze Kampfschrift gemächlich ausreifen; im wesentlichen vollendet brachte sie Eck nach Leipzig mit. Hier hat er sie am Michaelistag 1520 im Paulinerkloster abgeschlossen. Der Drucker freilich musste eilen, wenn die zwei Quartbogen am 3. Oktober ausgedruckt sein sollten; am Verfasser, der sogleich weitergereist war, hatte er dabei keine Hilfe. Aber das ist bei einer deutschen Flugschrift jenes Jahrzehnts mindestens keine Ausnahme. Immerhin musste sprachlich ein wenig einheitliches Bild entstehen, und damit ist, gegenüber den einheitlichen Apianus-Drucken von 1526/27, auch in Meisens Darstellung von Ecks Sprache ein Riss gekommen. Das war dem Verfasser klar, und er erfüllt die Pflicht, auch seine Leser darüber aufzuklären. Anders aber konnte er angesichts der Aufgabe, die sachlich zusammengehörigen Schriften grammatisch darzustellen, gar nicht verfahren.

Eine zweite Schwierigkeit kommt hinzu. Meisen hat mir seinen Anteil an der Ausgabe in Fahnen vorgelegt. Die Texte standen schon damals fest. Nun kann man eine schonlich zurückhaltende Textbehandlung wünschen und anstreben, soweit immer möglich, aber offenbare Fehler der Ueberlieferung müssen erkannt und entfernt werden. Das ist in Zoepfls Text nicht immer gelungen. Ueber die S. XV und CXI berichtigten alten Druckfehler hinaus bleiben Verderbnisse wie 3, 20 *rumesuchung* st. *rumesuchlig*; 3, 23 *andern* für *anden* „ahnden" usf. ungebessert. Lehrreich ist 6, 22 *die yne ym yaren gewesen sind*, wo statt *ym* offenbar *ijm* „zweitausend" einzusetzen ist: man sieht den Drucker irren, weil er sich keinen Rat beim Verfasser holen konnte. Hier haben Zoepfls Lesungen Meisens Grammatik und

Digitized by Google

Wörterbuch nicht geschädigt. Anders bei Ecks Vorwurf gegen Luther 11, 17ff.: „*Aber szo nicht andechtigers ist in der Christenheit dan das heylige ampt der mesz, widersteht er sich, das auch zu kleinern.*" Der Satz erreicht den von Eck gewollten Sinn erst, wenn man *vndersteht* für *widersteht* einsetzt; aus dem Wörterbuch S. 82 ist „*widerstehen* v. refl. sich unterstehen, sich herausnehmen", das sich auf diese einzige Stelle stützt, zu streichen. Entsprechend steht es mit 6, 8: Landsberg wird mit Ecks bairischer Schreibung *reysing* für „Reisigen" nicht fertig und setzt ein unsinniges *reysung* in den Text, das Zoepfl stehen lässt und Meisen S. 79 als „reisiges Volk" ins Wörterbuch aufnimmt — ohne andere Gewähr, als den Druckfehler von 1520. Es ist die Pflicht der Kritik, diese letzten Anstösse aus dem Text zu entfernen. Sie sind nicht so bedeutsam, dass sie den Dank für die hingebende, in mehr als einem Sinn willkommene Arbeit der beiden Herausgeber irgendwie schmälern könnten.

Giessen. Alfred Götze.

Wolfgang Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart. Breslau 1928, M. u. H. Marcus. XIV, 398 S.

Was Baesecke im Wiener Oswald (1912) XCIII gefordert hatte, das hat sich auch Jungandreas als Ziel gesteckt: Die Frage nach der Herkunft der Schlesier soll aus ihrer Sprache und den Namen beantwortet werden. Der Anteil der deutschen Stämme und ihrer Mundarten an der Besiedlung Schlesiens und den Grundlagen der schlesischen Mundarten ist der Hauptgegenstand des Buches. Als Mittel, um zu diesem Ziel zu gelangen, benutzt Jungandreas dreierlei: geschichtliche Zeugnisse, Namen und die Mundarten.

Das wichtigste Mittel wären zweifellos die geschichtlichen Zeugnisse, oder, wie sich Jungandreas ausdrückt, „diese ganze Kolonisationsfrage wäre am idealsten gelöst, . . . wenn wir erschöpfende Aufzeichnungen darüber hätten, aus welchen Städten und Dörfern Westdeutschlands die neuen Einwanderer gekommen sind . . ." (S. 1). Aber die Ueberlieferung versagt hier, so dass andere Wege gesucht werden müssen. Die beiden, die Jungandreas gefunden und benutzt hat, sind von verschiedenem Wert. Während die Heranziehung der Namen, besonders der Herkunfts-Familiennamen, wertvoll und methodisch sehr beachtenswert ist, kann ich gegenüber der Benutzung der mundartlichen Kriterien, wie sie Jungandreas vornimmt, meine Bedenken nicht unterdrücken. Die Bedeutung jener Namen bespricht Jungandreas selbst in der Einleitung seines Buches ausführlich und überzeugend (S. 16f.); ich kann daher vor allem über die Verwertung der Mundart sprechen. Hier kann nur zu allergrösster Vorsicht geraten werden, nachdem seinerzeit E. Böhmer (D. D. G. 3, 1909) erwiesen hat, dass für seine Kolonistenmundart am Niederrhein nicht mit einer mitgebrachten Originalmundart, sondern mit neu entstandener Mischung zu rechnen ist. Der Versuch, die Frage nach der Heimat dieser Kolonisten mit Hilfe der von ihnen gesprochenen Mundart zu lösen, führte zu dem Ergebnis, „dass die Gegend von Kusel in der bayrischen Pfalz hart an der Grenze der preussischen Rheinprovinz" am besten „stimme". Böhmer war nun in der glücklichen Lage, dieses Ergebnis urkundlich an den Siedlungsakten nachprüfen zu können; und hier stellte sich heraus, dass keineswegs Leute aus Kusel, sondern Siedler aus den Oberämtern Simmern und Kreuznach jene Kolonie gegründet hatten. Und diese beiden Ursprungsgebiete weichen erheblich in ihrer Sprache voneinander ab, sie stehen aber auch der Mundart jener Kolonie fern, viel ferner als z. B. jene Gegend in der bayrischen Pfalz. Es ergibt sich daraus die klare Lösung: Die heutige Spracheinheit jener Kolonistendörfer ist jung. Sie ergab sich aus der Mischung verschiedener Mundarten der Siedler, die sich im Lauf der Zeit ausgeglichen und zu einer neuen Mundart verschmolzen haben. Dass diese zu der Mundart von Kusel am besten stimmt, ist zufälliges Ergebnis einer späteren Entwicklung.

Die Nutzanwendung auf Jungandreas' Arbeit liegt auf der Hand: es können sich in Schlesien Mundarten finden, die zu einer Mundart X des Stammlandes am besten passen, und die gleichwohl entstanden sind durch Mischung und spätere Ausgleichung der Mundarten von Siedlern, die aus den Gegenden Y und Z des Stammlandes gekommen waren. Ein weiterer Unsicherheitsfaktor ist der, dass ja auch die Mundarten des Stammlandes seit der Siedlungszeit nicht stillgestanden haben, sondern dass auch das Obersächsischn, das Thüringische, das Hessische um 1300 anders ausgesehee haben als um 1900. Kürzlich hat z. B. auch V. Schirmunski festgestellt, dass die heutige Uebereinstimmung mancher deutschen Mundarten in Russland mit dem Südhessischen nicht auf Verwandtschaft beruht, sondern auf selbständiger Fortentwicklung in der gleichen Richtung[1]. Zweifellos liegen die Dinge bei den ostdeutschen Siedlungsmundarten noch viel schwieriger als bei solch isolierten Kolonien wie der von Böhmer erforschten am Niederrhein oder den auslandsdeutschen Resten. Die neue Ostdeutsche Sprachforschung wird hier ein dankbares Arbeitsfeld finden; zu ihr müsste sich Jungandreas zunächst noch hinwenden, wie er auch sonst noch etwas mehr Berührung mit der neueren Mundartforschung haben müsste. Es dürfte nicht zutreffen, „dass jede westdeutsche Mundart in ihren Grundzügen und Besonderheiten schon um 1200 da war"; im Hessischen haben sich z. B. gewisse Sprachräume nachweislich erst nach 1500 ausgebildet. Insofern ist es allerdings „ein Wagnis . . ., die modernen westdeutschen Stammmundarten den entsprechenden westdeutschen um 1200 gleichzusetzen". Weinholds gegenteilige Meinung dürfte heute nicht mehr als Beweis gelten. Auch gegenüber den wortgeographischen Parallelen, die Jungandreas bringt, wäre manches einzuwenden.

Muss ich so Jungandreas' Einstellung gegenüber den Mundarten und ihrer Bedeutung für seine Forschungen im Ganzen ablehnen, so sei doch betont, dass sich eine ganze Reihe sehr guter und richtiger Beobachtungen auch hier findet. Vor allem aber glaube ich, dass durch die Darlegungen über die Herkunftsnamen die Hauptthese von Jungandreas' Arbeit gesichert ist: nicht Ostfranken und Flandern, wie man seit Weinhold meinte, sondern Thüringer und Obersachsen, nächst ihnen bayrische Oberpfälzer und Hessen haben den Hauptanteil an der Besiedlung Schlesiens gehabt.

Giessen. Friedrich Maurer.

Virgil Moser, Frühneuhochdeutsche Grammatik. I. Lautlehre. 1. Hälfte: Orthographie, Betonung, Stammsilbenvokale. (Germ. Bibliothek I. Abt. I. Reihe 17.) Heidelberg (Carl Winter) 1929.

Das Studium des Frühneuhochdeutschen ist lange Zeit ein Stiefkind der deutschen Philologie geblieben. Zwar ist

[1] Germ.-rom. Monatsschrift 18 (1930), 122.

Digitized by Google

ihm eine Fülle von Dissertationen und Programmschriften gewidmet, doch bleibt bei eingehender Prüfung unter vieler Spreu die Haferausbeute gering. So ist es auch nicht recht zu einer Zusammenfassung gekommen. Kehreins Grammatik vermochte den Stoff kaum vorzulegen, geschweige denn zu meistern. Erst v. Bahder ist es in seinen Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems (1890) geglückt, erste kühne und gründliche Wege durch das Dickicht zu brechen. Seine Arbeit ist noch heute aufschlussreich und unentbehrlich. Mehr als „Beiträge" zur Geschichte der deutschen Schriftsprache im 15. und 16. Jahrhundert freilich konnte und wollte auch sie nicht geben. Für eine Grammatik war die Zeit noch nicht reif. So musste auch Virgil Mosers „Einführung" (1909) ein Versuch bleiben. Als solcher betrachtet und bewertet, hat sie manchem Dissertanten willkommene Hilfe geleistet, eine Hilfe, die diesen freilich nicht der Mühe, eigenes Material aus Urkundenbüchern, Drucken usw. zu sammeln, entheben durfte. M. H. Jellineks grundlegendes Werk über die Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik konnte nach Anlage und Absicht nicht die immer wieder schmerzlich empfundene Lücke schliessen. Erschwert wurde die wissenschaftliche Arbeit ausserdem dadurch, dass die älteren Werke seit langem völlig aus dem Buchhandel verschwunden sind.

Mit um so grösserer Freude begrüssen wir es daher, dass Virgil Moser, der uns schon manche Vorarbeit als Frucht seiner Mühen auf dem Wege überreicht hat, nunmehr nach zwanzigjähriger Vorbereitung den ersten Band seiner „Frühneuhochdeutschen Grammatik" vorlegt. Er enthält den ersten Teil der Lautlehre: Orthographie, Betonung, Stammsilbenvokale. Es ist nicht mehr eine erste Einführung, ein mutiger erster Versuch, ebensowenig freilich eine „grosse" Grammatik voller Belege und Stellenhinweise. Vielmehr muss sich der Verfasser auf die Darstellung der „Regeln selbst unter Berücksichtigung der zeitlichen und örtlichen Abweichungen" beschränken. Doch merkt man dem Werke auf Schritt und Tritt an, dass es aus dem Vollen schöpft, dass mehr hineingearbeitet ist als zitiert wird. Vorbildlich ist die kurze, knappe, treffsichere Sprache, in der ein umfangreicher Stoff auf engem Raum gestaltet wird.

Unter „frühneuhochdeutsch" versteht M. die Sprache der Uebergangszeit etwa von der Mitte des 14. bis zu der des 17. Jahrhunderts, d. h. des Zeitraumes von der Ausbreitung der Diphthongierung der mhd. Längen î, û, û, iu bis zu dem wesentlichen Abschluss des Vokalausgleichs in der starken Verbalflexion. Als Quellen für die ältere Zeit kommen so vor allem Urkunden und Handschriften, für die spätere Drucke in Betracht. Vor allem bei diesen kann sich Moser weitgehend auf eigene Sammlungen und Vorarbeiten stützen. Hier bewegt er sich auf durchaus gesichertem Boden. Schwieriger ist es bei den Texten der älteren Zeit. Aus den Ausgaben gewinnt man schon infolge der verschiedenen Editionsgrundsätze[1] doch nur ein ungefähres Bild. Zudem stammen sie meist von Nichtphilologen und sind für nichtphilologische Zwecke hergestellt. Die Dissertationen und Arbeiten über einzelne Kanzleisprachen kranken oft daran, dass sie lediglich auf Grund eben dieser Ausgaben gearbeitet sind, vielfach zudem nach veralteten Grundsätzen und mit mangelhaftem Ueberblick. Wichtige Schreibstätten endlich harren noch der Untersuchung[1]. Freilich darf der Bearbeiter nicht flüchtiges Verzetteln von Urkundenbüchern an die Stelle strenger und entsagungsvoller Arbeit in den Archiven setzen wollen. Wer nicht die Handschriften selbst vor Augen hat, wird von der verwirrenden und oft beängstigenden Buntheit lautlicher und orthographischer Zeichen vor allem im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert kaum einen Eindruck gewinnen können. Er ist dem von den Lettern der Druckereien abhängigen Herausgeber ausgeliefert. Hier ist noch viel zu tun. Moser hat auch für diese ältere Zeit nachsammeln müssen. Eine ebenso weitgehende eigene Durcharbeitung der Handschriftenbestände, ja nur der Ausgaben wie die der Drucke übersteigt jedoch die Arbeitskraft eines einzelnen. So ruht das Schwergewicht des vorliegenden Buches ohne Zweifel auf der Ausschöpfung der Druckersprachen; obgleich auch für das Aefrnhd. das Mögliche getan ist.

Ein glücklicher Griff ist ohne Zweifel, dass M. der eigentlichen Grammatik einen umfangreichen Abschnitt (45 Paragraphen auf 65 Seiten) über die Orthographie vorausschickt. Ehe man den Lautstand einer Kanzlei klar überschauen kann, muss säuberlich zwischen Lautlichem und bloss Orthographischem geschieden werden. M. verfolgt, umsichtig wichtiges von minder wichtigem scheidend, die Anfänge der Interpunktion, die Technik der Abkürzungen, die Silbentrennung, die Verwendung der Grossbuchstaben von den Handschriften und frühen Drucken bis zu den Theoretikern. Ohne Zweifel wird gerade hier die weitere Forschung manches schärfer herausstellen, manches auch im einzelnen nachtragen[2]; das Gesamtbild dürfte bleiben. Mit der Aenderung der mhd. Vokalquantitäten macht sich ein steigendes Bedürfnis nach neuen Zeichen geltend. Verschiedenste Möglichkeiten bieten sich an, treten sporadisch auf, verschwinden wieder. Erst langsam bilden sich örtliche Unterschiede aus. Im Obd. vor allem gewinnt die Doppelschreibung (ee, aa usw.) Boden undbreitet sich nach Norden hin aus. ie hat im Md. seine Heimat, kann sich aber erst im 16. Jahrhundert durchsetzen. Der mfr. Brauch, dem langen Vokal ein e oder i nachzusetzen, ist zeitweilig weit über den ursprünglichen Raum hinaus zu verfolgen. Davon zu scheiden sind Fälle, in denen ue ein mhd. uo vertritt, sie sind lange Zeit in Schlesien und auf ursprünglich nd. Boden weithin anzutreffen. h als Längezeichen endlich kommt seit dem Ende des 15. Jahrhunderts stärker auf.

Auch bei den übrigen Vokal- wie bei den Konsonantenzeichen sind ähnliche örtliche und zeitliche Verschiedenheiten zu beobachten. Schon innerhalb des handschriftlichen Verkehrs und Austausches, dann aber in der Zeit des Druckes kämpfen entgegengesetzte, ähnliche, verwandte Gewohnheiten miteinander. Ohne Zweifel dürfte eingehende Beobachtung gerade dieser — noch nicht lautlichen —

[1] Schon allein aus diesem Grunde kann ein Unternehmen wie Friedrich Wilhelms Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300, Lahr 1920ff., gar nicht hoch genug bewertet werden.

[1] So haben wir z. B. noch heute keine ausreichende Darstellung der böhmischen und der kursächsischen Kanzlei. Das Moselfränkische (Trier!) ist arg vernachlässigt, von der Sprache des Reichskammergerichts wissen wir fast nichts. Vgl. dazu v. Künssberg, Rechtssprachgeographie (Heidelb. S. B. Phil. Hist. Kl. 1926/27 Abh. 1). Heidelberg 1926, 23f. — Teske, Das Eindringen der hochd. Schriftsprache in Lüneburg. Halle 1927 118ff.

[2] In Klosterschreibstuben, die neben überwiegenden lat. Handschriften nur seltener deutsche herstellen, dringen immer wieder bei jenen übliche Gewohnheiten in diese. Laienschreiber gehen leichter eigene Wege.

Digitized by Google

Kämpfe manche der Wege freilegen oder besser in ihrer Breite aufzeigen, die später dann noch von den nachstossenden Lauten gegangen werden. M. selbst hält sich mit Recht von solchen weitergehenden Vermutungen frei. Er beschränkt sich darauf, vorsichtig die Hauptverbreitungsgebiete und -zeiten abzustecken. Gerade diese Abschnitte werden jedem Benutzer wertvoll sein.

Nach einer kurzen Betrachtung der frnhd. Betonung kommt M. zu dem Hauptteil des vorliegenden Buches, zur Darstellung des Stammsilbenvokalismus. Als Hilfsmittel, den genauen Lautwert zu erschliessen, dienen ihm 3 Kriterien: einmal die Schreibungen, dann die heutigen Mundarten, endlich die Reime der Dichter. Alle drei sind mit äusserster Vorsicht zu benützen. Die Schreibungen schwanken, die Mundart-Räume sind heute andere als einst, die Dichter des 14.—17. Jahrhunderts haben nicht recht verlässliche Reime. Setzt man diese Schwierigkeiten genügend in Rechnung, so kommt man zu immerhin beachtlichen Ergebnissen. Trotzdem bleibt noch manches zu tun. Vor allem in der Aufhellung der frühnhd. Quantitätsverhältnisse können Mundartforscher und Sprachhistoriker in fruchtbarer Zusammenarbeit weiterführen.

An qualitativen Erscheinungen behandelt M. zunächst zusammenfassend den regelmässigen Vokalwechsel und Vokalausgleich, den Umlaut, Vokalentrundung und Neurundung, Vokalzusammenziehung und -spaltung, sodann die Wandlungen der einzelnen Vokale. Es würde zu weit führen, hier ausführlich zu berichten. Mit Nachdruck sei jedoch auf die wichtigen Paragraphen über den Umlaut hingewiesen, ferner auf die gründliche Behandlung der nhd. Diphthongierung. Dabei wird deutlich unterschieden zwischen dem Vordringen der neuen Laute in den einzelnen Mundarten, denen dann die Buchstaben in der Schreibung nachhinken, und der Ausbreitung der Schreibungen auf dem Wege über die Schriftsprache, wobei die Laute erst folgen. Jenes trifft auf das Bayrische, Schwäbische und Ostmd. zu, diese ist im Rhfr. und Moselfr. zu beobachten. Von den einzelnen Stufen der Entwicklung sei hier nur das obs. Beispiel herausgehoben. Die Kanzleien Meissens, Dresdens, Leipzigs zeigen „schon im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts gelegentliche Diphthonge, aber in der kursächsischen Kanzlei treten sie erst seit dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts sporadisch auf, nehmen im dritten zu, erlangen erst im letzten den Sieg". In Böhmen dagegen erlangen die alten Längen in demselben 15. Jahrhundert zur Zeit Sigmunds „nochmals entschieden den Vorrang". Sollten da die Diphthonge in Kursachsen wirklich aus Böhmen kommen? Oder liegt nicht ein anderer Weg näher? In die Brandenburger Hofkanzlei gelangen sie aus der Ansbacher schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts[1], also zu einer Zeit, da sie in Kursachsen noch nicht eingeführt, in Böhmen zurückgedrängt werden. Wie nun, wenn sie auf diesem Umweg zu den benachbarten obs. Schreibstätten gelangt wären?

Doch damit haben wir schon die eigentliche Grammatik verlassen und sind zur Sprachgeschichte gelangt. Auch sie, gerade sie kann und wird aus Mosers Werk eine Fülle von Anregungen schöpfen. Erst jetzt ist ihr eine gediegene und sichere Grundlage geschenkt, auf der sie aufbauen kann. Aufgabe der kommenden Jahrzehnte wird es sein, das auszumünzen und weiterzuführen, was in dieser Grammatik an Tatsachen, an Anregungen, an historischer Darstellung steckt. Dem Verfasser aber wünschen wir und uns, dass es ihm gegönnt sei, das Werk, dessen ersten Teil er heuer vorlegt, in Bälde zum Ganzen zu runden.

Heidelberg. Hans Teske.

[1] A. Lasch, Geschichte der Schriftsprache in Berlin. Dortmund 1910, 54f.

Das deutsche geistliche Tagelied, von **Theodor Kochs.** (Forschungen und Funde, begründet von Franz Jostes, herausgegeben von Arthur Hübner, Heft 22.) Aschendorff, Münster 1928. VI u. 127 S.

In sauberer, gründlicher Arbeit hat Kochs die Voraussetzungen zu einer ersten Geschichte des deutschen geistlichen Tageliedes gesichert, die eine frühere kurze Zusammenstellung von Walter de Gruyter (Das deutsche Tagelied, Diss., Leipzig 1887, S. 127—138) durch stoffliche Vollständigkeit und durch die Betrachtungsart erheblich überholt. Er verfolgt die interessante Gattung vom 13. bis zum 15. Jahrhundert.

Einleitend bestimmt Kochs den Begriff des geistlichen Tageliedes dahin, dass er diejenigen Lieder umfasse, „in denen wenigstens ein dem Tagelied entstammendes Motiv in geistlicher Umdeutung dem Ganzen einen besonderen Ton gibt" (S. 4). Mit Recht wird betont, dass der größere Teil der gattungszugehörigen Gedichte nicht ästhetisch gewertet werden darf, weil sie moralisch-religiösen Zwecken dienen wollen.

Ausführlich werden in einem besonderen Abschnitt die Quellen der Tageliedmotive vorgeführt (S. 6—35). Ueberraschend zahlreich sind die Ansätze im Alten und Neuen Testament. Aus ihnen sind hervorzuheben das Hohelied und die Stelle Röm. 13, 11—13. Die biblischen Ansätze erfahren Fortbildung in der älteren lateinischen Hymnendichtung (S. 13—18). Der Motivkreis von Licht und Finsternis wird ethisch gewendet: Der Weckruf geht an die sündigen Menschen, Christus erscheint als Wächter, er ist verkörpert im Licht des heraufziehenden Tags; in den Weihnachtsliedern ist seine Geburt, in den Osterhymnen seine Auferstehung das Licht, das die Nacht vertreibt. Diese Metaphorik findet dann in der geistlichen Dichtung der Folgezeit immer stärkere Entfaltung. Mächtig schwillt seit dem 11. Jahrhundert Marienlyrik an, ihre Bilder gehen auch in weltliche Dichtung über; seit der Mitte des 13. Jahrhunderts wird die Lichtmetaphorik selbst auf Könige, Fürsten und Ritter übertragen, und früher schon waren von ihr auch die Heiligenlieder erfasst worden. Zum Tagelied hat diese Entwicklung in Deutschland nicht geführt, obwohl Ansätze nach dieser Richtung bei Mechthild und Seuse begegnen. Auch aus dem Eindringen erotischer Elemente in das geistliche Lied, das dem Einfluss des Hohen Liedes sich nun öffnete, einen geistlichen Frauendienst pflegte, hat sich ein geistliches Tagelied nicht ergeben. Dieses geht vielmehr vom Wächter- und Weckmotiv aus. Durch das Wächtermotiv, bei dem sich die geistliche Umdeutung geradezu aufdrängte, wurde der Anschluss des geistlichen Tageliedes an das weltliche vermittelt. Eine geistliche Wächterfigur war von verschiedenen Seiten her inzwischen ausgebildet worden: Heilige, Maria, Schutzengel, Priester, Lehrer treten als Wächter auf. Die Aufforderung, aus dem Schlaf zu erwachen, meist geistlich verstanden, ertönt vielstimmig in der Dichtung des 13. Jahrhunderts. So war der Boden für ein geistliches Wächterbild bereitet. Dies selbst aber scheint Kochs da erst gegeben, wo geistlich gedeutete

Digitized by Google

Tageliedmotive den Charakter des ganzen Gedichts bestimmen, nicht bloss nebenher begegnen.

In drei Bezirken wird die Geschichte des geistlichen Tagelieds dann verfolgt; es erscheint als religiöses Kunstlied in der Nachblüte des Minnesangs, als kirchlich-volkstümlich gefärbtes Lied seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und als Meistersingerlied.

Frühe Beispiele für das kunstmässige Tagelied geistlichen Gepräges findet Kochs bei Walther 21, 25, Reinmar von Zweter 219, Reinmar dem Fiedler MSH. II, 161 und dem Unbekannten MSH. III, 428, wo Frau Welt und ihre Minner das Liebespaar bilden. In das 14. Jahrhundert und in den Anfang des 15. hinüber führen Peter von Reichenbach, Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. Bei Hugo von Montfort werden innere Entleerung und Erstarrung sichtbar, Oswald von Wolkenstein dagegen gewinnt dem religiösen Tagelied noch eine neue Möglichkeit: er kleidet das Marienlied einmal in seine Form. Die Elemente des Tagelieds, das Weckmotiv und die Schilderung des anbrechenden Tages, bleiben im religiösen Kunstlied episodisch; ihre Ausdeutung war wichtiger als sie selbst. Der literarische Charakter, das stilistische Abgehobensein ist am deutlichsten bei Reichenbach und Wolkenstein, die florierte Rede und asyndetische Reihung lieben.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts setzt dann eine Entwicklung des geistlichen Tageliedes in anderem Bereiche und in anderer Form an. Ein tagliedhaftes Kirchenlied volkstümlichen Gepräges entsteht, begünstigt durch die religiöse Erschütterung der Zeit. Am Anfange steht der Ritter Peter von Arberg, als reiner und typischer Vertreter der neuen Form. Seine religiösen Tagelieder werden darum vorweg von Kochs zusammen gewürdigt. Im 14. Jahrhundert erscheint die neue Form vornehmlich als weihnachtliches Tagelied und als geistliches Wecklied. Unsere Kenntnis von ihnen wird durch Mitteilung neuer, auch ungedruckter Beispiele bereichert. Im 15. Jahrhundert entsteht der Gruppe dadurch eine neue Situation, dass nun die Kirche selbst sie aufgreift, während bisher ihre Förderung einzelnen überlassen blieb. Das führt äusserlich zu stärkerer Verbreitung, zugleich aber setzt innere Entleerung ein. Hermann von Salzburg versucht Wiederbelebung der altkirchlichen Hymnen, schildert im Stil dieser Hymnen den anbrechenden Tag. Heinrich von Laufenberg, der volkstümlicher als der Hofpoet Hermann von Salzburg gestaltet, gelingt im weihnachtlichen Wecklied ein neues Gebilde, während ein anderes Wecklied von ihm nur mit Tageliedmotiven spielt. Bedeutsam ist für die Geschichte des geistlichen Tageliedes die Kontrafaktur, die bereits bei Heinrich von Laufenberg in grossem Umfange begegnet. Sie dient der Kirche als Waffe im Kampfe gegen das weltliche Lied. Gerade geistliche Umdeutung weltlicher Tagelieder wurde besonders beliebt. Das war verhängnisvoll; denn die Anlehnung an die Vorlage blieb äusserlich und begnügte sich mit Uebernahme dürftiger Einzelheiten, weil die musikalisch-schöpferische Anpassung als wichtiger empfunden wurde. Ein neuer Typus kam damals, in der Zeit ständiger Todesbedrohung und Todesvergegenwärtigung, in dem Wecklied vor dem Tode auf. Das ist geistesgeschichtlich belangreich. Bei der Gruppe des kirchlichen Tageliedes ist nur selten einmal, wie im geistlichen Wecklied Peters von Arberg, das ganze Gedicht im Sinne des Tageliedes durchgestaltet. Oft ist das Tageliedhafte nur Episode oder gar nur verstreutes Einzelelement. Am dürftigsten ist die Beziehung zum Tagelied bei den Kontrafakten. In Stil und Motivik aber wird nun grösserer Reichtum gewonnen. Die Wächterfigur, mit konkreten Zügen ausgestattet, ist zumal im weihnachtlichenTagelied recht lebendig; im geistlichen Wecklied erhält es die Aufgabe, den schlafenden Sünder zu wecken. Abwechslungsreich ist die Schilderung des anbrechenden Tages. Der Weckruf dagegen bleibt knapp und einfach gehalten, und die erotischen Beziehungen werden nur selten und schwach ausgeführt.

Das geistliche Tagelied des Mittelalters erfährt dann im Meistersang eine letzte bezeichnende Wendung. Gern greift der Meistersang das weihnachtliche Tagelied auf, weil er das Weihnachtsthema bevorzugt. Ererbtes Tageliedgut wird übernommen, aber verdrängt durch Probleme, die die Meistersinger beschäftigen. Das Übernommene hat keine Wirklichkeit mehr, das Tagelied muss verfallen, denn es wird nicht mehr konkret erfühlt und erfüllt. Es führt als Randgut ein unselbständiges Dasein. Der Meistersang ist nicht auf Gestaltung, sondern auf Spekulation gerichtet. Er vollzieht die Wendung zum Abstrakten und gewinnt so den Anschluss an die theologische Begriffswelt. Bei dieser Veränderung des Willens wird es verständlich, dass das Weckmotiv zwar sehr verbreitet ist, aber vereinzelt und ohne deutlichen Bezug auf das Tagelied erscheint. Nur Hans Sachs ragt hervor. In seiner Frühzeit, etwa 1515—25, steht er zum Tagelied in enger Beziehung, später begegnet nur noch das Weckmotiv. Er weiss minnesängerische Neigung zur Spekulation mit künstlerischer Gestaltung zu vereinen; bekannt ist seine Wittembergisch Nachtigal.

Damit aber ist schon der Weg ins Reformationsjahrhundert beschritten. Die neue Zeit gibt auch dem geistlichen Tageliede neues Gepräge. Preislieder auf die Reformation im Gewande des Tageliedes entstehen. Die Bibel rückt nun in den Vordergrund, und die Beziehungen zur Bibel wirken sich jetzt stärker aus. Aus der Bibel erwächst das eschatologische Tagelied, das geistliche Morgenlied entwickelt sich, der Hahn altkirchlicher Hymnen erscheint als geistlicher Wächter. Sonst aber tritt Verkümmerung ein. Das weihnachtliche Tagelied lebt nur in dürftigen Spuren fort, und der Weckruf wird schliesslich vereinzelt. Die mittelalterliche Entwicklung hat ihr Ende erreicht.

Das ist in den wesentlichen Zügen die Geschichte, die Kochs uns vorführt, sorgfältig darauf bedacht, die Besonderheiten der einzelnen Gruppen zur Geltung zu bringen. Die Darstellung der Tatsachen ist im ganzen überzeugend, und doch kann ich gewichtige Bedenken nicht verschweigen.

Kochs selbst spricht einmal sehr mit Recht von der „Fragwürdigkeit" der ganzen Gattung. Denn sie ist allerdings fragwürdig. Kochs bestimmt sie vom weltlichen Tagelied her. So aber lässt sie sich nicht bestimmen. Das Wesentliche des weltlichen Tageliedes ist das Beisammensein der Liebenden, deren nächtlichen Liebesfreuden der anbrechende Tag ein Ende setzt. Es ist die Situation des Scheidens bei Tagesanbruch. Aber sie wurde den Minnesängern darum so wichtig, weil sie Gelegenheit bot, darzustellen, was dem Minneliede versagt blieb: die Liebeserfüllung. Dem werbenden Minneliede war verwehrt, vom Glücke der Erfüllung zu sagen, denn es rückt die angesungene Dame fern, damit sie der Dichter werbend umkreise. Was da nicht zu Worte kam, schuf sich im Tagelied Ausdruck. Je stärker die sinnliche Färbung der Minne, um so bedeutsamer wurde die Rolle des Tageliedes. Die erotische Situation des Bei-

Digitized by Google

sammenseins war Kern des Tageliedes. Immer wieder aber hat Kochs festzustellen, dass Erotik im geistlichen Tageliede völlig zurücktritt, dass überhaupt die Vorführung eines Liebespaares selten begegnet. Das Wesentliche des weltlichen Tagesliedes ist also in das geistliche Tagelied nicht übergegangen; gemeinsam sind beiden im Grunde nur Wächter-, Weck- und Tagesmotiv. Da liegen die Parallelen, da liegen aber auch neue Bedenken. Das Motiv des leuchtenden Tages hält weiten Umkreis, ist keineswegs Besonderheit des weltlichen Tagesliedes, sondern über geistliche und weltliche Dichtung früh schon weithin verbreitet. Nur wo der Anbruch des Tages ausdrücklich betont wird, könnte Beziehung zum weltlichen Tagelied gegeben sein. Es bleiben Wächterfigur und Weckmotiv. Aber ob geistliche Dichtung sie aus weltlichen Tagesliedern entlehnte, ist mir zweifelhaft. Kochs unterstreicht mehrfach stark den Unterschied zwischen dem „Erlebnischarakter" des weltlichen Tageliedes und der fiktiven Bedeutung, die die Tageliedelemente in der geistlichen Dichtung erhalten. Er will sogar von daher, aus der Wendung vom Konkreten ins Fiktive, die mangelnde Entwicklungsfähigkeit des geistlichen Tageliedes erklären (so S. 48). Demgegenüber aber ist daran zu erinnern, dass das weltliche Tagelied zwar eine konkrete Situation darstellt, diese aber gerade durch die Wächterrolle in ihrer inneren Möglichkeit gefährdet. Mittelalterliche Dichter selbst haben darum an der Wächterrolle Anstoss genommen. Bekannt sind die Aeusserungen Ulrichs von Liechtenstein im Frauendienst 509, 14ff. und Steinmars in seinem 5. Liede (Bartsch, Schweizer Minnesänger S. 176), auf die de Gruyter hinwies (S. 25, vgl. auch Fr. Niklas, Untersuchung über Stil und Geschichte des deutschen Tageliedes 1929, Eberings Germanische Studien 72, S. 36). Eben weil das Tagelied konkrete Situation vorführt, wirkt die Rolle des Wächters illusionszerstörend. Das geistliche Tagelied dagegen gibt keine Situation, die den Anspruch erhebt, diesseitige Wirklichkeit zu sein. Es steht von vornherein für das Bewusstsein jenseits und abseits des sinnlich Erfahrbaren, bewegt sich in der geistigen Sphäre des Glaubens. Die Fragen: Ist das erlebt? Ist das möglich? können ihr gegenüber nicht kommen. Und darum kann hier auch der Wächter keine Illusion zerstören. Was Kochs behauptet, lässt sich also umkehren. Darum ist es nicht wahrscheinlich, dass das geistliche Tagelied die Wächterfigur, die in Bibel und kirchlicher Dichtung vorgebildet war, dem weltlichen Tagelied entlehnte, wo sie die innere Möglichkeit des Vorganges in Frage stellte. Es gibt ja auch wächterlose Tagelieder (de Gruyter S. 43, 53; Nicklas S. 58). Gerade Oswald von Wolkenstein, der dem geistlichen Tageliede neue Form gewann, lässt seine weltlichen Tagelieder überwiegend wächterlos. Hinzu tritt das wertvolle Zeugnis in einem Predigtentwurf des 13. Jahrhunderts (Z. f. d. A. 34, 213ff.), den auch Kochs bespricht (S. 57f.), ohne ihn für die Begriffsbestimmung zu verwerten. Diese lautet da (Zeile 6ff): *taglied cantant vigiles homines desides a sompno ad opus excitantes. hunc debent canere prelati et doctores.* Dann werden mit Ysaiasstellen Wächterfigur, Weckruf und Tagesmotiv gegeben und dazu die ethische Deutung (Sündenschlaf und erlösungbringender Tag) mit Paulusworten. Aus rein geistlichen Elementen setzt sich hier also das geistliche Tagelied zusammen. Seinen wesentlichen Inhalt könnte man so umschreiben: Der geistliche Wächter rüttelt durch seinen Weckruf den Menschen aus seinem Sündenschlaf auf, indem er verkündet, dass der Tag des Heils angebrochen ist. Das ist ein fester, vom weltlichen Tagelied ganz unabhängiger Sinngehalt; er kann beim Weihnachtsliede und Osterhymnus in Beziehung zu dem besonderen Fest und Ereignis treten, ohne sich im Wesen zu verändern. Das ist der eigentliche Kern des geistlichen Tageliedes. Die Situation des Beisammenseins von zwei Liebenden, das Wesen des weltlichen Tageliedes, hat damit nichts zu tun. Weltliches und geistliches Tagelied haben beide ihren besonderen Wesenskern, von dem die Interpretation auszugehen hat. Das ist bei Kochs verkannt. Die Geschichte des geistlichen Tagesliedes erhält von daher ein anderes Gesicht. Sie darf nicht mit ständigem Hinblick auf das weltliche Tagelied geschrieben werden. In seinen wesentlichen Elementen, die auf Bibel und geistliche Dichtung zurückgehen, ist das geistliche Tagelied selbständig und unabhängig. Es konnte aber natürlich nicht ausbleiben, dass sich dann doch Beziehungen zum weltlichen Tagelied knüpften. Sie sind am sichersten zu erkennen, wo Uebereinstimmung in der Wortwahl besteht oder wo das Beisammensein von zwei (allegorischen) Geliebten eingeführt wird. Dass die konkreten Züge wie Wächter-, Weck- und Tagesmotiv hinter der Ausdeutung zurücktreten, ist nun nicht mehr als Verfallssymptom zu bewerten, sondern eine Selbstverständlichkeit. Denn von vornherein waren diese Motive ihres geistlichen Sinngehalts wegen da, und ihn erkennbar zu machen musste Aufgabe des Dichters sein. Es ist leicht einzusehen, wie sich von diesem Standpunkt aus Bewertung und Auffassung der Geschichte des geistlichen Tageliedes verschieben. Es bedürfte einer neuen Darstellung, die Korrektur zu vollziehen.

Wenn aber Kochs einmal davon überzeugt war, dass das geistliche Tagelied durch Umdeutung des weltlichen entstanden ist, dann durfte er nicht darauf verzichten, die weltliche Vorlage zu skizzieren, auf die sich das geistliche Tagelied bezieht. Das musste um so mehr geschehen, als das weltliche Tagelied kein starres Gebilde ist, sondern sich im geschichtlichen Ablauf wandelt. Man fragt immer wieder: Welche weltliche Vorlage ist denn gemeint?

Manche Einzelheiten wären noch zu besprechen. Dass Kochs' frühe Zeugen für das religiöse Kunstlied fragwürdig sind, hat O. Schumann schon betont (A. f. d. A. 49, 118f.). S. 64 f. wird angenommen, dass der Weckruf des Hirtenliedes aus dem Weihnachtsspiel stammt. Der älteste Beleg, den Kochs für das geistliche Schauspiel beibringen kann (Egerer Sp.), ist zu jung, um das beweisen zu können. S. 68, Zeile 4 möchte ich lesen *und wolt sünd uns vernichten* (statt *sün und verrichten*).

Die Arbeit behält ihren Wert durch die umsichtige Sammlung und Ordnung des Stoffes. Dass aber Wesen und Geschichte des geistlichen Tageliedes ganz anders aufzufassen und zu beurteilen sind, als durch Kochs geschehen ist, hoffe ich gezeigt zu haben.

Jena. Hennig Brinkmann.

Walther Vetter, Das frühdeutsche Lied. Ausgewählte Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte und Aesthetik des ein- und mehrstimmigen deutschen Kunstliedes im 17. Jahrhundert. Münster 1928, Helios-Verlag. Textband: XV, 350 S. Melodieband: XII, 159 S.

Der Breslauer Privatdozent für Musik W. Vetter legt ein gründliches gelehrtes Werk vor, das in erster Linie für den Musikhistoriker bestimmt, doch auch in literarhisto-

Digitized by Google

rischer Hinsicht von Bedeutung ist, nicht nur, weil eine Reihe der behandelten Liedschöpfer Dichterkomponisten waren, sondern weil daraus an vielen Stellen klar wird, wie musikalische Entwicklungen den Weg der Literatur mitbestimmen. Die Geschichte des deutschen Liedes im 17. Jahrhundert war bisher schon ausgezeichnet dargestellt von Kretzschmar in dessen „Geschichte des neueren deutschen Liedes" I (1911), 1—161. Immer freilich schien es seither, als sei um die Wende des 16./17. Jahrhunderts ein scharfer Bruch zu verzeichnen zwischen der chorischen Polyphonie des Cantus-firmus-Liedes und den von Italien eindringenden monodischen Villanellen und Kanzonetten. Verschiedene Arbeiten von H. J. Moser wieder aufgreifend, zeigt nun Vetter — und darin dürfte vielleicht das Hauptergebnis seines Werkes zu erblicken sein —, dass es sich viel mehr um einen Uebergang als um einen Bruch handelt: polyphone und monodische Werke stehen in der Uebergangszeit häufig noch nebeneinader, ja, öfters enthüllt sich begleiteter Einzelgesang als verkappte Mehrstimmigkeit. Das Schwergewicht der Vetterschen Arbeit liegt also auf der Herausarbeitung dieser Uebergangsentwicklung, wie schon der Ausbau der Kapitel zeigt: I. Das Erwachen des monodischen Gedankens; II. Die fortschreitende Festigung des monodischen Prinzips im deutschen Liede; III. Zur Blüte der deutschen Liedmonodie. Vetter will keine vollständige Geschichte des Liedes im 17. Jahrhundert geben, vielmehr an ausgewählten Entwicklungspunkten in die Tiefe führen, um das monodische Stilideal herauszuschälen, selbst aus mehrstimmiger Einkleidung. Bekanntere Meister, wie Albert Krieger und Heinrich Albert, hat Vetter darum bewusst vernachlässigt. Den Begriff des Liedes fasst er so eng wie möglich und versteht darunter das strophische Kunstlied, „dessen Musik sich aus der Gesamtstimmung des Textes herauskristallisiert, ohne den Ehrgeiz zum Wetteifern mit spez. dramatischen Allüren zu bekunden". Es bleibt also ausser acht ebenso, was an die Kantate oder Motette anklingt wie das Orchesterlied. In einem längeren Eingangskapitel gibt Vetter Aufschluss über die Anlage seiner Arbeit, bespricht wichtige Teilfragen im voraus, so die Unterscheidung von weltlichen und geistlichen Liedern, die sich oft nicht durchführen lasse, z. B. die Lieder in Spees „Trutznachtigall" hätten, wie schon Riemann äusserte, ursprünglich weltlichen Charakter; ein gleiches sucht Vetter (im Gegensatz zu Kretzschmar und Riemann) für die „Mirantischen Lieder" des Laurentius von Schnüffis zu erweisen. Die Einleitung setzt sich dann weiter mit der Notierungsweise und Taktstrichfrage im 17. Jahrhundert auseinander, um schliesslich die Lieddichtung unter zeit- und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten zu würdigen. Die Opitzschen Dichtungen seien bei all ihrer Phantasiearmut gerade infolge ihres Formalismus, durch strengen Rhythmus und strophische Geschlossenheit der anhebenden monodischen Tendenz der Komponisten entgegengekommen. Besondere Anregung hätten die Organisatoren grosser Sprachgesellschaften Phil. von Zesen und Johann Rist gebracht. Der Hauptteil des 1. Bandes würdigt dann eingehend, mit dem Nürnberger Christoph Haiden beginnend, eine Reihe kleinerer Zeitgenossen, die Studentenlyriker des ersten Jahrzehnts im 17. Jahrhundert, Thomas Selle, Rist, Jakob Schwieger, Caspar Stieler, Phil. von Zesen und den jeweils dazugehörigen Kreis. Eine wesentliche Neueinschätzung gibt Vetter ferner von Laurentius v. Schnüffis und Romanus Vötter.

Die theoretischen Darlegungen des 1. Bandes werden aufs beste unterstützt durch etwa 200 Melodien des 2. Bandes, die grossenteils aus den überaus reichen Bohnschen Partituren geschöpft sind; eine Anzahl entstammt den Münchner Handschriften Ms. 1526, 1577, 1662. Vetters gründliche Arbeit wird von den Musikhistorikern begrüsst werden; aber auch zu Günther Müllers literaturgeschichtlicher Monographie „Geschichte des deutschen Liedes vom Zeitalter des Barock bis zur Gegenwart" (1925) wird man hieraus viel neue Belehrung gewinnen.

Freiburg i. Br. Johannes Künzig.

Bayrisches ABC und allerhand lustige Geschichten. Herausg. von **O. Mausser** unter Mitarbeit von G. Bauer, K. Dreher, A. Dreyer, H. Franz, O. M. Graf, O. Harslem, E. Hoferichter, M. Kohlhaas, J. Kreis, Cl. v. Schacky, Fr. X. Semmelbrösl, E. Stemplinger, L. Strobl, K. Valentin, Weisz Ferdl. Mit 100 Originalzeichnungen von A. Bischof, O. Krenzer, M. Krombach, A. Roeseler, H. Stockmann, C. Storch. München: Hugendubel 1930. VIII, 189 S.

Otto Maussers Sammlung verdient den Fachgenossen warm empfohlen zu werden um der unbedingten Echtheit willen, mit der in ihr bayrische Mundart, Halbmundart und Umgangssprache wiedergegeben sind. Wie sehr wir unter dem Mangel zuverlässiger Texte aus Altbayern leiden, habe ich schmerzlich empfunden, als ich 1922 Proben hoch- und niederdeutscher Mundarten aus dem ganzen Sprachgebiet gleichmässig zusammenzustellen bemüht war. Hier füllt ein Prosastück wie „Mei' Summafrisch'n" von Hermann Franz eine Lücke, und aus Lorenz Strobls „Sühneversuch" erfahren wir, dass auch südlich von Hans Sachsens Vaterstadt die Kunst des Fastnachtspiels heute noch nicht erloschen ist. Der Beobachter und Forscher von heute hat es öfter fast als mit reiner Mundart mit den Mischformen zu tun, die zwischen ihr und der Schriftsprache stehen. Für sie aber ist Maussers Sammlung vor allem mit den von ihm selbst beigesteuerten Stücken eine wohl einzigartige Fundgrube. Man wird belehrt etwa in dem Ton: „Verabschieden kannst du dich am besten (dann giltst du als Autochthone) mit einem *Pfüatgood*, falls du intimer bist mit dem Begrüssten mit *Pfiatdi* oder *Pfiatcahna*. Gewinnst du einen Freund, so nenn' ihn *Freindal* oder *Spezi* oder ruf ihn *Särvus*, *olda Schbezi* oder *olda Bazi* oder, wenn du ganz intim mit ihm stehst, auch *Saukobf* (aber bitte mit Vorsicht zu benützen, ich lehne jede Verantwortung ab)." In diesem Ton geht es durch Geschichte und Geographie Bayerns, wir erhalten eine bayrische Sprachvergleichung, Anatomie und Rüstkammer, hören vom Verkehr mit Menschen und vom G'miat, von Amts- und Standespersonen, Kunstmalern; von Montur und Ausrüstung für In- und Ausländer wird gesprochen wie von der bayrischen Speisekarte — kurz: ganz Bayern ist in diesem „ABC" so eng beisammen, wie die Sau im Pressack, und ebenso geniessbar.

Giessen. Alfred Götze.

Olga Franke, Euripides bei den deutschen Dramatikern des achtzehnten Jahrhunderts. (= Das Erbe der Alten, 2. Reihe, herausg. von O. Immisch, Heft XVI.) Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1929. 192 S.

Das umfassende Thema, das Karl Heinemann in seinen „Tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur" (Leipzig 1920; vgl. meine Anzeige in der Ztschr.

Digitized by Google

f. frz. u. engl. Unterricht 20, 273) in derselben Sammlung grosszügig und doch gründlich behandelt hatte, wird hier in einem kleinen Ausschnitt neu aufgenommen und entsprechend eingehender bearbeitet. Mit der Einschränkung auf Euripides kann man sich ohne weiteres einverstanden erklären, gegen die zeitliche Beschränkung (1730 bis zum Ende der klassischen Zeit) kann man jedoch erhebliche Bedenken nicht unterdrücken. Denn für solch eine Betrachtung bedeutet das 18. Jahrh. eben doch nur ein Stück der Entwicklung, wenn auch ein recht wichtiges; der Anfang aber und vor allem die ausserordentlich mannigfaltige und eigenartige Einstellung des 19. und 20. Jahrh.s zu Euripides und seinen Stoffen fehlt. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die schon eingearbeitete Verfasserin ihrem Buche noch diesen notwendigen Abschluss gäbe.

Die beiden einleitenden Abschnitte schildern das Bekanntwerden des Euripides in Deutschland, wobei gleich eine zusammenfassende Ueberschrift über die Dichter gegeben wird, die Stoffe von ihm aufgreifen, und untersuchen seine Rolle in der dramatischen Theorie und Kritik des behandelten Zeitraumes. Der wichtigste Abschnitt ist der vierte, der das Fortleben seiner Stoffe und Gestalten, nach den Personen in seinen Dramen geordnet, verfolgt. So erhalten wir eine Darstellung, die uns das Sachliche sauber und sorgfältig darbietet. Auf die geistesgeschichtliche Durchdringung, die die oft begegnenden vom Vorbilde abweichenden Auffassungen der Gestalten und Probleme zu erklären und zu begründen versuchte, hätte jedoch mehr Nachdruck gelegt werden können.— S. 161, Anm. 2 zu S. 22 steht ein Druckfehler: Die Alkestisübersetzung J. U. Königs gehört in das Jahr 1719, nicht 1790.

Breslau. H. Jantzen.

Adalbert Hoffmann, Johann Christian Günther. Bibliographie. Anhang: Eine zum erstenmal veröffentlichte Satire gegen Günther mit deren Vorspiel. Breslau 1929, in Kommission bei Priebatschs Buchhandlung. VIII u. 94 S.

Adalbert Hoffmann hat sich durch eine ansehnliche Zahl grösserer und kleinerer Arbeiten über Christian Günther wirkliche Verdienste erworben. Er hat manche Einzelheiten in seiner Lebensgeschichte geklärt, manche Auskunft über die Oertlichkeiten gegeben, zu denen der Dichter Beziehungen hatte, er hat besonders auch das Verhältnis zwischen Vater und Sohn richtigzustellen versucht. Nun hat er seine lebenslange begeisterte Beschäftigung mit ihm durch die Herausgabe einer Günther-Bibliographie krönen wollen. Der Gedanke war gut, denn es gibt, wie das Buch mit seinen rund 500 Nummern zeigt, bereits eine recht umfangreiche Literatur über den Dichter. Aber die Ausführung ist leider misslungen. So schmerzlich es mir persönlich ist, dieses Urteil auszusprechen — zur Steuer der Wahrheit und um der wissenschaftlichen Ehrlichkeit willen muss es geschehen.

Hauptaufgaben jeder Bibliographie, die brauchbar sein soll, sind Klarheit, zweckmässige Anordnung, leichte Uebersichtlichkeit, peinlichste Genauigkeit, Sorgfalt und Zuverlässigkeit. Von diesen grundlegenden Forderungen ist bedauerlicherweise keine erfüllt. Die Anlage ist wirr und unzweckmässig, rasche Uebersicht ist nicht möglich, und vor allem fehlt es an der nötigen Sorgfalt. Ja, es macht fast den Eindruck, als ob der Verfasser kaum eine Korrektur gelesen hätte. Hat er doch selbst eine Liste von etwa 80 Druckfehlern und Ergänzungen beigegeben; darin finden sich aber auch noch Fehler. Bei der Anführung der Werke Günthers ist nicht zwischen den echten und unechten oder zweifelhaften geschieden, wie schon W. Krämer in seiner kurzen Anzeige in der „Zeitschrift für Geschichte Schlesiens" 63 (1929) S. 419 hervorgehoben hat. Auf andere Mängel hat W. Milch in seinem Aufsatz „Dichtung und Wahrheit um J. Chr. Günther" hingewiesen (Schlesische Monatshefte 7 [1930] S. 135f.). Aber es finden sich noch sehr viele andere Fehler und Versehen, von denen ich hier noch einige richtigstelle, ohne auf die von Hoffmann angewandte eigentümliche Rechtschreibung bei der Angabe der alten Ausgaben einzugehen. Nr. 82: Wendels Auswahl erschien 1921, nicht 1925. Nr. 83: Bei Hohlbaums Ausgabe der Gedichte fehlt der Verlagsort Wien, ebenso bei seinem Roman „Der wilde Christian" (Nr. 113), von dem übrigens 1925 eine zweite Auflage erschienen ist. Nr. 134: Hagedorns Vorname ist Friedrich (nicht T.), Nr. 143: In den französischen Wörtern sind 8 Fehler (nicht bloss 4). Nr. 144: l. Charaktere st. Charakteure. Nr. 162: Kahlert behandelt in seiner schlesischen Literaturgeschichte Günther nicht S. 61—74, sondern nur in wenigen Zeilen S. 61 und 74. Nr. 170: L. Cohn st. Chon. Nr. 171: L. Günthers st. Günther; der falsche Punkt hinter Günther zerstört den Sinn. Nr. 178: L. Urkundliche st. Urkundlige u. Zeile 4: diese st. dieser. Nr. 179: Es fehlt der Titel des Grenzbotenaufsatzes und die Seitenzahl. Nr. 197: Es fehlt der zweite Verfasser neben Spanier: K. Hofmann. Nr. 235: L. Beilage st. Verlag. Nr. 243a: L. Eloesser st. Elsesser. Nr. 248: L. Literaturgeschichte st. Literaturprodukte. Nr. 273: Mehrings Vorname ist Sigmar (nicht T.). Nr. 290b: L. Heimatblätter st. Heimatblatt. Nr. 294: Klewitzens Buch war nicht als Dissertation von 1910 mit 38 S. anzugeben, sondern als Buch von 1911 mit 98 S. Nr. 339 fehlt der Titel des Vorwärtsaufsatzes. Nr. 407a: Bd. III der „Schles. Lebensbilder" erschien 1928 (nicht 1929).

Eine Bibliographie über ein immerhin so beschränktes Gebiet wie über einen einzigen Dichter müsste auch nach möglichster Vollständigkeit streben, besonders wenn, wie hier, auch Zeitungsaufsätze und sogar Berichte über Verträge aufgenommen sind. Hier einige Ergänzungen: C. L. Neuffer, Günther oder Schicksal und Gemüt, 1816 (oder 1817). Zu 106a: Drama von Maaß, siehe „Die Literatur" 28, 739. Zu 241: Meine eigenen Ausführungen über Günther in der Festgabe f. d. dtsch. Sprachverein (1903) sind ersetzt durch die in der Einleitung zu „A Wing Schläsch" (hrsg. v. E. Hartmann, Breslau [1922], S. 25ff.). Eine Anzahl Gedichte stehen auch im „Schlesierbaum", hrsg. v. Müller-Rüdersdorf, Görlitz 1922. — Zu Nr. 282 s. die Anzeige im Liter. Echo 12, 1480. Ferner fehlt: M. Wehe, J. B. Mencke (Günthers Gönner), Voss. Ztg. 1899, Sonntagsbeil. 39/40. — A. Luther, Günther („Was man wissen muss"), IV, 89 (1921). — W. Harich, Ein Ewiger. Königsb. Hartungsche Ztg. 1922, Sonntagsbeil. 157. — Alf. Paquet, Günther, „Die Glocke" VIII. 6 (1922). — P. Wertheimer, Ein Ungezügelter, Wiener Neue Freie Presse Nr. 20824. — J. Chr. Günther, Ein Gedenkblatt der dtsch. Presse. Lit. Echo 25, 805/06 (zahlreiche bibliographische Angaben). — A. Dörrer, Um Günthers Namen und Ende. Augsburger Postzeitung 86 (1928). Hoffmann noch nicht bekannt war die ausgezeichnete Darstellung von H. Heckel in seiner „Gesch. d. dtsch. Lit. in Schlesien" (Breslau 1929) S. 369—579 und W. Krämer, Vater und

Digitized by Google

Sohn. „Zur Lebensgeschichte Chr. Günthers" (Schles. Monatshefte 7 (1930) S. 393ff.

Im „Anhang" (S. 61ff.) gibt Hoffmann zum ersten Male die Schmähschrift des Magisters Tobias Ehrenfried Fritsche heraus, die dieser unter dem Titel „Dissertatio moralis" gegen Günther gerichtet hatte. Sie wurde in Lauban gedruckt, ist aber nur in einer sehr schönen Abschrift in der Breslauer Stadtbibliothek erhalten (Nr. 2290a). Zum besseren Verständnis druckt er auch das Gedicht Günthers ab, das mit die Veranlassung dazu war, „Auff Herrn D. Christian Adam Gorns Zurückkunfft aus Leipzig. 1718", und zwar nach der Ausgabe der Gedichte von 1735. Leider aber entsprechen beide Abdrucke auch nicht den Ansprüchen an Genauigkeit und Treue, die man an solche Veröffentlichungen stellen muss. Zunächst ist die Rechtschreibung sehr eigentümlich. Sie ist bei Hoffmann ein Mittelding zwischen der Schreibung der Vorlage und der jetzt üblichen, bald so, bald so, ohne ersichtlichen Grundsatz. Das ist unerträglich. Auch das Druckbild von Günthers Gedicht hätte leicht getreu wiedergegeben werden können: zwei Verse, mit 1 und 2 beginnend, immer gegen die anderen Paare eingerückt. Ebenso konnten die in Antiqua und Fettdruck gesetzten Stellen nachgebildet werden. Ich habe Hoffmanns Texte mit den Vorlagen verglichen und auch dabei leider eine erhebliche Menge von Fehlern, zum Teil sehr schweren, gefunden, von denen ich die wichtigsten hier berichtige; bei der Schreibung gebe ich nur solche an, die für die Mundart des Dichters wesentlich sind.

I. Günthers Gedicht auf Gorn. V. 1 l. Kiel st. Kind. V. 19 l. gedultig st. geduldig. V. 24 fehlt am Ende der Punkt (ohne diesen unklar). V. 25 l. ergetz st. ergötz. V. 62 fehlt am Ende Strichpunkt. V. 72 l. noch st. auch. V. 75 l. und st. noch. V. 86 (Priester) steht nicht da; dafür = =. V. 91 l. diß st. dieß (so immer bei diesem Worte). V. 167 l. Bestürmt st. Bestürmst. V. 186 l. verkehrt st. versehrt. V. 240 l. den Pulß so oft st. so offt den Pulß. V. 242 l. Doctor-Rings st. Doctors-Ring. V. 277 l. ein st. wie; am Ende l. Punkt st. Beistrich. V. 284 l. tode st. todte. V. 286 l. Tage st. Morgen. V. 292 l. Stech-Buch st. Stech-Busch. V. 294 l. gewiedmet st. gewidmet. (Noch heute hat die schlesische Mundart hier das lange i, wie in „dies" das kurze.) V. 305 l. kneipt st. kneift. V. 316 l. mir st. mich.

II. Fritsches Dissertatio. S. 80. Die Absetzung der Zeilen des Titels ist willkürlich gegen die Vorlage geändert. In der drittletzten Zeile von „Eremita" fehlen die Zeichen A. et R. (= Autor et Respondens). Vorrede. V. 2 u. 4 l. nennet und brennet st. nennt und brennt (die geraden Zeilen enden immer mit klingendem Reim). V. 6 l. Mantel-Sack st. Mantel-Sacke. V. 7 l. Verzei st. Verzeit; ja st. je. V. 10—12 des Abdrucks sind ganz verworren und verdorben. Hoffmann druckt:

10. die an sich selbst zwar scherzt;
(11) doch das getreue Meinen macht;
(12) daß mein Seel die Zuversicht ergötzt.

Die Handschrift setzt keine Verse ab, sondern schreibt in fortlaufenden Zeilen. Die Stelle heisst wörtlich (mit richtiger Versabsetzung) so:

10 die an sich selbst zwar schlecht; doch das getreue Meinen

(11) macht, dass auch meine Seel die Zuversicht ergetzt.

Da Hoffmann hier drei Verse setzt, während es doch nur zwei sind, ist die ganze Zählung dieses Abschnitts falsch; ich führe aber weiter die Verse mit Hoffmanns Zahlen an. V. 26 l. Brunn st. Brunnen. V. 27 l. Gvineens st. Guineens; l. gleiche st. gleich. V. 28 l. die st. der. V. 29: Das erste Wort ist in der Hs. wohl verschrieben, jedenfalls ist es schlecht zu lesen; es muss wohl „und" heissen st. das. V. 34 l. alsbald st. alsdann. V. 49 l. Kuss st. Gruss. — § 1. V. 7 l. seiner st. seine. V. 28 l. Thon st. Thron, l. klunge st. Klunge. V. 29: Am Ende fehlt Beistrich. — § 3. V. 63 l. vor st. die. V. 74 l. Rhodopen st. Rodopen. V. 85 l. speyt st. schreyt. V. 87 steht nur Sch = = st. Schelde. V. 98 l. Tagelicht st. Tageslicht. V. 104 l. = = st. (Kot). V. 109 l. Crönungs-Tag st. Träuungstag. V. 112 l. crönen st. krönen. V. 113 l. siehts st. sieths. — § 4. V. 132 l. Esel st. Esels. V. 138 l. erbarmts st. erbarmst. V. 163 ist in der Hs. verdorben; „den Tag der" fehlt, ist von H. wohl richtig eingesetzt; st. Trauung würde ich wieder Crönung schreiben. — § 6. V. 187 l. uns st. aus. V. 194 l. Aus. st. ans. V. 195 fehlt ganz; er heisst „Ich will ins Kloster ziehn."

Zu den Anmerkungen S. 90 zu 184 l. Vannin st. Vanin. Zu 212 l. φιλύρα st. φίλυςα (Linde). S. 91 (zu 43) l. Caryophylet st. Carijophillet. S. 92 l. § 1, V. 3 st. V. 2. S. 93 zu V. 133 Z. 4 l. Satire st. Satyre. Zu 155 l. Hyarbit st. Hyarlit.

Breslau. H. Jantzen.

Walter Strauß, Friedrich Nicolai und die kritische Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Stuttgart, W. Kohlhammer 1927, 96 S.

Eine Darstellung der Fehde Nicolais mit Kant und der kritischen Philosophie von seiten der Philosophie her muss, wie das ja auch seither geschah, zuungunsten Nicolais ausfallen. Erst eine Betrachtung, die von der Literatur und mehr von Standpunkt Nicolais ausgeht, wie es die vorliegende Arbeit tut, kommt zu einer gerechteren Würdigung. Mit Hilfe gut ausgewählten Quellenmaterials gibt der Verfasser eine Uebersicht über alle Phasen dieses wissenschaftlichen und persönlichen Zwistes: von der wohlwollenden Neutralität Nicolais gegenüber den erkenntnistheoretischen, von ihm grösstenteils unverstandenen, Gedankengängen Kants an über die ersten absprechenden Urteile, die er in seiner Reisebeschreibung an Schillers „Horen" anknüpft, bis zur offenen Gegensätzlichkeit mit der gesamten Richtung der kritischen Philosophie von der Zeit an, da der Streit auf das Gebiet übergeht, das Nicolai wie kein zweites am Herzen liegt, die Ethik. Stark persönlich gehaltene Gegenschriften — Schillers Xenien, Fichtes, Kants und der Kantianer scharfe Entgegnungen — bringen es fertig, Nicolai mehr und mehr aus seiner bisher klug beobachteten objektiven Reserve heraus auf ihm unbekanntes Gebiet zu locken. Durch hitzige Kritik gibt er sich Blössen und muss sich von der Gegenseite Unkenntnis und mangelndes Verständnis der zur Debatte stehenden philosophischen Gedankengänge vorwerfen lassen. Der Berechtigung dieser Vorwürfe ist der Verfasser nachgegangen und hat die Grenzen der Urteilsfähigkeit Nicolais aufgezeigt. Aber auch Nicolais Aussetzungen an der Gegenseite kommen zu ihrem Recht. Es sind die für die Wertewelt des Aufklärers so bezeichnenden Forderungen einer „Philosophie fürs Haus": Annäherung zwischen Gelehrten und Laien, keine Terminologie, die nur philosophischen Mysten zugänglich ist, keine nur theoretisch-spekulative Philosophie, die weder von Erfahrungen und Belangen der Wirklichkeit ausgeht, noch für die Wirklichkeit ertüchtigt, keine Schädigung der

Digitized by Google

echten Wissenschaft durch Uebertragung der kritischen Wolkenkuckucksspekulationen auf naturwissenschaftliche Disziplinen und vor allem keine normative Gesetzesethik, die Gesinnung höher schätzt als die praktische Bewährung, die Erfolgsethik.

Alle diese Gegensätzlichkeiten sind vom Verfasser gut herausgearbeitet und richtig bewertet. Was man vermisst, ist ein noch stärkeres Betonen der Grundhaltung, aus der die einzelnen Aeusserungen hervorgehen, ein weiter gespannter geistesgeschichtlicher Rahmen, der die innere Verbindung aller dieser Streitfragen herstellt und sie als Resultanten zweier gegensätzlicher Weltanschauungen erkennen lässt. Das Ganze würde dadurch geschlossener und zwingender und in grösserem Mass „ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung". Vor allem aber hätte sich der Verfasser dann mehr mit der weltanschaulich-psychologischen Artung der Aufklärung befassen müssen und wäre nicht zu Fehlurteilen gekommen, die der geistesgeschichtlichen Stellung dieser Epoche diametral widersprechen; so, wenn der Verfasser schreibt: „Dazu noch liegt ja gerade das Prinzip einer Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts zur Sittlichkeit hin der Aufklärung sehr entfernt" (S. 27) und „Schon mit dem Grundgedanken der Kantschen Geschichtsschreibung, dem Fortschreiten des menschlichen Geschlechts zum Besseren, konnte er sich ja als Aufklärer nicht befreunden" (S. 62). Der Verfasser schlage doch nur einmal Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" auf und lese § 81 ff: „Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? — Nie? — Lass mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! ... Nein, sie wird kommen, sie wird gewiss kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind ... Sie wird gewiss kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird." So sieht das Glaubensbekenntnis der Aufklärung aus, und ein geradezu unhistorischer Fortschrittsoptimismus ist sein Hauptartikel.

Seite 79 schreibt der Verfasser über Nicolais Roman „Vertraute Briefe von Adelheid B.** ...": „Die Art der romantischen Liebe hat er klar erfasst, wenn er in bezug auf Gustavs Verhältnis zu Frau von C.** sagt, dass Geist nicht Herz sei ..." Als ob die Romantiker gegenüber den Aufklärern den Geist gegen das Herz ausgespielt hätten! Gerade die Frühromantik hat ja den Dualismus von Körper und Geist in der Liebe erstmalig zu überbrücken gewusst, nachdem Aufklärung und Klassik mehr einer spiritualistischen, Sturm und Drang aber mehr einer leidenschaftlichen Liebesauffassung zugeneigt hatten.

Die Arbeit hält sich frei von einseitigen Rettungsversuchen und ist in ihrer sachlichen Einstellung ein dankenswerter Beitrag zur gerechten Würdigung Nicolais.

Giessen. Walther Gebhardt.

Solomon Liptzin, Lyric Pioneers of modern Germany. New York, Columbia University Press. 1928. 187 S.

Der Haupttitel ist irreführend; richtiger bezeichnet den Gegenstand der vorliegenden Untersuchung der Untertitel: „Studies in German social Poetry". Was L. bietet, ist eine klare Darstellung von den ersten Anfängen und der Fortentwicklung der sozialen Lyrik in Deutschland, wobei die bedeutenderen Dichter entsprechend eingehender gewürdigt werden, aber auch viele längst vergessene Bearbeitungen der jeweils im Vordergrund stehenden sozialen Stoffe und Fragen und heute nicht mehr bekannte Dichter erwähnt werden, so dass ein anschauliches Gesamtbild von dem Anwachsen der sozialen Strömung in der deutschen Literatur entsteht.

Der Verf. zeigt zunächst, wie die Prosa anfangs geeigneter und geübter in der Darstellung der neuen sozialen Probleme war, und wie schon Max Klinger in den „Reisen vor der Sintflut" (1810) einen Angriff gegen die bestehende, nach Ansicht des Dichters ungerechte Gesellschaftsordnung unternommen hat. Er zeigt, wie Goethe im „Wilhelm Meister" (1829) die Gefahren voraussah, die der Allgemeinheit aus dem Anwachsen der maschinellen Herstellungsweise erwuchsen, und wie auch die Romantiker, z. B. Brentano („Godwi", 1801), Eichendorff („Ahnung und Gegenwart", 1811), Tieck („Der junge Tischlermeister", 1836 und „Des Lebens Ueberfluss", 1839) sich nicht den Konfliktsmöglichkeiten zwischen arm und reich verschliessen konnten. Die Erben der radikalen Tendenzen von Sturm und Drang waren freilich nicht die Romantiker, sondern die Romanschriftsteller des jungen Deutschlands und die sozialen Dichter der vierziger Jahre.

Unter dem Einfluss des Auslandes (Dickens und E. Sue) entstand der erste proletarische Roman Deutschlands: „Weisse Sklaven oder die Leiden des Volkes" (1845) von Ernst Willkomm, dem sich bald weitere Romane des vierten Standes wie „Das Engelchen" (1845 ff.) von Robert Prutz u. a. anschlossen. Zu den Dichtern der vierziger Jahre zählen neben Herwegh besonders Alfred Meissner, Karl Beck, Ernst Dronke.

Ausführlicher werden dann die sozialen Probleme in der Dichtung Chamissos behandelt, der aber kein Sprecher des Proletariats ist, sondern, zwischen Romantik und Realismus stehend (vgl. sein Gedicht „Das Dampfross", 1830), vornehmlich für das Bürgertum und die bürgerliche Familie eintritt. Interessant ist hier z. B. auch die kleine Abschweifung auf das Für und Wider, welches die Erfindung der Eisenbahnen in der Poesie gefunden hat, z. B. Chamisso, Grillparzer, Minckwitz, Lenau, Scherenberg, J. Kerner, A. Grün, Karl Beck, H. O. Lüning, Luise Otto, Gottfried Keller.

Ein Vorläufer der sozialen Lyrik ist auch die unter dem Einfluss von Byron und Shelley stehende Weltschmerzdichtung der 1820—1830er Jahre, die von K. Beck — der einmal für einen grossen Dichter gehalten wurde! — Moritz Hartmann, Hermann Püttmann u. a. gepflegt wurde. Beck war besonders ein Dichter des sozialen Mitleids. Hierher gehört auch Bettina von Arnim mit „Dies Buch gehört dem König" (1843), Wolfgang Müller von Königswinter (Einfluss von Béranger!) und das Hinabsteigen zu den Niederungen der Armut, zu Lastern und Verbrechen, die ähnlich wie später im Naturalismus als eine notwendige Folge des ärmlichen Milieus dargestellt werden — Nachahmungen von Eugène Sue, Mystères de Paris, 1844—, z. B. in Gedichten von H. Püttmann, Georg Weerth, Ludwig Köhler und selbst Gustav Freytag („Die Dirne", 1845). Auch das Thema des Sturms und Drangs von der Kindsmörderin (z. B. Franz Dingelstedt) taucht

Digitized by Google

wieder auf. All diesen Gedichten und Romanen ist die Tendenz gemeinsam, Mitleid zu erwecken oder Zorn zu entfachen. Eine burleske Wendung nimmt das soziale Thema bei Heine („Sie hatten sich beide so herzlich lieb"), dem Verfechter des St. Simonismus und grössten sozialen Lyriker jener Zeit. Wie das 18. Jahrhundert dem überzivilisierten Europa den edlen Wilden gegenüberstellte, so das 19. die unverdorbenen unteren Klassen den verderbten höheren Gesellschaftsschichten.

Der Verf. zeigt dann, wie immer nachhaltiger das soziale Element in der Lyrik hervortritt, und gedenkt dabei eingehender der literarischen Verarbeitung des Weberaufstandes vom Jahre 1844. Dabei weist er auch darauf hin, wie schon vorher Hoffmann von Fallersleben (1829) und Gustav Freytag (1844) die Not und das Elend der Weber, freilich in matten Versen, dargestellt hatten. In diesem Zusammenhang werden natürlich besonders die Gedichte von Freiligrath („Aus den schlesischen Bergen") und Heine („Die schlesischen Weber") erwähnt, unter deren Einfluss eine ganze Anzahl von Webergedichten (vgl. auch das damals Aufsehen erregende Bild von Karl Hübner, Die schlesischen Weber) entstehen, deren Tendenzen in der Zeit des Naturalismus in Gerhart Hauptmanns Drama einen erschütternden Höhepunkt und beachtenswerten künstlerischen Abschluss erleben.

Die Lyrik der sozialen Erhebung findet ferner besonders Ausdruck in den Gedichten von Herwegh (z. B. „Aufruf", 1841) und Freiligrath („Von unten auf", 1846). Heine sah in der Revolution von 1848 das Vorspiel einer künftigen Weltrevolution. Er, der Zyniker der sozialen Lyrik, fühlte, dass der Kampf der Zukunft nicht zwischen feindlichen Völkern, sondern zwischen den feindlich gesinnten Klassen in jedem einzelnen Lande ausgetragen werde, wie er das mit grimmem Humor in seinem Gedicht, „Die Wanderratten", beschreibt.

Nach der schwachen Wiedererweckung der Romantik durch süssliche Nachahmer wie Redwitz, Roquette, Bodenstedt und Scheffel und den nach klassischer Formvollendung strebenden Münchner Dichtern, die sich um Geibel und Heyse scharten, die aber beide keine neuen Werte zu schaffen und die Grenzen der Poesie nicht zu erweitern vermochten, setzte dann mit dem Anwachsen der sozialistischen Bewegung die revolutionäre Lyrik des Naturalismus ein.

Soweit führt L.s dankenswerte Zusammenfassung. Die Dichtung des Naturalismus selbst und des sozialen Mitleids (z. B. Holz, Schlaf, G. Hauptmann, Hart, Conrad, Adler, Henckell, z. T. auch Dehmel u. a.) sowie die expressionistische Revolutionslyrik und ihre Vorläufer (Heym, Stadler, Werfel, Hasenclever) und die Arbeiterdichtung (Barthel, Bröger, Lersch, Zech u. a.) werden nicht mehr besprochen. Heute sind diese Klänge aus dem vielstimmigen Chor moderner Lyrik wie aus der neueren Dichtung überhaupt, nicht mehr wegzudenken, wenn sie auch nach den vorübergehenden lauten Rufen im Streit jetzt schon wieder auf das ihnen gebührende Mass zurückgedrängt werden. Aber es ist kein Zweifel, dass man heute den Vorläufern der sozialen Lyrik grössere Beachtung schenken und mehr Verständnis entgegenbringen wird als einst, da sie ihre Stimmen zuerst erschallen liessen. Hierfür leistet L.s Buch gute Dienste. Eine Würdigung und Auswahl dieser Dichtung wird demnächst auch das grosse Sammelwerk „Deutsche Literatur" bringen, wovon gerade in diesen Tagen der erste Band der Reihe „Politische Dichtung" — herausgegeben von Emil Horner (Leipzig, Philipp Reclam jun., 1930) — erschienen ist[1]. Eine gute, mehr populäre Auswahl verdanken wir bereits Julius Bab in seinem Buch „Die deutsche Revolutionslyrik. Eine geschichtliche Auswahl mit Einführung und Anmerkungen (Wien und Leipzig, Ed. Strache, 1919), die der Verf. nicht gekannt hat.

Alzey (Rheinhessen). Albert Streuber.

Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polivka unter Mitwirkung von Elisabeth Kutzer und Bernhard Heller. Band 4. Leipzig 1930, Dieterich. VI, 487 S.

Der Zweck des vorliegenden Bandes ist, „die von Wilhelm Grimm 1856 gegebene Uebersicht der Märchenliteratur weiter auszubauen". Der gelehrte und hochverdiente Bearbeiter hat uns hier in acht Abschnitten „Zur Geschichte der Märchen" eine solche Fülle von stoffreichen Untersuchungen geschenkt, dass es unmöglich ist, in einer kurzen Anzeige dem Reichtum des Bandes auch nur einigermassen gerecht zu werden.

Der erste Abschnitt behandelt Namen und Merkmale des Märchens. Sehr anziehend sind hier die Ausführungen über die formelhaften und die (scheinbar) mehr individuellen Anfänge und Schlüsse, über die noch ausführlicher zu arbeiten wäre; besonders reicher Stoff wird auch zu dem Stilmittel der Beteuerung der Glaubwürdigkeit beigebracht. Die Abgrenzung des Märchens gegen Sage, Schwank, Legende (S. 36ff.) werden im Anschluss an Panzers und Rankes grundlegende Arbeiten gegeben. Zu den epischen Gesetzen wären vielleicht Kaarle Krohns Ausführungen in der „Folkloristischen Arbeitsmethode" (1926) zu nennen gewesen.

Der zweite Abschnitt gibt über 200 Zeugnisse der Weltliteratur zur Geschichte des Märchens, von 422 v. Chr. bis an die letzte Jahrhundertwende reichend. Kapitel I und II waren bereits in den F. F. C. als Nr. 36 und 39 veröffentlicht. Die Abschnitte III, IV und V behandeln die Märchen des Altertums (Aegypten, Babylonien und Assyrien, Israel, Griechenland und Italien), des Mittelalters (mittellateinische, keltische, französische, italienische, spanische, englische, niederländische und deutsche Literatur) und des 16. bis 18. Jahrhunderts (Italien, Spanien und Portugal, Frankreich, Deutschland). Für das indische sowie für das hebräische und arabische Märchen hat Bolte besondere Sachkenner als Mitarbeiter gewonnen, für jenes Elisabeth Kutzer, für diese Johannes Hertel (Kapitel VI und VII). Der achte (letzte) Abschnitt behandelt die Sammlung der Brüder Grimm nach Entstehung, Quellen und Stil; besonders anziehend die verschiedenen Versuche zeitlicher und sachlicher Gruppierung und besonders wertvoll die Bibliographie der Grimmschen Sammlung sowie die Nach-

[1] Diesem 1. Band „Vor dem Untergang des alten Reichs" sind inzwischen zwei weitere, nämlich der 5. und 6. Band der Reihe „Politische Dichtung" gefolgt, von denen der eine „Die Dichtung der ersten deutschen Revolution" (1748/49) enthält, während der andere unter dem Titel „Dem neuen Reich entgegen" die Jahre 1850 bis 1871 umfaßt. Auf das in diesen Bänden zusammengestellte und übersichtlich geordnete reiche Material sei auch in diesem Zusammenhang nachdrücklich hingewiesen. Es ist die beste Sammlung der Art, die wir heute besitzen. R. F. Arnold zeichnet verantwortlich für sie.

Digitized by Google

weise über ihre Einwirkung auf Kunst und Dichtung bis zu den Filmen der letzten Jahrzehnte.

Der fünfte und letzte Band soll noch die Märchenforschung des 19. Jahrhunderts behandeln und Sachregister mit Nachträgen bringen. Dass er ein Werk abschliessen wird, dem an Bedeutung in der ganzen Märchenliteratur kein anderes zu vergleichen und ohne das die Märchenforschung nicht mehr zu denken ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Giessen. Friedrich Maurer.

Leonhard Beriger, Grillparzers Persönlichkeit in seinem Werk. (= Wege zur Dichtung, herausg. v. E. Ermatinger.) Horgen-Zürich, Münster-Presse, 1928. 128 S.

Der Verfasser, der aus der Schule Ermatingers stammt, hat sich für seine Arbeit eine ausserordentlich dankbare Aufgabe ausgesucht, und er hat sie, wie gleich von vornherein betont sei, glücklich und mit vollem Erfolge gelöst. Von Goethe wissen wir genau, wie kaum bei einem andern Dichter, in welch allerengstem Zusammenhange Persönlichkeit und Schaffen stehen. Bei Grillparzer ist man bisher erst in ziemlich geringem Masse diesen Zusammenhängen nachgegangen, einmal weil der vorhandene Quellenstoff noch längst nicht vollständig erschlossen ist, dann auch, weil das eigentümliche, zurückhaltende, weltfremde Wesen des Dichters kaum recht dazu ermutigen konnte. Beriger ist trotzdem dem Problem ernstlich zu Leibe gegangen, und es ist ihm gelungen, zunächst auf Grund der Selbstzeugnisse Grillparzers eine ganz ausgezeichnete Charakteristik von ihm zu entwerfen. Er erfasst ihn unter dem Gesichtspunkt einer grossen Gegensätzlichkeit, einer Zwiespältigkeit, die sein ganzes Wesen beherrscht, mehr und schmerzlicher, als es bei den meisten andern Menschen und auch bei vielen andern Künstlern der Fall ist. Es ist die ewige Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen innerer Sammlung, der Grillparzer in hohem Masse bedurfte, und der Zerstreuung, die ihn immer wieder ablenkt, zwischen Selbstbewahrung, nach der er in heissem Ringen strebt, und der Selbstentfremdung, der er so oft zum Opfer fällt. Diese Gegensätzlichkeit findet sich nun, wie Beriger fein und scharfsinnig nachweist, in allen seinen Werken wieder, teils in einer, teils auch in mehreren Personen, und sie ist es, die sehr vielen seiner Charaktere ihre ganz eigenartigen Züge, namentlich das Unausgeglichene und das Widerspruchsvolle verleiht, was so oft unser Befremden erregt und das Verständnis erschwert. Selbstverständlich sind ausser den psychologischen Beobachtungen auch des Dichters äussere und innere Erlebnisse durchweg zur Erklärung mit herangezogen. Die Betrachtungen, denen Beriger alle Dramen Grillparzers, nach der Entstehungszeit geordnet, und auch die beiden Erzählungen unterzieht, sind äusserst reizvoll, von hohem Werte und geben manchen neuen Aufschluss über das Wesen dieser Gestalten. — Im Schriftenverzeichnis hätte man gern auch noch Frances Wolf-Cyrian, Grillparzers Frauengestalten, gesehen (Stuttgart 1908).

Breslau. H. Jantzen.

Hamburg und Island. Festgabe der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek zur Jahrtausendfeier des isländischen Allthings. Mit 4 Abbildungen. Hamburg 1930, Selbstverlag der Staats- und Universitäts-Bibliothek. 59 S.

Die Tausendjahrfeier der isländischen Verfassung im vergangenen Sommer hat in Deutschland in weiteren Kreisen Beachtung gefunden. Die Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek hat, eingedenk der fast ein Jahrtausend alten Beziehungen Hamburgs zu Island, eine Ausstellung aus ihren reichen Beständen auf Island bezüglicher Urkunden und Bücher veranstaltet. Der vorliegende Katalog geht über die gewöhnlichen Ausmaße eines solchen weit hinaus durch die reichhaltigen Bemerkungen zu den einzelnen Werken und die den Abschnitten vorausgestellten geschichtlichen Uebersichten, die vor allem Licht auf die Handelsbeziehungen zwischen Hamburg und Island werfen. Dazu kommt ein auch für die deutsche Gelehrtengeschichte des 16./17. Jahrhunderts wertvoller Aufsatz von Bibliotheksrat Dr. Hildegard Bonde über die Beziehungen des isländischen Patrioten und Geographen Arngrímur Jónsson zu Hamburg, bei dem man nur bedauert, dass hier nur ein Bruchstück aus dem Leben dieses interessanten Mannes geboten wird. Das drucktechnisch vorbildliche Werk ist mit vier interessanten Wiedergaben aus isländischen Büchern und Handschriften ausgestattet.

Leipzig. Harald Spehr.

Karl Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache. 1.—9. Lieferung. XII, 796 S. Leipzig 1921—29, Chr. Herm. Tauchnitz.

Nur die beiden ersten, im Jahre 1914 erschienenen Lieferungen von Luicks Historischer Grammatik sind bisher in den Spalten des Literaturblattes besprochen worden und auch diese nur in einer kurzen Anzeige durch Glöde (Bd. 37, S. 55), die wesentlich den Inhalt der Einleitung wiedergibt und so gut wie keine Vorstellung von der Bedeutung des Werkes vermittelt. Es ist daher Aufgabe der gegenwärtigen Besprechung, die Gesamtheit der bisherigen Lieferungen einer Würdigung zu unterziehen; der Schwerpunkt soll dabei auf die zuletzt (1929) erschienenen, 6 II—9, verlegt werden.

Luicks Historische Grammatik ist eines der ganz grossen, der bahnbrechenden Werke der Anglistik und der Sprachforschung überhaupt. Was er in ihr geben will und tatsächlich gibt, einen Einblick in den Werdegang der englischen Sprache, eine „Erzählung" von dem, was in Urzeiten einmal war, wie und warum es sich allmählich verändert hat und zu dem geworden ist, was heute besteht, das ist ein Ziel, das keine der bisherigen historischen Grammatiken des Englischen sich in annähernd demselben Umfang gesteckt hat.

Es liegt im Wesen dieser Zielsetzung, dass die Anordnung des Stoffes chronologisch sein muss. Aus Gründen der Uebersichtlichkeit sieht die Anlage des Werkes gleichwohl eine Dreiteilung in Lautgeschichte, Geschichte der Wortformen und Geschichte der Wortfügungen vor. Mit der Lieferung 9 ist der erste Abschnitt des ersten dieser drei Teile, nämlich die Geschichte der Sonanten, bis in die Gegenwart hereingeführt. — Der Stand der Forschung wird überall dargelegt; im übrigen ist das Werk durchaus von Luicks persönlicher Auffassung getragen.

Schon beim Studium des vorliegenden Teiles staunt man, dass ein einzelner dieses gewaltige Material meistern konnte, man staunt noch mehr darüber, wie es gemeistert ist. Liebevoll werden die kleinsten Einzelheiten, die auf die Beurteilung einer Frage Licht werfen können, beachtet, aber niemals wird in der Behandlung des Besonderen die grosse, klare Entwicklungslinie der jeweils untersuchten Spracherscheinung verwischt. Wie zielsicher bereiten

Digitized by Google

beispielsweise die §§ 133ff., über die Brechung bzw. Velarisierung der palatalen Vokale, in ihren sorgfältigen Einzeldarlegungen die § 159 gezogene Schlussfolgerung vor: die Wandlung von *i*, *e*, *æ* vor den „brechenden" Konsonanten (zu denen auch *w* gehört; vgl. § 133, Anm. 3, § 134, Anm. 4) entweder zu *io*, *eo*, *ea* oder zu *u*, *o*, *a* sind als Erscheinungsformen eines einzigen Vorgangs aufzufassen, nämlich der Beeinflussung palataler Vokale durch Folgekonsonanten velarer Färbung. Wenn dann noch in den §§ 160—167 die Einwirkung dunkler Folgevokale auf *æ̆* mit der Einwirkung der dunklen Folgekonsonanten in Parallele gesetzt wird, so hat sich vor unseren Augen aus einer Fülle von Einzelmaterial jener Abschnitt der frühen englischen Sprachentwicklung herauskristallisiert, den Luick unter der Bezeichnung „frühe velare Einwirkungen" zusammenfasst.

Die äussere Geschichte des Englischen (s. Einleitung) ergibt für die Darstellung der Sonantenentwicklung die auch sonst übliche Gliederung in drei Perioden: vom Indogermanischen bis ins 11. Jahrhundert, vom 11. Jahrhundert bis zum 15., vom 15. bis zur Gegenwart. Jeder dieser Teile untersucht getrennt den Vokalismus der betonten und der unbetonten Silben.

Einen der Hauptpfeiler der Untersuchung bildet die Phonetik; auf sie stützt sich die Ausdeutung jeder einzelnen greifbar gewordenen lautlichen Veränderung oder deren späterer Wiederholung nach Wiedereintritt der gleichen Bedingungen. Auf dem Boden der bekannten Sieversschen Theorien steht Luick, wenn er bei Doppelentwicklungen wiederholt auf die ausschlaggebende Bedeutung satzmelodischer Faktoren, namentlich des Steig- und Falltons, hinweist, vgl. z. B. § 481, Anm. 4, § 482, Anm. 2, § 536, Anm. 4.

Der zweite Hauptpfeiler ist die Dialektforschung. Eine Grammatik, die kein Lehrbuch, keine Regelsammlung, sondern eine Erzählung vom Werden der Sprache ist, wird naturgemäss einen breiten Raum der Behandlung der Mundarten einräumen und in der Herausarbeitung ihrer gemeinsamen Züge wie ihrer Verschiedenheiten eine reizvolle Aufgabe erblicken. So werden schon in der Untersuchung des ae. Vokalismus ständig die Dialekte und deren Spielarten unter sich und mit der ws. Schriftsprache verglichen; erst recht muss sich die Darstellung des me. Vokalismus, infolge des Fehlens einer Schriftsprache in der früheren me. Periode, in Untersuchungen von Einzeldialekten und Dialektgruppen bewegen, ehe sie diese zueinander in Beziehung setzen kann.

Zu neuer Bedeutung erhebt sich dann die Dialektforschung, trotz des im 15. Jahrhundert einsetzenden Zurücktretens der Mundarten hinter der werdenden Gemeinsprache, für die dritte grosse englische Sprachperiode, das Neuenglische, weil sich nun die Erforschung der Schriftsprache, diejenige ihres vorgerückteren Stadiums, der Vulgärsprache, und endlich jene der Mundarten gegenseitig erhellen und ergänzen. In den Mundarten treten gegenüber der konservativen Schriftsprache die Veränderungstendenzen früher und ungehinderter hervor, und wenn die Gemeinsprache, dank zahlreichen Zeugnissen, die wir aus früheren Jahrhunderten über sie besitzen, die chronologische Abfolge der Vorgänge deutlicher zeigt, so lassen die Mundarten die Natur der Wandlungen besser erkennen, da in den verschiedenen Mundarten an ein und demselben Zeitpunkt oft verschiedene Entwicklungsstufen vorliegen. Dazu kommt einerseits, dass die moderne Mundartenforschung es unmittelbar mit dem gesprochenen bzw. gehörten Laut, erst in zweiter Linie mit seiner schriftlichen Fixierung zu tun hat und dass sie sich dadurch gegenüber der auf Texte angewiesenen Erforschung der früheren Mundarten bedeutend im Vorteil befindet, während ihr andererseits die Erforschung der älteren, besonders mittelenglischen Mundarten als Vorarbeit zur Verfügung steht. In der Herausstellung der Beziehungen zum Me. hat sie freilich sehr vorsichtig und umsichtig zu Werk zu gehen, um nicht voreilig, dazwischenliegende Umbildungen übersehend, heutige Lautungen mit den übereinstimmenden mittelenglischen gleichzusetzen oder umgekehrt den erst sekundären Charakter heutiger Verschiedenheiten zu verkennen, Fehler, vor denen Luick ausdrücklich warnt (§ 478, Anm. 2; vgl. § 515, Anm. 3). Aber erst die Einbeziehung der modernen Mundarten in die Forschung ermöglicht die Darstellung der Sprachentwicklung in ihrer Kontinuierlichkeit. So verfährt denn Luick in seiner Darstellung der Sonantenentwicklung vom 15. Jahrhundert an dergestalt, dass bei jedem Vorgang zuerst erörtert wird, was sich über seine Ausgestaltung in den Mundarten ermitteln lässt; dann erst wird, von diesem Hintergrund sich abhebend, die Entwicklung der Gemeinsprache geschildert[1].

Was Luick als das Charakteristikum der neuenglischen Periode bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts anspricht, knüpft an Gedankengänge an, die er schon früher, in seinen Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte (vgl. dort § 142, § 181), entwickelt hat, nämlich die vielfache Hintereinanderher-Bewegung der Laute in der Weise, dass ein benachbarter Laut einen anderen „verdrängt", im Gegensatz zu dem Parallelismus der lautlichen Veränderungen in der mittleren und auch der älteren Periode. Luick kann selbst nicht umhin (Gr. § 477, Anm. 1), die Annahme einer „Verdrängung" als etwas befremdlich zu erklären, da doch der Einzellaut nur im Zusammenhang des Wortes lebt; aber das vorliegende Material erweist die Richtigkeit der Annahme; ausserdem hat Luick sie ja auch schon in seinen „Untersuchungen", §§ 604—614, so glänzend prinzipiell begründet, nicht nur mit der Selbständigkeit der den einzelnen Lauten entsprechenden Bewegungsgefühle, sondern auch mit dem Gefühl für den geringsten Abstand zweier benachbarter Laute, der nicht überschritten werden darf, so dass die Verschiebung eines Lautes in der Richtung auf seinen Nachbarn bei dem letzteren gleichfalls eine Verschiebung herbeiführt. Den auch im Neuenglischen neben dem Hintereinanderher der Vokalverschiebungen geltenden Parallelismus hat Luick ebenfalls schon a. a. O. (§ 607) prinzipiell erklärt, mit dem Streben nach symmetrischer Ausgestaltung des Lautsystems, einem Streben, das seinerseits auf den als gleich assoziierten Bewegungsgefühlen bei der Hervorbringung von Vokalen gleicher Zungenhöhe beruht.

Die Schilderung der grossen Vokalverschiebung der frühne. Periode nebst ihren Auswirkungen (S. 554—602; 626—648) ist wohl der bedeutsamste und anregendste Teil der jüngsten Lieferungen. Mit zwingender Logik wird der kausale Zusammenhang zwischen den Verschiebungen der Einzellaute bewiesen, und gezeigt, wie es nur zwei grosse Impulse sind, die nicht bloss die sämtlichen me. langen

[1] Den umgekehrten Weg geht Luick in der Behandlung des me. *ā* (§ 489ff.), dessen Weiterentwicklung in der Gemeinsprache deutlicher zu verfolgen ist.

Digitized by Google

Vokale, sondern auch noch einen Teil der Diphthonge in Bewegung bringen; es sind dies das Vorrücken von me. ę̄, ǭ zu den Vokalextremen [ī, ū] (in Wörtern wie *see*, *too*) und die Palatalisierung des me. ā (in Wörtern wie *tale*, *make*). Der erstere der beiden Impulse hat zur unmittelbaren Folge, dass me. ī, ū (in Wörtern wie *ride*, *house*) auf demselben Verbreitungsgebiet wie dem des Vorrückens von ę̄, ǭ, zu *ai*, *au* (oder nahe verwandten Diphthongtypen) diphthongieren; mit dieser Diphthongierung hinwiederum hängt, wie Luick (§ 490, Anm. 4) äusserst wahrscheinlich macht, die Umbildung des me. ū̆ (in Wörtern wie *new*, *use*) > *iu̯* > *iu̯* zusammen. Der zweite Impuls, das Vorrücken des ā unter die *e*-Laute, bringt ę̄ (in Wörtern wie *bean*) und den Gutturalvokal gleicher Zungenhöhe, ǭ (wie in *bone*) in der Richtung auf die Vokalextreme in Bewegung, wobei sich die Entwicklung mannigfach spaltet, je nachdem, ob ǭ dieselbe Zungenhöhe annimmt wie ę̄, also ihm symmetrisch bleibt, oder ob ǭ an Zungenhöhe hinter ę̄ zurückbleibt und sich dem palatalisierten me. ā gegenüberstellt, so dass me. ę̄ als unsymmetrischer Laut zwischen me. ā und ę̄ zu stehen kommt. Die Entwicklung wird noch mannigfaltiger dadurch, dass ę̄ und ǭ eine Umbildung zu [e^{a}, o^{a}], von Luick Abstumpfung genannt, erleiden können, und me. *ai* die Stelle des ā unter den Monophthongen einnehmen kann. Die Grundlinien dieser verwickelten Bewegung von ę̄ und ǭ hat Luick zum Schluss der ausführlichen Darlegungen S. 593 noch einmal klar und übersichtlich herausgestellt.

Besonders lehrreich erweist sich an dem Abschnitt über das Vorrücken von me. ę̄, ǭ die Nachprüfungsmöglichkeit der „Verdrängung" von me. ę̄ durch me. ā: die Bewegung des ę̄, erst geraume Weile nach der des ę̄ einsetzend, kommt sofort dort zum Stillstand, wo die des ā aufhört oder abgelenkt wird. In ähnlicher Weise wird der kausale Zusammenhang zwischen der Bewegung von *me.* ǭ und der des ihm mittelenglisch parallelen ę̄ deutlich. Das erstere wird keineswegs von dem schon beträchtlich vorher zum Vokalextrem vorgerückten me. ǭ „nachgezogen", sondern kommt nirgends vor me. ę̄ in Bewegung, ja, da hinter dem ǭ kein gewissermaßen „nachdrängender" Laut steht, bleibt es vielfach hinter ę̄ um eine Stufe zurück. Ebenso einleuchtend, wie die Bewegungen der Längen als untereinander zusammenhängend dargetan werden, erweisen dann die §§ 514ff. die Monophthongierungen von me. *ai*, *ǫu*, *au* als Auswirkungen der grossen Vokalverschiebung.

Aehnlich wie für die erste frühne. Vokalverschiebung kann Luick innerhalb der zweiten, welche die kurzen Vokale ergriff, kausale Zusammenhänge wahrscheinlich machen (§ 528—544), besonders zwischen me. *o* > *a* (wie in *stock*) und me. *a* > *æ* (wie in *cat*). Der erstere Vorgang ist als primär nachzuweisen, so dass auch hier bildlich von einer „Verdrängung" des me. *a* durch das me. *o* gesprochen werden kann. Den Ausgangspunkt der zweiten Vokalverschiebung sieht Luick in einem Impuls zur Entrundung, der bei me. *u* (wie in *nut*; Ergebnis: ein hohlklingendes *o* bzw. ein *e*-Laut) und me. *o* einsetzte. Die Senkung der Artikulationsstelle, die zu der Entrundung des *u* und *o* hinzutritt, hat ihrerseits ein Gegenstück in der — wechselseitig zusammenhängenden — Senkung des *i* und *e* in südlichen Mundarten (§ 542, Anm. 4). — Wie bei der Verschiebung der Längen ergeben sich auch bei jener der Kürzen Auswirkungen auf me. Diphthonge und zwar auf die noch übrigen *oi*, *ui*, *ǫu*, *iu* (§ 544—546).

Eine dritte, gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzende Vokalverschiebung wird von Luick als Beginn einer neuen Sprachperiode, der spätne., bezeichnet. Hatte es sich bei den vorausgehenden Vorschiebungen überwiegend um eine Hebung oder Vorschiebung der Artikulationsstelle oder ein Aufgeben der Lippenrundung gehandelt, so zeigen die neuen Vokalwandlungen gerade die entgegengesetzte Richtung, also Velarisierungs- und Rundungstendenzen. Auch innerhalb der Wandlungen der dritten Vokalverschiebung sind kausale Zusammenhänge erkennbar; sie stellen sich aber in diesem Zeitraum wesentlich als „Nachgezogenwerden" eines Lautes durch einen anderen dar; vgl. § 559, Anm. 3 über den Wandel von [$\bar{a}$] > [$\bar{ɔ}$], welcher jenen von [$\bar{æ}$] > [$\bar{a}$] „nach sich zieht", sowie § 561 und Anm. 1 über die Auswirkungen des Uebergangs von frühne. [*a*] < me. *o* (wie in *stock*) zu einem *o*-Laut: dieser Wandel „zieht" in die freigewordene *a*-Stellung entweder den Reflex von me. *ŭ* (wie in *nut*) als [*ɒ*] „nach", oder, wo dieser Reflex noch gerundet ist, statt dessen das frühne. [*æ*] aus me. *a* (wie in *cat*) als [*a*]. Bewiesen wird der Zusammenhang durch die Erhaltung des [*æ*] dort, wo me. *u* durch [*ɒ*] vertreten ist.

Im Schlussparagraphen seiner „Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte", in denen er zum erstenmal die kausalen Zusammenhänge zwischen den sogenannten spontanen Lautwandlungen feststellte, warnt uns Luick davor, geringschätzig auf das Mechanische herabzublicken, das wir bei der Ausgestaltung des Lautsystems wirksam sehen, und fordert uns auf, vielmehr die strenge Gesetzmässigkeit hier ebenso zu bewundern, wie sonst im Wirken der Natur. Wenn etwas diese Bewunderung in uns wecken oder vertiefen kann, so ist es das Studium von Luicks Historischer Grammatik. Positivismus und Idealismus haben eine innere Versöhnung eingegangen in diesem Werk, dessen Ergebnisse, durch exakte Methoden gesichert und in genialer Zusammenschau zur Einheit verschmolzen, uns tiefe wissenschaftliche Einblicke in das Wesen der Sprachentwicklung und des sprachlichen Geschehens überhaupt eröffnen, das uns aber andererseits auch eine ehrfurchtsvolle Ahnung jener letzten Endes nicht mehr erforschbaren Kräfte verspüren lässt, die hinter den „Gesetzmässigkeiten" der menschlichen Sprache stehen.

Regensburg. Erna Fischer.

Maria Boehler, Die altenglischen Frauennamen. (= Germanist. Studien hgg. von E. Ebering, Heft 98.) Berlin 1931. 261 S.

Obwohl die altenglischen Eigennamen schon mehrfach behandelt worden sind, darf doch das vorliegende Buch wegen seiner erschöpfenden Darstellung des Gegenstandes nicht als überflüssig bezeichnet werden. Allerdings war es nach dem Vorwort schon im Juli 1918 abgeschlossen und die Verf. hat merkwürdigerweise am Manuskript seitdem nichts geändert. Darum fehlt z. B. die wichtige Schrift von M. Redin: „Studies on uncompounded personal names in Old English", Upsala 1919, und eine Reihe anderer über deutsche und nordische Namen. Abgesehen von diesem Mangel kann ich die sorgfältige Arbeit durchaus loben. In der oft schwierigen Deutung der Namen zeugt sie von gesunder Kritik, Kenntnissen und guter Methode. Dass eine Reihe von Namen unerklärt bleibt, liegt in der Natur der Sache, und niemand wird der Verf. daraus einen Vorwurf machen. Nur weniges ist zu beanstanden. Ich glaube z. B. nicht, dass das auch in nordischen Runeninschriften

Digitized by Google

vorkommende *alu* (S. 33f.) = ae. *ealu* 'Bier' ist (vgl. auch S. 185); zu *blǣd* (S. 40) vgl. Hoops in den Neuphil. Mitt. 25, 109ff. Sollte *ēd* in *~ gils, -rīc, -gȳđ, -swīđ* (S. 70) nicht Umlaut von *éad* sein, wie er in *hlēf-dīge* und *Synddhild* erscheint? Ae. *gēn-*, langob. *gain-* (S. 76) dürfte zu avest. *zaēna-* „Waffe" und ae. *gād*, lang. *gaida* gehören. In *Icel, Icenhild* (S. 91f) steckt vielleicht die Wurzel von aist. *eikinn* „wild, rasend", russ. *igrá* „Spiel" und gr. αἰγανέη „Lanze". *Mœg* in *~ swīđ, ~ burh* (S. 97) ist wohl mit gr. μάχη „Kampf" zu vergleichen, *mar* in *Marbert, Ithamar, Marwēn* (S. 98) hat schwerlich etwas mit ae. *mēre* zu tun. Afries. *mār* „Graben" ist wohl von ae. *mōr* (S. 102) zu trennen, germ. *ans* erscheint auch in as. *Ās-*, *Ōs-dag*. In *Syndhild* und lang. *Sundebad, Sundipert* (S. 115f.) möchte ich lieber *sund* „Sund, Meer" als as. *sundar*, ae. *synderlic* sehen, vgl. *mere, sǣ, ȳđ* in Namen. *Winc, Wing* (S. 131) kann nicht zu ne. *wing* (skand. Lehnwort!) und schwed. *vinge* gehören, denn das Wort heisst ja aisl. *vœngr* < **wāingaz*! Zu *Rœgnmœld* (S. 109) vgl. *regenmeld* „feierliche Meldung" im Neunkräutersegen V. 2. Hat dies etwas damit zu tun? *Bebba* (S. 211) dürfte kaum mit *beben* verwandt sein. Gehört *Cille* (S. 215) vielleicht zu *cild*, ne. *child*? Vgl. *Hilla* und Namen wie as. *Widukind*. *Dūgan* „taugen" (S. 216f.) berührt schmerzlich; auch sonst finden sich gelegentlich falsche Quantitäten. Sollte *Lull* (S. 225) etwa aus Namen wie *Céolulf, Egilulf, Æđelulf* entstanden sein? An sogen. „Lallnamen" glaube ich nicht recht. Endlich möchte ich noch eine Vermuteung zu *Nunna* = ahd. *Nunno* wagen. Dass es vom lat. *nonnus* „Mönch, Erzieher" kommen sollte, ist wenig wahrscheinlich, wohl aber möchte ich es als Kurzform von Namen auf *-mund* erklären, woraus durch Assimilation *Munno* werden konnte, das dann durch eine zweite Angleichung zu *Nunno* wurde. Man vergleiche bekannte Fälle wie gr. äol. πέμπε < **penque*, lat. *barba* < **farba, quīnque* < **penque, coquo* < **pequo, bibo* < **pibo, līlium* < **līrium* (gr. λείριον), got. *fimf* < **pempe* < *penque*, ai. *śaśa* „Hase" < **śasa*, *śvaśura-* „Schwäher" < **svaśura*. Dies scheint mit besser zu sein, als ein „Lallwort" anzunehmen. Die letzten Kapitel: Frauennamen der Heldensage, Flexion der Frauennamen, Doppelnamigkeit, Fremdnamen, geben mir zu keinen Bemerkungen Anlass.

Wiesbaden. F. Holthausen.

Hildegard Dörken, Lord Byrons Subjektivismus in seinem Verhalten zur Geschichte, untersucht an seinen Verserzählungen. Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von Max Förster. Heft XII. Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz. 1929. 110 S.

Obwohl die Verf. ihre Untersuchung auf die Epyllien Byrons beschränkt, erreicht doch die geschickte Fragestellung und die fruchtbare Beantwortung der aufgeworfenen Probleme, dass wir an den Kern der poetischen Art des Dichters herangeführt werden. Jeden Leser Byrons, besonders jeden modernen Leser erfassen ja immer wieder Zweifel an der Echtheit dieses Genies. Mitten im Genuss der reichen Anschaulichkeit und leidenschaftlichen Spannung seiner Dichtungen taucht ein Gefühl der Befremdung auf: Wo ist der menschliche Mittelpunkt all dieser Erregungen? Das ästhetische Erlebnis, das man mit Byron hat, leidet an dem Mangel einer zuverlässigen Grundlage der Geschehnisse und Charaktere, an dem Fehlen eines Ausgleichs zwischen den aufgewandten heftigen Mitteln der Darstellung und dem allzu leichten Gewicht der eingesetzten poetischen Werte. Aus der vorliegenden Arbeit geht deutlich hervor, dass der „Subjektivismus" Byrons nichts anderes ist als die Notlage, die Auskunft einer nicht ausgereiften, nicht zu sich selbst gekommenen Persönlichkeit; dass der Dichter aus den ihm durch die Zufälle und Hemmungslosigkeiten seiner sinnlichen und gesellschaftlichen Zustände aufgedrängten Stimmungen gewaltsam Gestalt und Schicksal gemacht hat; ja dass die immer wieder versuchte objektive, mehr oder weniger geschichtliche oder doch gegenständliche Beglaubigung des peripherisch Subjektiven ein unverkennbarer Beweis jener Schwächen ist.

Die Verf. ist in ihrem Urteil taktvoll und zurückhaltend, ohne Wesentliches zu verschweigen: sie vermeidet die Zuspitzung, die ich soeben vorgenommen habe. Aber ihrer Bemühung ist es zu verdanken, dass man nun über Punkte klar sprechen kann, die dem Leser Byrons je und je einen peinlichen Rest ausmachten. Ich möchte ihre Formulierung meiner „Zuspitzung" gegenüberstellen: „Es ist offensichtlich, dass für den Dichter Byron das persönliche Erlebnis das Primäre und Zentrale ist. Hier liegt der Keimpunkt und der ursprüngliche Antrieb zu allem dichterischen Schaffen. Das Erlebnis wirkt auf den geistigen Organismus des Dichters ein und beansprucht ihn ungewöhnlich tiefgehend und weitreichend. Er ist aufgerührt und erfüllt davon, so sehr, dass es ihn zwingend nach Aeusserung und Befreiung verlangt. Doch bei einem Menschen mit dem dichterischen Genie Byrons ist es mit der Aeusserung allein nicht getan, sie genügt nicht zur Befreiung. Der schöpferische Trieb verlangt zugleich nach Gestaltung und Formung. Damit erst wird die Befreiung erreicht von dem, was den Geist erfüllte und bedrängte, sei es Glück oder Schmerz, und die Lösung aus unerträglicher seelischer Gespanntheit. Doch es bedurfte dazu eines Stoffes, der Symbol werden konnte für das seelische Erlebnis. Byron konnte sein innerstes Erleben nicht unmittelbar äussern, er musste ein Gefäss haben, in das hinein er sein Fühlen und Erleben ergiessen konnte" (S. 106).

Gewiss könnte man sich einen andern Weg in das Geheimnis Byrons denken als den, den die Verf. einschlägt: i h r Angriff ist eine Attacke von der Seite her. Die Arbeit behandelt die Verserzählungen nach dem Masse, dem Maximum oder Minimum des Historischen, das in ihnen steckt: deshalb erscheinen zunächst die Epyllien „The Siege of Corinth", „Parisina", „Mazeppa" und „The Prisoner of Chillon"; dann die Erzählungen mit dem nur mittelbar- oder gar pseudo-historischen Gerüst, nämlich „The Giamo", „The Bride of Abydos", „The Corsair", „Lava" und „The Island". Wie die einzelnen Werke in der immer aufgesuchten Proportion „persönliches Erlebnis: Geschichtliches" ihr Geheimnis verraten: darauf kommt es dieser Untersuchung an. Fingerzeige zugleich und Bestätigungen entnimmt die Arbeit den jeweils herangezogenen Mitteilungen des Dichters selbst, die übrigens oft allzu absichtlich erscheinen, oder der um ihn biographisch Bemühten.

Altona. Ernst Vowinckel.

Elisabeth C. Küster, Mittelalter und Antike bei William Morris. Berlin u. Leipzig 1928, Walter de Gruyter & Co. 239 S. Mit 3 Tafeln.

Einen Beitrag zur Geschichte des Mediaevalismus in England nennt die Verfasserin bescheiden ihre grosse, gut

Digitized by Google

angelegte, fein ausgestattete und recht gelehrte Arbeit. Sie ist der Untersuchung einer seltsamen literarischen Stilerscheinung gewidmet, nämlich der Frage der mittelalterlich dargestellten Antike bei William Morris. Dieser letzte der englischen Neuromantiker entfloh als ästhetischer Mensch getrieben durch eine der Zeitkrankheiten des 19. Jahrhunderts — den aesthetic discontent —, aus der trostlosen Oede der kalten Welt des Utilitarismus und Materialismus, um sich in eine zauberhafte und übersinnliche Lebensauffassung und Weltanschauung von mittelalterlicher Romantik hinüberzuretten. Seine „rätselhafte Besessenheit vom Mittelalter" war es, die ihn zu einem der am wenigsten literarischen Dichter werden liess, bei dem es sich um die Dinge selbst und ihren Inhalt und nicht um ihr Spiegelbild handelt. Nach einem einführenden Kapitel über den aesthetic discontent finden wir in weiteren 11 Abschnitten in 3 Teilen: Grundlagen, Darstellung und Kritik, eine liebevolle, genaue, ins einzelne gehende und erschöpfende Darlegung der in Frage stehenden merkwürdigen Stileigenheit: eine zweite Zeit mit Hilfe einer anderen geschichtlichen Zeit wiederzugeben. Diese Stilform ist eigentlich eine präraffaelitische Angelegenheit. Sie ist aber bis zur Vollendung nur von William Morris durchgeführt werden. Ich zolle der fleissigen Arbeit der Verfasserin alle Anerkennung. Sie beleuchtet den Gegenstand ihrer Untersuchung von allen Seiten und klärt ihn in vollem Masse. Zu bedauern ist nur, dass dem Fremdwort, und auch dem hässlichsten, ein viel zu grosser Spielraum im Text der Darstellung eingeräumt ist.

Bochum. Florian Asanger.

Éman Martin, Deux cents locutions et proverbes. 13. Aufl. Paris Delagrave.

Der Titel gibt nur ungenau den Inhalt des Buches wieder. Unter „*locutions*" wird von Martin recht Verschiedenartiges verstanden: sprichwörtliche und einfache Redensarten, stehende Vergleiche, adverbiale Ausdrücke mit figürlichem Sinn, einzelne Wörter in übertragener Bedeutung und zahlreiche Wörter, die dem Verfasser etymologisch interessant erscheinen. Wer ferner, durch die weitere Angabe „*proverbes*" verleitet, auf eine hübsche Sammlung von Sprichwörtern und geflügelten Worten zu stossen hofft, ist arg enttäuscht, da er nur ein Dutzend solcher proverbes antrifft. Ein entschiedener Nachteil des Werkchens besteht ferner darin, dass die 200 Abschnitte jegliche Gruppierung vermissen lassen. Auch die Table des matières bringt in dieses Durcheinander weder eine alphabetische noch sachliche Ordnung. — Es lässt sich darüber streiten, was man unter einer *locution* verstehen will. Sicherlich aber kann man ein einzelnes Wort nicht als eine solche bezeichnen. Zwar ist es sehr wichtig und interessant zu hören, wie z. B. das Wort *riflard* im Volksmund zu der Bedeutung „Regenschirm" gelangte, oder wie es kommt, dass man eine falsche Bindung als *pataquès* bezeichnen kann. Mit dem Thema haben jedoch solche Worterklärungen nichts zu tun. Und das gilt besonders auch für die von Martin gegebenen Deutungen zahlreicher Pariser Strassen- und Platzbezeichnungen oder sonstiger Eigennamen. — Das Buch hat jedoch auch eine positive, wertvolle Seite. Sie besteht in der Erklärung einiger sprichwörtlicher und einfacher Redensarten. Als Ergänzung zu meinen „*Sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache*" können insbesondere die Deutungen folgender Redensarten dienen: *avoir l'air de revenir de Pontoise, remporter une veste, tuer le mandarin, marier Justine, casser sa pipe, avoir la tête près du bonnet, se faire blanc de son épée, se retirer sous sa tente, se croire le premier moutardier du pape, être de la vache à Colas, employer toutes les herbes de la Saint-Jean, au temps où la reine Berthe filait, passer une nuit blanche, jeter (filer) un mauvais coton, la queue d'Alcibiade (couper la queue de son chien), être dans le pétrin, se mettre sur son trente et un, venir en quatre bateaux, plus fort que de jouer au bouchon* und *faire danser l'anse du panier.*

Giessen. Walter Gottschalk.

Alfred Foulet, Le Couronnement de Renard. (Elliott Monographs in the romance Languages and Literatures, edited by Edward C. Armstrong 24.) Princeton-Paris 1929.

Von den vier Bearbeitungen des Renard-Stoffes, die, zwar keine Teile des Roman de Renard bildend, ihn fortsetzen bzw. ausbauen — Couronnement de Renard, Renard le Nouvel, Renard le Bestourné, R. le Contrefait — bedurften die beiden erstgenannten längst einer gründlichen Durchforschung und kritischen Ausgabe. Alfred Foulet, nicht zu verwechseln mit Lucien Foulet, dem Verfasser trefflicher Renard-Studien (Le Roman de R., Paris 1914, = BEHE fasc. 211), hat die eine dieser Lücken mit vorliegendem Bande glücklich ausgefüllt.

Hinsichtlich der Abfassungszeit hat sich Foulet, vielleicht zu vorsichtig, auf die weitesten bisher aufgestellten Grenzen festgelegt: terminus a quo: 1251 der vom Dichter beklagte Tod des Grafen von Flandern, Guillaume de Dampierre auf einem Turniere, -terminus ad quem: 1288 vermutliche Abfassungszeit des unser Epos imitierenden Renard le Nouvel. Es gibt allerdings eine Reihe von Argumenten, die genauer in die sechziger Jahre des 13. Jahrhunders weisen und eine kurze Betrachtung verdienen. Der Bruder des Ermordeten, der Marquis Gui de Namur, dem das Gedicht gewidmet ist, führt erst seit 1263 diesen Titel. Man hat gemeint, für diese späte Zeit sei die im Vorworte geäusserte Trauer wohl zu lebhaft; vielleicht habe der Dichter das kurz nach 1251 begonnene Werk erst nach 1263 vollendet bzw. mit der Schlusswidmung versehen. Vielleicht lag die Sache so: der Dichter beabsichtigt, seinem neuen Gönner, den er auch Sire cuens (Vers 3338; Gui war seit 1251 auch Graf von Flandern) und mon signor (V. 3392) nennt, durch das Lob des Bruders ein Kompliment zu machen und ihm zugleich ein leuchtendes Beispiel (vgl. 57) vorzulegen, besonders hinsichtlich der Freigebigkeit; was sollte sonst der weit ausgesponnene Tadel der Habsucht, mitten in dem Guillaume betreffenden Passus (24ff.)? Uebrigens bereitet, was F. anscheinend nicht bemerkt hat, auch die Einleitung schon auf die spätere Widmung an Gui vor; vgl. Vers 56:

Si l'ai jou en mon conte pris (d. h. den Grafen Guillaume)
Pour doner exemple d'onour
A son linage, qui la flour etc.

Ferner: wenn wir uns entschliessen, im C. de R. eine auf tatsächliche Verhältnisse zielende Zeitsatire zu erblicken, dürfte die „nouvelle contenance" (qui dont estoit venue en France), die mit Renart in Paris einzieht, wohl auf Ludwig den Heiligen und seine auch sonst in der afr. Dichtung beklagte Zugänglichkeit gegenüber klerikalen Einflüssen hinweisen; Ludwig starb 1270. Auch

Digitized by Google

die von F. zitierte Anspielung auf den „Comte de Poitiers" als Besitzer einer besonders gefährlichen Meute möchte ich nicht ganz beiseite legen; der einzige, der im 13. Jahrhundert diesen Titel führte, starb (nach F.) 1271. Und schliesslich: die Aehnlichkeiten zwischen Rutebeufs Renard le Bestourné und dem C. de R. sind, wie F. selbst nachweist, so stark, dass sicher eine direkte Beeinflussung stattgefunden hat. Aus inneren Gründen halte ich unseren Dichter für den Nachahmer; Rutebeuf schrieb sein Werk ca. 1263—1270. Ein etwas späterer Zeitpunkt ergibt sich daraus, dass Gui im Jahre 1280 durch den Tod seiner Mutter regierender Graf von Flandern wurde; vorher war er (wie auch der gefallene Bruder) nur Titulargraf gewesen. Wahrscheinlich hätte, wie F. erwähnt, nach 1280 ein Dichter den Grafen nur mit seinem bedeutendsten Titel, nicht als Marquis von Namur angeredet. — Alle diese Daten haben, sei zugegeben, nur bedingte Zuverlässigkeit; aber ihre Häufung gibt stark zu denken.

War der Verfasser des C. d. R. Kleriker oder Menestrel? Foulet neigt zur ersteren Ansicht, mit der Begründung: „son manque évident de virtuosité poétique . . .". Das stimmt nicht. Kleriker haben auf allen Gebieten der afr. (und provenzalischen) Literatur ein ganz bedeutendes Können bewiesen. Uebrigens besteht zwischen den beiden Kategorien kein ausschliessender Gegensatz. Sehr viele, vielleicht die meisten Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts in Frankreich sind Kleriker (oft freilich ohne Ausübung eines kirchlichen Amtes) gewesen oder haben wenigstens eine entsprechende Ausbildung erhalten, und manche von ihnen haben wohl von dem Ertrag ihrer berufsmässig betriebenen Dichtkunst gelebt. Alle Lyriker beispielsweise, denen die Handschriften den Titel „maistre" beilegen, waren Kleriker. — Eine Zeitlang hat man, ganz mit Unrecht, Marie de France als Dichterin des C. d. R. betrachtet, — weniger, weil auch sie ihre Fabelsammlung einem Wilhelm gewidmet hat, als deshalb, weil in der Handschrift des C. d. R. diese Fabelsammlung (Ysopet) nicht nur unmittelbar auf die Fuchskrönung folgt, sondern mit ihr durch eine Art Textbrücke verbunden ist, in der Graf Wilhelm zu beiden Werken in Beziehung gesetzt wird:

3360: Et pour çou dou conte Guillaume . . .
Pris mon prologue con Marie
Qui pour lui traita d'Yzopet.

Die Ueberleitung rührt allem Anscheine nach vom Dichter selbst her; sie hat allerdings nur Sinn in der vorliegenden Hs., welche die beiden Werke vereinigt. Dass hier eine bewusste, allerdings wohl auf die Nachwelt eher als auf die Mitwelt berechnete Irreführung vorliegt, betont Foulet mit Recht. Aber wie kam der Dichter zu diesem sonderbaren Verfahren? — Ich wüsste nur folgende Erklärung: Um den Wert seiner werbenden Spende an den vornehmen Gönner zu erhöhen, vielleicht auch auf dessen Wunsch, fügte der Dichter, zugleich Schreiber, seinem Opus das diesem im Inhalt verwandte Werk der über ein halbes Jahrhundert älteren Dichterin in der Hs. bei. Eine inhaltlich nicht ganz korrekte, aber den Ruhm des Hauses Dampierre weiterhin fördernde Verbindung (etwa 80 Verse) verschmolz die beiden Gaben zu einer Art von Einheit. Es liegt die Frage nahe: ist die (einzige) das C. d. R. enthaltende Handschrift (Paris BN fr. 1446) das Originalwerk des Dichter-Schreibers? Dafür spricht die hübsche Ausführung der Handschrift (vgl. das Faksimile-Blatt), dagegen die grössere Anzahl grober Verstösse gegen die Metrik. Allerdings zeigen Teile des Werkes (s. Foulet, S. XLV) grobe Nachlässigkeiten, die sicher auf Rechnung des Dichters selbst zu setzen sind. Dürfen wir annehmen, dass er sein Werk in so unvollkommenem Zustande dem Grafen Gui überreicht habe? Aber schliesslich war die Hs. vielleicht doch nur ein Entwurf oder nur als Unterlage zum Vorlesen vorgesehen. In diesem Zusammenhang verdient Erwähnung, dass die gleiche Hs., teils auf dem Rand derselben Blätter, einen andern, offenbar im Stadium des Entwurfs stecken gebliebenen Roman (R. des Fils de Constant) uns überliefert, der auf Wunsch des uns bekannten Grafen Gui verfasst ist; leider machen (nach F.) stilistische Unterschiede die Annahme eines gemeinsamen Dichters für C. d. R. und Constant unmöglich; zudem sind Teile des Constant erst 1295 entstanden. Anscheinend hat sich das Manuskript von einem Hofdichter auf den andern vererbt.

Gründlich und aufschlussreich ist das Kapitel über die Quellen des C. d. R. — Ausser dem Roman de Renard hat der Dichter benutzt: die Fabeln der Marie de France, die Vers de le Mort von Hélinand, den Roman de Charité des Reclus de Molliens, (weniger sicher, wie mir scheint) die Ecbasis captivi. Sehr hübsch ist die Entdeckung, dass die bisher ziemlich schleierhafte Liste von Tieren, die sich am Hofe des Löwen einfanden, wörtlich dem vierten Buche eines lateinischen Werkes von Thomas von Cantimpré (de natura rerum) entlehnt ist. Besser sagte man wohl, nebenbei bemerkt, verständnislos abgeschrieben. Denn aus einem Tier der Vorlage — istrix vel porcus spinosus — hat das C. d. R. zwei gemacht:

Et Ibrida, Istrix ausi, . . .
Apriés ciaus revint Spinosus,

wodurch zudem die alphabetische Reihenfolge unterbrochen wird. Verse in dieser Aufzählung wie: Taurus vel bos revint si fors — werfen ein eigenartiges Licht auf den Geschmack des Autors bzw. seiner Zeit. Das nach F. unsichere Verhältnis des Renard le Bestourné zum C. d. R. wurde schon oben erwähnt. Auch bei einem weiteren Stück, einer afr. Bearbeitung des dritten Buches von „De natura rerum": La maniere et les faitures des monstres" (de monstruosis hominibus)[1], wo sich wieder deutliche Beziehungen zum C. d. R. zeigen, lässt Foulet die Frage, ob Vorbild oder Nachahmung, im Zweifel. — Ein besonderes Kapitel widmet Foulet der Benutzung von Motiven aus dem C. d. R. in dem ca. 1288—1292 von Jacquemart Gielée in Lille geschriebenen Renart le Nouvel. Die dort gegebene Charakteristik des Renard le Nouvel lässt sich um einiges erweitern. Das eine Novum dieser Dichtung besteht in der Verwendung höfisch-lyrischer Elemente. Renard und andere Tiere verlieben sich und äussern ihre Gefühle in zierlichen, teils der Kanzonen-, teils der Tanzlyrik entlehnten Phrasen, die in den Hss. vielfach mit Noten versehen sind. Nun hat nicht nur das Auftreten dieser Phrasen im Munde der Tiere, sondern teilweise auch ihre spezielle Verwendung einen ausgesprochen lustig-parodistischen Charakter; man vgl. Verse wie

4085. (Renard fängt bei einem Ueberfall verschiedene Tiere):

Pounet le fuiret prist od lui
Ki dist: Hahai, — par fin anui.

[1] Der lat. Text ist publiziert von A. Hilka, in der Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau 1911.

Digitized by Google

Oder Vers 7639, wo Renard beim Eremiten seine Beichte so beginnt:

... Et dist: Que volés que vos die?

Die mit Noten versehenen Stellen hat vor kurzem Fr. Gennrich im zweiten Bande seiner Rondeaux-Ausgabe (S. 154ff.) publiziert. Parodistisch wirkt auch das gesungene, der Liturgie entlehnte „Asperges me" Vers 5358; ebenso die vier Liebesbriefe in Prosa (teils anscheinend wörtlich aus Kanzonen umgeschrieben). In diesem Punkte unterscheidet sich Renard le Nouvel deutlich von den früheren epischen Dichtungen, die eingestreute Lyrik enthalten. Auch das heroisch-ritterliche Auftreten der Tierpersonen (Kämpfe, Belagerungen) hat in stärkerem Masse als in früheren Renard-Dichtungen parodistische Züge. — Ferner hebt sich R. l. N. von früheren Renard-Romanen durch den starken Ausbau des allegorisierenden Elementes ab und leitet damit deutlich zum Fauvel-Roman hinüber, der ihm sogar seine Titelfigur anscheinend entlehnt hat; denn Vers 6636 des R. l. N. führt das Maultier der Dame Ghille den Namen Fauve.

In seinem Kapitel „Signification du poème" hat Foulet, wie mir scheint, die Polemik des Dichters gegen Calomnie, Envie, Orgueil, Fausseté, Renardie doch wohl zu einseitig auf die Bettelorden bezogen. Es ist nicht zu vergessen, dass die betr. Klagen besonders in den Teilen persönlichen Inhalts, Einleitung und Schluss, hervortreten. Am Hofe des Grafen Guillaume (Vers 64ff.) herrschte largeté und houneur; Envie usw. hatten dort keine Stätte. Der Marquis Gui (3328ff.) wird gewarnt, der Renardie seine Tür zu öffnen. Die Dringlichkeit der Vorstellungen gibt den Stellen einen persönlichen Anstrich, und doch scheint mir eher etwas Typisches vorzuliegen. Man fühlt sich lebhaft erinnert an die „vilains losengeors" der Lyrik. Es wird sich tatsächlich um dasselbe handeln: die Gefürchteten und Beschimpften sind in erster Linie die Konkurrenten der Dichter oder sonstige Personen, die ihnen die Huld der Dame und die Freigebigkeit des Gönners streitig machen. Zieht man hier, wie erforderlich, den Kreis weiter, so fallen unter den Begriff der Renardie alle Personen, die auch sonstwie den Wünschen der Dichter in den Weg treten. Der Klerus des Mittelalters, einschliesslich die Bettelmönche, war auf die Jongleurs und Menestrels nicht gut zu sprechen. Die Bettelorden mit ihrem grossen Einfluss und ihrer energischen Seelsorge mochten den Dichtern besonders gefährlich werden: daher die lebhafte Abwehr. Aber auch dort, wo die Satire des Dichters einen allgemeineren Charakter annimmt und sich gegen kirchliche Anschauungen und Gebräuche wendet, ist sie, literaturhistorisch betrachtet, auf das Gebiet des Typischen zu verlegen. Die Bekämpfung kirchlicher Missbräuche ist bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts, auch vor dem Auftreten der Franziskaner, geradezu Modesache. Wenn im C. d. R. der Papst seine verderblichen Weisheiten aus der Belehrung durch Renard schöpft, so liegt das lediglich in der Einheit der Handlung begründet. Freilich mögen nebenher im einzelnen, an den Stellen, wo das intrigante Treiben der Bettelmönche so plastisch geschildert wird, den Dichter persönliche Anschauungen und Erlebnisse mit beeinflusst haben.

Das vernünftig und gründlich gearbeitete Kapitel über die Sprache des Gedichtes hat das zu erwartende Resultat: le francien, modifié par un certain nombre de particularités dialectales, qui s'écrivait dans une région limitée plus ou moins par la Somme et l'Aisne au sud et par la Meuse à l'est. Eine nähere Lokalisierung ist nicht versucht, Gilliérons Atlas linguistique nicht benutzt worden; vielleicht war es auch zwecklos.

Was die Metrik des Stückes angeht, wurde schon oben die auffallend grosse Anzahl falscher Verse erwähnt; in der Liste S. LXXIV sind zu streichen: V. 798 und 1188 (diable, wie sonst öfters, zweisilbig), 1034 und vielleicht 1744 (Eale zweis.?); hinzuzufügen: 658, 1465 und 1725. Der Herausgeber steht hier vor einer eigenartigen Frage: ist es in diesem Falle, wo wir höchstwahrscheinlich ein Autograph des Dichters vor uns haben, zulässig, seine Flüchtigkeiten zu verbessern? Foulet hat diese Frage (stillschweigend) bejaht. Nicht nur in den Fällen, wo es sich um ein offensichtliches Verschreiben handelt (Doppelsetzung von Silben usw.), sondern auch sonst oft hat er durch eine kleine Aenderung Versmass und Sinn verbessert. Freilich sind verschiedene Nachlässigkeiten, besonders innerhalb der lateinischen Tierliste, offenbar auf den Dichter selbst zurückzuführen. Es ist schwer, fast unmöglich, immer die richtige Grenze zwischen Verschreiben und Nachlässigkeit bzw. poetischem Unvermögen zu ziehen.

Auch bei der Herstellung des kritischen Textes hat den Herausgeber nicht die Scheu vor dem Buchstaben — er spricht mit Recht von „fétichisme" — nicht gehindert, gelegentlich durch Emendation den Text lesbar zu machen; im übrigen hat er die Orthographie und Grammatik der Handschrift unverändert gelassen. So ist sein Text der alten Ausgabe Méons, dessen Varianten F. im kritischen Apparat abdruckt, durchweg überlegen.

Einzelheiten: S. LXXV Zeile 10 lies 548 (statt 458). — Vers 51 lies hüés. — 89 besser l'Empire. — 180 wirklich aucum? — 351 peteillés [fu] d'aguillons. — 393 vl. ort statt des hier sinnlosen mort (?). — 593 setze am Schluss einen Punkt. — 658 Vers und Sinn verlangen Aenderung. — 707 lies loiers, a vut. — 745 vl. met statt li a mis. — 859 tilge de chi. — 865 öés. — 903 matin. — 915 Aufars (unbekannte Stadt) ist dreisilbig oder steht statt eines dreisilbigen Wortes. — 939 lieber ordes oder ordene. — 942 Méon hat porte. — 988 vl. pas [tost] ne (?). — 1351 Méon hat vient. — 1465 tilge et. — 1488 itele. — 1526 es chius (?) — 1570, 1, 2, 4 das nos der Hs. ist zu halten. — 1581 tilge den Punkt; das Objekt bezieht sich auf das Vorhergehende und das Folgende. — 1643 povoirs. — 1677 Méon hat (das richtige) biaus. — 1789 camp [si] empli. — 1826 wohl avertit (s. d. Vocabulaire). — 2084 lies veü statt n'en. — 2132 hom (?). — 2174 [si] faites (?). — 2210 eher ançor (ante + -ior). — Vor 2231 ist inhaltlich eine Lücke. — 2316 lies cuid, es (= est). — 2329 dou (= dous) fehlt in der Liste S. LXVII. — S. 71 Zeile 3 von und lies 2320 statt 230. — 2396 itant, ne cuit, sonast. — 2452 Méon (irrig) mauls statt mains. — 2512 en statt ne (?). — 2519 [dans] Isegrins. — 2533 Méon enporte. — 2550 Méon empiés. — 2588 Méon setzt richtiger nach dem Vers einen Punkt, nach dem folgenden ein Komma. — 2626 lies en träin. — 2697 besser dois. — 2713 besser on n'i (s. S. 108). — 2752 Ç'ont. — 2785 erg. etwa Qui [bonement ains le] traitierent. — 2927 wohl tornaissent. — 2967 das letzte Wort ist wohl dreisilbig und endet -aume. — 3207 vgl. zu 2210. — 3236 lés. — 3237 Varr. lies mergier statt meigier. — 3317 besser aint (s. S. 109). — 2347 Hs. (Faks.) hat D'en coste. — 3348 nach Hs. eher qu'il a. — 3399—3408

Digitized by Google

gehören nach der Hs. (Miniatur!) nicht mehr zum C. d. R., sondern zu den Fabeln Mariens.

Eine Reihe von Anmerkungen sucht dunkle Stellen aufzuhellen; doch es bleibt noch manches erklärungs-, vielleicht besserungsbedürftig. Ein kurzes Vocabulaire gibt hauptsächlich über Soloecismen Aufschluss. Wertvoll ist das Eigennamenlexikon durch die Erklärungen zu den lateinischen Tiernamen, die hier zum erstenmal nach Paris B. N. lat. 523 A (Thomas von Cantimpré) gedruckt werden.

In allem genommen, ist die Ausgabe recht brauchbar; sie erweckt den lebhaften Wunsch nach einer ähnlichen Ausgabe des Renard le Nouvel. — In Deutschland ist es ja heute nicht mehr möglich, für wissenschaftliche Werke ähnlicher Art einen Verleger zu finden.

Duisburg. H. Spanke.

Max-Hellmut Neumann, Cervantes in Frankreich (1582 bis 1910). Aus dem Nachlass herausgegeben von Adalbert Hämel. Extrait de la Revue Hispanique, tome LXXVIII, 1930. 309 S.

Es gibt einige Studien über Cervantes in nichtspanischen Ländern, aber für Frankreich, das hier besonders interessiert und interessant sein müsste, zumal es oft genug für ausserromanische Länder Vermittler spanischen Schrifttums war, fehlte bisher eine entsprechende Monographie. So glaubte ich versichern zu können, als die vorliegende Abhandlung erschien. Da stiess mir indessen die Notiz auf: André Suarès, Don Quijote en Francia. Traducción y palabras preliminares de Ricardo Baeza. Madrid 1916. Das französische Original „Cervantès" (Paris 1916) war mir bisher nicht zu Gesicht gekommen (Curtius, Wegbereiter, verzeichnet es übrigens nicht), und es gelang mir mit einiger Mühe, die spanische Ausgabe zu erhalten. Da war nun die Enttäuschung freilich gross. Es handelt sich bei diesem Buche mit dem vielversprechenden Titel um nichts anderes als um eine Werbeschrift von Suarès für den Eintritt Spaniens in den Weltkrieg an der Seite Frankreichs, ein Machwerk übler Sorte, worin sich mit grossem Wortschwall ein hysterischer Hochmut breit macht, der uns heute belustigen kann.

Mit einer französischen Behandlung des Gegenstandes, für die der Name Suarès freilich kaum die Gewähr historisch-kritischer Betrachtung gegeben hätte, war es also nichts, und der Vorrang bleibt M.-H. Neumann, dem tüchtigen jungen Philologen, dem der Tod allzufrüh die Feder aus der Hand genommen hat, als er die Mitte des 28. Lebensjahres kaum überschritten hatte (1917). Seine ausserordentlich gehaltvolle, 1914 vollendete Dissertation hat in dankenswerter Weise A. Hämel hier der Oeffentlichkeit übergeben. Sie ist nur der erste Teil der von N. geplanten umfangreichen Abhandlung und umfasst den literarhistorischen Teil; den text- und stilkritischen Teil hat der Verf. nicht mehr ausführen können.

Aber dieser erste Teil genügt, um erkennen zu lassen, was wir an dem Frühverstorbenen verloren haben. Mit gründlicher Sachkenntnis untersucht er die literarische Wirkung, die der grosse Spanier in Frankreich ausgelöst hat. Er geht in der hier einzig angebrachten historischen Anordnung aus von den ersten Vermittlern (1608—18), dem Dezennium, in welchem sich die Aufnahme des Don Quijote, der Novelas und des Persiles in das französische Schrifttum vollzog. Baudouin und Oudin sind die ersten, wenn auch nicht geschicktesten Uebersetzer (jeder von beiden veröffentlichte 1608 den Curioso Impertinente); es folgt 1614 Oudin mit der ersten, auch sprachlich nicht unbedeutenden Uebertragung des 1. Teiles des D. Q.; 1615 erscheint die erste Uebersetzung der Novelas von Rosset und Audiguier; 1618 folgen gleich zwei Uebertragungen des Persiles von den nunmehrigen Konkurrenten Rosset und Audiguier, und im gleichen Jahre lässt Rosset seine Uebersetzung des 2. Teiles des D. Q. erscheinen. Damit ist Frankreich mit den Hauptwerken des C. in Uebersetzungen bekannt gemacht (die Galatea folgt erst 1783 in einer Uebersetzung von Florian). Waren die ersten Versuche von Baudouin und Oudin in erster Linie als Hilfsmittel für die Erlernung der spanischen Sprache gedacht, so wiegt in den weiteren, mehr oder weniger gelungenen Uebertragungen der Folgezeit immer mehr das literarische und ästhetische Interesse vor; unter ihnen haben die anonyme Uebersetzung von 1678, die von Florian (posthum) 1799 und die von Viardot 1836—37 ihre besonderen Verdienste gehabt. — Von grösserem Interesse noch ist es, bei N. zu lesen, wie C. in Frankreich verstanden (und nicht verstanden) wurde, und wie er zu mehr oder weniger selbständigen Fortsetzungen, Nachahmungen und Neuschöpfungen angeregt hat, angefangen von Sorels „Berger extravagant" 1627—28 bis auf die Comédie Lyrique „D. Q.", Text nach dem Drama von Le Lorrain, Musik von Massenet 1910. Vieles von allen diesen Erzeugnissen erscheint uns heute misslungen und wertlos, während es damals mit Anerkennung aufgenommen wurde. Warum? Weil der D. Q. zu allen Zeiten zu den verschiedensten Auffassungen und Deutungen Anlass gegeben hat und noch heute gibt. Das ist ja das grosse Geheimnis des Ritters von der Traurigen Gestalt und der Grund, weswegen er immer lebendig bleibt und allen Generationen etwas zu sagen hat. Deshalb erscheinen mir die Teile der vorliegenden Abhandlung von besonderem Wert, welche die Eindrücke und Urteile führender Männer des französischen Geisteslebens verzeichnen und würdigen. Denn die Uebersetzungen sind ja doch zumeist eben nur Uebermittler, die Nachahmungen sind zum guten Teil von geringem Wert. Aber wie sich bedeutende Franzosen zu dem bedeutendsten Spanier gestellt haben, und sei ihr Urteil auch nur in einigen Worten ausgedrückt, das festzustellen erscheint geistesgeschichtlich von besonderem Reiz.

Die Namen Voiture, Scarron, Saint-Evremont, Boileau, Lesage, Molière, Marivaux, V. Hugo, Sainte-Beuve, Sardou, Richepin leuchten auf über einer Menge von anderen Namen und Werken, die zum Teil längst vergessen sind. Es konnte nicht gut möglich sein, alle Ausserungen französischer Geistesgrössen über C. zu erfassen und zu verwerten. Doch hätte ein tieferes Eingehen gerade auf diesen Punkt der Arbeit zweifellos noch mehr Gehalt verliehen. Freilich behaupten Clarín: „Verdaderamente familiarizado con Cervantes yo no conozco a ningún grande hombre"; wenn er recht hat (und es ist wohl wirklich so), so müsste es gerade hinsichtlich Frankreichs von Interesse sein, zu untersuchen, warum das so ist, und warum vielfach trotzdem das begeisterte Lob oder die kühle Ablehnung.

Dass das Avellaneda-Problem im Zusammenhang mit Lesages Uebertragung eingehend in die Untersuchung einbezogen ist, verdient noch besondere Erwähnung. Ob freilich der von N. gemachte Vorschlag eine Lösung des Rätsels ermöglicht, kann hier nicht wohl untersucht werden.

Digitized by Google

Die 1914 abgeschlossene Arbeit ist bis heute nicht überholt, wenn auch die Einzelheiten wie der Avellaneda-Frage inzwischen weitere Erörterungen stattgefunden haben. Hätte sie früher erscheinen können, so wäre sie für manche anderen Arbeiten gewiss von Wert gewesen; ich denke da u. a. besonders an E, Martinenches „L'Espagne et le romantisme français" (Paris 1922), worin Cervantes nur gelegentlich flüchtig genannt und keine seiner französischen Uebersetzungen vor und während der Romantik auch nur erwähnt wird.

Münster. Th. Heinermann.

Fernand Baldensperger, Alfred de Vigny. Paris, La nouvelle Revue critique, 1929. 213 S.

Die letzte Vigny-Biographie ist keine vie romancée, doch macht sie den Eindruck, als wollte der Dichter Fernand Baldenne (Mezza voce, — En marge de la Vie, — la Croisée des Routes), Verfasser der Erzählungen aus den Vogesen dem kongenialen Schöpfer von Eloa und Chatterton ein würdiges Denkmal errichten, damit es in vollem Glanze seiner sittlichen und literarischen Ideen vor den Epigonen erstrahle. Professor Baldensperger hatte durch eine Gesamtausgabe seiner Werke und Tagebuchblätter die feste Grundlage vorbereitet und durch manche Beiträge über die geistige Entwicklung (1912), die Beziehungen zu Thomas Moore (1906) und zu De Maistre (1910) manchen Kranz um das erhabene Haupt des Sängers der Schicksale (Dertinées) geflochten. Aus der Schar der Romantiker heben ihn die Intelligenz und der Charakter hervor, von dem vielleicht schärfer blickenden Sainte-Beuve unterscheidet ihn die gediegene Ehrlichkeit. Die Beziehungen zu seinen Zeitgenossen hatte uns Dupuy, die Entwicklung seines Dichtergenies eine Reihe von Literarhistorikern, die zu den Schülern des V. zählen, Citoleux, Estève, Flottes geschildert. Eine Synthese versuchte der Meister selbst und wenn auch das Bildnis von Ruhmesglanz umgossen, ohne den schattigen Hintergrund, von der Umgebung losgetrennt vor unseren Augen sich erhebt, so ist es doch plastisch, lebenswahr und ergreifend.

Acht Kapitel, die je eine treffende Ueberschrift und als Wahlspruch aus den Tagebüchern gewählte Sätze führen, schildern die einzelnen Abschnitte eines äusserlich keinesfalls bewegten oder an Wechselfällen reichen Lebens. Die adelige Tradition der Familien De Vigny und Baraudin belastet das Haupt des Kindes, wie des Offiziers, der sich der militärischen Disziplin unterwerfend von Geistesfreiheit träumt. Der schüchterne Gardeleutnant, mit der Bibel in seiner Ledertasche, verfasst biblische und byronsche Gedichte während des langweiligen Garnisondienstes, schliesst eine Vernunftehe mit der Engländerin Lydia Bunbury, Tochter eines Plantagenbesitzers in holländisch Indien. Die Heirat besiegelte sein Schicksal; feinsinnig sind die Bemerkungen über dieses „gemischte", richtiger ungereimte Lebensbündnis und dessen schwere Folgen, die sich in der Trennung von Hugos Kreis, in der Verschrumpfung der literarischen Tätigkeit offenbarten. Theaterduft und Kulissenblendung hatten den Shakespeare-Uebersetzer für einige Jahre aus dem Familienkreise herausgelockt, sein Name wurde mit den fruchtbaren Schöpfern des romantischen Dramas verbunden. Ein literarischer Kreis versammelte sich Mittwochs im bescheidenen Heim des Grafen De Vigny, von dem uns Balzac in Daniel d'Arthes eine Momentaufnahme hinterliess. Durch den Abbruch der Beziehung zur Schauspielerin Marie Dorval wurde der Bühnenerfolg eingedämmt, das geplante Stück Actrice blieb unausgeführt. Seine Rolle selbst scheint der Dichter-Denker nicht gewechselt zu haben: er wurde Rechtsanwalt der Stiefkinder der Gesellschaft, der darbenden Dichter (Chatterton), des unter eiserner Disziplin verkümmernden Soldaten (Servitude et Grandeur militaire), der durch das Männergesetz entrechteten Frauen. Der Dichter von Samsons Zorn kann jedoch nur bei einem herabgesetzten Maßstab als Vorkämpfer des Feminismus gelten. Ein reges Interesse für Zeitfragen beweisen noch nicht, dass sein Elfenbeinturm im Kastell von Maine-Giraud einer Warte gleichkam, wie der Turm über Hauteville House, von wo Hugo seine welterlösenden Streitgedichte in die Welt schleuderte. Zum Eingreifen in das Räderwerk der politischen und literarischen Bewegung fehlte dem Stello-artigen Träumer die Lebenskraft. Der Tod der Mutter, ein Familienprozess um die Erbschaft seiner Frau, die ihm das Trachten und Wirken einschränkten, sind Beweise geschwächter Energie. Die Befristung seiner Wahl in die Akademie, die feindlich gesinnte Entgegnung Molés, wozu der weltfremd gewordene neue Grünrock selbst Anlass gab, zeigen sein Verharren bei ewig wahren, doch zeitweise veralteten Prinzipien. Als Weltverbesserer, nicht Weltverächter, wirkte er in einem bescheidenen Kreise, suchte die Lösung der demokratischen, sozialen, militärischen Frage. Zweifler in dogmatischen Kirchenlehren, las er das Leben Jesu von Strauss, erlebte noch das Erscheinen von Renans Buch, doch blieb er ein treuer Anhänger seiner Religion. Persönliche Abneigung empfand er gegen die technische Mechanisierung, doch verherrlichte er in Symbolen den Sieg der Vernunft, den ewigen Fortschritt. Das Landleben auf seinem Erbgute Maine-Giraud scheint nicht in dem Maße bukolisch gewesen zu sein, wie es ein Pariser träumt und für die Sommerzeit verwirklicht. Die Provinzbevölkerung der Weinzüchter sträubte sich gegen die humanistisch-aufklärerische Behandlung durch den adeligen Junker. Der wiederholte Misserfolg im Wahlbezirk belehrte ihn, dass ein persönliches Auftreten wirksamer ist, als eine in gehobenem Tone verfasste Proklamation.

Der alte Akademiker nahm beständigen Aufenthalt in Paris und erfüllte gewissenhaft seine Pflichten durch Teilnahme an den Sitzungen. In seinem Heim spielte er den Samariter neben seiner gelähmten, erblindeten Gemahlin Lydia, die er auch zu Grabe trug. Er war selbst der Pflege bedürftig und der Tod allein erlöste ihn von den Qualen eines Magenkrebses. Sein Andenken wurde erst durch Vorurteile verzerrt: Vorzeitiges Verstummen als Zeichen der Unfruchtbarkeit, der Erstarrung seines Talentes, Loslösung von allen irdischen Beziehungen. V. berichtigt den Irrtum, indem er das Streben nach Klarheit des Geistes als Erklärung der unleugbaren schwachen Produktivität anführt. Ein weiteres Streben nach abstrakter Wahrheit meinen wir, hätte ihn zur physisch-mechanischen Weltauffassung Sully Prudhommes oder in sittlicher Beziehung zur Nirwana der Buddhisten geführt, die er beide gestreift hatte. Zu seinem Glück blieb er in der Mitte der eingeschlagenen Evolution stehen, erfüllt von Tradition und Zeitgeist, lebende Quellen der Dichtung. Seine Stoffwahl blieb begrenzt, er lehnte sich an fremde Vorbilder, vertiefte jedoch die Ideen und Symbole, wodurch originelle Schöpfungen entstanden, die seine Zeitgenossen nach einem Jahrhundert weit überstrahlen.

Graz. Ludwig Karl.

Jean Cassou, Les Nuits de Musset. Editions Emile-Paul Frères. Paris 1930. 213 S.

Die Jahrhundertfeiern, welche Frankreich in diesen Tagen an die Entstehung der Romantik erinnern, sind nicht nur ein pietätvoller Ausdruck der Dankbarkeit, den man jener Bewegung schuldig ist. Vielmehr kommt die heutige Psyche dem Geiste jener Tage vielfach so nahe, dass diese Erinnerung gleichzeitig ein inneres Bedürfnis befriedigt. Von den zahlreichen Schriften, die sich heute mit der Romantik beschäftigen, verraten viele, dass man in ihr Bestätigung und Bekräftigung der Gegenwart sucht. Hierher gehört auch das Buch von Jean Cassou.

Der Titel entspricht nicht ganz dem Inhalte des Werkes. Es ist durchaus nicht nur von den vier betreffenden Gedichten Mussets die Rede. Wir müssen ihn symbolisch nehmen. Einerseits zeigt der Verfasser eindringlich die körperlich-seelische Basis auf, welcher die vier Nuits ihre Entstehung verdanken. Im Verständnis des Mussetschen Organismus ist Cassou unübertrefflich. Wie die Reinheit und der Schmutz sich in ihm durchdringen, oder besser wie der Schmutz nur das ironische Ergebnis seines Strebens nach Reinheit ist, wird überzeugend dargetan. „Absolu, il est absolu en enfant qu'il est, et ne cesse de répéter que s'il met un genou en terre, il y veut aussi mettre le cœur." (S. 113.)

Andererseits reiht der Verfasser an diese Betrachtung weitere Kapitel über Hector Berlioz (La Nuit Fantastique

Digitized by Google

d'Hector Berlioz — Kap. XII), über Gérard de Nerval (Les Nuits de Gérard de Nerval — Kap. XIII), über Chopin (Les Nocturnes de Chopin — Kap. XIV) und endlich eins über Leopardi (Kap. XV). Der Titel „Nuits" wird damit symbolischer Ausdruck für die Nachtseite der menschlichen Seele, deren Anblick für die Romantik ein so bezeichnender Zug ist.

Als Antagonist Mussets erscheint Flaubert, der Mensch des Willens. „Comme la seule justice est d'être amoureux avec Musset et fort avec Flaubert!" (S. 99, 100.) Der Verfasser geht den richtigen Weg, Mussets Wesen aus dem Wiedererwachen des Geistes des achtzehnten Jahrhunderts zu erklären. Für diese einzigartige Epoche menschlichen Geistes hat in der Literatur des modernen Frankreich, soweit ich sie kenne, Paul Valéry in der Préface aux lettres persanes den tiefsten Ausdruck gefunden. Ihr ist Cassous erstes Kapitel gewidmet: „L'homme sans dieu." Es ist bedeutsam, wie sehr sich die ganze Epoche Mussets als nachgeboren empfand. Freilich bezog sie selbst dies Gefühl mehr auf die unmittelbar vor ihrem geistigen Auge stehende Glanzzeit Napoleons und des Kaiserreiches. Erst dem betrachtenden Auge des Forschers, der Abstand gewonnen hat, enthüllt sich die ganze Bedeutungsarmut dieser Jahre der Tat. Die Rokoko-Kultur lässt kein Mehr in ihrem Sinne zu, und so wird nach der „Tentation de l'histoire" (Cassous zweites Kapitel) der Homo romanticus geboren.

Der Höhepunkt des Buches liegt m. E. in den beiden Kapiteln: „L'histrionisme romantique" und „L'humanisme romantique", deren bedeutsame Antithese auf tiefem Einblick in das Wesen der Romantik beruht. „Car si l'histrionisme romantique est une chose repoussante, il n'est que la conséquence extrême et la contre-partie de cette vibration passionnée et personnelle que l'école nouvelle engage en tous ses ouvrages" (S. 100).

Musset wird schliesslich zum Vertreter des romantischen Menschen überhaupt. Wir dürfen an das Buch nicht mit der Erwartung herantreten, in ihm neue Daten oder Einzelergebnisse zur Geschichte der romantischen Schule zu finden. Es ist vielmehr das feinsinnige Bekenntnis des Gegenwartsfranzosen, der die „Platitudes" des folgenden neunzehnten Jahrhunderts ablehnt, zur Romantik. Wesensmässige Verwandtschaft und daraus entspringende Liebe bürgen für den Wert seiner Erkenntnisse. Es handelt sich nicht um eine im engeren Sinne historische Auffassung, sondern um wesensmässiges Begreifen, wenn Verfasser in Leopardi die reinste Verkörperung des romantischen Menschen findet. Der Abstand des Beschauers aber ergibt andererseits die Möglichkeit, in seinem Wesen die Quelle jenes Uebels der Introspektion zu erkennen, an dem heute noch die Menschheit krankt. So kann sich der Blick mühelos weiten bis zur Auffassung der historischen Zusammenhänge, welche vom achtzehnten Jahrhundert zur Romantik führen.

Stettin. E. Fey.

Charles Brutsch, Essai sur la poésie de Verhaeren. La campagne, les villes, le jardin. Thèse présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Zurich. Paris, de Boccard 1929. 235 S.

Elisabeth Küchler, Das Stadterlebnis bei Verhaeren. Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen. 4. Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur. 1930. 73 S.

Rein stofflich betrachtet, reicht Brutschs These weiter als das Büchlein von E. Küchler, das allerdings durch die Hereinziehung des Kleinstadtproblems über den von jenem innegehaltenen Kreis hinausgeht. Brutsch greift aus der Fülle dessen, was sich in Verhaerens Werk zusammendrängt, drei Motive heraus (*campagne, villes, jardin*) und zeigt, wie in der Art und Weise der Behandlung dieser drei Motive ein Stück dichterischer Eigenart Verhaerens zum Ausdruck kommt. E. Küchler will allein das Stadterlebnis als Element dichterischen Schaffens bei Verhaeren nachzeichnen. Sie scheidet (ähnlich wie Brutsch) die Frage der Beeinflussung Verhaerens durch andere aus und geht nur sehr wenig auf die formal-ästhetische Seite des Problems ein. Unabhängig voneinander (die Studie von E. Küchler war schon in der Hauptsache abgeschlossen, als Brutschs Arbeit erschien) gelingt es beiden, uns ein wichtiges Stück Verhaerenscher Kunst nahezubringen. E. Küchler hat die grosse psychologische Geschmeidigkeit der Beobachtung voraus, Brutsch die stofflich weitere Sicht, wie sie eine auf breiterer Basis unternommene Untersuchung gewährt. Brutsch schöpft für die erste Zeit zudem noch aus handschriftlichem Material. Er wird wohl Recht haben, wenn er den Dualismus in Verhaeren bis in die *Flamandes* hinauf verlegt und mit L. Charles-Baudouin, dem wir ein Buch *Le symbole chez Verhaeren* (1924) verdanken, die Seelenspaltung des Dichters als den Gegensatz von *introversion* und *extraversion* fasst, ebenso auch, wenn er (S. 168) meint, dass Verhaerens Dichtung nicht selten den Eindruck des Monotonen macht. Aber es ist mir inmitten seiner sonst so klar gehaltenen Darlegungen nicht ersichtlich, wie er sich die Dinge vorstellt, wenn er (S. 128) eine *évolution intérieure* vermisst, und worin er eigentlich die *tentatives les plus diverses que fait Verhaeren* sieht. In den Ausführungen von E. Küchler war mir neu der sehr interessante Hinweis auf F. Hellens, *En ville morte* (S. 8) und die zwischen ihm und Verhaeren bestehende seelische Verwandtschaft. Brutschs Untersuchung, wie die von E. Küchler, führt jeden Augenblick in die Erörterung vielverschlungener Seelenlagen hinein, die beide trefflich zergliedern und zu einem Gesamtbild gestalten, in dem grosse und charakteristische Linien in Verhaerens Werdegang deutlich hervortreten.

Brutschs Essai und E. Küchlers „Stadterlebnis" gehören mit zu dem Willkommensten, was in den letzten Jahren über Verhaeren geschrieben worden ist. Nicht bloss, weil sie eine Lücke schliessen, die in der bisherigen Verhaeren-Forschung geblieben war, sondern auch, weil ihre Arbeiten literarische Qualitäten aufweisen: Feinheit der Einfühlung, Anspruchslosigkeit der Darstellung und Vermeidung alles unhaltbar Konstruierten.

Giessen. Kurt Glaser.

Erich Müller, Die altprovenzalische Versnovelle. Romanistisch Arbeiten hgg. von Karl Voretzsch. Halle, Niemeyer. 1930 XV, 163 S.

Ein Buch, das als Vorarbeit für die zu schreibende Geschichte der altprovenzalischen Literatur nützlich sein kann. Freilich ein Buch, das der festen Grenzlinien ermangelt. Es beginnt mit dem Ausspruch: „Die Bedeutung der altprovenzalischen Versnovellen beruht zum grössten Teil nicht auf ihrer künstlerischen Eigenart, sondern auf der Darstellung des gesellschaftlichen Lebens in Südfrankreich zur Zeit der Trobadors." So könnte man meinen, der Verfasser werde uns ein kulturhistorisches Bild dieses Lebens nach den Versnovellen entwerfen. Das geschieht

Digitized by Google

aber nicht. Er beginnt mit einem Kapitel: „Versnovelle und Novas", das die Bedeutung des provenzalischen Wortes *novas* festzustellen sucht. Das Ergebnis ist, dass die Begriffe der provenzalischen *novas* und unserer „Novelle" keineswegs übereinstimmen. Aber der Verfasser entscheidet sich nun nicht klar weder für die von uns „Novellen" noch für die von den Provenzalen „Novas" genannten Gedichte als Gegenstand seiner Untersuchung, sondern er behandelt sowohl die einen wie die anderen, wobei denn beide zu kurz kommen; denn er lässt die „künstlerische Eigenart" der Novellen, von der er doch in seinem ersten Satze spricht, nicht zu ihrem Recht gelangen, und er kann andererseits die „Novas" auch nicht annähernd gründlich behandeln, weil ihn das über alle Grenzen der Novellenliteratur hinausgeführt hätte. Ja, man kann sagen, dass es ihm auch nicht gelungen ist, den Sinn des prov. Wortes *novas* wirklich festzustellen, denn die Definition, die er S. 17 gibt: „unter Novas im Sinne der altprovenzalischen Dichter verstehen wir ein in paarweise reimenden Versen von 8 Silben abgefasstes Gedicht mit erzählendem Inhalt, das meist neben der reinen Erzählung eine Belehrung enthält", erschöpft die Bedeutung bei weitem nicht. Und so unternimmt es denn der vierte Abschnitt des dritten Kapitels etwas wunderlich, die alten Provenzalen zu belehren, dass sie gewisse Werke fälschlich *novas* genannt hätten. Es überrascht übrigens, dass der Verfasser bei der Untersuchung des Wortes das Supplement-Wörterbuch gar nicht nachgeschlagen zu haben scheint. Er würde dort gesehen haben, dass die Bedeutungen des Wortes noch erheblich weiterreichen, als er irgend erwähnt. Er hätte auch ein Wort darüber verlieren können, weshalb eigentlich *novas* so gut wie ausnahmslos im Plural erscheint.

Weder zu den Novellen noch auch recht zu den *Novas* gehören die im zweiten Kapitel behandelten „Novellenstoffe in lyrischer Form": Romanzen, Pastourellen und Albas. So ist also gegen die Abgrenzung des Buches mancherlei zu sagen. Aber der Fehler ist eher ein Zuviel als ein Zuwenig, und so sollen uns die vom Verfasser gebrachten Zusammenstellungen (die allerdings meist keine *novas* im ursprünglichsten Sinne des Wortes sind) willkommen sein.

Einzelnes: S. 35. Dass Wilhelm von Nevers in der Flamenca an Stelle des Priesters die Messe liest, ist eine kleine Ungenauigkeit. Er wird nur zum assistierenden *clerc* des Messe lesenden Priesters. — S. 68 sollte der Verfasser nicht vom guten Herzen der Dame im Castiagilos reden, die ihren Gatten nicht hätte verprügeln lassen wollen. Sie ruft vielmehr ihren Leuten zu: „*Baros, yeu ai vist lo trachor; Ve·l vos en aquela bestor. Dressatz l'escala e puiatz E si'ades totz pesseiatz Que sol no·l laissetz razonar!*" Es lag also nicht an ihr, wenn Herr Alfons mit dem Leben davonkam. — S. 78 zählt der Verfasser gewisse Typen auf, die in der provenzalischen Liebeserzählung erscheinen. Es fehlt aber dort der Typus, den man für den interessantesten halten kann: die Dame, die sich als selbstlose Ratgeberin der entzweiten Liebenden erweist, wie es die bell' Alamanda bei Giraut von Bornelh ist, oder na Tiborc in der Razo zu Bertran de Borns Lied *S'abrils e fuolhas e flors* (Stimming 3 S. 124). — S. 99: Den Namen des Knappen Leutat, den in Peire Guillems Gedicht der Liebesgott mit sich führt, übersetzt M. „Leichter Sinn". Hätte er die Silbenzahl der Verse beachtet, in denen der Name vorkommt, so hätte er gesehen, dass diese Uebersetzung unmöglich ist. *Leutat* von *leu* „leicht" konnte nur zweisilbig sein. Der Name ist aber dreisilbig *lēutat* (s. 412, 26; 413, 5 v. u.; 415, 16. V. 413, 10 v. u., wo der Name zweisilbig zu sein scheint, ist leicht zu korrigieren, indem man *de* streicht). Es ist offenbar *lēautat* in freilich ungewöhnlicher Weise zu *lēutat* geworden, und der Knappe ist die „Treue".

Breslau. C. Appel.

Leonardo Olschki, Galilei und seine Zeit. (Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen Literatur. Dritter Band.) Halle a. S., Max Niemeyer. 1927. VIII, 480 S.

Als ich im Jahre 1919 auf Wunsch des Herausgebers der „Neueren Sprachen" Olschkis ersten Band der Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen Literatur besprach (siehe N. Spr. Bd. XXVII, S. 366—368), konnte ich auf die grosse Belesenheit des Verfassers, auf seine gewandte Darstellung und auf seine ausgedehnten Kenntnisse auch ausserhalb der Fachwissenschaft liegender Gebiete hinweisen. Olschki hatte im ersten Band die technischen Schriften vom Mittelalter bis zur Hochrenaissance und zur Reformation besprochen. Drei Jahre später ist der zweite Band, der den Titel führt: „Bildung und Wissenschaft im Zeitalter der Renaissance in Italien" erschienen. Hier werden in ausgezeichneten, reich dokumentierten Kapiteln die Philosophie der Renaissance, das Latein als Sprache der Wissenschaft, der Kampf gegen das Latein, das immer stärkere Eindringen der Volkssprache in die Sphäre der Wissenschaft und die Popularisierung der Wissenschaft behandelt. Der dritte Band, der sich ausschliesslich mit Galilei beschäftigt, liegt mir jetzt vor. Er steht den beiden ersten in keiner Weise nach. Denn durch Olschkis Studie wird nicht nur das Kulturbild der Spätrenaissance wertvoll ergänzt, sondern es wird zugleich eine ihrer markantesten Persönlichkeiten klar, ansprechend und wirkungsvoll herausgearbeitet. Als einleitende Studie gibt uns der Verfasser eine Darstellung des Werkes und der Persönlichkeit Giordano Brunos, den er als den Philosophen charakterisiert, der die strenge Begrifflichkeit der Philosophie meide und der als Dichter sich von der intuitiven Freiheit der Poesie fernhalte, sich dabei einer Ausdrucksform bedienend, die eine künstlerische Verschmelzung intellektueller und anschaulicher Inhalte ermögliche.

Zur Entwicklung der Persönlichkeit Galileis wird vor allem sein mathematischer und sein literarischer Bildungsgang einer Betrachtung unterzogen. Die technische Begabung ist der Schwerpunkt von Galileis Lebenswerk. Durch die Kurse eines an sich unbedeutenden Mathematikers lernte Galilei die zweckdienliche Anwendung der Mathematik kennen. Er bricht das begonnene Studium der Medizin ab und wendet sich ganz der Mathematik und der Astronomie zu. Seine Forschung aber beschäftigt sich mehr mit spekulativen denn mit technischen Fragen. Seine Geistesrichtung ist von vornherein eine platonische, die ihn mit Notwendigkeit zu Kopernikus hinführen musste.

Als Literat wird Galilei zu einem Meister der italienischen Sprache, zu einem Schöpfer ihres klassischen Stils. Das Wunder in Galileis Prosa ist die harmonische Verbindung von objektiven Erkenntnissen und von subjektiven Bekenntnissen, von Mathematik und Literatur, von Abstraktion und Aktualität. Galilei klärt die Spannung zwischen Volkssprache und Kunstsprache. Denn seine Werke sind grösstenteils in italienischer Sprache verfasst.

Digitized by Google

Nicht nur als Literat, sondern auch als Lehrer überschreitet er die engen Grenzen akademischer Wirksamkeit und teilt seine wissenschaftlichen Ergebnisse vor allem in privaten Kursen einer grösseren Oeffentlichkeit mit. Schliesslich verlässt er die Universität, die seiner Lehrtätigkeit zu enge Schranken setzte, und geht als Hofmathematiker nach Toscana.

Galilei ist eine von jenen Persönlichkeiten der Spätrenaissance, die nach verschiedenen Richtungen Fesseln zu sprengen haben: Er selbst muss sich von den Banden überkommener mittelalterlicher Forschung befreien, er muss der grösseren Masse des Volkes, die ausserhalb der Gelehrtenwelt stand, die Ergebnisse seiner mathematisch-astronomischen Forschungen vermitteln, er muss sich zu diesem Zwecke der Volkssprache bedienen und muss schliesslich aus der Umfriedung der Universität heraustreten. Der Kampf in seiner Brust zwischen alter Forschung und neuen Zielen, sein Ringen um die Bereicherung menschlicher Erkenntnisse zugunsten der Allgemeinheit, sein Emporsteigen über die Grenzen der Fachgelehrsamkeit, sein Bemühen um die literarisch-ästhetische Form machen ihn zu einer typischen Erscheinung seiner Epoche, deren materielle und geistige Kultur er beherrschte und zum Abschluss brachte.

Olschki versteht es ausgezeichnet die verschiedenen Züge des Spätrenaissancemenschen in Galilei zu beleuchten und die astronomisch-mathematische Forschung jener Zeit, nicht um ihrer selbst willen, sondern in Verbindung mit der Geistesgeschichte jener Epoche, herauszuarbeiten.

Die Leser der ersten drei Bände des gross angelegten Werkes werden mit mir lebhaft wünschen, dass uns die Fortsetzung, die sich mit Frankreich beschäftigen soll, bald beschert wird.

Würzburg. Adalbert Hämel.

W. Beinhauer, Spanische Umgangssprache. Ferd. Dümmler. Berlin u. Bonn. 1930. XVI u. 268 S.

Diese ausgezeichnete Untersuchung der spanischen Umgangssprache stammt von einem Schüler L. Spitzers, dessen „Italienische Umgangssprache" dem Autor die Wege gewiesen hat.

Die liebevolle Beschäftigung mit der Umgangssprache ist jüngeren Datums. Die strenge Scheidung zwischen Dialekt und Schriftsprache übersah die Sprache des täglichen Verkehrs in den Städten. Diesem Mangel helfen ab die Werke von Wunderlich, L. Spitzer, J. B. Hofmann, Henri Bauche für das Deutsche, Italienische, Lateinische, Französische.

Durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Spanien war Beinhauer besonders befähigt, die spanische Umgangssprache bis in ihre feinsten Verästelungen zu verfolgen. Er war daher auch in der Lage, zahlreiche selbstgehörte Belege zu bringen. Im übrigen schöpft er aus Wörterbüchern und namentlich aus den Werken von Lustspiel- und Possendichtern, in denen die Umgangssprache der unteren Volksschichten unverfälscht und ohne jede Stilisierung in Erscheinung tritt. In fünf Kapiteln werden „Eröffnungsformen des Gesprächs", „Höflichkeit", „affektische Ausdrucksweise", „Sparsamkeit und Bequemlichkeit", „Abschlussformen des Gespräches" behandelt. Ein Sach- und Stichwortregister sowie ein Wörterverzeichnis erleichtern das Nachschlagen.

Einzelne Bemerkungen: S. 12: *simpático, a,* als Kosewort ist auch italienisch. (Vgl. Rez in Z. f. R. Ph. 1921, S. 247.) — S. 15: Zu *mala persona* als fiktive Beschimpfung des geliebten Wesens vgl. im Wiener Kellnerinnenjargon *Sie Schlimmer*! — S. 20: Auf die volkskundliche Bedeutung der Redensart *tener mala sombra* seien die Folkloristen nachdrücklich hingewiesen. — S. 42: „Die Interjektion *ca* fängt an zu veralten." 1903 hörte ich sie noch häufig. — S. 48: Zu span. *regular* vgl. engl. *regular* in derselben Bedeutung. — S. 56[50]): Die Etym. span. *bravo* < lat. *barbarus* wird von Sainéan, Sources indigènes I, 415 ff. angezweifelt. Nach ihm ist *bravo* „Stier" schallnachahmende Bildung und der Ausgangspunkt für die Bedeutungsentwicklung des Wortes. — S. 76: Dass die nur als Höflichkeitsformel zu wertende Anbietung des Eigentums auch gelegentlich in Frankreich vorkommt, ersieht man aus Thurners Comédie, „Gaby", A. 1, Sz. 5, wo der Hausherr Rondet zu seinem Gaste Jean sagt: Vous devez savoir que cette maison est la vôtre. Diese Höflichkeitsfloskel wird als ungewohnt empfunden, daher die ironische Anwort: C'est un joli cadeau. Ferner a. a. O. A. 1, Sz. 8: Jean: La maison est à moi? — Rondet: Parfaitement. — Jean: Et, cependant, c'est à nous d'en sortir. — S. 77: *una coisa* Druckfehler für *uma coisa.* — S. 78: Zu *es usted muy dueño* vgl. ital. *padronissimo.* — S. 80: Volkskundlich beachtenswert der Ausruf *recometa* (Komet als Unglücksstern). — S. 94: Zu *abro la ventana*? = Soll ich das Fenster öffnen? Vgl. ital ebenso *apro la finestra*? — S. 104: *vien eusted tarde* = Sie kommen zu spät. Ebenso ital.: *viene tardi.* — S. 144: *pablar* > *paular* kommt nicht von *fabulari*, sondern von *parabolare* (R. E. W. Nr. 6222). Allenfalls kann man Verquickung dieses Wortes mit *fabulari* annehmen. — S. 154: Ueber den mythisch-volkskundlichen Hintergrund der Redensart *echar sapos y culebras* (= port. *dizer sapos y saramantigas* [*cobras y lagartos*]) vgl. Rezensent, Das Tier im Spiegel der Sprache, S. 214. — S. 155: *chinchar* „belästigen" von *chinche* „Wanze". Vgl. *chinchoso* „zudringlich". — S. 157: *casco* „Rausch" ist wohl nicht zu trennen von der vulgärfranz. Redensart *avoir son casque* „betrunken sein". *casco* ist hier „Helm" und gehört in jene Gruppe von Bezeichnungen für den Rausch, die von Kopfbedeckungen hergenommen sind. (Vgl. Rez., Z. f. R. Ph., 1921, S. 248[1].) Hierher auch *le casque des neurasthéniques*, womit in der franz. Aerztesprache der nervöse Kopfdruck bezeichnet wird. Ueber *papalina* „Rausch" vgl. a. a. O. und ausserdem M. L. Wagner in Volksk. u. Kultur d. Romanen III, 119. — S. 177: Sehr beachtenswert der Geschlechtswandel bei weiblichen Tiernamen, wenn sie metaphorisch auf Personen angewendet werden wie *un calandria, un cucaracha, un trucha.* — S. 179: Bemerkenswert span. *cuco* in der Bedeutung „schlau" im Gegensatz zu ital. *cucco*, engl. *gowky* „dumm". (Vgl. noch rum. *cap de cuc* „Dummkopf".) Ueber die antithetische Auffassung des Kuckucks bald als Betrügers, bald als Betrogenen vgl. Rez. op. cit., S. 126f. — S. 187: Warum beharrt Verf. bei der von Meyer-Lübke (R. E. W. Nr. 5260) mit Recht abgelehnten Diezschen Etymologie *malvado* < *male levatus*? Schuchardt hat in prov. *malvatz* < *malvat* < span. *malvado* wohl richtig lat. *malefatius* „mit schlechtem Schicksal behaftet" gesehen.

Klagenfurt. R. Riegler.

Digitized by Google

Alice Braue, Beiträge zur Satzgestaltung der spanischen Umgangssprache. Seminar für romanische Sprachen und Kultur. Hamburg 1931. XII u. 123 S.

Die vorliegende Arbeit von A. Braue ist in mehrfacher Hinsicht als vorzüglich zu bezeichnen. Die Untersuchungen umfassen nicht nur das ganze spanische Sprachgebiet sondern erstrecken sich auch auf die Nachbarsprachen Portugiesisch und Katalanisch; ferner sind sowohl die wichtigsten spanischen Dialekte wie auch frühere Sprachperioden berücksichtigt worden, was wertvolle Schlüsse auf Verbreitung und Alter mancher Erscheinungen zulässt. Auch andere Sprachen, wie Französisch und Deutsch, wurden des öfteren vergleichsweise herangezogen. Wie breit die Grundlage ist, auf der sich die Brauesche Arbeit aufbaut, zeigt schon auf den ersten Blick das äusserst ausführliche, wertvolle Literaturverzeichnis und bei näherem Zusehen die zahlreichen bibliographischen Angaben, die über das ganze Werk hin verstreut sind. Die Leistung als Ganzes ist um so bemerkenswerter, als die Verfasserin ihre Erkenntnisse im wesentlichen aus Lektüre geschöpft hat, ohne bisher Gelegenheit zu längerem Aufenthalt in einem Lande spanischer Zunge gehabt zu haben. Das Beispielmaterial, das mustergültig gesichtet ist, stammt teils aus Lustspielen, teils aus Romanen, Märchen und Volksliedern, in denen die gesprochene Sprache vorherrscht. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die ebenso ausführliche wie wohlgelungene Darstellung des Bedingungssatzes auf S. 91ff.

Es seien mir im weiteren einige Ergänzungen und Vorschläge für Deutungsmöglichkeiten gestattet, die von der Auffassung der Verfasserin abweichen.

Zu S. 5. Die Anrede *hija*, die einem Manne gegeben wird, halte ich nicht für wahrscheinlich. Entweder handelt es sich ganz einfach um einen Druckfehler (*hijo*) oder aber um Selbstanrede der Sprecherin. Die Ausdehnung von männlichen Vokativen auf weibliche Personen dagegen (namentlich *hombre*) ist sehr gebräuchlich. —

Ibd. In *¡Atreverse a enamorar a mi hija el perdulario este!* ¡*Re*! kann man das *¡re!* nicht „als selbst zur Interjektion geworden", sondern nur als Aposiopese bezeichnen. Der Sprecher wollte einen besonders starken Ausdruck gebrauchen; er schleudert einmal zunächst ein *re-* hervor, findet dann aber in der Erregung keine ihn befriedigende Interjektion, oder aber das ihm auf der Zunge liegende Wort ist so anstössig, dass er sich selbst Einhalt gebietet.

Ibd. *ta*, das nur in mehrfacher Wiederholung vorkommt (¡ta ta ta ta ta!), soll den Klang der Partnerrede nachäffen und diese damit als leeres, für den Sprecher belangloses Wortgeklingel hinstellen.

Z. 28 *¡Recomba!* soll wohl *¡rebomba!* heissen (ebenso S. 52).

Zu S. 7. *¡Repuñales!* (der Ton liegt auf dem *a!*) ist Verstärkung von *¡puñales!*, dieses euphemistische Verunstaltung von *¡puñeta!*

Zu S. 9. Da der Typus *¡vaya un(a)* + Subst.! auch ohne unbest. Artikel geläufig ist (z. B. *¡vaya hembra! ¡vaya tío!*), halte ich die Erklärung, wonach die Entstehung der Wendung durch den Parallelismus von Sätzen wie *¡tienes unas preguntas!* beeinflusst worden wäre, für fraglich. Die betreffenden Wendungen werden ausserdem mit fallendem Akzent gesprochen: *¡vaya un refajo!* (Ton auf *refajo*), während in Fällen wie *¡me da una rabia!* der unbestimmte Artikel leicht betont wird und ausserdem die Stimme gehoben bleibt, also die Ellipse noch als solche empfunden wird. —

Zu S. 10. Der Typus *¡ay de mí!* ist in der gewöhnlichen Umgangssprache ebenso selten wie dtsch. ‚wehe!', das allenfalls in gehobener Rede in Dramen vorkommt. *¡Ay!* als alleinstehender Ausdruck des Schmerzes sowie beim Seufzen ist um so gebräuchlicher. —

Zu S. 12. *¡Miserable de mí!* erinnert an Fälle wie *el ladrón de tu hermano*, ‚dein diebischer Bruder'; *el sinvergüenza de Paco* ‚dieser unverschämte P.!.' —

Zu S. 18. Der Infinitiv in dem Beispiel *¡Un hombre casado, un hombre de familia tener que marcharse a la vejez!* appeliert an die Phantasie des Hörers und ist gleichsam ein zeitloses Bild, das der Sprecher vor sich auftauchen sieht. Dasselbe kommt besonders deutlich durch einleitendes *mira* (*mire usted*) *que* . . . (‚stelle dir's nur vor!') zum Ausdruck. —

Zu S. 23. Die Kurzfrage in *y la que tenga invidia, ya pué di* (= *ir*) *reventando.* — *¿Invidia yo de ti, so cochambrosa?* kommt einer Zurückweisung der Partnerrede gleich. Man könnte sich ein *¡vamos hombre, no me fastidies!* hinzugefügt denken. —

Zu S. 27. An Stelle von *qué de* . . . hört man namentlich in Verbindung mit abstrakten Substantiven häufig *la de* . . ., z. B. *La de disgustos que has dado ya a tu pobre mamá* (Beinhauer, Frases S. 56), wobei hinter *la* ein Mengesubstantiv wie *porción* zu ergänzen ist, ebenso wie in *¡me han contado una de chistes!* hinter *una*. —

Zu S. 28. *¡Y poquito dinero que iba a ganar* . . . nicht „. . . verdient hat', sondern „. . . verdienen würde'. (Erlebte Rede!)

Zu S. 29. Die Verbindung *tan — que* in *¡Ah tan chocantes que son los borrachos!* dürfte nur südamerikanisch sein. In Spanien ist *tan — como* das Geläufige.

Zu S. 43. Im Zusammenhang mit *¡venga!* sei an die häufige Redensart *¡venga de ahí!* erinnert ‚Los!', ‚legen Sie los!' (als Aufforderung zu einer Rede od. dgl.). *Ahí* bezieht sich auf die Person des Angeredeten ähnlich wie das Demonstrativpronomen in *¡venga esa mano! ¡vengan esos cinco* (sc. *dedos*)*!* ‚Gib her deine Hand, (dass ich sie dir drücke)!' —

Zu S. 44 (letzte Zeile). *¡Acabarás de cacarear, maldito!* ‚hast du endlich bald ausgegackert?', ‚willst du jetzt endlich deinen Mund halten?' (vgl. frz. *as-tu fini?*) erinnert an das ebenfalls humoristische *¿acabarás de parir?* ‚bist du endlich mit deiner Geburt zu Ende?', ‚bist du endlich fertig?' —

Zu S. 48 (Anm.). Das Fehlen des Typus *¡a callar!* im Portugiesischen bestätigt die Richtigkeit der vorhergehenden Erklärung, wonach „im Affekt das Verbum der Bewegung erspart wurde, da sich das Interesse des Sprechenden lediglich auf das Ziel, den Zweck der Bewegung, ausgedrückt durch *a* + Infinitiv, richtete". Im Portugiesischen steht nämlich nach den Verben der Bewegung der reine Infinitiv. Die Form *toca a beber* = *bebam* hat im Spanischen eine volle Entsprechung: *¡a beber tocan!*, jetzt heisst's ‚getrunken!'. Dieses *tocan* stammt aus dem Stierkampf: *tocan* (‚es wird geblasen') *a matar*. (Die einzelnen Phasen der *corrida* werden bekanntlich jeweils durch ein Trompetensignal angekündigt.)

Zu S. 48 Z. 16. In *¡sí, sí! Que cene con nosotros.* (*al mozo*) *Aumentando las raciones*, steht das Gerundium nicht an Stelle eines Imperativs, sondern ist entsprechend seiner natürlichen Funktion zu interpretieren: „. . . wobei die

Digitized by Google

Portionen (entsprechend) vergrössert werden müssen.' Irreführend ist allerdings die Interpunktion, die aber oft im Spanischen etwas willkürlich gehandhabt wird. —

Zu S. 49. *Ya estás arreando* in der Bedeutung ‚Mach, dass du fortkommst!' erklärt sich aus einem Vorausstürmen der Phantasie in die Zukunft: ‚Ich sehe dich schon abtrollen.' (Siehe L. Spitzer, Fait-accompli-Darstellung im Spanischen; Jahrb. f. Phil. Bd. II, S. 270ff.) —

Ibd. Z. 18. In Fällen wie *¡que se largue usté de aquí, so indecente!* ist nicht *quiero* oder *mando*, sondern *digo* bzw. *he dicho* zu ergänzen: *¡Ay hombre, por Dios no mires . . . tapa! ¡Que tapes, he dicho!* (C. Arniches, Es mi Hombre, S. 11.) Vgl. auch dtsch. ‚Ich habe doch gesagt, dass . . .' —

Zu S. 51, Z. 30. *Manta* bedeutet ‚Decke', ‚Reiseplaid'.

Zu S. 54 Z. 20. *Traje de luces:* nicht ‚Sonntagsanzug', sondern ‚Stierfechterkostüm'. —

Zu S. 58. Zwei Belege für *¡ojo a . . .!* liefert das Dicc. de la Real Academia: *ojo a la margen; ojo al cristo que es de plata.* Im Dicc. de Refranes von Sbarbi findet sich ausserdem *ojo al dinero que es el amor verdadero.*

Zu S. 62. Bei der Beurteilung des einleitenden *¿qué?* in der Frage ist Vorsicht geboten. So ist das Fehlen des Kommas in der dritten Beispielgruppe reine Interpunktionsangelegenheit; die Artikulierung ist genau dieselbe wie bei Gruppe II. Das in der vierten Gruppe jeweils auftretende *que* hingegen dürfte sich an ein vorschwebendes Frageverbum anlehnen: *¿(Dices) que no vino el conejo con el mandado?* Oder aber der Akzent auf dem *e* von *que* ist versehentlich weggeblieben. In der Intonation ist jedenfalls einleitendes *¿qué?* von unbetontem *que* streng geschieden und ein allmähliches Uebergehen von dem einen in das andere ganz undenkbar. Z. B.: *Qué, ¿no vino?* (hinter *qué* ist *hay* oder *pasa* zu ergänzen); dagegen: *¿que no vino* (sc. *has dicho*)? ‚nicht gekommen ist er (hast du gesagt)'?

Zu S. 63 *¿Verdad?* ist als Ellipse von *¿no* es *verdad?* zu betrachten. Das daran anknüpfende *que* erklärt sich dann ganz einfach als *que* = ‚dass': ‚(ist es nicht) wahr, dass . . .?' Das volle *¿no es verdad?* begegnet deshalb seltener, weil die daraus entstandene Ellipse (wie dies ja der Fall zu sein pflegt) den noch bestehenden unverkürzten Ausdruck allmählich verdrängt. —

Zur Anmerkung: Der hier zitierte portugiesische Sprachgebrauch deckt sich ganz mit dem englischen in Fällen wie *he is a good fellow, is n't he?* —

Zu S. 67. Portug. Fragen wie *o que desêja?* deute ich: ‚Was Sie wünschen (, ist . . .)'. Vgl. span. *¿Entonces, lo que usted desea . . .? — Es una colocación.* —

Zu S. 73. *Conque* als Verlegenheitswort entspricht ganz dtsch. ‚also (, was ich sagen wollte)'.

Zu S. 74. Neben *de modo que* . . . kommt in der Madrider Umgangssprache *de forma que* . . . gelegentlich auch *de manera que* . . . und in gehobenerer Sprache der Gallizismus *de suerte que* . . . vor.

Zu S. 80. Den Beispielen auf S. 18 u. ff. sei noch hinzugefügt: *Miss: (Ese rosal) sobre aquel pedestal. — Rafaela: ¿Er pede . . . cuá* (= *cuál*)? (Muñoz Scea, Los Pergaminos, S. 8). Dem *tal*, das die ungebildete Rafaela dem gelehrten *pedestal* entnimmt, entspricht in der Frage ein *¿cual?* —

Zu S. 87, Fussnote 46. Die hier erwähnten *si*-Sätze gehören zu den S. 16 und 17 behandelten Fällen (*¡Hombre de Dios, si son lanchas pescadoras!* „. . . das sind ja Fischerkähne!'). —

Zu S. 101, Anm. Das *si* in dem Beispiel *¡Yo dejar a Rosa! — Si te engañaba, ¿por qué no?* ist nicht bedingend, sondern begründend: ‚wenn (= da) sie dich ja doch hintergehen wollte', oder (je nach der Situation, die sich natürlich nur aus dem Zusammenhang ersehen lässt), wenn sie dich ja doch schon (die ganze Zeit) hintergangen hat.' Das nächste Beispiel *si no había más remedio* bedeutet: ‚es blieb ja doch nichts anderes übrig', gehört also zu den Fällen auf S. 16 unten. —

Zu S. 104 Z. 1: *Como ella me quiera* . . . ist zu interpretieren; ‚Wenn sie mich nur liebt, (, alles andere ist mir gleich)'. Bedeutungsentwicklung: ‚sowie sie mich liebt (von dem Augenblick an) . . .' Ebenso *Como me toque usted, me tiro al pozo:* ‚Sowie Sie mich berühren . . .'. ‚Sie brauchen mich nur zu berühren . . .'

Zu S. 116, unten: *En esto, la mar nos fué atracando el uno al otro. En esto:* ‚In dieser Lage', ‚in diesen Augenblicken'. Das Beispiel passt also nicht hierher.

Zu S. 121. In manchen Fällen ist der Gebrauch des Indikativs nach *aunque* hinsichtlich der Bedeutung von dem des Konjunktivs strenger geschieden, z. B. *Esta tarde saldré aunque llueve* , . . . obgleich es (tatsächlich) regnet'; dagegen *esta t. saldré aunque llueva*, . . . selbst wenn es regnen sollte' (es regnet tatsächlich noch nicht). —

Druckfehler:

S. 7, Z. 41: Statt *perdiodricos* lies: *periódicos!* — S. 18, Z. 3: Statt *anuncea* lies: *anuncia!* — S. 45, Z. 20: Statt *guadana* lies: *guadaña!* — S. 54, Z. 35: Statt *se* lies: *si!* — S. 61, Z. 18: Statt *sina* lies: *siñá* (= *señora*)! — S. 65, Z. 9: Statt *confiamos* lies: *confiemos!* — S. 87, Z. 11: Statt *acordaume* lies: *acordarme!* — S. 91, Z. 13: Statt *Konjunktur* lies: Konjunktion! — S. 97, Z. 32: Statt *publica* lies: *pública!* — S. 107, Z. 17: Statt *quedara* lies: *quedará!* — S. 123, Z. 18: Statt *enseñaras* lies: *enseñaros!*

Köln. W. Beinhauer.

Literaturberichte der Archivalischen Zeitschrift, VII. Ulla Deibel, Spanien und Portugal. Separat-Abdruck aus „Archivalische Zeitschrift", Band 38 (1929), S. 218—254.

Diese gründliche und in jeder Beziehung verlässige Zusammenfassung dessen, was an spanischer Archivliteratur seit etwa 1915 erschienen ist, bildet eine unentbehrliche Ergänzung zu der allgemeinen Einführung von A. González Palencia, *Los archivos españoles y las investigaciones histórico-literarias, Madrid 1926*, zugleich aber auch einen wichtigen Behelf für alle jene, die in den verschiedenen Teilgebieten hispanologischer Studien einigermassen auf dem laufenden bleiben möchten, denen aber bei der beängstigenden Fülle spanischer Neuerscheinungen jede Uebersicht zu entgleiten droht. Sie verdient darum, aus dem abgelegenen Winkel ihrer nur von Fachleuten zur Hand genommenen Spezialzeitschrift hervorgeholt und in das Gesichtsfeld eines grösseren Leserkreises, insbesondere aller historisch und romanistisch Interessierten, gerückt zu werden.

Zweierlei war bei der in ihrer Abfassung undankbaren, in ihrem Resultat um so dankenswerteren Arbeit nötige Voraussetzung: fürs erste archivalische Schulung, fürs zweite hispanologische Fachkenntnisse. Der Verfasserin steht beides in aller wünschenswerten Gründlichkeit zur

Digitized by Google

Verfügung. Sie ist Beamtin an einem Münchener Archiv, und sie ist ausserdem als Schülerin des Altmeisters Heinrich Finke mit spanischer Geschichtswissenschaft und ihren Grenzgebieten wohlvertraut. Von ihren bisherigen Arbeiten gebührt vor allem der durch die *Real Academia de Bones Lletres de Barcelona* 1924 preisgekrönten, katalanisch geschriebenen Monographie über Königin Eleonore von Sizilien (Barcelona 1928, in der Sammlung *Sobiranes de Cataluña*) eine nachdrückliche Hervorhebung.

Der uns zur Berichterstattung vorliegende Aufsatz teilt sich inhaltlich in zwei Hauptabschnitte: Spanien und Portugal, nebst einem Anhang über die lateinamerikanischen Freistaaten. In lichtvoller Untergruppierung scheidet sich dann jede dieser beiden Hälften in je zwei Kapitel, deren erstes über *Allgemeines*, deren zweites über *Die einzelnen Archive* Rechenschaft gibt. Wichtig erscheint mir vor allem der Hinweis darauf, dass der Bericht nicht in Form einer durch Gemeinplätze und leere Floskeln nur scheinbar zur Abhandlung verbundenen Aufzählung bibliographischer Titel geschieht, sondern dass vielmehr die einzelnen Hinweise durch ebenso sorgfältige wie sachkundige Umschreibungen und Charakterisierungen inhaltlicher und kritischer Art vertieft sind. Ich gebe ein paar Beispiele. Unter Abschnitt A, Kapitel 1 (S. 220) findet der Leser in 18 Zeilen alles Wissenswerte über die zweibändige *Paleografía española* von Garcia Villada. Bald darauf fesselt ihn eine bei aller Knappheit erschöpfende Information über die seit einigen Jahren berechtigtes Aufsehen erregenden spanischen Archivforschungen von Paul Kehr. Gelegentlich der Berichterstattung über die auch für Philologen unentbehrliche *Revista de Archivos* gibt es einen lehrreichen und durchaus nicht überflüssigen Exkurs über die eigenartige (und zweifellos sehr bürokratische) Verkoppelung des höheren Dienstes an spanischen Archiven, Bibliotheken und Museen. Jeder, der Interesse für die spanische Wissenschaft und Beziehungen zu ihren Vertretern hat, muss sich in diesen Dingen einigermassen auskennen. Ich erwähne noch kurz ein paar wichtige Posten. S. 226 das von A. González Palencia beigebrachte neue Material zur Geschichte von Antonio Pérez, S. 227 den Bericht von W. Heins über das Archiv in Simancas, ebendort den Hinweis auf die zwei neuesten Bände der unergründlich reichen, aber leider allzuwenig bekannten und gewälzten Serie *Calendar of Letters, Despatches and State Papers*, S. 228 die ebenso kurze wie betrübliche Geschichte des *Centro de Estudios Americanistas*, eine Angelegenheit, die in einem vom Weltkrieg und seinen Folgen verschonten Lande, so möchte man meinen, nicht hätte vorkommen sollen, und vieles andere mehr.

Die Verfasserin kennt sich auf ihrem Gebiete gründlich aus. Kein Buch, kein noch so versteckter Zeitschriftenartikel entgeht ihr, und ich glaube nicht, dass ihr auch nur eine einzige wesentliche Lücke nachzuweisen wäre. Sie hat aber noch eine, für bibliographische (und andere) Kritik unerlässliche, wenn auch nicht immer für nötig erachtete Eigenschaft: sie berichtet nie aus zweiter oder dritter Hand, sie kennt, was sie nennt, aus eigener Lektüre, und sie versteht es, stets das Wesentliche und immer nur dieses auszusagen. Wenn es nach mir ginge, so müsste dieser sehr zuverlässige und sehr nützliche Literaturbericht, etwa in Form einer selbständigen Broschüre und um ein genaues Autoren- und Sachverzeichnis erweitert, in Bälde neu gedruckt und so allen Beteiligten bequem zugänglich gemacht werden. Auf jeden Fall aber dürfte die Verfasserin des Dankes einer nicht allzukleinen Interessengemeinde sicher sein, wenn sie sich entschliessen könnte, diese Art der Berichterstattung in Abständen von etwa 5 bis 7 Jahren fortlaufend zu wiederholen.

München. Ludwig Pfandl.

Friedrich Lang, M. Eminescu als Dichter und Denker. Klausenburg, Literarische und Graphische Kunstanstalt A.-G. Minerva. 1928. 183 S.

J. Sân-Giorgiu, Mihail Eminescu si Goethe (Michael Eminescu und Goethe). Craiova, Verlag Ramuri, o. J. [1930]. 44 S.

Michael Eminescu (1849—1889), ein Moldauer, ist der grösste Dichter des Rumänentums, zugleich einer seiner bedeutendsten Denker. Den tiefsten und feinsten Gründen rumänischer Volkheit entsprossen, hat Eminescu, der fast ganz an deutschen Schulen und Universitäten herangebildet wurde (Czernowitz, Hermannstadt; Wien, Berlin), bedeutsame deutsche Bildungseinflüsse erfahren. Es ist das besonders bemerkenswert, weil seelische Wahlverwandtschaft die Rumänen in ihrem Dichten und Denken von jeher sehr viel stärker zum französischen als zum deutschen Vorbild trieb und Eminescu innerhalb der rumänischen Literatur in dieser Beziehung eine Sonderstellung einnimmt. Mit Aufmerksamkeit trägt Sân-Giorgiu in seiner Broschüre zusammen, was auf Grund zahlreicher Vorarbeiten über Goethischen Einfluss auf einzelne Dichtwerke Eminescus festzustellen war; über das bisher Bekannte hinaus gelingt es ihm, eines der berühmtesten Gedichte Eminescus (*Luceafărul*, Abendstern) auf Goethes „Hochbild" zurückzubeziehen. Er liefert damit einen Beweis mehr, dass Goethes Westöstlicher Diwan für Eminescus Lyrik von Bedeutung war. Ein Künstler vom Rang Eminescus wird erhaltene Anregungen freilich so tief verarbeiten, dass mit der Aufzeigung von (mehr oder minder doch nebensächlichen) „Beeinflussungen" — wie Sân-Giorgiu das S. 7ff. selbst ausspricht — erst Vorarbeit für eine tiefer dringende und umfassende Darstellung dessen geleistet ist, was Eminescu Goethe geistig verdankt. Sân-Giorgius Broschüre kann diese Darstellung nicht ersetzen, sie aber mit herbeiführen helfen.

Friedrich Lang, dessen Buch in einer rühmenswert guten äusseren Aussattung vor uns tritt, weicht diesen Fragen aus. Es erweckt fast den Eindruck der Absichtlichkeit, wenn er es vermeidet, auf das oben angedeutete Problem des deutschen Bildungserlebnisses bei Eminescu näher einzugehen, obwohl die Zielsetzung seines Buches, Eminescu der deutschen Leserwelt bekannt und vertraut zu machen, ein solches Vorhaben begünstigt, ja wohl erfordert hätte. In vier methodisch klar gefassten Abschnitten führt Lang uns Eminescus Naturlyrik, Liebeslyrik, seine philosophischen und politisch-sozialen Ansichten vor. Er liefert eine willkommene Ergänzung der sich fast ganz auf das Biographische beschränkenden deutschen Arbeit J. Scurtus „M. Eminescus Leben und Prosaschriften", 1913 (Leipziger Diss.). Leider geht Langs Darstellung nicht immer tief. Auch das unmögliche Deutsch, in dem das Buch abgefasst ist, wird seiner Verbreitung hinderlich sein.

Jassy (Rumänien). Karl Kurt Klein.

Digitized by Google

Neuphilologische Monatsschrift II, 5 (Mai 1931): Hermann Platz, Ueber religionsphilosophische Methoden („réagir" und „réaliser") und ihre Auswirkungen im Geistesleben des modernen Frankreich. — Friedrich Schönemann, Der Weltkrieg in der amerikanischen Literatur. — Alfred Ehrentreich, Grundbedingungen einer Unterrichtsorganisation im Englischen. — Kleine Beiträge: Emma Martens, Zu den „freien Arbeiten" im neusprachlichen Unterricht. — Kurt Lewent, Streifzüge durch die französische Syntax. — II, 6 (Juni 1931): K. Bornhausen, Die Religion in der englischen Literatur des letzten Jahrhunderts. — B. Q. Morgan, Zur Geschichte und Charakteristik des afro-amerikanischen Volksliedes. — H. Temborius, Vom neueren kosmopolitischen Roman in Frankreich. — Kleine Beiträge: E. Weber, Seelenmörder oder Unholdtöter? — W. Franke, Bericht über einen Versuch zur Förderung von Studienreisen nach England. — R. Schade, Der internationale Neuphilologentag zu Paris.

Neophilologus XVI, 3: C. Kramer, Anatole France et André Chénier II. — E. Boulan, Longue glose sur une courte phrase de Pascal. — M. Bartoli, L'accordo tra due leggi dell'accento paleogermanico. — E. W. Theissen u. W. N. Vlaming, Interpretationsfrage bei Gottfried von Strassburg. — J. H. Scholte, Zu obiger Interpretationsfrage. — W. Krogmann, Die Szene „Nacht. Offen Feld" in Goethes *Faust*. — G. A. Nauta, Annotations to W. Map's *De Nugis curialium*. — A. G. van Hamel, De samenhang der Vǫluspá. — S. Antoniadis, A propos d'un passage de l'Evangile selon Luc. — J. Theunisz, Anonymus Leidensis en Pomponius Mela. — Buchbesprechungen: A. R. Nykl, A compendium of aljamiado literature (K. Sneyders de Vogel). — A. Thomas, Jean de Gerson et l'éducation des dauphins de France (J. J. Salverda de Grave). — Ch. Grimm, Étude sur le roman de „Flamenca" (J. J. Salverda de Grave). — E. Faral, La légende arthurienne (K. Sneyders de Vogel). — G. Schleich, Sire Degarre (A. E. H. Swaen). — G. Scheidegger, Rogue und Connycatcher (A. E. H. Swaen). — Geoffrey Chaucers kleinere Dichtungen hrsg. von J. Koch (E. L. Deuschle). — H. Dörken, Lord Byron's Subjektivismus in seinem Verhalten zur Geschichte (T. Popma). — H. Glunz, Die Verwendung des Konjunktivs im Altenglischen. — Fr. Bruns, Die amerikanische Dichtung der Gegenwart (A. Perdeck). — H. Zwerina, Neuenglisch o gesprochen wie u (A. A. Prins). — G. v. Petzold, John Davidson und sein geistiges Werden unter dem Einfluss Nietzsches. — Encyclopaedisch Handboek van het Moderne Denken, von Elsbach, de Graaf, Jordan, Proost (A. W. de Groot).

The Journal of English and Germanic Philology XXX, 1 (January 1931): G. O. Curme, Musings upon the English and the German subjunctive. — E. E. Ericson, The use of Old English *swa* as a pseudo-pronoun. — F. A. Pottle, *Nœs gīt yfel wīf* in the Old English *Apollonius*. — P. Thorson, Some English Lake-Name Forms. — L. B. Wright: Madmen as Vaudeville performers on the Elizabethan stage. — V. Harlan, Defoe's narrative style. — K. C. Hayens, Heine's Love of Country. — F. L. Shepard, Hebbels „Gedanken-Lasten" in the *Maria Magdalene*. — E. E. Willoughby, The chronology of the poems of Thomas Warton, the Elder. — Reviews: L. Hibler-Lebmannsport, Das Mittelenglische Gedicht The Seege of Troy (C. S. Northup). — K. Malone and M. B. Ruud, Studies in English Philology. A Miscellany in Honor of Frederick Klaeber (C. M. Lotspeich). — Ph. Strauch, Schriften aus der Gottesfreund-Literatur: 1. Heft, Sieben bisher unveröffentlichte Traktate und Lektionen; 3. Heft, Merwins Neun-Felsen-Buch (A. Le Roy Andrews). — C. Wesle, Priester Wernhers Maria (C. A. Williams). — Hamburg und Island (C. A. Williams). — A. Griscom, The Historia Regum Britanniae of Geoffrey of Monmouth with contributions to the study of its place in British History. Together with a literal translation of the Welsh manuscript No. LXI of Jesus College, Oxford, by R. E. Jones (J. J. Parry). — E. Vinaver and Rev. H. J. B. Gray, Arthuriana; Proceedings of the Arthurian Society (J. J. Parry). — Hofstaetter and U. Peters, Handbuch der Deutschkunde (C. Selmer). — E. Castle, Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte (E. von Schroetter). — Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors (J. A. Walz). — E. Roedder, Das südwestdeutsche Reichsdorf in Vergangenheit und Gegenwart, dargestellt auf Grund der Geschichte von Oberschefflenz im Badischen Bauland: Landschaft — Geschichte — Volkstum (W. Leopold). — R. W. Zandvoort, Sidney's Arcadia, a comparison between the two versions (T. V. P. Harrison). — S. A. Tannenbaum, Shakespeare Forgeries in the Revels Accounts (R. A. Law). — A. Thaler, Shakespeare's Silences (H. T. Price). — J. W. Draper, The Funeral Elegy and the Rise of English Romanticism (W. O. Raymond). — G. L. Kittredge, Witchcraft in Old and New England (L. O. Gibbons). — M. A. Shaaber, Some Forerunners of the Newspaper in England: 1476—1622 (E. E. Willoughby). — J. A. Hess, Heines views on German traits of character (K. C. Hayens). — W. P. Andrews, G. M. Priest, K. E. Weston, Goethe's Faust, Part I (J. T. Hatfield). — M. Dwight, A. L. Reed, Letters from Brook Farm: 1844—1847 (N. Foerster). — M. Megie, The Dramatic Work of Samuel Foote (J. H. Caskey). — A. Quiller-Couch and J. D. Wilson, The New Shakespeare (T. Brooke).

Teuthonista 7, 1/2: K. Bohnenberger, Zur Mundart im Südosten des Bodensees nebst einem Anhang über Sprachunterschiede im nördlichen Alemannischen. — E. Mertes, Ahd. i ohne Umlaut im Dialektgebiet des Deutschen Reiches (Forts.). — F. Holthausen, Zum amringisch-föhringer Wortschatz II. — W. Krogmann, Ahd. itins. — Deutscher Sprachatlas, 2.—5. Heft (Teuchert). — Jahrbuch 1928 und 1929 der Luxemburgischen Sprachgesellschaft (Christmann). — Das Urbar der Liechtensteinschen Herrschaften, bearb. v. Bretholz (Schwarz). — Vass, Ofens deutsche Gassennamen (Ungarisch; Beke). — G. Weitzenböck, Sehne in Ochsenziemer, Hächse, Flächse.

Zeitschrift für Deutschkunde 1931, 6: B. von Wiese, Christentum und deutscher Idealismus. — E. Ebermayer, Zur menschlichen und geistigen Situation der jungen Schriftstellergeneration.

Ztschr. für deutsche Bildung 7, 6: R. Petsch, W. Diltheys Weltanschauungslehre. — H. Aubin, Heimatbewegung und geschichtliche Landeskunde. — Fr. Schultz, Universität und höhere Schule. — K. Mühlefeld, Sprachform und Denkform. — H. Schnee, Der Minnesang in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts.

Prussia Bd. 29: K. Forstreuter, Die Hofordnungen der letzten Hochmeister in Preussen. — Ch. Krollmann, Die deutsche Besiedlung des Ordenslandes Preussen. — E. Maschke, Gregor v. Heimburg und der deutsche Orden.

Altschlesien 3, 2/3: M. Hellmich, Vampir oder Hingerichteter?

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 29: P. Scherrer, Zwei neue Schriften Thomas Murners.

Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter 5, 4: W. Dwenger, Hamburger Volkspoesie um 1800.

Anhaltische Geschichtsblätter 6/7: M. König, Die Vandalen im Kreise Zerbst. — H. Calm, Briefe des Hoftheaterdirektors Bosand an den Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau aus den Jahren 1806—1809. Ein Beitrag zur Theatergeschichte der Städte Leipzig, Dessau, Magdeburg. — L. Horwitz, Jüdische Familiennamen in der Heimat Mendelssohns.

Ztschr. für die Geschichte des Oberrheins 84, 1: A. Helbok, Zur früheren Wirtschafts- und Kulturgeschichte des alemannischen Raumes. — O. Dammann, Zur Charakteristik Friedrich Christoph Schlossers.

Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg 12, 3: Fr. Budden, Flurnamen von Demern, Hof und Dorf. — 4: Ders., Flurnamen von Gr. und Kl.-Miegt.

Hannoversches Magazin 6: E. Rosendahl, Joh. Friedr. Löwen, der erste Direktor eines deutschen Nationaltheaters.

Jahrbuch des Vereins für westfälische Kirchengeschichte 30: Rothert, Die Minden-Ravensbergische Kirchengeschichte III. Zeitalter der Aufklärung.

Pfälzisches Museum 1931, 3/4: H. Roppenecker, Grundlagen der pfälzischen Siedlungsforschung. — Blutter u. Häberle, Die Namen Schorlenberg und Hunerschar. — A. Becker und G. Christmann, Zur Himmelsgeisz und anderen Weihnachtsbräuchen.

Neuburger Kollektaneen-Blatt 95: Sedelmayer, Bibliotheca Palatina. — Ders., Jakob Balde S. J.

Digitized by Google

Deutsche Literaturzeitung, Nr. 15: Demb, Studien zur nhd. Benediktinerregel (Ehrismann). — Zempel, Erlebnisgehalt und ideelle Zeitverbundenheit in Klingers Medeadramen (Liepe). — 19: Schepelern, Rousseau og hans kulturfilosofiske ideer (Iørgensen). — Plate, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache (Brüch). — Schatz, Sprache und Wortschatz der Gedichte Oswalds von Wolkenstein (Gierach). — Korff, Geist der Goethezeit (v. Wiese). — 21: Estudios cruditos in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martin (Mulertt). — Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc, hsg. v. Ziesemer (Strauch). — 22: Eck, Vier deutsche Schriften gegen Martin Luther usw. (Koehler). — Booth, Nordfriesische Streifzüge (van Dam). — Ebisch, A Shakespeare-Bibliography (Brie). — 23: Cuendet, L'ordre des mots dans le texte grec et dans les versions gotique, arménienne et vieux slave des évangiles. — Mérimée, Théâtre de Clara Gazul, texte établi par P. Martino; Ders., La Guzla, un choix de poésies illyriques recueillies (Klemperer). — Witkop, Volk und Erde (Pongs). — Schmitz, Die Empfindsamkeit Jean Pauls (Berend). — 24: Hübner, Die „mhd. Ironie" oder die Litotes im Altdeutschen (Gierach). — Flügel, Ausgewählte Aufsätze und Reden (Wildi). — Lefftz, Die gelehrten und literarischen Gesellschaften im Elsass vor 1870 (Wolfram). — 25: Hrotsvithae opera, edidit K. Strecker (Frenken). — De Vries, De germaansche oudheit; Teudt, Germanische Heiligtümer, 2. Auf. (Neckel). — 26: Vico, La scienza Nuova, hrsg. v. Nicolini (Auerbach). — Joh. Chr. Günther, Liebesgedichte und Studentenlieder, hsrg. v. Krämer (Pyritz). — Constantin-Weyer, William Shakespeare (Imelmann). — Taylor, William Congreve (Brandl).

Euphorion 32, 2: I. H. Scholte, Der Sinn des wunderbarlichen Vogelnests. — J. Petersen, Schiller und Shakespeare. — F. J. Schneider, Chr. D. Grabbe und der jungdeutsche Liberalismus. — H. H. Borcherdt, Theater und bildende Kunst im Wandel der Zeiten. — R. Petsch, Der epische Dialog. — A. Rosenbaum, Bio- und Bibliographische Handbücher. — R. Alewyn, Eine unbekannte Bibliographie zur deutschen Literatur. — Rehm, Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung (Fricke). — R. Wagner, Skizzen und Entwürfe zur Ringdichtung, hsg. v. Strobel (Petsch). — Gundolf, George; Wolters, Stefan George (Wocke). — Wackernell, Adolf Pichler, hsg. v. A. Dörrer (Fittbogen). — John Brinkmanns plattdeutsche Werke (Seelmann). — Thulin, Johannes der Täufer im geistlichen Schauspiel des Mittelalters und der Reformationszeit (Stumpfl). — Rupprich, Pirckheimer und die erste Reise Dürers nach Italien (Stumpfl). — Baltzer, Judith in der deutschen Literatur (Stumpfl).

Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft XXV, 2 (März 1931): M. Hoerner, Die Naturanschauung des Spätbarock in Literatur und bildender Kunst. — Besprechungen: K. Gerstenberg, J. J. Winckelmann und A. R. Mengs (P. O. Rave). — E. Aron, Die deutsche Erweckung des Griechentums durch Winckelmann und Herder (J. Alt). — M. Salditt, Hegels Shakespeare-Interpretation (H. Kuhn). — Th. Erb, Die Pointe in der Dichtung von Barock und Aufklärung (K. Oppert). — H. Kindermann, Das literarische Antitz der Gegenwart (E. Utitz). — K. S. Laurila, La théorie du comique de M. Henri Bergson (K. Hilpert). — H. Rabl, Die dramatische Handlung in Gerhart Hauptmanns Webern (W. Ziegenfuss). — Fr. Kainz, Geschichte der deutschen Literatur II. u. III. Bd. (H. Rupprich). — A. Kleinberg, Die deutsche Dichtung in ihren sozialen zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen (K. Gassen). — A. Heusler, Deutsche Versgeschichte (G. Jung). — Lessings Werke, hsg. von J. Petersen u. W. v. Olshausen (M. Dessoir). — H. Cysarz, Von Schiller zu Nietzsche (E. Kohn-Bramstedt). — G. Fricke, Gefühl und Schicksal bei Heinr. von Kleist (K. Gassen). — L. Blaustein, Das Gotteserlebnis in Hebbels Dramen (G. Witkowski).

Die Neue Rundschau XLII, 4 (April 1931): R. Leonhard, Das Werk Heinrich Manns. — H. A. Joachim, Romane für sich. — R. Kayser, Europäische Rundschau (Zur französischen Literatur. — Spanien. — D. H. Lawrence und sein erotisches Evangelium. — Zur englischen Literatur der Gegenwart. — Jugend ohne Goethe). — A. Eloesser, Hauptmanns „Spitzhake". — XLII, 5 (Mai 1931): Thomas Mann, Vom Beruf des deutschen Schriftstellers in unserer Zeit. — Heinrich Mann, Der Schriftsteller und der Staat. — Fr. Heinemann, Graf Keyserling und die Krise des Bürgertums. — R. Kayser, Europäische Rundschau (Spiegel der Zukunft. — Zwei Essay-Bücher). — P. Alverdes, Zwei Kriegsbücher aus dem Englischen.

Historische Zeitschrift 143, 3: E. Gelpcke, Fichte und die Gedankenwelt des Sturmes und Dranges (N. Wallner). — E. A. Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen (H. Hempel).

Der Gral XXV, 8 (Mai 1931): O. Forst-Battaglia, Amerika aus deutscher Schau. — G. Heinrich, Deutschfeindliches im Werke Claudels. — H. Hoeben, Einige jüngere Deutsche. — K. Arns, Kulturpessimismus und christliche Ethik in der neuen englischen Dichtung.

Literarischer Handweiser LXVII, 8 (Mai 1931): Fr. Schönemann, Das Amerika von heute. — J. Kirschweng, Johannes Mumbauer. — A. Kasper, Proletarische Dichtung. — J. Froberger, Der moderne Roman im gegenwärtigen Spanien.

The English Historical Review XLVI, 182 (April 1931): I. Vinogradoff, Miscellanea Petrarchesca. — H. Temperley, Disraeli and Cyprus.

The Philosophical Review XXXIX, 5: V. J. McGill, Notes on the Logic of Grammar.

Revue des Études Hongroises VII, 4 (Oct.-Déc. 1929): Pál Rónai, Une pièce française sur Jean de Hunyad et sur la trahison des Valaques.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 5/6 (Mai-Juni 1931): J. Dünninger, Das Stifterbild der Gegenwart. — J. Rumpf-Fleck, Der Einfluss des Italienerlebnisses auf die Entwicklung der deutschen Wissenschaft im frühen 19. Jahrhundert. — G. Hübener, Der Heroische Exorzismus der nordischen Rasse und der Winckelriedsagenkreis am Vierwaldstättersee. — A. Pillet, Emile Zola. — Kleine Beiträge: G. W. Hertz, Goethes Gedicht „Der Bräutigam". — E. Jenal, Eine Nachwirkung von Klopstocks „Vaterlandslied".

Die Neueren Sprachen XXXIX, 4 (Mai 1931): Walther Fischer: 'Middletown': Kulturprobleme der amerikanischen Kleinstadt. — E. Schön, W. Azzalino, W. Meyer, Th. Zeiger, Französisch oder Englisch als erste neuere Fremdsprache. — Elise Richter, Umschreibungen des Personalpronomens. — Moritz Regula, Zur Artikellehre im Französischen. — Franz J. Nobiling, Aus Verlaines Sagesse: parfums, couleurs, systèmes, lois. — Alfred Schädlich, Spanische Kurse in Jaca (Aragón). — Besprechungen: Schwedtke-Salewsky, Arbeit und Forschung der Jugend (P. R. Sanftleben). — E. A. Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen (H. Dehmer). — C. W. M. Grein, Dichtungen der Angelsachsen (H. Dehmer). — H. Glunz, Die lat. Vorlage der westsächsischen Evangelienversion. — Britannien und Bibeltext. — Die Verwendung des Konjunktivs im Altenglischen (H. Dehmer). — A. Rotter, Der Arbeiterroman in England seit 1880 (E. Rosenbach). — L. Olschki, Die romanischen Literaturen des Mittelalters (W. Küchler). — R. Plate, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache (E. Gamillscheg). — Chr. Sénéchal, L'Abbaye de Créteil (L. Durtain). — M. Fuchs u. P. Milléquant, Les poètes lyriques de la France (F. Rauhut). — J. Schmidt, Französische Lyrik (F. Rauhut).

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXX, 4: Paul Dubray, Bernanos. — Kurt Kauenhowen, Bücherkunde zur Einführung in die englische Kunst. — Walter Maier, Freeman und Burke im Dienste der politischen Bildungsaufgabe der höheren Schule (Fortsetzung). — B. Q. Morgan, Why theorize about method? — A. Kruse, Der Zweite Internationale Neuphilologenkongress, Paris, 31. 3. bis 4. 4. 1931. — A. Ehrentreich, W. Dibelius und die deutsch-englische Jugendbewegung. — Besprechungen: Französische Literatur (H. Kinkel). — H. Schierding u. P. Vrijdaghs, La France et les Français (P. Schultz). — Rabe-Rieffel, Deutsch-französisches Satzlexikon (M. v. d. Kerkhove). — Neue Literatur über Shakespeare (J. Philippson). — H. Glunz, Die Verwendung des Konjunktivs im Altenglischen (F. Fiedler). — XXX, 5: H. Temborius, Die Welt des Francis Jammes. — K. Arns, Arnold Bennett zum Gedächtnis. — The Poems of Wilfred Owen, ed. by E. Blunden (A. Kruse). — M. F. Liddell, Irland (A. Edwards).

Digitized by Google

Neuphilologische Monatsschrift II, 5 (Mai 1931): Hermann Platz, Ueber religionsphilosophische Methoden („réagir" und „réaliser") und ihre Auswirkungen im Geistesleben des modernen Frankreich. — Friedrich Schönemann, Der Weltkrieg in der amerikanischen Literatur. — Alfred Ehrentreich, Grundbedingungen einer Unterrichtsorganisation im Englischen. — Kleine Beiträge: Emma Martens, Zu den „freien Arbeiten" im neusprachlichen Unterricht. — Kurt Lewent, Streifzüge durch die französische Syntax. — II, 6 (Juni 1931): K. Bornhausen, Die Religion in der englischen Literatur des letzten Jahrhunderts. — B. Q. Morgan, Zur Geschichte und Charakteristik des afro-amerikanischen Volksliedes. — H. Temborius, Vom neueren kosmopolitischen Roman in Frankreich. — Kleine Beiträge: E. Weber, Seelenmörder oder Unholdtöter? — W. Franke, Bericht über einen Versuch zur Förderung von Studienreisen nach England. — R. Schade, Der internationale Neuphilologentag zu Paris.

Neophilologus XVI, 3: C. Kramer, Anatole France et André Chénier II. — E. Boulan, Longue glose sur une courte phrase de Pascal. — M. Bartoli, L'accordo tra due leggi dell'accento paleogermanico. — E. W. Theissen u. W. N. Vlaming, Interpretationsfrage bei Gottfried von Strassburg. — J. H. Scholte, Zu obiger Interpretationsfrage. — W. Krogmann, Die Szene „Nacht. Offen Feld" in Goethes *Faust*. — G. A. Nauta, Annotations to W. Map's *De Nugis curialium*. — A. G. van Hamel, De samenhang der Vǫluspá. — S. Antoniadis, A propos d'un passage de l'Evangile selon Luc. — J. Theunisz, Anonymus Leidensis en Pomponius Mela. — Buchbesprechungen: A. R. Nykl, A compendium of aljamiado literature (K. Sneyders de Vogel). — A. Thomas, Jean de Gerson et l'éducation des dauphins de France (J. J. Salverda de Grave). — Ch. Grimm, Étude sur le roman de „Flamenca" (J. J. Salverda de Grave). — E. Faral, La légende arthurienne (K. Sneyders de Vogel). — G. Schleich, Sire Degarre (A. E. H. Swaen). — G. Scheidegger, Rogue und Connycatcher (A. E. H. Swaen). — Geoffrey Chaucers kleinere Dichtungen hrsg. von J. Koch (E. L. Deuschle). — H. Dörken, Lord Byron's Subjektivismus in seinem Verhalten zur Geschichte (T. Popma). — H. Glunz, Die Verwendung des Konjunktivs im Altenglischen. — Fr. Bruns, Die amerikanische Dichtung der Gegenwart (A. Perdeck). — H. Zwerina, Neuenglisch o gesprochen wie u (A. A. Prins). — G. v. Petzold, John Davidson und sein geistiges Werden unter dem Einfluss Nietzsches. — Encyclopaedisch Handboek van het Moderne Denken, von Elsbach, de Graaf, Jordan, Proost (A. W. de Groot).

The Journal of English and Germanic Philology XXX, 1 (January 1931): G. O. Curme, Musings upon the English and the German subjunctive. — E. E. Ericson, The use of Old English *swa* as a pseudo-pronoun. — F. A. Pottle, *Nœs gīt yfel wīf* in the Old English *Apollonius*. — P. Thorson, Some English Lake-Name Forms. — L. B. Wright: Madmen as Vaudeville performers on the Elizabethan stage. — V. Harlan, Defoe's narrative style. — K. C. Hayens, Heine's Love of Country. — F. L. Shepard, Hebbels „Gedanken-Lasten" in the *Maria Magdalene*. — E. E. Willoughby, The chronology of the poems of Thomas Warton, the Elder. — Reviews: L. Hibler-Lebmannsport, Das Mittelenglische Gedicht The Seege of Troy (C. S. Northup). — K. Malone and M. B. Ruud, Studies in English Philology. A Miscellany in Honor of Frederick Klaeber (C. M. Lotspeich). — Ph. Strauch, Schriften aus der Gottesfreund-Literatur: 1. Heft, Sieben bisher unveröffentlichte Traktate und Lektionen; 3. Heft, Merwins Neun-Felsen-Buch (A. Le Roy Andrews). — C. Wesle, Priester Wernhers Maria (C. A. Williams). — Hamburg und Island (C. A. Williams). — A. Griscom, The Historia Regum Britanniae of Geoffrey of Monmouth with contributions to the study of its place in British History. Together with a literal translation of the Welsh manuscript No. LXI of Jesus College, Oxford, by R. E. Jones (J. J. Parry). — E. Vinaver and Rev. H. J. B. Gray, Arthuriana; Proceedings of the Arthurian Society (J. J. Parry). — Hofstaetter and U. Peters, Handbuch der Deutschkunde (C. Selmer). — E. Castle, Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte (E. von Schroetter). — Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors (J. A. Walz). — E. Roedder, Das südwestdeutsche Reichsdorf in Vergangenheit und Gegenwart, dargestellt auf Grund der Geschichte von Oberschefflenz im Badischen Bauland: Landschaft — Geschichte — Volkstum (W. Leopold). — R. W. Zandvoort, Sidney's Arcadia, a comparison between the two versions (T. V. P. Harrison). — S. A. Tannenbaum, Shakespeare Forgeries in the Revels Accounts (R. A. Law). — A. Thaler, Shakespeare's Silences (H. T. Price). — J. W. Draper, The Funeral Elegy and the Rise of English Romanticism (W. O. Raymond). — G. L. Kittredge, Witchcraft in Old and New England (L. O. Gibbons). — M. A. Shaaber, Some Forerunners of the Newspaper in England: 1476—1622 (E. E. Willoughby). — J. A. Hess, Heines views on German traits of character (K. C. Hayens). — W. P. Andrews, G. M. Priest, K. E. Weston, Goethe's Faust, Part I (J. T. Hatfield). — M. Dwight, A. L. Reed, Letters from Brook Farm: 1844—1847 (N. Foerster). — M. Megie, The Dramatic Work of Samuel Foote (J. H. Caskey). — A. Quiller-Couch and J. D. Wilson, The New Shakespeare (T. Brooke).

Teuthonista 7, 1/2: K. Bohnenberger, Zur Mundart im Südosten des Bodensees nebst einem Anhang über Sprachunterschiede im nördlichen Alemannischen. — E. Mertes, Ahd. i ohne Umlaut im Dialektgebiet des Deutschen Reiches (Forts.). — F. Holthausen, Zum amringisch-föhringer Wortschatz II. — W. Krogmann, Ahd. itins. — Deutscher Sprachatlas, 2.—5. Heft (Teuchert). — Jahrbuch 1928 und 1929 der Luxemburgischen Sprachgesellschaft (Christmann). — Das Urbar der Liechtensteinschen Herrschaften, bearb. v. Bretholz (Schwarz). — Vass, Ofens deutsche Gassennamen (Ungarisch; Beke). — G. Weitzenböck, Sehne in Ochsenziemer, Hächse, Flächse.

Zeitschrift für Deutschkunde 1931, 6: B. von Wiese, Christentum und deutscher Idealismus. — E. Ebermayer, Zur menschlichen und geistigen Situation der jungen Schriftstellergeneration.

Ztschr. für deutsche Bildung 7, 6: R. Petsch, W. Diltheys Weltanschauungslehre. — H. Aubin, Heimatbewegung und geschichtliche Landeskunde. — Fr. Schultz, Universität und höhere Schule. — K. Mühlefeld, Sprachform und Denkform. — H. Schnee, Der Minnesang in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts.

Prussia Bd. 29: K. Forstreuter, Die Hofordnungen der letzten Hochmeister in Preussen. — Ch. Krollmann, Die deutsche Besiedlung des Ordenslandes Preussen. — E. Maschke, Gregor v. Heimburg und der deutsche Orden.

Altschlesien 3, 2/3: M. Hellmich, Vampir oder Hingerichteter?

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 29: P. Scherrer, Zwei neue Schriften Thomas Murners.

Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter 5, 4: W. Dwenger, Hamburger Volkspoesie um 1800.

Anhaltische Geschichtsblätter 6/7: M. König, Die Vandalen im Kreise Zerbst. — H. Calm, Briefe des Hoftheaterdirektors Bosand an den Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau aus den Jahren 1806—1809. Ein Beitrag zur Theatergeschichte der Städte Leipzig, Dessau, Magdeburg. — L. Horwitz, Jüdische Familiennamen in der Heimat Mendelssohns.

Ztschr. für die Geschichte des Oberrheins 84, 1: A. Helbok, Zur früheren Wirtschafts- und Kulturgeschichte des alemannischen Raumes. — O. Dammann, Zur Charakteristik Friedrich Christoph Schlossers.

Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg 12, 3: Fr. Budden, Flurnamen von Demern, Hof und Dorf. — 4: Ders., Flurnamen von Gr. und Kl.-Miegt.

Hannoversches Magazin 6: E. Rosendahl, Joh. Friedr. Löwen, der erste Direktor eines deutschen Nationaltheaters.

Jahrbuch des Vereins für westfälische Kirchengeschichte 30: Rothert, Die Minden-Ravensbergische Kirchengeschichte III. Zeitalter der Aufklärung.

Pfälzisches Museum 1931, 3/4: H. Roppenecker, Grundlagen der pfälzischen Siedlungsforschung. — Blutter u. Häberle, Die Namen Schorlenberg und Hunerschar. — A. Becker und G. Christmann, Zur Himmelsgeisz und anderen Weihnachtsbräuchen.

Neuburger Kollektaneen-Blatt 95: Sedelmayer, Bibliotheca Palatina. — Ders., Jakob Balde S. J.

Digitized by Google

Mühlhäuser Geschichtsblätter 30: L. Triebel, Sammlung der Flurnamen von Reiser. — K. Eberlein, Johannes Cuno. Leben und Werk eines Dramatikers aus dem 16. Jahrhundert.

50 Jahre Lahnsteiner Altertums-Verein. Verlag des Lahnsteiner Altertumsvereins: W. Holz, Die Oberlahnsteiner Flurnamen.

Ztschr. des Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens 33, 2: Ant. Mayer, Sudetendeutsche Studien II. Das Deutschtum im Pilgramer Gebiet im 14. Jahrhundert.

Jahrbuch der Männer vom Morgenstern XXIV: H. Strunk, Die Flurnamen aus 12 Gemeinden des Landkreises Geestemünde. — E. Rüther, Joh. H. Voss und das niedersächsische Volkstum.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 51, 1: W. Heinrich, Königshufen, Waldhufen und sächsische Acker. — K. Bachler, Der Pritschenmeister Wolfgang Ferber d. Ae. als Sinnbild einer Zeitenwende. — 2: O. Philipp, Möckerchen, ein altes Meeraner Getreidemass.

Ungarische Jahrbücher XI, 1/2 (April 1931): G. Kristóf, Die Gestalt Gabriel Bethlens in der zeitgenössischen deutschen Dichtung.

Unsere Heimat, N. F. 3, 7/8: E. Friesz, Volksglaube und Brauchtum in Ybbstale.

Archiv für Kulturgeschichte 221, 3: Literaturberichte: H. Baron, Renaissance in Italien.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 75, 3/4: J. Schirmann, Eine hebräisch-italienische Komödie des 16. Jahrhunderts.

Theologische Literaturzeitung LVI, 9 (25. April 1931): Wellmann, Der Physiologos (Pfister). — LVI, 10 (9. Mai 1931): Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben (Kauffmann).

Theologisches Literaturblatt LII, 10 (8. Mai 1931): H. Springmeyer, Herders Lehre vom Naturschönen im Hinblick auf seinen Kampf gegen die Aesthetik Kants (Doerne). — LII, 11 (22. Mai 1931): K. Aner, Die Theologie der Lessingzeit (Doerne).

Ztschr. für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche 30, 1: G. Kittel, Eduard Sievers' schallanalytische Arbeiten zum Neuen Testament.

Kant-Studien 36, 1/2: K. Sternberg, Aufklärung, Klassizismus und Romantik bei Kant.

Bayer. Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 67, 2: A. Mayer, Der Heilige und die Dirne. Eine motivgeschichtliche Studie zu Hrotsvits „Abraham" und „Pafnutius".

Die Linde 20, 6: A. Sch., Ein Schmiedbüchlein aus dem 17. Jahrhundert.

Ztschr. für Volkskunde 40, 3: R. Kriss, Votive und Weihgaben des italienischen Volkes. — J. Bolte, Hebels „Kannitverstan" in Portorico. — K. Ubricht, Geburt, Hochzeit und Tod im Volksbrauch und Volksglauben der Kreise Lebus und Beeskow-Storkow. — W. Wisser, Die kluge Bauerntochter. — Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises (Boehm).

Oberdeutsche Ztschr. für Volkskunde 5, 1: E. Fehrle, Sommereinholen. — R. Hindringer, Der Schimmel als Heiligen-Attribut. — F. Herrgott, Die Sagen vom Goldenen Kalb. — R. Hünnerkopf, Fasselrutschen. — L. Mackensen, Die Ballade von der Rabenmutter. — R. Hoppe, Feuersegen und Kugelsegen aus Bobstadt. — G. Grossmann, Ueber die Handamulette der von Portheim-Stiftung.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 31, 1: Hanns In der Gand, Pfeiferweisen aus dem Eifischtal. — J. Bertrand, Le théâtre populaire en Valais (1). — Heinr. Marzell, Die Mondraute (Botrychium lunaria) als Kraut des Mondes.

Schweizer Volkskunde 21, 3: Schweizer Volkstum in Bild und Ton. — Karsamstag und Ostern im Schweizer Volksbrauch. — Hans Göttling, Aus Vergangenheit und Gegenwart des deutsch-ungarischen Volkes.

Handelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden 1929/30: Ian de Vries, R. C. Boer (Nachruf).

Opetatud eesti seltsi aastaraamat 1929: O. Loarits, Der norddeutsche Klabautermann im Ostbaltikum.

Arsredogöselsen för högre allmänna läroverket i Borås 1930/31: E. Låftman, Om Artikelbrecket vid det engelska town.

De Nieuwe Taalgids 25, 3: Ph. J. Simons, Anatomie. — J. W. Muller, Hooft en Vondel. — Schilling, Een prowe van Stilistiek bij Ruusbroec den Wonderbare (Kramer). — De Kempenaer, Vermomde Nederlandsche en Vlaamsche Schrijvers (Kalff).

Leuvensche Bijdragen 22, 2/3: Burssens, Dat Boeck van der Voirsienicheit Godes (Vanderheyden). — Island, av. Hj. Lindröth (Logeman). — Cornelissen, Nederlandsche Volkshumor op stad en dorp, land en volk III (Gessler). — Donum Natalicium Schrijnen (Dez.). — Brugger, The Illuminated Tree in two Arthurian Romances (Dez.). — Besançon, Essai sur le théâtre d'Henry Bataille (Dez.). — Hess, Luxemburger Volkskunde (Dez.). — Norsk Riksmålsordbok (Logeman). — H. J. van de Wijer, De Vlaamsche Gemeentenamen in moderne spelling (Gessler). — Fehr, Die Engl. Literatur der Gegenwart und die Kulturfragen unserer Zeit. — Bosker, Literary Criticism in the Age of Johnson (Croes). — Olschki, Die Romanischen Literaturen des Mittelalters (X). — 22, 4: Hellquist, Det Svenska Ordforrådets ålder och Ursprung (H. Logeman). — Nyrop, Ordenes Liv. IV (H. Logeman). — Cook, G. de Scudéry, La mort de César. — Rossi, The abbé Galiani in France (J. Gessler). — De Meyere, De Vlaamsche Vertelselschat (J. Gessler). — Rudwin, Satan et le Satanisme dans l'œuvre de V. Hugo. — Bibliographie de V. Hugo. — Romantisme et Satanisme (J. Gessler). — W. H. Beuken, Vanden levene ons Heren (A. Boon). — M. Bülbring, Zur Vorgeschichte der mittelniederländischen Epik (A. Boon).

Het Boek XX: H. Ullrich, Bibliographie des Julius exclusus.

Anglia LV, 2 (April 1931): H. Bock, Studien zum präpositionalen Infinitiv und Akkusativ mit dem to-Infinitiv (Schluss). — G. Langenfelt, The OE. Paradise Lost. — K. Malone, Ealhhild. — H. Henel, *Stânboga* im Beowulf. — P. Tschernjajew, Shakespeare und Terenz. — J. W. Draper, Captain General Othello. — L. Simon-Baumann, George Eliot über Heinrich Heine.

Beiblatt zur Anglia XLII, 4 (April 1931): W. Ebisch u. L. L. Schücking, A Shakespeare Bibliography (W. Fischer). — W. Michels, Barockstil bei Shakespeare und Calderón (Glunz). — K. Wanschura, Die Sonette Shakespeares, von Franz Bacon geschrieben (Groth). — E. E. Stoll, Poets and Playwrights. Shakespeare, Jonson, Spenser, Milton (Eckhardt.) — V. Popovic, Shakespeare in Serbia (Hedbavny). — G. Ramello, Studi sugli apogrifi Shakespeariani. The Tragical Historie of Hamlet Prince of Denmarke 1603 (Jantzen). — H. Isaacsen, Der junge Herder und Shakespeare (Jantzen). — M. Corssen, Kleist und Shakespeare (Jantzen). — S. Türck, Shakespeare und Montaigne (Jantzen). — H. G. Meek, Johann Faust, The Man and the Myth (Jantzen). — XLII, 5 (Mai 1931): Festskrift til Hjalmar Falk (Mogk). — H. Hanschke, Der Gebrauch der Kasus im Altostfriesischen (Holthausen). — Schmidt-Petersen and Craigie, The North Frisian Dialect of Föhr and Amrum (Holthausen). — A Grammatical Miscellany offered to Otto Jespersen (Holthausen). — O. Jespersen, Monosyllabism in English (Karpf). — J. H. A. Günther u. de Maar, English Synonyms and Homonyms (Karpf). — W. Günther, Probleme der Rededarstellung. Untersuchungen zur direkten, indirekten und „erlebten" Rede im Deutschen, Französischen und Italienischen (Karpf). — H. Eicker, Die historische Volksballade der Engländer und Schotten (Hecht). — H. E. Rollins, A Handful of Pleasant Delights (Hecht). — J. Koch, G. Chaucers kleinere Dichtungen nebst Einleitung, Lesarten, Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis (Lüdeke). — Fr. Krog, Studien zu Chaucer und Langland (Lüdeke). — J. Drinkwater, Poems (Eichler). — D. Goldring, The Façade (Eichler). — K. Coyle, A Flock of Birds (Alken). — F. Holthausen, Zur altenglischen Metraübersetzung. — XLII, 6 (Juni 1931): D. Saurat, Milton: Man and Thinker (Fehr). — D. Saurat, Milton et le matérialisme chrétien en Angleterre (Fehr). — D. Saurat, Blake and Modern Thought (Fehr) — D. Saurat, La religion de Victor Hugo (Fehr). — D. Saurat, La littérature et l'occultisme (Fehr). — D. Saurat, Literature and Occult Tradition (Fehr). — The Poems of Richard Lovelace, ed. by C. H. Wilkinson (Fehr). — Tottel's Miscellany (1557—1587),

Digitized by Google

ed. by H. Rollins, Vol. II (Schirmer). — E. Anwander, Pseudoklassizistisches und Romantisches in Thomsons 'Seasons' (Meissner).—The Letters of Dorothy Osborne to William Temple, ed. by G. C. Moore Smith (Glunz). — F. Burney: Evelina, or The History of a Young Lady's Entrance into the World, ed. by F. D. Mackinnon (Jantzen). — American Critical essays, XIXth and XXth Centuries, ed. by N. Foerster (Fischer). — E. Ludwig, Lincoln (Flügel). — Auslandsstudien, Band V: Das englische Weltreich (Wenz).

Englische Studien 65, 3: K. Luick, Ueber den Einfluss der Intonation auf die Vokalqualität. — E. E. Ericson, Old English *Swa* in Worn-down Correlative Clauses. — H. R. Patch, Chauceriana. — M. Kelley, Lexical Notes from Early Broadside Elegies. — B. J. Morse, Mr. Joyce and Shakespeare. — Besprechungen: Tempest, The Rhythm of English Prose (P. Fijn van Draat). — G. Plessow, Des Haushälters Erzählung aus den Canterbury-Geschichten Gottfried Chaucers (J. Koch). — Ruud, Thomas Chaucer (H. Lange). — Baldwin, The Organization and Personnel of the Shakespearean Company (E. Eckhardt). — Draper, The Funeral Elegy and the Rise of English Romanticism (M. Kelley). — Draper, A Century of Broadside Elegies (M. Kelley). — Thomas, Die literarische Verkörperung des philanthropischen Zuges in der englischen Aufkläruug (H. Richter). — Saurat, Blake and Modern Thought (G. Hübener). — Pond, Les idées morales et religieuses de George Eliot (K. Rhotert). — Stuart, Christina Rossetti (B. J. Morse). — Lafourcade, La jeunesse de Swinburne I. La vie, II. L'œuvre (S. B. Liljegren). — Rider (Dan), Adventures with Bernard Shaw (K. Arns). — J. B. Aikin-Sneath, Kipling, Prose and Verse (A. Eichler). — Tradition and Experiment in Present-Day Literature (E. Rosenbach). — Williams, Poetry at Present (K. Arns). — St. Hudson, A True Story (R. Hoops). — W. Cather, My Antonia. — One of Ours. — A lost Lady. — Youth and the Bright Medusa (K. Arns). — E. A. Robinson, Roman Bartholow. — The Man who died twice. — Dionysus in doubt (K. Arns). — Goethes Faust, done into English Verse by W. H. van der Smissen (H. Böschenstein). — Hübener, England und die Gesittungsgrundlage der europäischen Frühgeschichte (H. Huscher). — Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen (Fr. Klaeber). — Coulton, Life in the Middle Ages (M. Rösler). — Brunner, Grossbritannien, Land, Volk, Staat (A. Schröer). — N. Foerster, The American Scholar (J. M. Booker). — Miszellen: A. E. H. Swaen, Ærēt. — F. Karpf, Ein besonderer Fall von Intransivierung von Zeitwörtern. — R. Hoops, *Transition*.

English Studies XIII, 2 (April 1931: Defoe Memorial Number): W. H. Staverman, Robinson Crusoe in Holland. — E. G. Jakob, Daniel Defoe im Lichte der neueren Forschung. — P. G. Dottin, Defoe et la France. — M. Praz, Defoe and Cellini. — Notes and News: H. Ullrich, A Bibliography. — J. H. Schutt, A. C. E. Vechtman-Veth †. — XIII, 3 (Juni 1931): J. A. Falconer, Dorothy Osborne and William Temple. — Notes and News: R. W. Zandvoort, A note on American Pronunciation. — Reviews: L. B. Campbell, Shakespeare's Tragic Heroes, Slaves of Passion (J. Kovistra). — L. Cazamian, The development of English Humour (A. G. van Kranendonk). — D. Crane, Johannes Secundus, his life, work and influence on English Literature (M. Praz). — Curme Volume of Linguistic Studies (E. Kruisinga). — Brief Mention: M. Praz, La Carne, la Morte e il Diavolo nella letteratura romantica (R. W. Zandvoort). — J. F. Bense, A dictionary of the Low-Dutch Element in the English Vocabulary (C. B. van Haeringen).

The Review of English Studies VII, 27 (Juli 1931): J. H. Hanford, Pepys and the Skinner Family. — D. Hamer, Spenser's Marriage. — I. A. Shapiro, The Text of Donne's *Letters to Severall Persons*. — R. G. Howarth, A Manuscript of James Shirley's *Court Secret*. — L. F. Powell, Thomas Tyrwhitt and the Rowley Poems. — Notes and Observations: E. G. Ainsworth, The *Orlando Furioso* and English Madrigals. — F. E. Teager, A Note on 'George Gascoigne and his Circle'. — J. Spens, Notes on *Love's Labour's Lost*. — K. M. Lea, An Emendation for Satire X of 'The Scourge of Villanie'. — W. W. Greg, Pen-and-Ink Corrections. — E. Boswell, Chaucer, Dryden and the Laureateship. — Ch. H. Herford (G. C. Moore Smith). — Reviews: J. G. Scott, Les Sonnets Elisabéthains (J. B. Leishman). — M. Schütt, Die englische Biographik der Tudor-Zeit (G. C. Moore Smith). — A. Harbage, Thomas Killigrew, Cavalier Dramatist (W. S. Clark). — M. H. Nicolson, Conway Letters (G. C. Moore Smith). — The Poems of Henry Carey, ed. F. T. Wood (H. Williams). — Fr. Burney, Evelina, ed. by Sir Frank D. Mackinnon (R. B. McKerrow). — J. Charpentier, Coleridge, The Sublime Somnambulist. Translated by M. Nugent (P. L. Carver). — A. Newton, Wordsworth in Early American Criticism (B. I. Evans). — W. Cl. De Vane, Jr., Browning's Parleyings: The Autobiography of a Mind (B. I. Evans). — M. E. Chase, Thomas Hardy. From Serial to Novel (B. I. Evans). — Tradition and Experiment in Present-Day Literature (M. St. Clare Byrne). — G. D. H. Cole, Politics and Literature (H. E. A. Northcutt). — Englische Dialekte, bearbeitet unter der Leitung von A. Brandl, (J. H. G. G.). — R. W. Chapman, Cancels (R. B. McKerrow). — H. W. Husbands, Summary of Periodical Literature.

Archiv für die gesamte Psychologie 80, 1/2: E. Schumacher, Einheit und Totalität bei Wordsworth.

Language VII, 1 (März 1931): A Grammatical Miscellany offered to Otto Jespersen on his seventieth birthday (H. Kurath).

The Open Court XLV, No. 899: B. Fagin, E. O'Neill contemplates mortality.

Romanische Forschungen XLV, 1 (Mai 1931): E. Kullmann, Die dichterische und sprachliche Gestalt des Cantar de Mio Cid. — R. Sh. Loomis and J. St. Lindsay, The magic horn and cup in Celtic and Grail tradition. — A. H. Krappe, Der Zwerg im Tristan. — R. Zenker, Zur Frage der Quellen von Hartmanns Erek. — A. Stelzmann, La Conquista de la Tierra Santa.

Zeitschrift für Romanische Philologie LI, 2/3: W. Flusser, Provenzalische Weihnachten (Schluss). — L. Spitzer, Das Gefüge einer cervantinischen Novelle (El celoso estremeño). — A. Getzler, Beiträge zur Kenntnis der Sprache Christians von Troyes. — G. Rohlfs, Galloitalienische Sprachkolonien in der Basilikata. — Vermischtes: I. Zur Wortgeschichte: I. D. Ţicĕlo u, Zum Rumänischen. Aus dem Leben der bilabialen Nasalis. — L. Spitzer, Aprov. *saludar de lonh*-altfrz. *fils de bast, bastart*. — L. Spitzer, Span. *tafanario*, Kat. *tafanari* „Gesäss". — L. Spitzer, Log. *pišómina*, bonorva. *pošomina* „Nachgeburt". — G. Rohlfs, Prov. -z- aus intervokalischem -t-. — G. Rohlfs, Zur kalabresischen Gräzität. — II. Zur Literaturgeschichte: H. Spanke, Ueber das Fortleben der Sequenzenform in den romanischen Sprachen. — L. Jordan, Der Reigentanz Carole und seine Lieder. — Besprechungen: H. Leisegang, Denkformen (L. Jordan). — E. Winkler, Grundlegung der Stilwissenschaft (L. Jordan). — M. Kuttner, Prinzipien der Wortstellung im Französischen (L. Jordan). — K. Vossler, Der Kampf gegen den Abstraktismus in der heutigen Sprachwissenschaft (L. Jordan). — L. Pfandl, Geschichte der spanischen Nationalliteratur in ihrer Blütezeit (H. Hatzfeld).— A. Vincent, Les noms de lieux de la Belgique (H. Gröhler). — F. Boillot, Le français régional de la Grand'Combe (W. v. Wartburg). — L. Biagioni, Marcolf und Bertoldo und ihre Beziehungen (W. Benary). — B. Wiese, Berichtigung.

Volkstum und Kultur der Romanen IV, 1/2: Ph. A. Becker, Ronsards Jugendzeit. — H. Petriconi, Mérimées „Histoire de Don Pèdre Ier " in ihrem Verhältnis zur Chronik Ayalas und zur Geschichte. — L. Pfandl, Raymond Foulché-Delsbosc. — Cl. Basto, Emprêgo translato de nomes de animais na língua portuguesa. — H. Messerschmidt, Haus und Wirtschaft in der Serra da Estrêla. — Kleine Beiträge: E. Seifert, 2me congrès international de linguistique romane 1930. — L. Spitzer, Span. caraba. — L. Spitzer, Span. grandísima (zorra) „Hure". — Besprechungen: R. Karutz, Atlas der Völkerkunde II: Die Völker Europas (F. Krüger). — A. Bayet, Histoire de la morale en France (W. Küchler). — E. R. Curtius und A. Bergsträsser, Frankreich (W. Giese). — H. Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben, Band 2 (F. Krüger). — J. Melander, L'origine de l'italien me ne, me lo, te la, etc. (P. Meriggi). — G. M. Calvaruso, 'U Baccàgghiu (M. L. Wagner). — M. de Montoliu, Literatura castellana (W. Mulertt). — E. L. Llorens,

Digitized by Google

La negación en español antiguo (F. Schürr). — Folklore y costumbres de España (F. Krüger). — R. Blanco-Fombona, El modernismo y los poetas modernistas (Y. Pino Saavedra). — J. Jiménez Rueda, Historia de la literatura mexicana (Y. Pino Saavedra). — C. González, Peña, Historia de la literatura mexicana (Y. Pino Saavedra). — J. Cuesta, Antología de la poesía mexicana moderna (Y. Pino Saavedra). T. Papahagi, Images d'ethnographie roumaine, T. II (F. Krüger).

Archivum Romanicum XV, 1 (Jan.-März 1931): C. S. Gutkind, Burchielliana. — F. Blasi, Un serventese contro Carlo d'Angiò. — M. Regula, Beiträge zur franz. Syntax in kritischen Bemerkungen zu Ettmayers Werk. — V. Bertoldi, Dal „lenta viburna" di Virgilio al „viburnum lantana" di oggi. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Un nuovo manoscritto del „Roman de Julius Cesar". — P. H. Coronedi, La leggenda del san Graal nel romanzo in prosa di Tristano. — R. Burkart, Frau und Blume bei Proust. — M. Gualzata, Delle voci ticinesi kejźěl, kejžil e kižil „letamaio". — Bibliografia: G. Gentile, Filosofia dell'arte (G. Bertoni). — A. Philippide, Originea Rominilor I. Ce spun izovarele istorice, II. Ca spun limbile romina si albonezà (G. Pascu). — B. Di Terlizzi, Lèssico rubastino-italiano (G. Bertoni). — G. Grassi, Il dialetto di Martina Franca (G. Bertoni). — L. Cerf, Historiettes de Tallement des Réaux (R. Riegler). — L. Durrieu, Parlons correctement! (R. Riegler). — Varia: M. Gualzata, Del raggruppamento ideologico dei nomi locali e delle rispettive basi. — G. Bertoni, A proposito di un libro sul „Cinquecento".

La Cultura X, 4 (April 1931): A. Banfi, Intorno al problema di una storia dell'idealismo. — A. Zottoli, Perché il Manzoni si convertì. — B. Migliorini, Vocabolari dialettali. — Recensioni: Enrico Murger, Vita di Bohème, traduzione di A. Panzini (P. P. Trompeo). — Gérard-Gailly, Flaubert et „les fantômes de Trouville" (V. Lugli). — Note: Una lettera del Carducci. — X, 5 (Mai 1931): A. Luzzatto, Il caso Rimbaud e i suoi più recenti studiosi. — C. Pavese, Sherwood Anderson. — B. Migliorini, Appunti sulla lingua contemporanea. — Recensioni: M. Catalano, Vita di Ludovico Ariosto (R. Palmarocchi). — A. Guidetti, Francis Jammes (G. Natoli). — Note: Cristoforo Nyrop. — Goethe. — Leopardi. — Sociologia del gusto (Schücking). — La critica et il tempo. — Lettere di un linguista. — X, 6 (Juni 1931): S. A. Chimenz, I carmi di Paolo Diacono. — G. Natoli, Julien Sorel. — G. N. G. Orsini, Un trattatello sconosciuto di G. Florio. — Recensioni: A. Pucci, Le Noie, ed. by K. McKenzie (A. Sadun). — N. Hawthorne, La Lettera Scarlatta, traduzione di F. M. Martini (M. Praz). — Note: Polemica Bertoni-Toffanin. — Problemi di esegesi dantesca. — Rabelaisiana. — Il Pietismo. — Un teatro di Corte. — Torniamo a Voltaire. — La fortuna del Dostojevskij in Occidente. — Turghénjev in Francia. — Ancora l'„Affaire".

Mercure de France No. 788 (15. 4. 1931): J. Lescoffier, Henrik Ibsen. — G. Mongrédien, Une rivale de la Marquise de Rambouillet (La Vicomtesse d'Auchy). — Revue de la Quinzaine: E. Magne, Littérature. — A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — A. Rouveyre, Théâtre. — A. Chevalley, Littérature comparée. — H. D. Davray, Lettres anglaises. — No. 789 (1. 5. 1931): Auriant, Un ami de Maupassant: Harry Alis. — J. Charpentier, „Figures". Lucie Delarue-Mardrus. — Revue de la Quinzaine: G. Brunet, Littérature. — A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — A. Rouveyre, Théâtre. — A. van Gennep, Folklore. — Notes et documents littéraires. — J.-E. Spenlé, Lettres allemandes. — A. de Falgairolle, Lettres espagnoles. — J.-S. Pons, Lettres catalanes.

La Nouvelle Revue Française 19e année No. 212 (1. 5. 31): A. Gide, Arnold Bennett. — R. Fernandez, A propos de Meredith. — E. Mounier, M. Péguy u. G. Izard, La pensée de Charles Péguy (G. Marcel). — No. 213 (1. 6. 31): G. Ribémont-Dessaignes, Histoire de Dada. — A. Thibaudet, Réflexions. — Notes: Lettres étrangères (William Faulkner). — La poésie. — Le roman. — No. 214 (1. 7. 31): G. Ribemont-Dessaignes, Histoire de Dada (fin). — Notes: J. M. Carré, Lettres de la vie littéraire d'Arthur Rimbaud; R. Clauzel, Une saison en enfer et A. Rimbaud; M. Dullaert, L'affaire Verlaine-Rimbaud; R. Gilbert-Lecomte, Correspondance inédite d'A. Rimbaud; J. Rivière, A. Rimbaud; A. R. Chisholm, The Art of A. Rimbaud (A. Rolland de Renéville). — Jean Prévost, Les épicuriens français; Nous marchons sur la mer; Faire le point (J. Schlumberger). — Paul Morand, 1900 (B. Crémieux). — A. Soreil, Introduction à l'histoire de l'esthétique française (M. Delcourt).

Revue des deux mondes (1. Mai 1931): L. Gillet, Un tableau allemand de la France (= E. R. Curtius u. A. Bergsträsser, Frankreich). — (15. Mai 1931): V. Giraud, La vie secrète de Vauvenargues. — (1. Juni 1931): R. Doumic, Revue dramatique.

Deutsch-französische Rundschau IV, 5 (Mai 1931): M. Bauer, Frankreich und Rilke.

La Revue de Paris XXXVIII, 8: H. Bidou, Sainte-Beuve (I). — XXVIII, 9: H. Bidou, Sainte-Beuve (II). — M. Lanoire, Sur la tombe d'Arnold Bennett. — Fr. Porché, Le mouvement dramatique. — A. Flament, Tableaux de Paris (Chez M. Henri Lavedan). — M. Thiébaut, Parmi les livres.

Annales de l'Université de Paris VI, 3 (Mai-Juni 1931): L. Brunschvicg, L'„homo loquens" (Rôle du langage dans le progrès de la conscience). — M. J. Boutière, Les poésies du troubadour Peire Bremon Ricas Novas.

Hochland XXVIII, 8: Rundschau: H. Getzeny, Philosophie in Frankreich.

Die Erziehung VI, 8 (Mai 1931): M. Siebourg, Die Ausbildung der Lehrer der höheren Schulen an der Universität. — V. Klemperer, Unterrichtsfragen auf romanistischem Gebiet 1929/30 (Fortsetzung: Kulturkunde).

Stimmen der Zeit LXI, 8 (Mai 1931): B. Jansen, Die gegenwärtige Philosophie in Frankreich.

Elsass-Lothringen (Heimatstimmen) IX, 4 (15. 4. 1931): M. Anton, Maurice Barrès und die Strassburger Universität.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur LV, 1/2: E. von Jan, „Humanité". — A. Eckhardt u. E. Gamillscheg, Noch einmal zum französischen *h*-Laut. — M. Regula, Ueber den „etymischen Wert" von afrz. nequedent. — J. Damourette, Sur la négation en français. — J. F. D. Blöte, Nachträgliche Bemerkungen zum Gralpassus in Helinands Chronik. — Besprechungen: A. Lombard, Les membres de la proposition française (Th. Kalepky †). — A. Foulet, Le couronnement de Renard (E. Gamillscheg). — W. Gottschalk, Die sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache (M. Kuttner †). — B. Constant, Adolphe. Texte établi et présenté par Jacques Bompard (W. Wurzbach). — J. V. Johansson, Etudes sur Denis Diderot. Recherches sur un volume-manuscrit conservé à la Bibliothèque publique de l'Etat à Leningrad (R. Brummer). — K. Buscherbruck, Einführung in die historische Lautlehre des Französischen (E. Gamillscheg). — W. Hanckel, Die Aktionsarten im Französischen (E. Glässer). — Kurze Anzeigen: Silloge Linguistica. — Atti del I. congresso nazionale delle tradizioni popolari. — L. Spitzer, Meisterwerke der Romanischen Sprachwissenschaft, Bd. II. — Bethune, Leçons élémentaires de grammaire historique de la langue française. — W. O. Streng, Joufrois, roman français du XIIIe siècle. — K. Miethlich, Bezeichnung von Getreide- und Heuhaufen im Galloromanischen. — R. Plate, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache.

Revue de philologie française XLII, 2: F. Leray, La loi des trois consonnes. — A. Jourjon, Remarques lexicografiques. — L. Brun-Laloire, Interjection, langage et parole. — Ch. Guerlin de Guer, Note sur le ritme du discours. — Contes-rendus: F. Brunot, Histoire de la langue française, tome VI (F. Gaiffe). — F. Piquet, Le patois de Dombras (Ch. Guerlin de Guer). — G. Gougenheim, La langue populaire dans le premier quart du XIXe siècle (Ch. Guerlin de Guer). — A. Longnon, Les noms de lieu de la France (A. Dauzat). — K. Vossler, Frankreichs Kultur und Sprache (M. Lob).

Revue d'histoire littéraire de la France XXXVII, 4 (Okt.-Dez. 1930): J. Dedieu, Survivances et influences de l'apologétique traditionnelle dans les „Pensées". — J. Pommier, Banville et Baudelaire. — R. Bray, Les tendances nouvelles de l'histoire littéraire. — Mélanges: G. G., Une clef d'un

Digitized by Google

„caractère" de Labruyère. — E. Bouvier, Un passage de „René" et la conversation de Chateaubriand. — F. Vézinet, Mais sur le disque d'or. — M. Genty, La source d'un vers de „l'Expiation". — J. Bonnerot, Le manuscrit des „Mémoires d'un touriste" de Stendhal (suite). — E. Bouvier, L'original de „Salammbô". — Comptes rendus: L.-A. Bergounioux, Un précurseur de la Pléiade, Hugues Salel de Cazals en Quercy (P. Jourda). — F. Gohin, L'art de La Fontaine dans ses fables (R. Bray). — G. Mongrédien, Le XVII^e siècle galant (D. Mornet). — G. Reynier, La femme au XVII^e siècle (D. Mornet). — G. Mongrédien, Athalie de Racine (D. Mornet). — B. T. Morgan, Histoire du „Journal des Savants" depuis 1665 jusqu'en 1701 (D. Mornet). — H. D. Mac Pherson, Censorship under Louis XIV (R. Bray). — Ph. van Tieghem, La Nouvelle Héloïse de J.-J. Rousseau (C. Carcassonne). — H. Jacoubet, Le genre troubadour et les origines françaises du romantisme (P. van Tieghem). — M. M. H. Barr, A bibliography of writings on Voltaire, 1825—1925 (D. Mornet). — J.-G. Prod'homme, Voltaire raconté par ceux qui l'ont vu (D. Mornet). — F. Brunot, Histoire de la langue française (D. Mornet). — A. Lafont, Narcisse ou les amours de Lamartine (P. Jourda). — Cl. Grillet, Victor Hugo spirite (P. Berret). — E. Preston, Recherches sur la technique de Balzac (R. Jasinski). — L.-J. Arrigon, Les années romantiques de Balzac (R. Jasinski). — A. Viatte, Claude-Julien Bredin (J. Giraud). — L. Lemonnier, Enquêtes sur Baudelaire (E. Maynial). — A. Schaffer, Parnassus en France (E. Carcassonne). — Poésies complètes de Leconte de Lisle hsg. von J. Madeleine u. E. Vallée (E. Carcassonne). — P. Flottes, Sully Prudhomme et sa pensée (P. Martino).

Giornale storico della letteratura italiana XCVII, 1/2 (Januar-März 1931): T. Beltrame, Cli scenari del Museo Correr. — Varietà: F. Egidi, Un „Trattato d'amore" inedito di Fra Guittone d'Arezzo. — G. Natali, Il Parini a Roma, nel Settecento. — L. Bonin-Longare, A proposito d'un libro su Antonio Fogazzaro. — Rassegna bibliografica: U. Bosco, Il „Decameron" (L. di Francia). — M. Penna, Rassegna Goldoniana. — S. Bettinelli, Lettere virgiliane e inglesi e altri scritti critici a cura di V. E. Alfieri (C. Calcaterra). — Rassegna Alfieriana: M. Fubini, Le commedie dell'Alfieri, „Leonardo" (G. G. Ferrero). — E. Ciafardini, Saul nel primo libro dei Re e nella tragedia dell'Alfieri (G. G. Ferrero). — E. Carrara, La „Idea" del Filippo (G. G. Ferrero). — G. A. Levi, Vittorio Alfieri (G. G. Ferrero). — M. L. Martelli, L'Autobiografia di Vittorio Alfieri (G. G. Ferrero). — E. Carrara, Rassegna Montiana. — Bollettino bibliografico: Fr. Lanzoni, Il sogno presago della madre incinta nella letteratura medievale ed antica (L. di Francia). — L. Valli, Il linguaggio segreto di Dante e dei „Fedeli d'amore" (G. Bertoni). — B. Nardi, Saggi di filosofia dantesca (E. Testa). — A. Farinelli, L'obra di Giovanni Boccaccio (Conferencies); Versió catalana de M. M. D'Alos-Moner (L. di Francia). — G. Boccaccio, Opere Latine minori a cura di A. Fr. Massèra (E. Carrara). — M. Rossi, La poesia di A. Poliziano (V. Cian). — Niccolo' Machiavelli, Istorie fiorentine (Testo critico con introduzione e note per cura di P. Carli (R. Quazza). — Z. Szidonia, La figura di Vittoria Colonna nel movimento religioso italiano del XVI secolo (C. Tagliavini). — A. Belloni, Il Seicento (L. Fassò). — D. Bartoli, L'uomo al punto cioè l'uomo in punto di morte; Introduzione e note di A. Faggi (V. Cian). — D. Petrini, La poesia e l'arte di Giuseppe Parini (G. Ziccardi). — M. Deanovic, I rapporti tra il Voltaire, R. Boscovich e l'Accademia degli Arcadi (G. Mayer). — N. Vaccalluzzo, Fra donne e poeti nel tramonto della Serenissima; Trecento lettere inedite di I. Pindemonte al conte Zacco (V. Cian). — Annunzi analitici: Si parla di: G. Battelli, G. Spagnolo, F. Noberasco, I. Pusino, A. Manzoni, N. Rodolico, A. Zamboni, F. Fichera, Da „Il Caffè", Introduzione e note di L. Collino. — Comunicazioni ed Appunti: Una novella satirica del „Ricciardetto" (L. Negri). — Del testo delle tragedie alfieriane (G. G. Ferrero). — Necrologi: Pio Rajna (S. Debenedetti). — Luigi Valli (V. Cian).

Archivio storico italiano XV, 1: R. Ciasca, Dante et l'arte dei medici e speziali. — Notizie: P. Tullio, I riflessi sonori e la formazione della parola e della scrittura. — P. Tullio, L'Alfabeto e la sua origine naturale. — La forma delle lettere minuscole e maiuscole. — C. Battisti, Popoli e lingue nell'Alto Adige. — Necrologie: Pio Rajna (G. Mazzoni).

Nuova Antologia, Fasc. 1418 (16. April 1931): E. Bevilacqua, Tra la storia e il romanzo. — In morte di Fausto Maria Martini. — Fasc. 1419 (1. Mai 1931): L. Valli, Il mondo degli alati nella poesia pascoliana. — L. Villari, Giornalismo britannico di ieri e di oggi. — Fasc. 1420 (16. Mai 1931): L. Fassò, Due pagine inedite di Ugo Foscolo. — E. Bodrero, Dante, L'Impero e noi. — G. Marcovaldi, La conversione della famiglia Manzoni.

L'Italia Dialettale VII, 1 (Januar-März 1931): Cl. Merlo, G. I. Ascoli e i cànoni della glottologia. — Fr. Guercio, La luce e le sue manifestazioni in italiano e in inglese. — G. Bottiglioni, Sui nomi locali còrsi di origine prelatina. — C. Battisti, Il dialetto tedesco dei Tredici Comuni veronesi.

Archiv für Kulturgeschichte XXI, 3: H. Baron, Renaissance in Italien III.

Revista de Filología Española XVII, 4: E. Seifert, „Haber" y „tener" como expresiones de la posesión en español, II. — A. M. Espinosa, Origen oriental y desarrollo histórico del cuento de las doce palabras retorneadas. — Miscelánea: J. Brüch, Une fois de plus „l" placé devant une consonne. — E. Buceta, Nuevas notas históricas al prólogo del „Cauallero Zifar". — A. G. Solalinde, Adiciones y correcciones al primer volumen de la „General Estoria" de Alfonso X. — Notas bibliográficas: El Libro del Cauallero Zifar (El Libro del Cauallero de Dios), ed. by Ch. Ph. Wagner (P. B.). — R. Guiette, La légende de la sacristine (E. Buceta). — Don Kichote de la Mantzscha, das ist: Juncker Harnisch auss Fleckenland, auss hispanischer Spraach in hochteutsche ubersetzt (E. J. M.). — W. Mulertt, „Azorín" (J. M. Ruiz). Zur Kenntnis spanischen Schrifttums um die Jahrhundertwende (C. Fernández). — C. E. Kany, Fiestas y costumbres españolas (H. Serís). — R. de Lampérez, Blanca de Los, „La vida es sueño" y los diez Segismundos de Calderón. — Calderón de la Barca, El Mágico Prodigioso, hsg. von Th. Heinermann.

Boletín de la Biblioteca Menéndez y Pelayo XIII, 1 (Jan.-März 1931): M. Artigas, Apuntes taquigráficos de Historia crítica de la Literatura Española, tomados al Sr. Profesor Doctor Menéndez y Pelayo (Continuación). — H. S. Nicholson, Los artículos sueltos de don Amós de Escalante. — H. Becher, Nota histórica sobre el origen de la palabra „romántico". — A. Schneider, Movimiento hispanista en Alemania, y organización de las relaciones hispano-germanas. — J. Cossio, Correspondencias literarias del siglo XIX en la Biblioteca de Menéndez y Pelayo (continuación).

Germania 23. Mai 1931: H. L. Götzfried, Calderon de la Barca.

A Língua Portuguesa II, 3 (1930/31): A. Roseira, Considerações sôbre um anglo-americanismo beirão (Conclusão). — A. Nascentes, O Português do Brasil. — R. Lapa, Em tôrno da „Demanda do Santo Graal" (Reparos a uma critica). — R. de Sá Nogueira, Curso de Filologia Portuguesa (Fonologia vocabular histórica portuguesa. — Notas e Comentários. — II, 4: J. M. Rodrigues, De algumas inexactidões e enigmas de „Os Lusiadas" e da sua proveniência. — S. Machado, Palavras formadas de nomes de lugar. — Notas de Divulgação: X. Fernandes, Emérito. — R. de Sá Nogueira, Curso de Filologia Portuguesa: Fonologia vocabular histórica portuguesa. — Notas e Comentários.

Grai şi Suflet V, 1 (1931): Al. Rosetti, Asupra repartisărei dialectale a istroromînei. — E. Moroianu, Din ţinutul Săcelelor, II. — Al. Vasiliu, Descîntece din Huniedoara. — T. Gîlcescu, Cercetari asupra graiului din Gorj. — O. Densusianu, Limba descîntecelor, II. — Al. Rosetti, *jupîn, smîntînă, stăpîn, stînă* şi *stîncă*. — Însemnări şi Rectificări: O. Densusianu, Rom. *împîndura*; Rom. *prepinge*; Rom. *presură*; Rom. *strugure* şi *ciorchine*; Abruzz. jervę dę lę fikęrę; Un fonetism ilusoriu. — Al. Graur, Despre vocativul romînesc. — G. Jogu, Rom. *abitir*; Rom. *cunabiu*; Rom. *dihai*; Rom. furlandisi. — Dări de Samă: Donum natalicium Schrijnen (O. Densusianu). — W. Meyer-Lübke, Rumänisch und Romanisch (O. Densusianu). — P. Servien, Les rythmes comme introduction physique à l'esthétique; Lyrisme et structures sonores (O. Densusianu). — C. Tagliavini, Il „Lexicon Marsilianum" (O. Densusianu).

Digitized by Google

Neuerschienene Bücher.

Ammon, Hermann, Geschichte der deutschen Sprache in Frage und Antwort. I. Gotisch. Althochdeutsch. Altsächsisch. 2. Aufl. 62 S. Berlin u. Bonn, Dümmler.

Arlt, G. O., Acquaintance with older German literature in the eighteenth century. 79 S. Crawfordsville, The Journal and Review Press. = Dissertation. University of Chicago.

Arnold, Robert F., Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. 3. Aufl. 361 S. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & Co.

Bernt, Alois, Sprach- und kulturgeschichtliche Bedeutung deutschböhmischer Stadturkunden. Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung, Zweigstelle Komotau. 57 S.

Bietak, Wilhelm, Das Lebensgefühl der „Biedermeier" in der österreichischen Dichtung. XV, 254 S. Wien-Leipzig, W. Braumüller.

Borchling-Claussen, Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800. 1. Lieferung. 1473—1492. 96 S. Neumünster, K. Wachholtz.

Brinkmann, Hennig, Sprachwandel und Sprachbewegungen in althochdeutscher Zeit. VII, 236 S. Jena, Frommann = Jenaer Germanistische Forschungen, herausgeg. von A. Leitzmann. 18.

Brzórka, M., Anthropomorphe Auffassung des Gebäudes und seiner Teile. Diss. Köln. 70 S.

Förster, Helmut, Studien zum jungdeutschen Begriff vom Drama. Breslau. Diss. 64 S.

Fricke, Gerhard, Gefühl und Schicksal bei Heinrich v. Kleist. Studien über den inneren Vorgang im Leben und Schaffen des Dichters. 214 S. Berlin, Junker & Dünnhaupt = Neue Forschung 3.

Gaudefroy-Demombynes, Jean, L'œuvre linguistique de Humboldt. 116 S. Paris, Maisonneuve.

Glockner, Hermann, Friedrich Theodor Vischer und das neunzehnte Jahrhundert. 281 S. Berlin, Junker & Dünnhaupt = Neue Forschung 10.

Grosz, Erhart, Die Grisardis (Grysard) des Erhart Grosz. Nach der Breslauer Handschrift herausgegeben von Ph. Strauch. XL, 74 S. Halle, Niemeyer.

Halbach, Kurt Herbert, Gottfried von Strassburg und Konrad von Würzburg. „Klassik" und „Barock" im 13. Jahrhundert. VII, 76 S. Stuttgart, Kohlhammer = Tübinger Germanistische Arbeiten 12.

Heck, Philipp, Uebersetzungsprobleme im frühen Mittelalter. XV, 303 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Hoffmeister, Johannes, Hölderlin und Hegel. 50 S. Tübingen, Mohr = Philosophie und Geschichte 30.

Jutz, Leo, Die alemannischen Mundarten (Abriss der Lautverhältnisse). XI, 289 S. Halle, Niemeyer.

Kluckhohn, Paul, Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik. 2. Aufl. XIV, 640 S. Halle, Niemeyer.

Kock, E. A., und Meissner, R., Skaldisches Lesebuch. I. Text. IX, 97 S. Halle, Niemeyer = Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, herausg. von Th. Frings, R. Meissner und J. Müller. 17.

Kralik, Dietrich von, Die Ueberlieferung und Entstehung der Thidrekssaga. 13 S. Halle, Niemeyer = Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, herausgeg. von Th. Frings, R. Meissner und J. Müller. 19.

Kranzmayer, Eberh., Sprachschichten und Sprachbewegungen in den Ostalpen I. Arbeiten zur Bayerisch-Oesterreichischen Dialektgeographie. H. 27. Wien und München. 61 S.

Leyen, Friedrich von der, „Die Forderung des Tages." „Das neue Reich." Eine Uebersicht über die deutsche Dichtung der letzten Zeit (1925—30). 38 S. Jena, Diederichs.

Liepmann, Hans M., Lessing und die mittelalterliche Philosophie. XVI, 162 S. Stuttgart, Kohlhammer = Tübinger Germanistische Arbeiten 13.

Lohrmann, Heinrich-Friedrich, Die Entwicklung zur realistischen Seelenhaltung im Zeitdrama von 1840 bis 1850. 112 S. Berlin, Junker & Dünnhaupt = Literatur und Seele. Beiträge zur psychogenetischen Literaturwissenschaft, herausgeg. von F. Brüggemann. 1.

Lübbe, Fritz, Die Wendung vom Individualismus zur sozialen Gemeinschaft im romantischen Roman. 116 S. Berlin, Junker & Dünnhaupt = Literatur und Seele. Beiträge zur psychogenetischen Literaturwissenschaft, herausgeg. von F. Brüggemann. 2.

Martin, Bernhard Friedrich, Christian Morgensterns Dichtungen nach ihren mystischen Elementen. 96 S. Weimar, Duncker = Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, begr. von F. Muncker, herausgeg. von W. Brecht.

Meer, M. J. van der, Deutsch-Unterricht und Deutsch-Studium in Holland. 29 S. Heidelberg, Winter = Schriften des Holland-Instituts in Frankfurt a. M. Neue Reihe, Heft 7.

Münch, Ilse, Die Tragik in Drama und Persönlichkeit Franz Grillparzers. 174 S. Berlin, Junker & Dünnhaupt = Neue Forschung 11.

Nadler, Josef, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. 3. Aufl. 3. Band: Der deutsche Geist. 1740 bis 1813. XI, 655 S. Regensburg, J. Habbel.

Naumann, Hans, Frühgermanisches Dichterbuch. Zeugnisse und Texte für Uebungen und Vorlesungen über ältere germanische Poesie. 138 S. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co. = Trübners Philologische Bibliothek 13.

Pahl, Theodor, Quellenstudien zu Luthers Psalmenübersetzung. X, 136 S. Weimar, Böhlau.

Plate, R., Geschichte der gotischen Literatur. 83 S. Berlin und Bonn, Dümmler = Dümmlers Philologische Hilfsbücher.

Priebsch, Robert, Johan ûz dem Virgiere. Eine spätmhd. Ritterdichtung, nach flämischer Quelle, nebst dem Faksimileabdruck des flämischen Volksbuches Joncker Jan Wt den Vergiere. Herausgeg. und eingeleitet von R. Priebsch. 144 S. Heidelberg, Winter = Germanische Bibliothek. II. Abteilung: Untersuchungen und Texte. 32.

Russer, W. S., De Germaansche Klankverschuiving. Een hoofdstuk uit de geschiedenis der germaansche taalwetenschap. XI, 217 S. Haarlem, Tjeenk Willink = Nederlandsche Bijdragen of het gebied van germaansche philologie en linguistiek. I.

Schoof, W., Zur Entstehungsgeschichte der Grimmschen Märchen. 118 S. Frankfurt, Diesterweg.

Schröfl, Aloys, Und dennoch — die Nibelungenfrage gelöst! 288 S. München, Selbstverlag des Verfassers.

Selver, Henrik, Die Auffassung des Bürgers im deutschen bürgerlichen Drama des 18. Jahrhunderts. VII, 126 S. Engelsdorf-Leipzig, C. & E. Vogel.

Sijmons und Gering, Die Lieder der Edda. III. Kommentar. 2. Hälfte: Heldenlieder. X, 489 S. Halle, Waisenhaus = Germanistische Handbibliothek, begr. von J. Zacher. VII. 3. 2. Hälfte.

Sommerfeld, M., Deutsche Lyrik 1880—1930. Nach Motiven ausgewählt und geordnet. 216 S. Berlin, Junker & Dünnhaupt = Literarhistorische Bibliothek, herausgeg. von M. Sommerfeld. Band 3.

Søreide, Lars E., Nordfjordmalet. (Norske Maalfore XII.) Oslo, Kommissjon hjna Olaf Norli 98 S.

Stammler, Wolfgang, Apostelgeschichte 27 in nautischer Beleuchtung und die ostdeutsche Bibelübersetzung des Mittelalters. Berlin und Leipzig, de Gruyter = Greifswalder Studien zur Lutherforschung und neuzeitlichen Geistesgeschichte 4.

Suball, Giulio, Gehn e Stehn. Aus den Annali della R. Università negli Studi Economici e Commerciali di Trieste. II. Nr. 2. 10 S.

Tegeler, Ernst, Der Bochumer Arzt Dr. Carl Arnold Kortum, der Dichter der Jobsiade. Sein Leben und sein Wirken. 68 S. Jena, Fischer.

Vonlanthen, Adolf, Geilers Seelenparadies im Verhältnis zur Vorlage. 101 S. Strassburg, Gesellschaft für Elsässische Kirchengeschichte.

Walde, Alois, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Hrsg. u. bearb. von J. Pokorny. III. Band, Register, 1. Lieferung. 192 S. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter.

Wasserzieher, Ernst, Hans und Grete. 1200 Vornamen erklärt. 6. Aufl., bes. von P. Herthum. 65 S. Berlin und Bonn, F. Dümmler.

Digitized by Google

Winkler, Christian, Elemente der Rede. Die Geschichte ihrer Theorie in Deutschland von 1750 bis 1850. X, 203 S. Halle, Niemeyer.

Aronstein, Philipp, Engländertum und englische Sprache. 68 S. Leipzig, Tauchnitz = Hefte zur Englandkunde 6.

Bardoux, Jacques, John Ruskin, poète, artiste, apôtre. 548 S. Paris, Calmann-Lévy.

Blass, Armin, Die Geschichtsauffassung Daniel Defoes. VIII, 107 S. Heidelberg, Winter = Anglistische Forschungen, herausgeg. von J. Hoops. Heft 72.

Castelain, Maurice, Byron. 300 S. Paris, Henri Didier.

Chauvet, Paul, Sept essais de littérature anglaise. 256 S. Paris, E. Figuière = Bibliothèque 20e siècle.

Jaeschke, Kurt, Beiträge zur Frage des Wortschwundes im Englischen. 103 S. Breslau, Priebatsch = Sprache und Kultur der Germanisch-Romanischen Völker. A. Anglistische Reihe. VI.

Keser, Jean, Les passages obscurs de Shakespeare. 360 S. Paris, A. Picard.

More, Henry, Philosophical Poems. ed. Geoffrey Bullough. XC, 250 S. Manchester University Press.

Schöffler, Herbert, Die politische Schulung des englischen Volkes. 38 S. Leipzig, Tauchnitz = Hefte zur Englandkunde 5.

Shakespeare's Hamlet. The first quarto 1603. Reproduced in facsimile from the copy in the Henry E. Huntington Library. Cambridge, Massachusetts, Harvard University Press.

Wentscher, Else, Englische Wege zu Kant. 86 S. Leipzig, Tauchnitz = Hefte zur Englandkunde 4.

Widmann, Wilhelm, Hamlets Bühnenlaufbahn (1601—1877). Aus dem Nachlass herausgeg. von J. Schick und W. Deetjen. XII, 276 S. Leipzig, Tauchnitz = Schriften der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Neue Folge I.

Apollonio, Mario. Alfieri. 184 S. Milano, Athena. La coltura classica; poeti d'Italia.

Appel, Carl, Bertran von Born. IV, 100 S. Halle, Niemeyer.

Arland, Marcel. Essais critiques. Paris, Nouvelle Revue Française.

Barbier, Jean, Légendes du pays basque d'après la tradition. Texte français et texte basque. 159 S. Paris, Delagrave.

Bardon, Maurice, Don Quichotte en France au 17e et au 18e siècle (1605—1815). 2 Bände. Paris, H. Champion. = Bibliothèque de la Revue de littérature comparée.

Bathilde, Pierre, Henry Bernstein, son œuvre. Paris, Nouvelle Revue Française = Collection des célébrités contemporaines.

Biagioni, Luigi, Marcolf und Bertoldo und ihre Beziehungen. Ein Beitrag zur germanischen und romanischen Marcolf-Literatur. 107 S. Köln, Utsch.

Blanco, Margot Arce, Garcilaso de la Vega. Contribución al estudio de la lírica española del siglo XVI. 140 S. Madrid, Hernando.

Bouvier, J. B., Du romantisme à Genève. Essai sur l'histoire intellectuelle de la Restauration. 117 S. Paris-Neuchâtel, Attinger.

Brimont, Renée de, Autour de „Graziella". 63 S. Paris, E. Champion = Bibliothèque de la Revue de littérature comparée.

Brisset, Fernand, Laure de Pétrarque. Paris, Perrin & Cie.

Buscherbruck, K., Einführung in die historische Lautlehre des Französischen. 63 S. Berlin und Bonn, F. Dümmler = Dümmlers Philologische Hilfsbücher.

Carton, P., Le faux naturisme de Jean-Jacques Rousseau. 213 S. Paris, N. Maloine.

Charpentier, John, Jean-Jacques Rousseau ou le démocrate par dépit. Paris, Perrin & Cie.

Coester, Alfred, Bibliography of Uruguayan Literature. VIII, 22 S. Cambridge, Massachusetts, Harvard University Press.

Cohen, Gustave, La comédie latine en France au XIIe siècle. 2 Bände. Paris, Les belles lettres.

Cohen, Gustave, Le théâtre en France au moyen âge. II. Le théâtre profane. 107 S. Paris, Rieder = Bibliothèque générale illustrée.

Crooks, E.-J., The influence of Cervantes in France in the Seventeenth Century. Paris, Les belles lettres = Coll. The Johns Hopkins Studies.

Curti, Cesare, I grandi italiani. Dante Alighieri. 63 S. Milano, Sonzogno (A. Matarelli). Biblioteca del popolo. 137.

David, Maurice, Stendhal, son œuvre. Paris, Nouvelle Revue Critique.

Deffoux, Léon, La publication de l'Assommoir d'Emile Zola. 160 S. Paris, E. Malfère = Coll. Les grands événements littéraires.

Fouché, Pierre, Le verbe français. Etude morphologique. XVI, 441 S. Paris, Les belles lettres = Publications de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg. Fascicule 56.

Fréjaville, Gustave, Les Méditations de Lamartine. 204 S. Paris, E. Malfère = Coll. Les grands événements littéraires.

Garcia, Felix, Un gran Hispanista Aleman (Ludwig Pfandl). 22 S. Madrid, Conferencias dadas en el Centro de intercambio intelectual germano-español. XXX.

Gaudefroy-Demombynes, Jean, Abrégé de phonétique française à l'usage des étudiants et professeurs étrangers. 208 S. Paris, Maisonneuve.

Gottschalk, Walter, Französische Schülersprache. 158 S. Heidelberg, Winter = Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, herausgeg. von W. Meyer-Lübke. IV. Reihe 3.

Hazard, P., Avec Victor Hugo en exil. Paris, Les belles lettres = Collection d'études françaises.

Hazard, P., Don Quichotte, étude et analyse. 384 S. Paris, Mellottée = Coll. Les chefs d'œuvre de la littérature expliqués.

Jaloux, Edmond, Perspectives et personnages. 3e série. 256 S. Paris, Plon = Coll. La critique.

Ketrick, Paul J., The relation of Golagros and Gawane to the old French Perceval. 131 S. Dissertation. Washington, Catholic University of America.

Kromsigt, A. L. C., Le théâtre biblique à la veille du romantisme (1789—1830). 109 S. Zutphen, Nauta & Co.

Larnac, Jean, Colette, sa vie, son œuvre. Paris, Kra.

Larnac, Jean, Comtesse de Noailles. Sa vie, son œuvre. Paris, Edit. du Sagittaire.

Larnac, Jean, Histoire de la littérature féminine. Paris, Kra.

Le Nevelon, Jehan, La Venjance Alixandre. Edited by Edward Billings Ham. LXVI, 126 S. Princeton, Princeton University Press — Paris, Presses universitaires de France = Elliott Monographs in the Romance languages and literatures, edited by Edward C. Armstrong 27.

Lima-Barbos, M. de, Lamartine secrétaire d'ambassade. 58 S. Paris, A. Blanchard.

Mauriac, François, Blaise Pascal et sa sœur Jacqueline. Paris, Hachette = Coll. Le passé vivant.

Maynial, Edouard, L'époque réaliste. 356 S. Paris, Les œuvres représentatives. Coll. 19e siècle.

Maxence, Jean, und Gorodetzky, N., Charles Péguy. 128 S. Paris, Desclée, de Brouwer et Cie. Collection Les cahiers de la quinzaine.

Menzel, Walter, Der Kampf gegen den Epikureismus in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts. 167 S. Breslau, Priebatsch = Sprache und Kultur der germanisch-romanischen Völker. C. Romanistische Reihe. VII.

Merian-Genast, Ernst, H. F. Amiel im Spiegel der europäischen Kritik 1881—1931. 166 S. Marburg, Elwert = Neuere Sprachen Beiheft 21.

Mortier, Pierre, Benjamin Constant. L'homme et l'œuvre. 30 S. Paris, Fasquelle = Centenaire de Benjamin Constant.

Pascu, Giorge, Nume de plante IV. 27 S. Jași, Revista Critică din Jași.

Pucci, Antonio, Le Noie. Edited with an introduction by Kenneth McKenzie. CLXII, 101 S. Princeton, Princeton University Press — Paris, Presses universitaires de France = Elliott Monographs in the Romance languages and literatures, edited by Edward C. Armstrong 26.

Querzy, Jean, Dans la lumière de Port-Royal. Paris, F. Lanore.

Romains, Jules, Problèmes d'aujourd'hui. Paris, Kra.

Saint-René, Martin, Victor Hugo et la Légende des siècles. 136 S. Paris, Les études poétiques.

Digitized by Google

Schilla, Alfred, Francis Jammes unter besonderer Berücksichtigung seiner Naturdichtung. Königsberg, Diss. VI, 115 S. Saalfeld, Ostpr., Günther.

Schmitt, Carl, Donoso Cortés. Su posicion en la historia de la filosofia del estado europea. Madrid, Conferencias dadas en el Centro de intercambio intelectual germano-español. XXVII.

Seiler, Mary Hilarine, Anne de Marquets, poétesse religieuse du XVI^e siècle. XIX, 143 S. Thèse. Washington, Université catholique d'Amérique.

Seillière, Ernest, Marcel Proust. Paris, Nouvelle Revue Critique. Les essais critiques 25.

Teissier, Maurice, Chansons de geste, contes, chroniques. 320 S. Paris, F. Lanore.

Thibaudet, Albert, Stendhal. Paris, Hachette. Coll. Les romantiques.

Valkhoff, Marius, Étude sur les mots français d'origine néerlandaise. 330 S. Amersfoort, Valkhoff & Co.

Vie de Saint Jehan Bouche d'Or et la Vie de Sainte Dieudonnée, sa mère. Textes français du moyen âge. Herausgeg. von Hermine Dirickx-van der Straeten. 194 S. Liège, Vaillant-Carmanne.

Wassermann, Albert, Der Stil der Predigten Fléchiers. Frankfurt (Main). Diss. 37 S. (Teildruck.) Frankfurt (Main), Rapp & Enck.

Winkler, Egon, Komposition und Liebestheorien der „Astrée" des Honoré d'Urfé. 206 S. Breslau, Diss.

Wohlhaupter, Eugen, La importancia de España en la historia de los derechos fundamentales. 36 S. Madrid, Conferencias dadas en el Centro de intercambio intelectual germano-español. XXVIII.

Zaccagnini, Guido, Storia dello studio di Bologna durante il Rinascimento. IX, 343 S. Genf, Olschki. Biblioteca del Archivum romanicum. I. 14.

Personalnachrichten.

Dr. M. Tzadzowski hat sich an der Universität Zürich für deutsche Philologie habilitiert.

Dr. E. Wellander wurde zum Professor der deutschen Sprache an der Universität Stockholm ernannt.

In Berlin starb Studiendirektor a. D. Prof. Dr. M. Kuttner, in Heidelberg Prof. Dr. Fr. Gundolf.

Nachtrag zu Litbl. 1930. Sp. 855.

Paul Friedländer macht mich anlässlich meiner Erklärung des Singulars in „der Schwede kommt" aus dem Eigennamencharakter der Feindesbezeichnung darauf aufmerksam, dass deutsche Soldaten des Weltkrieges sagten: Ruski kommt, also scherzhaft das Bedürfnis empfanden, „den Russen" auch wirklich mit einem Eigennamen, und natürlich einen russisch klingenden, zu versehen. Etwas anders: der Panje kommt auf „die Polen" (= „der, der panje! sagt").

Köln. L. Spitzer.

Notiz.

Den germanistischen Teil leitet Otto Behaghel (Giessen, Hofmannstrasse 10), den romanistischen und englischen Kurt Glaser (Giessen, Wilhelmstrasse 12), und wir bitten, die Beiträge (Rezensionen, kurze Notizen, Personalnachrichten usw.) dementsprechend gefälligst zu adressieren. Die Redaktion richtet an die Herren Verleger wie Verfasser die Bitte, dafür Sorge tragen zu wollen, dass alle neuen Erscheinungen germanistischen und romanistischen Inhalts ihr gleich nach Erscheinen entweder unmittelbar oder durch Vermittlung von O. R. Reisland in Leipzig zugesandt werden. Nur in diesem Falle wird die Redaktion stets imstande sein, über neue Veröffentlichungen eine Besprechung oder eine kürzere Bemerkung in der Bibliographie zu bringen. An O. R. Reisland sind auch die Anfragen über Honorar und Sonderabzüge zu richten.

NEUERSCHEINUNGEN

Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Von Dr. Karl Schiller und Dr. August Lübben. Photomechanischer Neudruck. 6 Bände. XLIV, 3811 S. RM. 120.–, gebunden RM. 138.–

Das seit 50 Jahren vergriffene Werk ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle, die sich eingehender mit der mittelalterlichen Literatur Norddeutschlands, seiner Rechts-, Kultur- und Sprachgeschichte beschäftigen.

Sonnenwende. Forschungen zur germanischen Religions- und Sagengeschichte. Von Franz Jostes, weil. Universitätsprofessor in Münster i. Westf. Band 2. VI, 691 S. RM. 26.40

Inhalt: Germanische Wanderungssagen. Die Religion der heidnischen Merowinger. Der Mythus in Kult und Legende.

Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordravensberg. Von Gustav Hagemann. (Veröffentl. d. Volkskundl. Komm. d. Prov.-Inst. für westf. Landes- und Volkskunde, Reihe 1, herausgegeben von J. Schwietering, Heft 2.) Mit 1 Karte und 4 Tabellen. VIII, 284 S. RM. 9.50.

Eine abgerundete, überaus lebendige Studie dörflichen Gemeinschaftslebens, die dringend geforderte volkskundliche Monographie auf soziologisch-historischer Grundlage.

Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf. Von Helene Barthel. (Veröffentl. d. Volksk. Komm. d. Prov.-Inst. für westf. Landes- und Volkskunde, Reihe 1, herausg. von J. Schwietering, Heft 3.) VIII, 147 S. RM. 5.–

Ein wegweisendes Werk für jeden Volkskundler: ein Kulturbild, das die letzten Tiefen der Gedanken- und Gefühlswelt erfaßt.

— Sonderprospekte kostenlos —

VERLAG ASCHENDORFF, MÜNSTER I. WESTF.

Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, Thür.

Ausgegeben im September 1931.

Digitized by Google

LITERATURBLATT

FÜR

GERMANISCHE UND ROMANISCHE PHILOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. OTTO BEHAGHEL UND DR. KURT GLASER

o. ö. Professor der germanischen Philologie an der Universität Giessen.

o. ö. Professor der romanischen Philologie an der Universität Giessen.

VERLAG VON

O. R. REISLAND, LEIPZIG, KARLSTRASSE 20.

Preis halbjährlich: Goldmark 10.—.

LII. Jahrgang. **Nr. 11—12. November—Dezember.** **1931.**

Wartburg, v., Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft (Spitzer).
Unger, Gesammelte Studien I (Glockner).
Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch (Behaghel)
Grieshammer, Sprachgestaltende Kräfte im geistlichen Schauspiel des deutschen Mittelalters (Teske).
Heun, Satzbau in der Prosa des jungen Goethe (Behaghel).
Häfele, Godivasage und ihre Behandlung in der Literatur (Asanger).
Strakosch-Grassmann, Der Dichter des Nibelungenliedes (Menhardt).
Burdach-Klapper, Vom Mittelalter zur Reformation VI (Behaghel).
Rehm, Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik (May).
Berger, Grundzüge evangelischer Lebensformung (Götze).
Eloesser, Deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart (v. Wiese).
Meyer-Benfey, Goethes Dramen (Collin).
Thoma, Uhlands Volksliedsammlung. — Heiske, Uhlands Volksliedersammlung (Götze).
Droste-Hülshoff, Jenny von und Wilhelm Grimm, Briefwechsel (Götze).
Kummer, Romantiker Otto Heinrich Graf von Loeben und die Antike (Greiner).
Tieck-Schlegel, Briefe (Gumbel).
Mohme, Die freireligiösen Anschauungen im Drama und Roman der neueren deutschen Literatur (Barnikol).
Ágrip af Nóregs konunga sögum (Golther).
Heggstadt, Gamalnorsk Ordbok (Götze).
Gjelswik, Juridisk ordliste (Götze).
Grein, Dichtungen der Angelsachsen (Fischer).
Vriend, Blessed Virgin Mary in the Medieval Drama of England (Wild).
Southern Passion, ed. B. Daw Brown (Wild).
Seege of Troye, ed. Hibler (Wild).
Wild, Englische Literatur der Gegenwart (Schröer).
Lombard, Constructions nominales dans le français moderne (Spitzer).
Bally, Crise du français. — Lerch, Französische Sprache im 19. und 20. Jahrhundert. — Richter, Entwicklung des neuesten Französischen. — Köberle, Moderne Tendenzen in Colettes Sprache. — Damourette-Pichon, Des mots à la pensée (Glaser).
Cohen, Le théâtre en France au moyen âge. II (Glaser).
Seiler, Anne de Marquets (Glaser).
Pedrotti-Bertoldi, Nomi dialettali delle piante (Brüch).
Dantes Veelzijdigheid (Braun).
Teatro antiguo español VII (Hämel).
Meredith, Introito and Loa in the Spanish Drama of the sixteenth century (Fey).
Michels, Barockstil bei Shakespeare und Calderon (Hämel).
Jeschke, Angel Ganivet (Hämel).
Krome, Palatalisierung der Dentale vor e, i im Rumänischen (Scheludko).
Bibliographie.
Personalnachrichten.
Notiz.

Walther von Wartburg, Das Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft. (Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Kl., 83. Band [1931] 1. Heft.) 23 S.

In einem nüchtern-massvollen, überlegen-ruhigen Stil beleuchtet Verf. die historische (dynamische, diachronische) Sprachforschung des 19. Jahrhunderts, der sich die deskriptive (statische, synchronische) Saussures als getrennte und selbständige Disziplin gegenüberstellte, bis Gilliéron das Ineinandergreifen von Statik und Dynamik im Sprachleben bewies: die bekannten unerträglichen Homonymien, die Gilliéron nachwies, spielen sich im zuständlichen System der Sprache ab, führen aber zu Aenderung des Sprachzustandes, zu Sprachwerden: wenn gallus und cattus in der Gaskogne zu **gat* zusammenfallen und ersteres durch ‚vicaire' (übrigens hat Gilliéron schon diese seine Interpretation von *bigey* ‚Hahn' zurückgenommen und sie durch ‚viguier' ersetzt) ausgedrückt wird, so ist die Statik durch das missverständliche **gat* beunruhigt worden, und das hat zu dem historischen Nacheinander **gat* > *bigey* geführt. v. Wartburg weicht insofern von Gilliérons Ansichten ab, als er die Einführung von ‚viguier' nicht bloss als durch den Zwang bedingt sieht, sondern „das freie Walten der schöpferischen Phantasie" hat als okkasionellen Witz ‚viguier' für ‚Hahn' geschaffen, das dann in der détresse lexicologique (**gat* zweideutig!) als Normalwort fixiert wurde: ‚viguier' ist also schon da, in der Synchronie da, bevor es in der Diachronie durchdringt. Das Ineinandergreifen der beiden Disziplinen ist unwiderleglich nachgewiesen.

Ich stimme diesen Darlegungen von Herzen zu, nur verstehe ich nicht, warum v. W. den beiden fettgedruckten Namen von epochemachender Kraft Saussure und Gilliéron nicht den dritten zugesellt, der ihm die Ansicht von dem „freien Walten der schöpferischen Phantasie" in der Sprache gegeben und ihm gestattet hat, über seinen Lehrer Gilliéron hinauszudringen: den Namen Vosslers. Und auch Sperber hätte mit seiner Ansicht vom fixierenden Einfluss des Affektwortes (worin urspr. Witze wie ‚viguier' für ‚Hahn' natürlich einzubegreifen sind) genannt werden können. Ich habe selbst in dem Aufsatz „Zur Bewertung des ‚Schöpferischen' in der Sprache" (Arch. rom. 1924 S. 367) gerade das Beispiel *bigey* ‚Hahn' genau so wie v. W. interpretiert und das Ungenügen der Gilliéron'schen Erklärung hervorgehoben. Es ist also nicht so, dass in der Lexikographie „die Praxis der Theorie voraneilt" (S. 23 Anm.) — im Gegenteil, eine neue theoretische Sicht der Sprache, die Vosslersche, hat die Praxis vorbereitet, Warum zögert ein so gerechter Mann wie v. Wartburg, schon jetzt diese Konsequenz zu ziehen (die er vielleicht in einem späteren Aufsatz, den er uns verspricht, nachholen wird)?

Digitized by Google

Ich kann ferner die in der Anmerkung S. 20ff. angedeutete Unterscheidung zwischen affektischen Trabantenwörtern, die um die normalsprachlichen Synonyma „herumkreisen" (z. B. ‚viguier'), und ‚semantisch benachbarten', nicht-affektischen Wörtern (Typus: *iste* statt *hic; traire, tirer* statt bedrohtem **moudre* = *mulgere* ‚melken') nicht berechtigt finden: „Es wäre . . . ein schwerer irrtum, nun in den affektgeladenen wörtern (z. B. in *traire* ‚melken') die einzige quelle für ersatz sehen zu wollen." Ich sehe vor allem nicht, was der Affekt mit dem ‚Trabantentum' der Wörter zu tun hat: die semantisch benachbarten umkreisen ebenso wie die Affektworte das Normalwort; ausserdem siegt doch oft (Sperber würde sagen: immer) auch das semantisch benachbarte Wort eben wegen seines Affektcharakters: gerade wenn v. Wartburg uns nachweist, dass das Melken aus zwei getrennten Tätigkeiten besteht, dem Bereitmachen des Euters für das Melken und diesem selbst, und nun ein Verb für die erstere Teiltätigkeit wie ‚herrichten' (*ajuster*) oder (den Euter) ‚anziehen' (*tirer, traire*) für die ganze Melktätigkeit gesagt wird — so sehe ich das Affektische eben in der Ausdrucksweise durch die Anfangstätigkeit (vgl. etwa dieselbe Ausdrucksweise in *tirer* ‚schiessen', was, wie Meyer-Lübke, Volkstum und Kultur der Romanen 3 richtig sagt, ursprünglich nur die Anfangstätigkeit beim Schiessen, das Anziehen der Sehne, bedeutet; aus demselben Grunde sagt mittelalterliche Epik, spanische Romanzendichtung usw. oft ‚er begann [seine Rede]' statt ‚er sprach', ohne dass etwa ‚und er fuhr fort' nachgetragen würde): das erregte Auge des Sprechers hat nicht die Kraft, den ganzen Vorgang zu umfassen, sondern hält sich an den Abschnitt der Tätigkeit, der am leichtesten überblickt werden kann (im Zeitpunkt da ‚es los geht') und wo der Handelnde seine ganze Kraft unverausgabt beisammen hat: die Anfangstätigkeit ist die kraftgeladenste, daher ihre Bezeichnung die sprachlich kräftigste. Der Typus *bléchi* scheint mir ausserdem so deutlich onomatopoetisch (Valsesia *bliche* ‚le ultime stille di latte che si mungono', Pral *blekk* ‚getto di latte, quel tanto, cioè, che spiccia dalla mammella ogni volta che la mano la prema') und die Judsche Hypothese eines gallo-lateinischen **bligicare* ‚melken' so unannehmbar, dass ich ihn gerade nicht unter die termini technici, sondern unter die Affektwörter einreihen möchte. Ein Fall wie rom. *iste* statt lat. *hic* enthält eine deutliche Berücksichtigung des Standpunkts des Gesprächspartners — wie will man da ohne den ‚Affekt' der Höflichkeit auskommen? Und endlich, selbst angenommen, es träten ‚semantisch benachbarte Wörter' statt der Normalwörter ein — wie will man einen solchen Vorgang rechtfertigen?

Köln. Leo Spitzer.

Rudolf Unger, Gesammelte Studien. Band I: Aufsätze zur Prinzipienlehre der Literaturgeschichte. Band II: Aufsätze zur Literatur- und Geistesgeschichte (= Neue Forschung. Arbeiten zur Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Band 1 und 2.) Berlin, Junker und Dünnhaupt. 1929.

Rudolf Unger steht heute unter den geistesgeschichtlich gerichteten Literaturforschern an führender Stelle. Schon blickt er auf ein Vierteljahrhundert produktiver Arbeit zurück, die in gleicher Weise „Arbeit am Gegenstand" wie „Arbeit an der Methode" gewesen ist. Er darf als der Philosoph unter den Literarhistorikern der Gegenwart bezeichnet werden; seine Gedanken über die Prinzipien von Literatur- und Geistesgeschichte werden viel diskutiert und sind für den philosophischen Systematiker genau so wichtig wie für den Fachvertreter, dessen Forschungsgebiet Unger ebenso tiefgrabend unterkellert wie weitblickend erhöht hat.

Was jedoch bisher zu wenig beachtet wurde, ist der innere Zusammenhang von Ungers methodologischen Studien. Sie erschienen als Broschüren und Einzelaufsätze, und so geschah es, dass sie vielfach nur als skizzenhafte Programmschriften aufgefasst wurden, von welchen die folgende jeweils über die vorhergegangenen hinausführte. Man übersah die logische Einheit und organische Geschlossenheit in Ungers mannigfaltig ausgebreiteter Gedankenentwicklung. Unter diesen Umständen ist eine Sammlung aufs lebhafteste zu begrüssen. Schwache Denkversuche erscheinen noch schwächer, wenn sie „gesammelt" vor uns gebracht werden. Folgt aber ein ernster Geist jahrzehntelang einem verborgenen Gesetz, dann steigert sich die Wirkung seiner Leistungen mit einem Male, wenn sie „zusammen" auftreten: ein Ganzes.

Aehnliches gilt von Ungers kleineren Schriften zur Literatur- und Geistesgeschichte selbst. Er hat seine Methode vor allem in zwei Hamann-Werken zur Durchführung gebracht, die wohl allgemein gepriesen werden, deren Leserkreis jedoch aus naheliegenden Gründen ein verhältnismässig kleiner bleiben musste. Ungers Studien über Herder, Kleist, Novalis, Kierkegaard, C. F. Meyer dürften stofflich einem ungleich grösseren Interesse begegnen, nachdem sie nun zu einem Buch zusammengefasst sind. Und es ist nur zu bedauern, dass der Sammelband nicht auch noch die unter dem Titel „Studien über die Entwicklung des Todesproblems in Denken und Dichten vom Sturm und Drang zur Romantik" erschienenen Aufsätze enthält. Da sie aber gleichfalls als Buch vorliegen (Moritz Diesterweg, Frankfurt 1922) und also bequem zugänglich sind, so kann es sich bloss um einen ganz äusserlichen Schönheitsfehler handeln, auf den ich überhaupt nur hinweise, um dem Leser zu sagen, dass der von Unger mit Vorliebe behandelte Problemkreis „Vom Sturm und Drang zur Romantik" noch viel geschlossener erscheint, wenn man die Studien über die Entwicklung des Todesproblems als Ergänzungsband mit hinzunimmt.

Nach diesen Ungers Gesamtwerk betreffenden Bemerkungen wende ich mich insbesondere zu den „Aufsätzen zur Prinzipienlehre der Literaturgeschichte", die den ersten Band der „Gesammelten Studien" bilden.

An der Spitze steht eine kleine Schrift „Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft" (Vortrag 1907), von der Unger selbst sagt (vgl. S. 167), dass sie „in noch mannigfach ungeklärtem Drange doch bereits ähnliches erstrebte" wie der viel spätere Aufsatz „Literaturgeschichte als Problemgeschichte" (1924), an dessen Grundgedanken sich wiederum die jüngste, „Literaturgeschichte und Geistesgeschichte" betitelte Arbeit Ungers (1926) ausdrücklich (vgl. S. 219) anschliesst.

Unger beg nnt mit einer sehr objektiven, überlegenen Kritik der Scherer-Schule und zeigt alsdann, welche grosse Rolle philosophische Probleme in der Entwicklung der Literaturwissenschaft gespielt haben. Herder heisst der „Ahnherr" der neueren Literaturgeschichtschreibung, während die Brüder Schlegel als ihre „eigentlichen Begründer" bezeichnet werden. Der enge Zusammenhang zwischen Literaturwissenschaft, Aesthetik und Philosophie

Digitized by Google

blieb auch in der Folgezeit (Hegel-Schule, Hettner, Haym, Dilthey) grossenteils bewahrt. Das war gar nicht anders möglich; denn dieser Zusammenhang ist kein zufälliger, sondern ein organischer. Schon stofflich haben Literatur- und Philosophiegeschichte auf weite Strecken ein gemeinsames Gebiet. Aber auch methodisch wird der Literaturforscher die philosophische Schulung nicht entbehren können, insofern sein Gegenstand allenthalben voll psychologischer und ästhetischer Probleme steckt. (Was für eine Art von „Psychologie" oder „Aesthetik" der Literarhistoriker braucht, wird in dieser ersten Abhandlung noch nicht weiter untersucht. Es berührt uns heute merkwürdig, wenn Unger Seite 21 Kants Kritik der Urteilskraft und Wundts Grundzüge der physiologischen Psychologie in einem Atem nennt.) Schliesslich müssen sich dem Literarhistoriker auch geschichtsphilosophische bzw. kulturphilosophische Fragen aufdrängen; es gilt den Begriff der „Erfahrung" auf geschichtlichem Gebiete zu präzisieren; man muss sich darüber klar werden, was das „Verstehen" auf diesem Gebiete bedeutet. Besonders wichtig erscheinen mir Ungers letzte Bemerkungen. Diese „geforderte geschichtliche Prinzipienwissenschaft müsste durchaus auf erkenntnistheoretischer Basis beruhen, so wie die naturwissenschaftliche Prinzipienlehre tatsächlich bereits auf solche gegründet ist. Nicht auf empirisch-psychologischem, sondern auf transzendentalem Boden müssen diese Fundamente der geschichtlichen Wissenschaften gelegt werden" (S. 32). Während Unger die übrigen Thesen seines ersten Beitrags zur Prinzipienlehre sämtlich weiter ausgearbeitet und vertieft hat, ist hier ein Stück „Programm" übriggeblieben, dessen Erfüllung noch der Zukunft angehört.

Der zweite Aufsatz „Vom Werden und Wesen der neueren deutschen Literaturwissenschaft" (1914) stellt gewissermassen eine Erweiterung des historischen Teils der Programmschrift dar. Insbesondere die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist hier viel breiter behandelt; die feinsinnige Würdigung von Michael Bernays und Wilhelm Scherer sei hervorgehoben. Viktor Hehn wird (S. 36) mit solcher Auszeichnung genannt, dass wir über das Fehlen einer genaueren Charakteristik erstaunt sind. Unger entschädigt uns reichlich durch einen mit spürbarer Liebe geschriebenen Aufsatz über „Viktor Hehn als Literarhistoriker", der aber erst zehn Jahre später (1924) verfasst wurde und infolgedessen erst an fünfter Stelle zum Wiederabdruck kommt.

Zunächst folgt der geistvolle Vortrag „Weltanschauung und Dichtung. Zur Gestaltung des Problems bei Wilhelm Dilthey" (1917). Er wurde in Basel gehalten und verleugnet das Basler Kulturmilieu an keiner Stelle. Am Anfang steht der Mythus; Ideen Nietzsches und Jacob Burckhardts steigen auf. Dann folgt eine beziehungsreiche Würdigung Diltheys, die auf einen modernen, dem schwer zu fassenden Gegenstand entsprechenden Ton gestimmt ist und vielleicht als kongenial bezeichnet werden dürfte. Am Schluss regt sich auch die Kritik. „Für die tiefere Würdigung der mit dem Sturm und Drang anhebenden Höhenentwicklung des deutschen Geistes reicht die trichotomische Fassung von Diltheys Weltanschauungstypen nicht zu" (S. 81). Die letzten Worte sind Heinrich Wölfflin gewidmet. „Wölfflins Anregungen und Einsichten auch für die Literaturgeschichte fruchtbar zu machen und mit denen Diltheys in inneren Zusammenhang zu bringen, dünkt mich in meiner Wissenschaft die Forderung des Tages" (S. 82).

Die vierte Studie „Zur Entwicklung des Problems der historischen Objektivität bis Hegel" (1923) wird von Unger selbst als eine „prinzipiengeschichtliche Skizze" bezeichnet. Die weit ausholende erste Hälfte dieser Arbeit wage ich nicht zu beurteilen. Erst im vierten Abschnitt wendet sich Unger der neueren Zeit zu, wo „der philosophische Kritizismus dem Problem der historischen Objektivität einen so völlig neuen Boden bereitet, dass erst jetzt seine eigentlichen Tiefen sich zu erschliessen beginnen" (S. 103). Hier setzt sich Unger zum ersten Male mit Wilhelm v. Humboldt auseinander, um mit einer ebenso verständnisvollen wie in der Kritik berechtigten Darstellung und Erläuterung von Hegels Einleitung in die Philosophie der Geschichte zu schliessen.

Die an sechster Stelle wiederabgedruckte Abhandlung „Literaturgeschichte als Problemgeschichte" (1924) ist von besonderer Wichtigkeit. Unger unterscheidet hier in der gegenwärtigen literaturgeschichtlichen Arbeit drei Hauptrichtungen: erstens die Richtung Sauers und Nadlers (die in dem folgenden Spezialaufsatz „Die Vorbereitung der Romantik in der ostpreussischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Betrachtungen zur stammeskundlichen Literaturgeschichte" noch genauer dargestellt, gewürdigt und kritisiert wird), zweitens die Richtung Walzels und Strichs, drittens die Richtung Gundolfs. Diesen drei Auffassungsweisen stellt Unger seine eigene geistes- und problemgeschichtliche Auffassung gegenüber, die in gewisser Hinsicht eine Fortsetzung der von Hegel zu Dilthey führenden Linie bedeutet. Der Punkt wird festgestellt, an welchem Unger mit Entschiedenheit andere Wege geht als Dilthey. „Unser Leben wie unser Denken ist heute wieder erfüllt von den schwersten Problemen und Aporien, deren metaphysische Tragweite vor allem auch die Dichtung der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart uns zu Bewusstsein bringt und mit jugendfrischem Wagemut deutend zu gestalten ringt" (S. 151). „Urprobleme des Menschenlebens" erheben sich wieder und werden mit elementarer Ergriffenheit neu empfunden: individuelles Schicksal und religiöse Schauer, Naturverbundenheit, Liebe und Tod, Geschlechtsbeziehung und Kulturgemeinschaft. „Dilthey, der als Vertreter seines psychologistischen Zeitalters zeitlebens um eine die ganze Inhaltlichkeit des geschichtlichen Lebens in sich aufzunehmen befähigte Strukturpsychologie gerungen hat, sucht auch die hier sich erhebenden Fragen vom menschlichen Seelenleben her, eben durch 'psychologische Analysis' zu lösen. Für uns Heutige dagegen, die wir im Zeichen eines neuen philosophischen Objektivismus stehen und arbeiten, ist die 'Natur des Menschenlebens' als Gegenstand der Dichtung wieder eine objektive Grösse geworden, die wir weder unter individual- noch sozialpsychologischer Perspektive, sondern zunächst aus sich selbst, aus ihrer gegenständlichen Erscheinungsweise zu verstehen suchen müssen" (S. 149).

Ich übergehe die prinzipienwissenschaftliche Skizze „Hamann und die Romantik" (1925), die klarzustellen sucht, in welchem Sinne die Frage nach einem geistesgeschichtlichen Verhältnis wie z. B. „Verhältnis zur Romantik" überhaupt gestellt werden kann, und komme sofort auf die letzte Abhandlung „Literaturgeschichte und Geistesgeschichte" (1926) zu sprechen.

Hier wird das Thema der ersten Programmschrift mit Bewusstsein von neuem aufgegriffen. Abermals geht die

Digitized by Google

Betrachtung von Herder aus. Aber sie führt weiter. Die Bewältigung jener „überrationalen Lebensprobleme" tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Mit Recht darf sich Unger auf seinen abgründigen Kleist-Aufsatz (in dem schon erwähnten Sammelband „Studien über die Entwicklung des Todesproblems") berufen, der heute das hervorragendste Musterbeispiel einer literarhistorischen Darstellung genannt werden muss, die mit den „elementaren Urproblemen des Menschenlebens" ringt und dabei nirgends in ein blosses Psychologisieren verfällt. Am Schluss fasst Unger seine Leitgedanken in zwölf Thesen zusammen.

Diese Thesen bestehen als praktische Forderungen zu Recht. Ein ebenso intuitiv begabter wie wissenschaftlich geschulter Literarhistoriker vermag diese Forderungen zu erfüllen. Er wird sie vielleicht sogar erfüllen müssen.

Dem Philosophen jedoch bleibt nach wie vor die Aufgabe: diese neue Methode der Literaturforschung im Sinne Kants und Hegels erkenntnistheoretisch zu begründen. Dass man jene „überrationalen Lebensprobleme" wissenschaftlich behandeln kann und muss, hat Unger gezeigt. Aber wie das eigentlich möglich ist, das wissen wir noch keineswegs mit jener durchsichtigen Klarheit, mit welcher Kant die Möglichkeit der reinen Physik eines Newton bewiesen hat.

Ich darf also wohl mit dem Wunsche schliessen, dass vor allem auch der zweite Band von Ungers Studien (auf dessen reichen Inhalt ich hier nicht genauer eingehe) nicht bloss von Literaturhistorikern, sondern vor allem auch von Philosophen gelesen wird: mit ähnlichem Interesse, mit welchem Kant Newton las. Unger selbst hat in seinen prinzipiellen Abhandlungen das Werden und das Wesen seiner Methode dargelegt. Er hat auch gezeigt, dass diese Methode fruchtbar ist. Wie aber ist sie möglich? Auf diese Kantische Frage fehlt noch immer die Antwort. Es mag sein, dass unsere Zeitgenossen von jenen „elementaren Urproblemen" selbst zu sehr gequält werden, als dass sie die Ruhe finden könnten, jener Antwort nachzuspüren. Aber die Zeit wird kommen, wo die heute mit Vorliebe ergründete Lebensnot einer echt philosophischen Besinnung weicht, welche diesem Ergründen der Lebensnot selbst auf den Grund geht und ihm, nicht zuletzt auch in der Literaturgeschichte, ein wissenschaftlich gutes Gewissen gibt.

Heidelberg. Hermann Glockner.

Matthias Lexers mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Neunzehnte, überarbeitete Auflage. Leipzig, Hirzel. 1930. IV u. 343 S.

Erich Henschel, Richard Kienast und Ulrich Pretzel haben es unternommen, einen neuen grossen Lexer herzustellen, der „aus den Quellen geschöpft, den gesamten deutschen Wortschatz des 12.—15. Jahrh. in einem starken Bande verzeichnen soll".

Die beiden Erstgenannten haben nun auch die Fürsorge für die vorliegende neunzehnte Auflage des Lexerschen Taschenwörterbuchs übernommen. Es ist sehr wichtig und wertvoll, dass sie vor allem den Zuwachs an neuen Wörtern und Wendungen, die hauptsächlich die „Deutschen Texte des Mittelalters" brachten, neu aufgenommen haben. Die Herausgeber sind sich darüber klar, dass das Taschenwörterbuch einer gründlichen Auffrischung bedürfe; sie mussten diese Aufgabe für das geplante grössere Werk zurückstellen. Es wäre daher ungerecht, wollte man einzelne Bedenken gegen Lexers Ansätze und Angaben hier geltend machen. Immerhin hätte man erwarten dürfen, dass ganz veraltete sprachliche Anschauungen bei der Durchsicht beseitigt würden. Die gegenseitige Beeinflussung von *laden* „beladen" und *laden* „einladen" dürfte nicht mehr als „Verwechslung" bezeichnet werden; *lârte* ist nicht Präteritum zu *lâren; entseben* ist nicht im Präs. schwach, im Prät. stark; es gibt nicht nebeneinander ein starkes Verbum *gewahen* und ein schwaches *gewahenen; zesem* ist keine „Entstellung" von flektierten Formen von **zese* (das es überhaupt nicht gibt); *diu* vor Komparativ im Sinne von *desto* ist eine Erfindung der Herausgeber (vgl. meinen Nachweis PBB. 42, 288).

Giessen. O. Behaghel.

Rudolf Grieshammer, Sprachgestaltende Kräfte im geistlichen Schauspiel des deutschen Mittelalters. (Jenaer Germ. Forschungen, herausgeg. von A. Leitzmann, Heft 19.) Jena 1930. 95 S.

Der Verfasser geht aus von Anregungen, die Hennig Brinkmann in seinem Aufsatz über die Eigenform des mittelalterlichen Dramas in Deutschland (Germ.-Rom. Mtschr. 18 [1930] 16ff., 81ff.) gegeben hat. Auch G. betont in seinen Untersuchungen immer wieder diese Eigenform, die bestimmt wird durch die Hereinbeziehung der Wirklichkeit und durch das enge Verhältnis zur religiösen Uebung, zur Liturgie. Am ausführlichsten und am reichsten mit Belegen ausgestattet sind die beiden Abschnitte, die die Arbeit eröffnen: Realismus und Komik. Unter „Realismus" versteht G. einmal das Hinwenden zum Leben, die Aufnahme gegenwärtiger Umwelt, zum andern scharfes, genaues Sehen der Einzelheit, des Teiles. Aber breite Schilderung ist dem Dichter wie den Aufführenden niemals Selbstzweck, sie soll vielmehr die Zuschauer erschüttern, sie zum Mitleiden zwingen. Wenn die Laster der gegenwärtigen Zeit breit ausgemalt, wenn jedem einzelnen Stand seine kleinen Schwächen und grossen Sünden vorgerückt werden, so ist das keineswegs etwa künstlerisches Ungeschick; es hat vielmehr denselben Sinn wie die lebensnahe, auf jeden einzelnen gemünzte Ansprache des mönchischen Busspredigers. Auch die Komik ist zu einem kleinen Teil noch diesem Zwecke untergeordnet, zum weitaus grösseren freilich löst sie sich heraus und belebt die er- und aufheiternden Zwischenspiele. Das Hauptmittel, komische Wirkungen zu erzielen, sind der Wortwitz, die Wortverdrehung, die inkongruente Zuordnung von Wort und Ding, die ungeheuerliche Uebertreibung. Etwas anders zu werten, doch nahe verwandt sind die Ironie und schliesslich die Parodie auf die versinkende ritterliche Welt. — Im weiteren Verlauf der Arbeit greift der Verfasser einige Eigenheiten des Stils heraus, die er unter den Stichworten: Doppelformeln, Genauigkeit, Lockerung des Gefühls, das Adjektiv, Möglichkeiten der Sprachgestaltung einzeln abhandelt. Auch hier ist manche treffende Beobachtung gemacht. So stellt G. fest, dass die Doppelformel sich fast nie in den komischen Szenen findet, die sich der Alltagssprache bedienen. Er beobachtet ferner, dass — aus dem Streben nach Genauigkeit heraus — die alten stehenden Paarformeln zur Dreigliedrigkeit gelockert oder gar in aufzählende Reihen aufgelöst werden. Im ganzen jedoch nehmen im Laufe der Zeit die Formeln eher zu als ab. An dieser Stelle vermisst man ungern einen Versuch, das so widerspruchsvoll Scheinende zu erklären. Vielleicht hätte schon ein Blick auf die gleichzeitige Rechtssprache manche

Digitized by Google

neuen Gesichtspunkte ergeben, manche verwandten Züge aufdecken, manche Beziehung aufzeigen können. Ohne Zweifel hat der alte öffentliche mündliche Prozess nicht nur als literarisches Motiv[1], sondern auch sprachlich[2] das geistliche Schauspiel weitgehend beeinflusst. Vor allem bei Einzelheiten des Stils und der Stilgeschichte finden sich weitgehende Parallelen. Dieselben zeitgebundenen Kräfte äussern sich hier wie dort. Wenn das römische Recht und der Humanismus der Rechtssprache neues Formelgut gehobener Sprache vermitteln, so ist bei dem Schauspiel mit vielleicht nicht minderem Recht an die lateinische Kirchensprache zu denken. — Doch können diese zum Schluss geäusserten Wünsche keineswegs den Wert der tüchtigen Arbeit herabsetzen. Der Verfasser hat es verstanden, nicht nur den reichen Stoff unter grosse durchgehende Gesichtspunkte zu ordnen, sondern er weiss auch die Verschiedenheiten der einzelnen Spiele untereinander fein zu kennzeichnen.

Heidelberg. Hans Teske.

Hans Georg Heun, Der Satzbau in der Prosa des jungen Goethe. Leipzig, Mayer & Müller. 162 S. 8°. M. 11. [Palaestra 172.]

Ein Schüler von Julius Petersen legt uns hier eine ganz vortreffliche, reife Arbeit vor. Es handelt sich nicht um die übliche Wald- und Wiesen-Syntax; Heun will nicht eine systematische Darstellung sämtlicher syntaktischen Besonderheiten geben, sondern er hebt die Erscheinungen heraus, die eine bestimmte Geistesverfassung, bestimmte Strebungen bekunden, von bestimmten Einflüssen Zeugnis ablegen. Er verfolgt Goethe durch drei Lebensstufen: die Zeit vor Strassburg, die Zeit zwischen Strassburg und Weimar, die ersten zehn Jahre der Weimarer Zeit. Er zeigt für die früheste Zeit Berührungen mit Gellerts Briefstil auf, legt die Einwirkungen Herders dar und sogar Einwirkungen der Emilia Galotti, dieses nach dem jungen Goethe bloss gedachten Stücks. Besonders wichtig sind die Wandlungen, die Goethes Worte später unter seiner bessernden Hand erfahren haben, und hier ragt wieder die Ossianübersetzung besonders hervor. Es ist ganz weniges, was an Einzelheiten in Heuns Darstellung Bedenken erregt. S. 40 kann ich in dem Beispiel für Unterordnung fünften Grades nur vier Stufen erkennen, abgesehen davon, dass Satzglieder mit *um zu* nicht als Nebensätze aufzufassen sind. S. 41: das *und* in *und schreibt ihr mir nicht* den Platz einer adversativen Konjunktion einnehme, kann ich nicht anerkennen. Es ist hier so wenig adversativ wie im Erlkönig: *und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.* S. 50/51: wenn statt *versaufen ver* mit nachfolgendem Gedankenstrich erscheint oder *verf—* für *verführen*, so geschieht das zweifellos nicht deshalb, weil der Schreiber dem schnellen Lauf seiner Reflexionen nicht mehr folgen kann oder weil er aus der Fülle der Einzelheiten zu den Hauptsachen zurückkehren will. S. 78ff. würden teilweise eine andere Gestalt gewonnen haben, wenn Heun wahrgenommen hätte, dass unter den nachgestellten Bestimmungen zwei ganz verschiedene Gattungen zu unterscheiden sind: solche, in denen die Bestimmungen notwendige Ergänzungen des Verbums sind — zu ihnen gehören die einfachen kasuellen Objekte —, und solche, in denen die Bestimmungen nicht notwendige sind. Das erste Verfahren ist im 18. Jahrh. längst ausgestorben und konnte nur künstlich wieder erweckt werden; das zweite ist bis zum heutigen Tag in den Mundarten lebendig, könnte also beim Schriftsteller der Anregung durch die Umgangssprache entstammen. Heun hätte diese Dinge meiner Abhandlung „Zur deutschen Wortstellung" entnehmen können, Beihefte zur Zs. des Sprachvereins, dritte Reihe, 233, S. 108. *In Stall, in Kerker* zeigt nicht „Unterdrückung des Artikels zwischen Präposition und zugehörigem Substantiv", sondern *in* ist hier lautlich aus *in den, in'n* entstanden; vor weiblichen Substantiven fehlt ja die Erscheinung. Sie hat also mit dem Fehlen des Artikels in *von Hofe* nichts zu tun. S. 116: Heun meint, durch die Anapher würden die Textglieder besonders eng und fest aneinandergeschlossen, z. B. *die Wahrheit, die Güte;* ich möchte genau das Gegenteil glauben, wie sich beim lauten Sprechen herausstellt; es tritt geradezu eine Pause zwischen beiden Gliedern ein. S. 125: Heun hält es für wahrscheinlich, dass der Beginn der „Sendung" einige Jahre vor die Weimarer Zeit falle; ich habe in einem Heun unbekannt gebliebenen Aufsatz, Neue Jahrb. XXIX, 157, dargetan, dass das erste Buch der „Sendung" die erste grössere Schöpfung ist, die wir von Goethes Hand besitzen.

Giessen. O. Behaghel.

Karl Häfele, Die Godivasage und ihre Behandlung in der Literatur. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1929. (Anglistische Forschungen, hrsg. von Johannes Hoops. Heft 66.) Mit 7 Tafeln. 314 S. 8.

Die rührende Sage von Godiva, der Gräfin von Coventry, die sich durch ihre hochherzige Tat für ewige Zeiten einen dauernden Ruhm gesichert hat, ist für viele gebundene und ungebundene Dichtungen zum Vorwurf geworden. Karl Häfele spürt mit der grossen Anteilnahme eines Mannes, der an Schönheit und Reinheit glaubt, allen diesen Dichtungen nach, soweit er sie in der englischen, deutschen und romanischen Literatur aufgestöbert hat. In einer genügend weit gefassten Einleitung spricht er zuerst über die geschichtliche Entwicklung der Godivasage. Berichte über die Godivaprozession im Wandel der Jahrhunderte veranschaulichen sodann den Wert und die Bedeutung dieser Sage in der Meinung und dem Glauben des englischen Volkes. Die Versuche der Erklärung des Tatsächlichen, das der ganzen Sache zugrunde liegt, fasst der Verfasser dahin zusammen, dass die Godivasage „auf dem Prinzip kultischer Losbittung beruht und in ihrer Entstehung wohl auf Anregungen, die aus heidnischen Frühlingsgebräuchen hervorgegangen sind, zurückgeführt werden darf", ein Urteil, dem man sich wohl anschliessen kann. Unter der Dreiteilung: Reine Poesie, Prosa und dramatische Bearbeitungen gibt Häfele seine Erörterungen über die Behandlung der Godivasage in der Literatur. Das ist der Hauptteil seines Buches. Diese Darlegungen sind eigentlich nichts anderes als eine Sammlung von Besprechungen der in Frage stehenden Dichtungen, die einmal eingehender, ein andermal mehr oder minder kritisch sind. Etwas anderes kann er freilich auch sozusagen in dieser zusammenstellenden Vergleichung nicht bringen. Selbstverständlich nimmt die englische Literatur hier den

[1] Strothmann, Die Gerichtsverhandlung als literarisches Motiv. (Deutsche Arbeiten der Universität Köln.) Jena 1930.

[2] Strothmann a. a. O. 15; 31 u. ö. v. Künssberg, Rechtssprachgeographie. (Heidelb. Sitzungsber. 1926/27, H. 1.) Heidelberg 1926, 9; 16; 18. Vgl. auch v. Künssberg, Die deutsche Rechtssprache. Zeitschr. f. Deutschkunde 1930, 379ff.

Digitized by Google

grössten Platz und den bedeutendsten Rang ein. Einzelne Darstellungen weichen von der ursprünglichen Fassung mehr oder weniger weit ab; aber das deutsche Drama von Victor Hardung ist die einzige Gestaltung der Godivasage mit tragischem Ausgang. In einem Anhang (S. 287 bis 307) erhalten wir noch einen Ueberblick über die Darstellungen der Sage in der bildenden Kunst. Ist der Titel nicht zu weit gefasst? Aber selbst wenn, so ist doch die Arbeit Häfeles eine recht beachtenswerte Leistung, die als ein Denkmal für Godiva, „die Frau mit weichem, vielgenannten Namen", angesehen werden kann.

Bochum. Florian Asanger.

Gustav Strakosch-Grassmann, Der Dichter des Nibelungenliedes. Der Wormsgau I (1929) S. 195—199. Vgl. Die Quelle, Sonntag-Beiblatt der Reichspost. Wien 1930, Nr. 95. Korneuburger Bezirksbote 8. Jahrg. (1929), Folge 1, 9. Jahrg. (1930), Folge 15 u. 22.

Der Verf., Leiter des Stadtarchivs in Korneuburg bei Wien, hat eine Anzahl Regesten zusammengebracht, aus denen hervorgeht, dass ein gewisser Konrad als Pfarrer von Gross-Russbach unweit Korneuburg von c. 1194 bis 1226 vorkommt und Kapellan (Sekretär) des Herzogs Leopold VI. von Oesterreich gewesen ist. Von dieser allein verlässlichen Grundlage aus werden eine ganze Reihe von Schlüssen ex silentio gezogen. Konr. v. Russbach sei der ebenfalls als Kapellan Leopolds VI. bezeugte Chunradus de Potendorf, sei auch der Schreiber Konrad Bischof Pilgrims v. Passau in der „Klage", sei auch der Verfasser der Gudrun, des Ortnit, des Wolfdietrich! Nach 1226 sei er Sekretär der Königin Margarete, der Tochter Leopolds VI. geworden, zuletzt Domher zu Worms gewesen, wo er noch 1248 erwähnt werde. Für alle diese im Ton der Ueberzeugung vorgetragenen Behauptungen fehlen wirkliche Belege. Ohne Beleg bleibt auch die am wenigsten abenteuerliche unter den übrigen Vermutungen, Konr. v. Russbach oder Pottendorf sei 1193 in der Begleitung Kaiser Heinrichs VI. in und bei Worms gewesen, um den österreichischen Anteil des Lösegeldes für Richard Löwenherz zu erlangen. Dabei habe er das Gebiet der kaiserlichen Hofjagden, die Wälder um Worms, kennengelernt und dann im Nibelungenlied verwertet.

Wien. Hermann Menhardt.

Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung, hrsg. von **Konrad Burdach**, Bd. VI: Schriften Johanns von Neumarkt, hrsg. unter Mitwirkung Konrad Burdachs von Joseph Klapper. Erster Teil: Buch der Liebkosung, Uebersetzung des Pseudo-Augustinischen Liber soliloquiorum animae ad deum. Berlin, Weidmann. 1930. 212 S. 8°.

Von Johannes von Neumarkt, dem Kanzler Karls IV., dem Burdachs Forschungen eine so bedeutsame Stellung in der Entwicklung unserer Schriftsprache zuerkennen, wird uns hier das Buch der Liebkosung vorgelegt, die Uebersetzung einer pseudo-augustinischen Schrift, zugleich mit einem Text der lateinischen Vorlage, der dem deutschen möglichst nahe steht. Die Uebersetzung hat sich einer grossen Verbreitung erfreut. Nicht weniger als nahezu ein Dutzend Handschriften haben sie überliefert. Die Einleitung zur vorliegenden Ausgabe liegt leider noch nicht vor, die die Handschriften beschreiben soll und die Verwandtschaftsverhältnisse sowie die Mundartenfrage behandeln will. Es hätte aber nichts geschadet, wenn wenigstens in ein paar Worten das Ergebnis der Untersuchung über das Verhältnis der Hss. mitgeteilt worden wäre, was zur Beurteilung der Textherstellung von Wert gewesen wäre. Denn dazu sind doch in erster Linie die Angaben der Lesarten da, nicht bloss, um „die zweifelhaften Stellen der Ueberlieferung zu klären" und die Weiterentwicklung des Textes aufzuzeigen. Freilich ist ohne weiteres zu erkennen, dass P und W, M und W^1, Mk und Mk^1 eng zusammengehören. Der Text baut sich auf der Pariser Handschrift auf, die eine ungewöhnlich gute Ueberlieferung bietet; man muss beinahe suchen nach Stellen, wo die Lesung von P unter den Lesarten erscheint. So sind auch die Stellen wenig zahlreich, wo man über die Gestaltung des Textes nicht die Meinung des Herausgebers teilen möchte. 20, 18 lies *mit unreinickeit* statt *in unr.* = *per immundiciam.* — 21, 7 ist *sam* gewiss das Echte gegenüber dem jüngeren *als.* — 28, 8 l. *durch den ich inge*, wenngleich es nur durch MW^1 bezeugt ist = *per quam ingrediar.* — 29, 3 hat P. schwerlich recht gegenüber *wissende* der übrigen Hss. — 46, 17 ist doch wohl das bloss von einer späten Hs. überlieferte *nur* durch *mir* zu ersetzen. — 50, 15 l. *czergencleich*, das auch unmittelbar vorher *transitoriam* ersetzt. — 55, 14 ist zweifellos der Sgl. *erschein* das Richtige. — 69, 15 ist das ältere *erkennestu mich* dem *kennestu* vorzuziehen, ebenso aus dem gleichen Grunde 117, 21 *selben* gegenüber *selber.* — 119, 18 ist *von dir* einzuschalten, = *de te.* Die Lesarten sind unbequem angeordnet; es ist der alte gute Grundsatz verlassen, die dem Text am nächsten stehenden voranzustellen.

Der deutsche Text zeichnet sich nicht durch grosse Selbständigkeit gegenüber der Vorlage aus. Mit grossem Eifer werden z. B. die lateinischen Adjektive mit *in* und *super* nachgebildet, wodurch dann mehrfach Schwierigkeiten für die Abschreiber entstehen.

Giessen. O. Behaghel.

Walther Rehm, Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik. Halle a. d. S., M. Niemeyer, 1928. IX, 480 S. (= Buchreihe der Vierteljahrschrift f. Lit.-Wiss. u. Geistesgeschichte. 14. Bd.)

Das im Umfang so mächtige Werk muss in jedem Fall bedankt sein als ein wahres Kompendium, aus dem man künftig die Meinung deutscher Dichter von Leben und Tod, ihre „Todeserwägung", soweit sie literarisch-dichterische Aussprache gewonnen hat, wird ablesen können. Die stoffliche Fülle kommt aus erstaunlicher Beherrschung des Materials der Dichtung wie der Forschung, und eine ausgebildete Kunst des Wählens und Ordnens, bis in die Zitate der wesentlichen Zeugnisse erfreulich wirksam, bewältigt die Massen des Materials mit immer gleichbleibender ruhevoller Sicherheit, die freilich schon nach den ersten Kapiteln — beunruhigend wirkt. Denn jene Vorzüge des Werkes sind allzu teuer erkauft. Hier wird zum ersten Male die Geschichte des „Todesgedankens" aus deutscher Dichtung (d. h. nur aus den Aeusserungen in Dichtung) entfaltet, ohne die Einheit oder die Spannungen von Leben, Lebensideal und Lebenswerk in jedem Fall grundsätzlich in Frage zu stellen; die Einheit wird als Glücksfall genommen, wenn sie sich findet, „vielleicht nur bei Kleist, Hölderlin und der Günderode und in gewissem Sinn noch bei Novalis, vielleicht auch bei Schiller." In der Gesamtansicht des Werks erwächst eine Entwicklung in zwei Reihen, in welchen sich jeweils ein Idealtypus des Verhaltens zum Tode verwirklicht und zwischen denen im Ganzen die Geschichte

Digitized by Google

rhythmisch schwingt und schwankt. Immer geht es um das Erlebnis der Einheit von Leben und Tod, aber dieses vollzieht sich einmal durch die Erfahrung von der Unverbundenheit des Todes mit dem Leben, das die höchste Steigerung in sich gerade in der Berührung mit seinem Gegensatz erlebt; die zweite Grunderfahrung ist die von der Immanenz des Todes im Leben, das ihn aus sich zur Reife bringt, um sich in ihn zu ergiessen und hernach als ein höheres absolutes Leben zu erwachen. Einmal ist der Tod um des Lebens willen da, zum andern das Leben um des Todes willen. Der Todesdeutung Simmels ist diese Grundansicht am stärksten verpflichtet und war wohl schon klar und fest, bevor der Verfasser sich dem unermesslich reichen geschichtlichen Zeugnismaterial sozusagen ausgeliefert hat. Man hat vielmehr den Eindruck, er habe diese Zeugnisse jener Gesamtansicht nur wie bestätigend unterworfen und die Formen oder Formeln für das Lebens- und Todesgefühl einer Epoche, in welchen die Ueberfülle der Zeugnisse aufgehoben wird, seien darum so enttäuschend einfach geblieben. Das Erreichte steht nicht im Verhältnis zur aufgewendeten Mühe; das Ergebnis der Arbeit hätte sich aus einem ganz geringen Bruchteil des literarisch-dichterischen Stoffes im Zusammenhang mit den geläufigen Allgemeinvorstellungen von den literarischen Epochen ebenso gewinnen und in einer grösseren Abhandlung darstellen lassen. Aber dies Erreichte ist freilich, gewiss auch für den Verf. am Abschluss des Werkes oder doch in einem späteren Entwicklungsstadium, nicht befriedigend. Denn das Werk ist ein bei dem Aufwand der Mühe, der Kenntnisse, der inneren Teilnahme ergreifendes Beispiel für die Gefahr einer verfrühten, den grundlegenden Einzelanalysen vorweggenommenen Synthese, in welcher die reiche Differenziertheit des Materials, das geschichtlich Einmalige und Einzigartig-Unvergleichbare überhaupt nicht für sich zum Recht kommt, sondern nur erscheint, soweit es in einem Allgemeinbegriff, z. B. des Idealtypus für das Todesgefühl einer Epoche, aufgehen kann. Nicht nur gegenüber der Wirklichkeit in Kunst und lebendiger Persönlichkeit bedeuten die Allgemeinbegriffe von Todeserfahrung einer Epoche, deren Gehalt und zeitliche Entfaltung das Gesamtergebnis dieses Werks konstituieren, eine schwer erträgliche Abstraktion, sondern auch die Besonderheit der im Todesbewusstsein verwandten geistesgeschichtlichen Epochen (z. B. der Mystik, des Barocks, des Sturms und Drangs und der Romantik in dem, worin sie sich scheiden!) wird in der Abstraktion auf jenen einen beherrschenden Gegensatz ausgelöscht. So wird die kühne Gesamtlösung noch einmal, im Angreifen von unten, von den Elementen her, d. h. den Werken, den Individualitäten und danach von den Einheiten in Gruppe, Generation und Epoche her in Frage zu stellen sein. In einem neuen Kapitel der Barockforschung wird die zu weitgehende Stilisierung des Barockmenschen auf das religiöse Moment fallen, auf jenes Unmass von Todessucht, Todeslüsternheit, Todesbesessenheit, und worin sich das, was dann bleibt, von ähnlichem unterscheidet in Mystik und Romantik, nach seinen Gründen wie in der Erscheinung, das wird sehr ausführlich zu beantworten sein; im vorliegenden Werk verschwimmen die Ansichten von Mystik, Barock und Romantik notwendig ineinander. Die Abwertung des Rationalismus als „erlebnisarm" müsste einem positiven Verstehen aus seinem eigenen Pathos weichen, die Ansicht von Schiller als „religionslosem" Menschen, von seiner radikalen „Diesseitigkeit", wäre an dem Schillerbild G. Frickes zu korrigieren. Am bedenklichsten ist das Missverhältnis von Gesamtansicht und Einzelinterpretation in den Kapiteln Kleist und Hölderlin, da doch in ihrem Leben und Schaffen als Einheit ein Gipfel der Entwicklung des Todesgefühls erreicht sein soll. Von einer Andeutung, worin sich die Kleistische „Todeslust" und „Todesreife" als Neues, Besonderes scheidet von jeder früheren, in Barock oder auch in der Romantik, worin es als einmaliges Phänomen begründet ist, davon ist nichts zu entdecken. „Der Tod steht ihm nahe." Wie ist es möglich, hier auf die eingehendste Interpretation der Penthesilea, des Homburg zu verzichten. — Solche Wünsche etwa in ergänzenden Abhandlungen zu erfüllen, wäre der Verf. der nächste, man möchte für mehr als die grosse Absicht des gebotenen Werks und sein bedeutendes Verdienst als Vorarbeit danken.

Göttingen. Kurt May.

Arnold E. Berger, Grundzüge evangelischer Lebensformung nach ausgewählten Schriften Martin Luthers. (= Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. In Gemeinschaft mit Walther Brecht und Dietrich Kralik hgg. von Heinz Kindermann. Reihe Reformation. Sechs Bände hgg. von Arnold E. Berger. Band 1.) Leipzig, Philipp Reclam, 1930. 340 S.

In Kindermanns „Deutscher Literatur" besorgt Arnold E. Berger die sechs Bände, die der Reformation gewidmet sein sollen. Der vorliegende erste Band gibt Luther das Wort: zwölf Schriften aus den Jahren 1520 bis 1534 werden abgedruckt: An den christlichen Adel; Sendbrief an Papst Leo; Von der Freiheit eines Christenmenschen; Vorrede zum Römerbrief; Vom ehelichen Leben; An die Ratherrn; Vorrede zum deutschen Psalter; Etliche Fabeln aus Esopo; Sendbrief vom Dolmetschen; Vorreden auf das Buch Judith und das Buch Tobias; Proben der mittelalterlichen und Lutherischen Bibelübersetzung. Die Texte sind so gestaltet, wie es für ein erstes Einlesen in die nicht immer einfache Luthersche Prosa am zweckmässigsten schien. Die alte Schreibweise ist beibehalten, aber durch Zeichensetzung nach heutigen Grundsätzen wird das Verständnis erleichtert. Schwierige Wörter werden am Fuss der Seiten erläutert; dazu treten 30 Seiten Anmerkungen und ein gedrängtes Wörterverzeichnis. Das Verfahren ist um so unbedenklicher, als die Texte — unter Bergers eigener Mitarbeit — kritisch gesichert in der Weimarischen Ausgabe vorliegen. Zu ihr mag greifen, wer sich an den hier vereinigten Proben eine erste Bekanntschaft mit Luthers Art und Wort verschafft hat. Hierzu aber die Jünger unseres Fachs zu ermutigen und mit Rat und Tat anzuhalten, ist geradezu Pflicht für alle, die auf diese Dinge Einfluss haben. Denn allseitiger, gründlicher und fruchtbarer kann die Einführung in die „Grundzüge evangelischer Lebensformung" gar nicht gewünscht und gedacht werden, als sie Berger in seinen Einleitungen und Zitaten bietet. Die Grundlagen der deutschen Reformation, ihre staatlichen, gesellschaftlichen, kirchlichen, religiösen und menschlichen Voraussetzungen, werden mit meisterlicher Kennerschaft entwickelt, wie es nur auf der Höhe eines ganz diesen Dingen gewidmeten Forscherlebens möglich ist. Berger macht es — wir wissen es von seinem „Luther" her — dem Leser nicht immer leicht. Mit einem Ueberfliegen und Herausholen bequemer Schlagworte ist es hier nicht getan. Damit wird aber sein Buch um so wertvoller für den, der im Eindringen in das entscheidende Jahrhundert der deutschen Geistesgeschichte zugleich eine

Digitized by Google

sittliche Aufgabe erblickt. Wir haben im letzten Jahrzehnt manchen Führer zu diesem Ziel mit Ansprüchen auftreten sehen, die viel weiter gingen, als die Grundlinien evangelischer Lebensformung nachzuziehen. Berger gibt mehr als sie alle. Wir tun auch keinem der bisher erschienenen Bände der „Deutschen Literatur" unrecht, wenn wir dem seinen die Krone geben.

Giessen. Alfred Götze.

Arthur Eloesser, Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart. Band I: Bis zu Goethes Tod. Berlin, Cassirer. 1930.

Literaturgeschichten gegenüber haben wir das leider nur allzuoft berechtigte Vorurteil, dass sie langweilig zu lesen seien und nur als Uebersicht von Namen, Zahlen und Titeln gelegentlich Gewinn bringen. Das neue Buch von Eloesser jedoch macht hier eine rühmliche Ausnahme. Es entwickelt mit fesselnder, schriftstellerischer Begabung das Panorama der klassischen Literatur, wobei die einzelne Charakteristik überall durch bezeichnende Anekdoten veranschaulicht wird. Eloesser schreibt Literaturgeschichte mit einer feinen und zuweilen etwas lässigen Ironie, die nirgends heroisiert, sondern eher das Menschlich-Allzumenschliche der dichterischen Gestalten durchscheinen lässt, ohne dabei die Ehrfurcht vor dem grossen Gegenstand zu verlieren. Mit überlegener Ironie verbindet diese guterzählte Literaturgeschichte kenntnisreiche Bildung, die nicht das Antiquarische eines leeren Wissens hat, sondern die Werke der Vergangenheit auch noch in unserer heutigen Situation zu geniessen versteht.

Freilich bringt diese liebenswürdige Literaturgeschichte eines gebildeten Kenners nichts Neues zum ideengeschichtlichen und philosophischen Verständnis des klassisch-romantischen Zeitalters. Sie besitzt zwar Geschmack und ästhetisches Urteil, aber die historische Fülle und die gedankliche Durchdringung treten dabei zu sehr zurück. Aber wer wird nicht eine mit Witz und Bildung für den Liebhaber geschriebene Literaturgeschichte lieber lesen, als eine langweilige Anhäufung blossen Stoffes, die sich durch angebliche Wissenschaftlichkeit entschuldigt glaubt! So besitzt denn Eloessers Buch innerhalb seiner selbstgewählten Grenzen einen künstlerischen Reiz, der zu seiner Lektüre einlädt, solange man ihn nicht mit eigentlicher Geschichtsanschauung verwechselt.

Bonn. Benno von Wiese.

Goethes Dramen. Von **Heinrich Meyer-Benfey.** I. Band: Die Dramen des jungen Goethe. 2. Heft: Götz von Berlichingen. — Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1929. VIII u. 182 S.

Meyer-Benfey plant, die Dramenwelt Goethes von neuem zu durchforschen, und will das Ergebnis in drei Bänden vorlegen. Der erste soll die dramatischen Werke des jungen Goethe behandeln, der zweite die des ersten weimarischen Jahrzehnts, der dritte Band die nach der italienischen Reise entstandenen. Jeder wird in einer Folge selbständiger Einzelhefte erscheinen; der erste in acht Heften. Von ihnen liegt das zweite vor. Der Verf. verspricht, dass keines von diesen dessen Umfang auch nur annähernd erreichen werde. Das Gesamtwerk des Dramatikers Goethe ist seit Düntzer nicht wieder dargestellt worden. Auch der „Götz" hat bisher noch keine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Erläuterung gefunden. Diesem Mangel sucht M. mit seiner Arbeit abzuhelfen. — Einleitend führt er die Entstehungsgeschichte vor; danach in sieben Abschnitten: die Handlung, Form, Gehalt, Voraussetzungen, Textgeschichte, Aufnahme und Wirkung, Götz von Berlichingen auf der Bühne; den Abschluss bildet ein vergleichendes Szenar. Zugrunde gelegt ist die zweite Fassung, das 1773 veröffentlichte Schauspiel. Seine Aufgabe hat M. mit der ihm eigenen nüchternen Gründlichkeit erledigt. Nicht zu folgen vermag ich ihm, wenn er sich der Ansicht widersetzt, dass Goethe im Götz eine dichterische Beichte seiner Untreue gegeben habe. M. verkennt die ungeheure Empfindlichkeit des genialen Menschen. Sie ist es, die sein Gewissen erschafft und schärft. Nach Hebbel hat das böse Gewissen des Menschen die Tragödie erfunden. Seine Helden haben alle den Beruf, die „unsichtbaren Kämpfe des Gewissens darzustellen"; und die Kunst ist ihm das Gewissen der Menschheit. Goethe hat einmal den wahren Poeten als einen verkappten Bussprediger bezeichnet, der das Verderbliche der Tat, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen trachte. Er predigt die Busse nicht zuletzt sich selbst. Das Gefühl seiner Untreue hat schwer auf des jungen Goethes Seele gelastet; es zwang ihn, sich durch die Aussprache zu erleichtern. Er tat es im Götz, Clavigo, Faust, in Stella, nebenbei im Werther und in seiner Lyrik. Für Götz und Clavigo bestätigt er es selbst. Wie darf man es da wagen, einer vorgefassten Meinung zuliebe dieses Selbstzeugnis abzuschwächen? Hätte Goethe den Treubruch in der Liebe nicht schmerzlichst empfunden, würde er sich mit Weislingens Untreue in der Freundschaft begnügt haben. Das Ganze, meint M., sei ein Götz-, kein Weislingen-Drama. Es ist vielmehr beides zugleich; es ist ein Nebenbuhlerdrama. Welche grosse Bedeutung die Nebenbuhlerschaft für den sich noch emporkämpfenden Genius hat, das verraten Kleists „Penthesilen" und Ibsens „Kronprätendenten". Damit ist es auch klar, dass sich der Keim des Werkes schon in Strassburg gebildet hat: durch die Begegnung mit Herder. Zwar ist im Sommer 1771 Goethe damit zufrieden, Herders Planet zu sein, ja, der kleinste unter den sieben, die sich mit ihm um eine Sonne drehen, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehen; und noch am Ende dieses Jahres bekennt er ihm, dem hochwürdigen Priester, dass die Phantasie seiner Zöglinge natürlich nach seinem Messgewande geize, ihre Kraft aber leider in der Adjunktus- und Küstermannsstelle meistenteils ans non plus ultra anrenne. Das schliesst jedoch nicht aus, dass er in überheblichen Augenblicken von künftiger Überlegenheit träumte, wie das in Strassburg hingeworfene Bruchstück eines Cäsardramas beweist, das ebenfalls das Problem der Nebenbuhlerschaft behandelt. Stolzes Selbstgefühl pflegt mit dem oft neidvollen Bewusstsein der Minderwertigkeit zu wechseln. Mir scheint es darum auch irrig, zu behaupten, dass Goethe zeitlebens von der gefährlichen Seelenkrankheit des Ressentiments völlig frei gewesen sei. Das ist eine Verkennung des Genies. Allumfassend wie es ist, ist es von keiner Lebensregung frei. Nichts Menschliches, nichts Unmenschliches ist ihm fremd. Selbst in der schönen Seele nistet die Möglichkeit schwärzesten Verbrechertums. „Wenn der Genius geboren werden soll, müssen sich Gott und Teufel einmal einig werden und sich von oben und unten die Hand reichen" (Hebbel). Genie, das ist weiteste Spannung äusserster Gegensätze. Allerdings steht sein Wirkliches weit zurück hinter der reichen Fülle seiner Möglichkeiten, der gefährlichen wie der idealischen. Nicht

Digitized by Google

in allem, was der Dichter gestaltet, ist er selbst; aber er könnte es sein, er möchte es sein, er wird es vielleicht einmal sein, sei es dauernd, sei es zeitweilig. Nach der Heimkehr glich Goethe Weisslingen weit mehr als Götz. Er war damals nicht nur „der stolz erhobene, von Geniegefühl geschwellte Goethe." Das offenbart auch „Wanderers Sturmlied", das M. als Beweis für seine Auffassung heranzieht, das aber eher das Gegenteil bezeugt. Kraft wechselte in dem Jüngling, der von einem Extreme ins andere fiel, mit Schwäche, titanische Gefühle mit niederdrückenden, und es ist aufrüttelnder Selbstspott, wenn er durch Adelheid Weisslingen einen kranken Poeten nennen lässt. M. bewundert diese als die erstaunlichste Schöpfung des jungen Dichters; aber gerade sie habe er nicht aus dem eigenen Busen geschöpft. Woher sonst soll er sie haben? Der Künstler ist nach Dürers trefflichem Ausspruch inwendig voller Figur, und wie Schiller glaubt, schlafen in der Dichterseele alle Charaktere nach ihren Urstoffen; „und alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt nur Wir selbst?" Gerade die erfundenen Gestalten zeugen am stärksten von dem eigenen Wesen ihres Schöpfers. Ihre verlockende und verderbende Schönheit mag Adelheid von Helena haben die damals bereits in Goethes Geiste umging; wie denn Franz, dieser „Vasall der höchsten Schönheit", im voraus an Lynkeus gemahnt. Adelheid ist zerstörende Kraft, die Goethe zu seinem Schrecken in sich wirksam erkannte. Da aber neben dem Teufel auch Gott an ihr Anteil hat, strahlen Leben, Mut, tätige Kraft von ihr aus. Man vergleiche die überaus bemerkenswerte Stelle im Urgötz, die aber in der Handschrift gestrichen ist. Danach hat Gott nicht nur ihren englischen Körper gebildet, er beschenkte sie auch mit einem übermenschlichen Genius. Als Ganzes genommen umkreist das Werk die Lebensfrage der schöpferischen Tätigkeit. Die drei Hauptpersonen gehen zugrunde, weil keine von ihnen, teils durch eigene, teils der Zeiten Schuld, zu einer freien, fruchtbaren, zweckvollen Wirksamkeit und Tat gelangen kann. Das ist die einheitliche Idee, die M. vermisst. Gerade die Frankfurter Zeit kennzeichnet, wie Goethe später selbst betont, der ernste Drang, das ungeheure Geheimnis, das sich im stetigen Schaffen und Zerstören an den Tag legt, zu erkennen. Tief litt er damals unter der Einsicht, dass „das Unsterbliche vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist." — Gegen Genast hat er (1830) als seine ursprüngliche Idee bezeichnet, das damalige Hof- und Ritterleben zu schildern. Auch in Shakespeares Drama fand Herder die grossen Trümmer der Ritternatur, und es war darum eine Nachfolge des englischen Dichters, wenn es Goethe unternahm, die deutsche Ritterzeit seinem so weit abgearteten Vaterland darzustellen. Da jedoch der Dichter kein Geschichtsschreiber ist, kein „Auferstehungsengel der Geschichte", so wandelt sich dem Dichter des Götz das Bild einer kraftvollen Vergangenheit, die er später auf das höchste gerühmt, in das der schwächlichen, eingeengten, niedergehenden Gegenwart. Aber er trifft mit dieser Vergewaltigung der Geschichte, wie M. es nennt, doch das Richtige; denn er erschaut, dass in dieser grossen und fruchtbaren Zeit des deutschen Volkes schon der Keim künftigen Verderbens enthalten war. Darum ist Meyers Urteil, Goethe hätte in unbegreiflichem Grade geschichtlicher Sinn und Blick gefehlt, entschieden zu hart. Ebenso wenig darf man behaupten, dass aus dem Ritterkostüm ein extremer Individualismus spreche, dem es nur um den Einzelnen zu tun sei bei vollster Gleichgültigkeit gegen Masse und Gemeinschaft. Dem widerspricht Götzens Wort: „Das wäre ein Leben, Georg! wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran setzte." Sein Ideal ist die freie, uneigennützige, für andere sich opfernde, selbstlose Persönlichkeit. Ich kann es auch nicht finden, dass aus der Dichtung ein völliger Mangel an politischem und sozialem Sinn spreche. Zeigt doch gerade das Leitwort, das vor dem Urgötz steht, wie lebendig Goethe es fühlte, dass das Erstarken unbeschränkter Fürstenmacht zum Verderb der freien und eigentümlichen deutschen Volkskraft ausgeschlagen war. Auch hier erweist es sich, wie tief der junge Dichter die geschichtlichen Zusammenhänge durchschaute. Als Charakter genommen, ist Götz für ihn Gegenbild und Wunschbild zugleich. Gegenüber dem Schweifenden und Schwankenden, dem Spechtischen und Spatzenmässigen in seinem Wesen ist sein Held der fest in sich gewurzelte Mann, der sicher im eigenen Schwerpunkt ruht, wie M. treffend bemerkt, der da trachtet, dass er immer derselbe bleibt; in ihm wohnt das stete Herz, das Beständige, das allein den Menschen dauerhaft macht, die Treue, die die Person wahrt. Geflissentlich hat der Ungetreue ihm die unerschütterliche Treue in den Busen gelegt. Er hätte ihn nicht also gestalten können, wenn er nicht die Anlage dazu in seiner Seele getragen hätte. „Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns." In der Gegensätzlichkeit des Genies liegt nicht zuletzt seine Schöpferkraft; sie macht ihn auch zum dramatischen Dichter. Je mehr sie ihn bedrängt, um so mehr „fühlt er sich doppelt." Daher die Zweiheit der Helden Goethes. Götz, und nicht Weisslingen, sei der Held der Dichtung, stellt M. mit aller Bestimmtheit fest; aber sie sind es beide, wie sich beide in wesentlichen Zügen, als Wirklichkeit und als Möglichkeit, in Goethes Innerem gegenüberstanden. Die Konzeption des Werkes ist darum nicht undramatisch. — Mit richtigem Takt hat Goethe die Grössen der Zeit, Luther und Hutten, ausgeschaltet. Sie hätten Götz überschattet. Dass er ihn sich aussuchte, das hat Goethes Vorliebe für Menschen von mittlerem Mass bewirkt, die er ja auch im Leben bevorzugte. — Das ist es, was ich M. gegenüber vertreten möchte. Im übrigen wird man den Darlegungen des bewährten Gelehrten gern folgen, sich an seinem gesunden Urteil und seiner guten Sachkenntnis freuen. Seine gründliche Arbeit ist als eine vortreffliche Einführung in die Fragen der Goethischen Dichtung besonders dem Studierenden und dem Lehrer des Deutschen auf das beste zu empfehlen; seinem schönen Unternehmen ist ein rascher Fortgang zu wünschen.

Giessen. J. Collin.

Adolf Thoma, Uhlands Volksliedsammlung. Vorstudien zu einer kritischen Neuausgabe (= Tübinger germanistische Arbeiten hgg. von Hermann Schneider, Bd. 10). Stuttgart, Kohlhammer. 1929. VIII, 128 S.

Wilhelm Heiske, Ludwig Uhlands Volksliedersammlung (= Palaestra hgg. von A. Brandl u. J. Petersen, Bd. 167). Leipzig, Mayer & Müller. 1929. VIII, 148 S.

Zwei junge Gelehrte haben im gleichen Vierteljahr ihre Erstlingsschriften über den gleichen Gegenstand veröffentlicht. Sie haben beide mit Uhlands Nachlass im Marbacher Schillerarchiv gearbeitet; durch eindeutige Auskunft der dortigen Verwaltung wäre der Zusammenstoss vermieden worden. Ueber Verwaltungsgrundsätze ist hier nicht zu sprechen; der Zusammenstoss hat diesmal keinen Schaden verursacht. Von zwei ganz verschiedenen

Digitized by Google

Seiten beleuchten die beiden Bearbeiter ihren Gegenstand, so dass er um so voller aufleuchtet.

Der Schlüssel zu Uhlands Liederkritik liegt in seinem Wort, man gelange zu demselben Ergebnis, ob man das Augenmerk auf die ältere Form oder den frischeren Ausdruck eines Volkslieds richte. Thoma sieht das beste Verdienst, aber auch die ärgste Gefahr von Uhlands Verhalten gegen seine Liedertexte darin, dass des Dichters Gefühl für den frischeren Ausdruck der einzige Berater geblieben ist, den er immer befragt hat. Freilich mit unbedingter Strenge folgt er auch ihm nicht. Seine Kritik ist nicht nur eine Sache des Gefühls, sondern auch der Stimmung. Uhland ändert, wo sich Besserungen einfach und sicher durchführen lassen; fordert eine Aenderung stärkeres Abweichen von der Vorlage, dann wird sie der Freiheit des Lesers überlassen. Ziel von Uhlands Eingriffen ist nicht die Echtheit, sondern die Lesbarkeit der Gedichte. Als Dichter hilft er mit Takt und Stilgefühl dem Fluss der Verse nach; nicht der Philolog, sondern der Künstler ist am Werk. Er weiss, dass der Wert eines Volkslieds nicht auf der Reinheit der Reime beruht, und wendet seine Sorgfalt darum mehr auf ausreichende Füllung der Verse und poetische Abschlüsse der Lieder. Er löst seine Aufgabe vorwiegend gefühlsmässig; die Aufgabe, seine Gedankengänge im einzelnen nachmessen zu wollen, bleibt darum unlösbar.

Bis dahin kann man Thomas Urteilen unbedenklich zustimmen, der Widerspruch muss bei S. 26 einsetzen: „Der Volksliedforscher hat Technik und Form seiner Lieder oft recht sorglos behandelt, der Schwerpunkt seiner Kritik liegt im Inhalt". Dass wir hierin heute klarer sehen, danken wir der Arbeit von Heiske. Er hat in eingehender Darstellung die Entstehungs- und Wesensgeschichte von Uhlands Sammlung klargelegt, zugleich aber sich bemüht, die Lesarten aus allen Vorlagen Uhlands erschöpfend zu sammeln. 84 Jahre nach den Texten erhalten wir zwar nicht den Apparat selbst, aber doch die nachprüfbaren Einsichten, die ein gewissenhafter und verständiger Beurteiler der Lesarten aus ihnen ableiten konnte. Damit aber setzt uns Heiske in die Lage, klar zu sehen, dass Uhlands Bemühen durchaus nicht mehr dem Inhalt als der Form gilt. Gewiss rückt er alles Missverständliche und Sinnwidrige zurecht, darüber hinaus aber gilt sein Mühen dem Strophenbau, Reim, Rhythmus und Wortlaut der Lieder, wie das in den vier Hauptabschnitten von Heiskes Arbeit unwiderleglich klar wird. Gewiss konnte Uhland die Aenderungen dieser Art nicht überall gleichmässig ausreifen lassen, aber sie überwiegen im ganzen derart, dass ihnen gegenüber die selbstverständliche Arbeit am bloss Inhaltlichen fast zurücktritt. Thoma konnte die Gewichte anders verteilen wohl nur, weil seine Untersuchung die beiden Seiten von Uhlands Leistung nicht einzeln nachgemessen hat, sondern sie als Ganzes sehen wollte, in ihrem besten Wert. Der aber liegt „in der Gestaltungskraft eines einheitlich geschauten, allerdings idealisierten Bildes". So hat es Heiske in berechtigter Zustimmung zu Thomas zusammenfassendem Urteil ausgedrückt in seiner Anzeige von Thomas Buch (D. Lit.-Ztg. 1930 Sp. 1120); treulich wiederholen sich die Vorgänge, die wir beim gleichzeitigen Erscheinen von Bodes und Riesers Büchern über „Des Knaben Wunderhorn" erlebt haben.

Damit ist auch schon die Antwort auf die Frage gegeben, die der Untertitel von Thomas Buch aufwirft: ist eine neue, kritische Ausgabe von Uhlands Volksliedern möglich und wünschenswert? Ihre Aussichten sind trübe: sie müsste mit Lesarten überreich befrachtet werden; den praktischen, sittlichen und künstlerischen Absichten Uhlands würde sie quer entgegen sein und den Achtung gebietenden Sinn seines Werks notwendig zerstören. Die wissenschaftliche Lebensfähigkeit von Uhlands Sammlung leidet nicht so sehr an einzelnen Schäden, die sich durch Eingriffe allenfalls beheben liessen, als unter der Zwiespältigkeit der Grundabsichten. Volkläufige Lieder und Lieder im Volkston, die ganz verschiedene Arten der Behandlung erfordert hätten, wurden der gleichen Zurüstung unterworfen, um gemeinsam die Lebensgeschichte des deutschen Volkes zu spiegeln. Es ist das Unsachliche der Gesamtanlage, das sich dem Gedanken einer wissenschaftlichen Erneuerung der „Hoch- und niederdeutschen Volkslieder" entgegenstemmt und zu dem Urteil gelangen lässt: *sint ut sunt aut non sint.* Noch heute sind sie die klassische Sammlung unserer alten Volkslieder. Wohl sind neue Quellen erschlossen und vor allem durch Bolte, Claussen, Kopp und Meier ganze Gebiete neu eröffnet worden. In ihrer Masse hat die Forschung der vergangenen acht Jahrzehnte vielmehr dem Volkslied der Gegenwart gegolten und gelten müssen. Von einem Ueberblick über das deutsche Volkslied im Jahrhundert seiner höchsten Blüte (dem 15.) und dem seiner weitesten Verbreitung (dem 16.) sind wir so weit entfernt, wie im heroischen Zeitraum unserer Wissenschaft, den auf diesem Gebiet Uhland verkörpert. Hier wird künftige Arbeit an sein in solchem Sinn noch nicht überholtes Werk anknüpfen müssen. Dazu einen tatkräftigen Anstoss gegeben zu haben, ist das beste Verdienst der trefflichen Bücher von Thoma und Heiske.

Giessen. Alfred Götze.

Briefwechsel zwischen Jenny von Droste-Hülshoff und Wilhelm Grimm, hrsg. von **K. Schulte-Kemminghausen.** Mit einem farbigen Titelbild und zwei Bildern (= Veröffentlichungen der Annette von Droste-Gesellschaft, Band 1). Münster 1929, Aschendorff. V, 168 S.

Die ältere Schwester der Dichterin Annette von Droste, Maria Anna (1795—1859), die 1834 dem Freiherrn von Lassberg die Hand reichte, hat in jungen Tagen zu Wilhelm Grimm, den sie 1811 oder 1813 bei Haxthausens auf Bökerhof kennen lernte, eine tiefe Neigung gefasst, während ihn Annette ablehnte. 25 Briefe Wilhelms, 20 der westfälischen Freiin, die von 1813 bis 1846 reichen, sind uns als Zeugen dieser Freundschaft geblieben. Einer der 45 Briefe ist in einer Abschrift auf der Universitätsbibliothek Bonn erhalten, die anderen bietet S. nach den Urschriften im Grimmschrank und in der Droste-Hülshoffschen Familienstiftung zu Stapel, die zu einigen Briefen Jennys auch die Entwürfe bewahrt. Bisher waren nur sechs der Briefe gedruckt, vier davon durch Reifferscheid, dessen Veröffentlichungen leider ohne philologische Sorgfalt gearbeitet sind. Was Jenny schreibt, ist nie bedeutend und auch im Ausdruck kaum ergiebig. Sie kennt sich ganz gut: „...so nehme ich es auch mit den Worten nicht so genau und halte mich an das Herz und denke dann, dass dem der Ausdruck mangeln mag, wie mir selbst so oft im Leben" (S. 86). So sind ihre Briefe wertvoll nur, sofern sie uns in das Leben der um ihrer Schwester willen wichtigen Familie und in deren Verbundenheit mit einem Kreis geistig hochstehender Persönlichkeiten blicken lassen. Aber das konnte auch durch eine verständig

Digitized by Google

kürzende Auswahl erreicht werden. Der Herausgeber tut seiner Heldin keinen Dienst mit Aufnahme von Sätzen wie: „Die Tante Sophie ist seit sechs Wochen hier bey uns und so freundlich und gut, dass sie viel zu unserer Erheiterung beiträgt, leider bleibt sie nicht lange mehr" (S. 89). Solche Briefe überschätzt, wer sie „zu den besten der Briefliteratur überhaupt" rechnet (S. 15). Dagegen lässt sich von Wilhelm Grimms Antworten sagen, dass sich die Romantik kaum jemals echter und gelöster gegeben hat, als in Sätzen wie: „Der ganze goldene Rahmen ist zugleich auf eine eigenthümliche Weise bemahlt mit Blumen und Vögeln; Fasanen trinken aus Muscheln und oben ruht der Paradiesvogel" (S. 31), oder: „Wenn der Rhein recht niedrig stände, meint man, müssten (wie in jener Sage) die goldenen Spitzen einer alten in den Grund versenkten Krone zum Vorschein kommen" (S. 39). Wundervoll auch sein Wort zum Grabmal der Mutter (das eine der guten Bildbeigaben wiedergibt): „Sechs goldene Weinblätter stehen auf ihrem Leichenstein neben ihrem Namen noch aufrecht, drei sind auf der andern Seite schon herabgesunken, denn drei Geschwister sind schon todt" (S. 82). Angesichts solcher Schönheiten mag man ein Urteil Wilhelms auf seine eigenen Briefe anwenden: „Ich meine, ich hätte lange nichts gelesen, so rührend, natürlich, so wahr empfunden und aus der Tiefe der menschlichen Seele geholt" (S. 98).

Der Verlag hat diese erste Veröffentlichung der Droste-Gesellschaft prächtig ausgestattet, der Herausgeber zur Erläuterung sein Bestes getan. Nur Kleinigkeiten bleiben anzumerken: S. 3, Z. 10 lies 1772 statt 1722; 34, 25 sie liesz; 35, 2 schlief; 65, 22 liebsten; 67, 3 An Pfingsten; 74, 17 nicht zu warm; 103, 19 es ist vielleicht; 114, 2/3 vielleicht; 115, 7/8 in Sorgen; 119, 23 her; 127, 25 Hassenpflug; 156, 26 Jugendbr.; 160, 14 fast den gleichen.

Giessen. Alfred Götze.

Herbert Kummer, Der Romantiker Otto Heinrich Graf von Loeben und die Antike. Hermaea XXV. Halle 1929. 122 S.

Der Verf. spricht im Vorwort den ausgezeichneten Gedanken aus, dass seine Studie dazu dienen soll, am Beispiel Loebens „Wollen und Meinen einer ganzen Richtung zu veranschaulichen." Tatsächlich ist es dringend nötig, zur Erkenntnis des Wesens der Romantik nicht nur ihre Führer, sondern auch die minderen und durchschnittlichen Talente einer genauen Betrachtung zu unterziehen; nur wird hier die Ausführung dieses Vorhabens durch die ungenaue Fragestellung sehr beeinträchtigt. Der Verf. hat sich — wogegen nichts einzuwenden ist — Loebens Verhältnis zur Antike als Spezialproblem ausgewählt. Den meisten Raum in seiner Arbeit beanspruchen ermüdende zitatenreiche Nacherzählungen der L.schen Dichtungen, die zugleich zeitlich und systematisch in Anakreontik, Idyllik und mythische Erzählungen und Paramythien nach Ovid eingeteilt werden. Damit stellt der Verf. zwar die äusseren Beziehungen L.s zur Antike dar, aber die Frage, was der Sinn dieser einzelnen Perioden der L.schen Dichtung, was der Beweggrund für ihre Veränderung sei — dies würde nach des Verf. eigenem Zugeständnis erst das nähere Eingehen auf diese Dichtung rechtfertigen —, bleibt nach wie vor offen.

Leipzig. Martin Greiner.

Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Briefe mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **H. Lüdeke.** Frankfurt am Main (J. Baer & Co.). 1930. 252 S.

Lüdeke hat seinen Verdiensten um die Erschliessung von Tiecks Wesen und Werk durch die Ausgabe des Briefwechsels der Brüder Schlegel mit Tieck ein neues hinzugefügt. Neben J. Körners Ausgabe der Briefe von und an A. W. Schlegel und zufolge einer Körner zu dankenden Einigung über die Aufteilung des Dresdener Nachlasses stellt diese selbständige Veröffentlichung eine bedeutsame Vervollständigung der grossen romantischen Quellenwerke dar und eine ungemeine Bereicherung der Tieck-Forschung. Fahren wir auf diesem Wege fort, den ja auch E. H. Zeydel verdienstlich beschreitet (vgl. „Die Briefe L. Tiecks" in The Journal of Engl. and Germ. Philology 28, 72; The Germ. Review V, 19, 147 und 182; Mod. Lang. Notes 43, 73 und 459), so rückt das Ziel immer näher, wie es eben Zeydel a. a. O. umschrieben hat: die Erhellung von Tiecks Wesen und Entwicklung aus seinen Briefen; wenn es auch noch zu überlegen bleibt, ob das in einer grossen Gesamtausgabe oder im Nebeneinander von geschlossenen Separatwerken geschehen soll. Gerade der vorliegende Briefwechsel erfordert, wenn man nach dem Bild des Dichters fragt, erhebliche Ergänzung. Denn wie sich Tieck hier darstellt, das ist weitgehend mitbestimmt von den Empfängern. Die relativ geringe Zahl von Aeusserungen Tiecks, etwa gegenüber A. W. Schlegel, wird aufgewogen durch das bekenntnishafte Gewicht nicht weniger dieser Stücke.

Lüdeke hat den Dresdener und Berliner Schlegelbriefen noch einige von Dorothea Schlegel und einen an die Gräfin Finkenstein gerichteten hinzugefügt. Der Band ist mit straff geführter Einleitung, gut unterrichtendem Vorwort und sehr sorgsamen, vortrefflichen Anmerkungen versehen. (Zu den letzteren nur einige Kleinigkeiten: S. 231 muss es statt „Calderon vgl. Nr. 53" heissen „Nr. 52" — S. 232—236 und 243 waren Wiederholungen zu vermeiden — die lange Pause zwischen Nr. 75 und 76 war vielleicht noch zu kommentieren.)

Den Aufsatz Zeydels, „Die ersten Beziehungen Ludwig Tiecks zu den Brüdern Schlegel" (Journal of Engl. and Germ. Philology 27, 16) bekam Lüdeke erst zu Gesicht, als seine Einleitung schon im Druck war, und so hat er sie stehen lassen, der Forschung die Entscheidung überlassend über die Richtigkeit der beiden Darstellungen. Eine gewisse Resignation scheint aus der Begründung dieses Verhaltens zu klingen, und vielleicht spürte Lüdeke selbst, dass die Auffassung Zeydels dem Tatbestand wohl näher kommt als seine eigene. Für die Schilderung des ersten Verhältnisses zwischen Friedrich Schlegel und Tieck hat Lüdeke offenbar die Aussagen nicht genügend berücksichtigt, die Friedrich dem Bruder und Caroline gegenüber tut und die Zeydel geschickt auswertet. Die Darstellung Lüdekes Seite 21 lässt die anfänglich scharfe Ablehnung Tiecks von seiten Friedrichs wohl zu wenig zur Geltung kommen. Von allzu grossem Belang ist freilich die Abweichung nicht in Anbetracht der bald einsetzenden Erwärmung Friedrichs, und es kommt nur darauf an, dass die Darstellung Hayms nicht unwidersprochen blieb. Den Ausschlag müssten Briefe Friedrichs an Tieck geben, und die sind in der ersten Zeit, ausser den beiden vom November 1797 und dem Oktober 1798, nicht geschrieben oder nicht erhalten. Wichtiger scheint mir, dass die Freundschaft A. W. Schlegels im ganzen und unter Berücksichtigung der späteren Verbundenheit doch positiver

Digitized by Google

zu bewerten ist, als das Lüdeke will. Die späteren Briefe zeugen von einem so schönen, herzlichen Verhältnis, und auch in dem Zerwürfnis wegen des Ofterdingenmanuskripts steht so viel Recht nicht nur, sondern grössere Geduld und Milde auf seiten des Aelteren, dass hier wohl ein Gegengewicht gewonnen wird gegen den spärlicheren, freilich an den Höhepunkten ungleich tiefer greifenden und intensiveren Austausch mit Friedrich Schlegel. Das Bild A. W. Schlegels aus diesen Briefen fügt sich ganz ein in den Begriff, den wir von ihm besitzen, und was den interessanteren Bruder betrifft, so sind seine Gedanken über Orient, Norden und Latinität nebst anderen kunsttheoretischen wohl vor allem zu vermerken. Dem Referenten sei gestattet, hierbei nicht zu verweilen, sondern die Aufmerksamkeit sogleich auf die Bedeutung der Aeusserungen Tiecks zu richten und hiervon einstweilen einige Hauptpunkte kurz herauszustellen.

Es war schon angedeutet worden, dass dieser Briefwechsel den Dichter etwas einseitig wiedergibt: der schlampige, geschäftsuntüchtige, abhängige und anstossbedürftige Tieck, der kranke Mensch, ein schwerfällig schaffender Dichter tritt hier hervor, ohne Gegenzüge und andere Gesichtsflächen. Das ist das eine. Sodann ist hinzuweisen auf die Briefe, welche Zeugnisse der inneren Krisen sind, der akuten zu Beginn des Jahrhunderts, wie der permanenten (von der ungedruckte Briefe an Frau v. Lüttichau noch aus den letzten Lebensjahren ergreifende Belege darstellen). Vor allem der grosse Bekenntnisbrief Nr. 65 vom 16. Dezember 1803 an Friedrich Schlegel (solche Oeffnungen seiner Seele gehen fast nur an Friedrich Schlegel!) ist hier wichtig. In welchem Maße Tiecks Sein und Fühlen in Frage gestellt war, welch starke Erdstösse seine Existenz erschütterten, das tritt hier, noch über das bisher Bekannte hinaus, eindringlich in Erscheinung. Und wie die Grösse der Bedrohung, so wächst jetzt die Bedeutung der Rettung. Dass die Ueberwindung der Krise auf so ausschliesslich religiösem Wege, so völlig im Bereich christlichen Glaubens und christlicher Frömmigkeit geschah, das ist eine Ueberraschung, und fast möchte man nun auch bei Tieck von einer „Konversion" sprechen. Dass er es vermochte, die Grunderfahrungen dieser Wendung in allgemeiner Formung und einem überpersönlichen Kunststreben, dem in zunehmenden Maße die Gehalte wichtig wurden, zur Gestaltung zu bringen, macht nicht nur sein Dichtertum als solches, sondern auch die Einheit in diesem Dichtwerk aus. Für den Menschen verebbten die Wogen teilweise, wenn auch nie völlig; der Dichter stiess in der Krise seiner Natur auf jene Elemente, welche unter dem romantischen Spiel und der exaltierten Verkleidung schon auf dem Grunde der Frühwerke lagen und die, so entscheidend von ihm selber erkannt und ergriffen, wohl mit Notwendigkeit zur Grundlage der Würdigung seines Werkes genommen werden müssen. Es sind die weltanschaulichen Grundelemente von Liebe, Glaube und Wunder, Gehalte, deren Entdeckung und Erhebung in den Mittelpunkt des Ringens auch diese Briefe eindeutig belegen. „Nur Gott, Freundschaft und Tugend sind ewig . ." (S. 166). Hier liegen die neuen Ansatzstellen nach der radikalen Zersetzung der Sicherungen und der Grunderfahrung des dämonischen Daseins. „Das Romantische ist ein Chaos, aus dem sich notwendig wieder eine Gewissheit entwickeln muss" (S. 66). Diese Gewissheit liegt in der Ueberzeugung von der lösenden, erlösenden Kraft der Liebe. „Die Liebe ist ja alles, der heilige Geist, der Tröster . ." (S. 132) . . „das Abtrennen von der Liebe . . . halte ich nur für den schnödesten Selbstmord . ." (S. 144). Man mag sich wundern, wie wenig das spezifisch „Romantische" in kunsttheoretischen Erörterungen etwa zur Geltung kommt. Nur in mittelbaren Aeusserungen (etwa S. 66, 82 u. a.) oder in Urteilen über Goethe und Goethisches lassen sich Stellungnahmen erschliessen. Die Poesie wird mit strengstem Ernst gehandhabt (S. 66), und es wird vom Dichter selbst als Spannung empfunden, dass sie eigentlich „fröhlichen Leichtsinn" (s. auch S. 148) verlangt. „Schmerz und Leiden war eigentlich mein Lebenslauf." Tiecks Ironie lernen wir hier verstehen als eine Haltung, welche ein Schweben, nein ein sich überhaupt Aufrechthalten erst ermöglicht, unter ständiger Bedrohung durch Zweifel und Krankheit, „Mismuth und Melankolie". Sie ist seine Art der Tapferkeit: „. . und thue doch selbst so wenig, und lese viel zu viel, und lerne zwar, aber doch nur, immer mehr und gründlicher zu zweifeln, und durch Enthusiasmus scheinbar kalt zu werden gegen das, was man oft zu schnell das Höchste und Heiligste nennt" (S. 182). Das ist ein Beispiel jener durchgehenden Neigung zur Paradoxie, auf welchem Wege der immer wieder Reizbare und Erschütterbare (S. 165) zu Gott, Liebe und Ewigkeit gelangt. Jene Welthaltung hat mit der des Mystikers grosse Aehnlichkeit. Und ganz wie ein Mystiker des deutschen Mittelalters spricht der Dichter, wenn er beschreibt, wie er immer tiefer ins Innere herabsteigt, still wird, empfindlich gegen das äussere Getue: „ich habe diesen Winter nicht viel gethan, auch nicht viel gelernt, aber ich bin vieler Dinge inne geworden" (S. 66), „. . und es ist mir ganz nothwendig, dass ich mich selbst um so mehr äusserlich beschränke, um so mehr sich meine innere Liebe erweitert . . . So grosse Fortschritte mache ich in dieser Art von Dummheit. Aber man kann es, wie ich hoffe, darinn bis zum Blödsinn bringen" (S. 146, vgl. noch S. 82, 145, 150 usw.). In der Tiefe ist alles verbunden, mystisches Wesentlichwerden, Ironie, Paradoxie, die stille Heiterkeit einer weisen Ueberschau, ja die Harmonie und Getragenheit, „dass wir die Ewigkeit in jedem vergänglichen Momente fühlen" (S. 150). Ihm ist alles Individualität (S. 145), und wenn er sich um so mehr als Individualität fühlt, je mehr er sich in alles verlieren kann (S. 144), so beruht das auf der Grundlage mystischen Einsseins mit der Welt, Gott und der Natur, das auf den Seiten 70f., 147, 165 u. a. m. so klar belegt ist. In Aeusserungen von höchstem menschlichen Rang und milder Klarheit der Seele bestätigt sich hier und gewinnt zugleich neue Nüance der metaphysisch-religiöse Charakter dieser Liebe, wie ihn Walzel (Deutsche Romantik 1) erörtert hat. Die Nüance liegt darin, dass es sich hier nicht so sehr um Theorie, Idee, System handelt, sondern um Leben, Erfahrung im Ernst des Erlebnisses, sich nicht nur mit Zweifeln zu bedecken, sondern dem Zweifel „ganz sich zu eigen ergeben" (S. 147!) und dem Umsetzen dieses Durchbruchs ins Lebenswerk. Das klingt fast faustisch, und ebenso rücken manche Worte (z. B. S. 150) mit ihrem wesentlichen Blick auf Nahes und Fernes, Wichtiges und Schein, Grosses und Kleines in den Bezirk goethescher Abklärung. Wieder einmal zeigt sich, dass eine Tiefenschicht von Einheit erreicht werden kann, die der begrifflichen Scheidungen und unzulänglichen Antithesen spottet. Dieser Kern also des Vertrauens und Glaubens — an eine dunkle Macht, die nur um so dunkler wird, je mehr Licht wir hineintragen (S. 71) — steht in lebendiger Verbindung mit der Wesensunterschicht primitiven Fühlens,

Digitized by Google

einem stark ausgebildeten Natursinn und mit naturphilosophisch-mystischen Gedanken (S. 65). In diesem Glauben sind die Elemente des Numinosen, panischer Ergriffenheit vorhanden, „alles in mir sieht mich aus einem einzigen tiefen Auge an, voller Liebe, aber schreckvoller Bedeutung" (S. 65 und 81). Und immer klingt dieser dunkle Unterton mit, so sehr auch die Aengstigung überwunden wird. So steht, im ganzen, der Verinnerlichung gegenüber die ethische Forderung: Liebe, Glaube, Vertrauen zu üben, nicht zu urteilen, sich nicht der Trauer zu überlassen. Das ist die Spannweite metaphysischer Verwobenheit und handelnd bewährter Weltanschauung. Zu einem klaren System, begrifflicher Endgültigkeit und festgelegter Deutlichkeit gedeiht das nicht und nie bei ihm, „nicht begreifen, wissen wollen, statt zu fühlen und sich der Liebe hinzugeben" (S. 150) ist ja die Devise, und unter dieser Richtschnur steht das Werk.

In den schweren Jahren der Krise deutet sich doch am 16. Dezember 1803 der Umschwung schon klar an, und am 4. November 1804 ist die Rettung geschehen. Um so wichtiger dann das Bekenntnis neuer Erschütterung z. B. am 26. März 1813. Aber man muss beachten: die Inhalte stehen ganz fest, die Leitsterne, wenn auch das Streben noch unerfüllt ist. So blieb es für Tieck bis zum Tode.

Frankfurt a. M. Hermann Gumbel.

Erwin T. Mohme: Die freireligiösen Anschauungen im Drama und Roman der neueren deutschen Literatur (1885—1914) = New York University Ottendorfer Series of Germanic Monographs No. 17 St. Louis, Missouri 1927. 156 S.

Diese Studie — eine Dissertation der philosophischen Fakultät der Staatsuniversität Wisconsin — verarbeitet in eigenartiger Weise einschlägige Werke von sechzig Schriftstellern. Moderne Stichworte geben die Kapitelüberschriften: Relativismus, Agnostizismus und Skeptizismus, Naturphilosophie, Materialismus, Monismus und Pantheismus, Spiritismus, Wunderlehre, Determinismus, Menschheits- und Diesseitigkeitsgefühl, Das „Dritte Reich", Pro Deo et Ecclesia, Das Zölibat, Nächstenliebe, Jesus als „Mensch", Übermenschentum — Gottwerdung des Menschen, Göttliche Eingebung, Der „Übermensch", Kirche und Religion, Heuchelei und Unwahrhaftigkeit, Schule und Religion, Tradition und Konvention, Soziales Christentum, endend in allgemeinen, zum Teil wiederholenden „Schlußbetrachtungen" mit einem charakteristischen Protest gegen den „Augustinismus" (S. 147) und einer „Bibliographie". Oft kehren Schriftsteller und Werke in diesen Rubriken wieder, etwa G. Hauptmann fünfmal, Polenz sechsmal, darunter viermal mit seinem „Pfarrer von Breitendorf". Das nennt der Verfasser in der „Einleitung" „die freireligiösen Anschauungen, die in dieser Epoche aufzufinden sind, nach gewissen religionsphilosophischen Richtungen hin zusammenzustellen und zu interpretieren". (S. 1)! Das Ganze, auch der Schriftsteller selbst und das Einzelwerk wird gleichsam verzettelt. Damit ist diese fast feuilletonistische Darstellung in ihren Vorzügen und Schwächen gekennzeichnet. Übersichtlich tritt hervor, welche freireligiösen Anschauungen in den Werken eines bestimmten Schriftstellers vorkommen und welche nicht. Was der Schriftsteller selbst in erster Linie will, kommt nicht zu seinem Recht. Ich nenne als Beispiel Frenssen, dessen „Hilligenlei" auf einer Seite (S. 82) dürftig und in gleicher Weise wie anderes Material fünften Ranges behandelt wird. Der unter die Stichworte gleichmäßig geteilte Stoff beherrscht ermüdend die Darstellung. Die zeitliche Abgrenzung: vom Erscheinungsjahr der „Gesellschaft" bis zum Weltkrieg ist richtig. Unter den Schriftstellern vermisse ich Dehmel, Lienhard, Benzmann, Schönaich-Carolath, neben dem späteren Fontane den späteren Spielhagen. Was dem Verfasser „freireligiös" bedeutet, bleibt leider unerörtert. Das reiche Material der „Christlichen Welt" ist — trotz der allgemeinen Erwähnung dieser „neugegründeten Religionsvereine" (S. 111) — nicht verwertet worden.

Der Verfasser hat viel gelesen; um so mehr ist zu bedauern, daß er nicht unter der Fülle der Eindrücke versucht hat, das Ganze tiefer zu erfassen, das heißt den Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen, wie die naturalistischen Lebensanschauungen und Lebensdarstellungen mit ihrem Willen zur naturalistischen Wahrheit und mit ihrem Einfluß auf die öffentliche Meinung und Bildung die Kritik an Kirche und Dogma, Christentum und Frömmigkeit verschärft haben, ohne dabei neue, positive Gestaltungen an die Stelle der veralteten und zersetzten Frömmigkeitsformen setzen zu können. Was ist an dieser Kritik der des jungen Deutschlands verwandt, was neu? Somit bleibt die fleißige Arbeit ein nützliches Orientierungsmittel über Inhalt und Tendenz der einschlägigen Schriftwerke, ohne die wissenschaftliche Erfassung und Gestaltung jener Zeit und ihrer religiösen Probleme nennenswert zu fördern. Die Arbeit hätte bereits 1914 erscheinen können, da der Verfasser über die damalige „freireligiöse Aufklärung" bestimmter amerikanischer Kreise auch 1927 noch nicht hinausgekommen war.

Halle. Ernst Barnikol.

Ágrip af Nóregs konunga sögum, herausgegeben von Finnur Jónsson. Halle a. S. M. Niemeyer. 1929. 8°. XIX, 65 S. (Altnordische Sagabibliothek 18.)

Das Agrip, das in einer lückenhaften Handschrift von 1200—1225 vorliegt, ist die älteste Gesamtdarstellung der norwegischen Königsgeschichte von Halfdan dem Schwarzen, dem Vater von Harald hárfagri bis 1177, zur Schlacht von Ré, bis zum Tode König Eysteins meyli und zum Aufkommen König Sverris. Das Buch ist als Geschichtsquelle wertvoll. Seine Vorlagen sind die lateinische Historia de antiquitate regum Norwagensium des Mönches Theodricus oder eine ihr vorausliegende Schrift gleichen Inhaltes, die älteste Saga von Olaf, dem heiligen, von Hákon dem guten und von den Ladejarlen und die lateinische Schrift Saemunds über die norwegischen Königsreihen. Dazu kommt noch mündliche Ueberlieferung aus Trondheim, die sich in anekdotenhaften Kleinerzählungen auswirkt. Der Verfasser, ein norwegischer oder isländischer Geistlicher, schrieb um 1190; sein Buch wurde von späteren Geschichtschreibern (Morkinskinna, Fagrskinna, Heimskringla) benutzt. Agrip eröffnet also die aus lateinischen Chroniken und aus der Einzelsaga zum Gesamtbericht strebende Geschichtschreibung in norwegischer Sprache. Finnur Jónsson hat mit bekannter Gründlichkeit und erschöpfender Sachkenntnis im Rahmen der Sagabibliothek alles zusammengefasst, was zum Verständnis nötig ist. Mit dem buchstabentreuen Textabdruck Verner Dahlerups (1880) findet der Forscher nunmehr alles bequem vereinigt, was bisher über Agrip gearbeitet wurde. Zum ersten Male hat die Sagabibliothek neben den Islendingasögur auch die norwegische Königssaga aufgenommen. Agrip ist ja ge-

Digitized by Google

wiss kein Kunstwerk, aber ein wichtiges Geschichtsdenkmal, das gerade in seiner Unvollkommenheit die Vorzüge der Heimskringla deutlich hervortreten lässt.

Rostock. Wolfgang Golther.

Heggstad, Leiv, Gamalnorsk Ordbok med nynorsk tyding. Ny umvølt og auka utgåve av „Gamalnorsk Ordbok" ved Hägstad og Torp. Oslo 1930, Det Norske Samlaget. XII, 837 S.

Als Marius Hägstad und Alf Torp ihr *Gamalnorsk Ordbok* erscheinen liessen — 1909 ist es mit Heft 8 und *Tilläghefte* fertig geworden —, haben sie damit in der deutschen wissenschaftlichen Welt wenig Eindruck gemacht. Das ist mir schon damals ungerecht erschienen, mochte aber darin begründet sein, dass es früher nicht immer bequem war, von der neunorwegischen Bedeutung aus die genaue nhd. Entsprechung der altnorwegischen Wörter zu ermitteln. Nachdem sich seither die norwegische Schriftsprache in ihrem Wortschatz gefestigt hat und Hilfsmittel vorliegen wie vor allem J. Brynildsen, *Norsk-tysk ordbog* (Oslo 1926), darf für Leiv Heggstads Werk ein lebhafter Anteil auch der deutschen Gelehrten gefordert werden. Als junger Kandidat ist er 1905 in die Mitarbeit eingetreten. Seither hat er den ganzen Wortschatz neu durchgearbeitet und namentlich in den ersten Buchstaben des Alphabets, die im alten Werk zu kurz gekommen waren, vieles verbessert und erweitert, ohne am Plan des Werkes, der sich bewährt hat, etwas zu ändern. Wörter und Namen aus allen norwegischen Schriften bis 1350 sind vollständig und sauber verzeichnet. Die Bedeutungsansätze sind knapp, klar und gewissenhaft. Die Druckeinrichtung — bei einem Wörterbuch eine grosse Hauptsache — erleichtert die Benutzung auf das wirksamste.

Giessen. Alfred Götze.

Gjelsvik, Nikolaus, Juridisk ordliste. Med ei utgreiding um den juridiske stilen. Oslo 1929, Prenta Hjaa Nikolai Olsen. 129 S.

Der Jurist der Universität Oslo erschliesst in einem Wörterbuch von 1872 Artikeln, die das Mass einer Spalte selten erreichen, meist aber ganz knapp gehalten sind, die Sprache der norwegischen Gesetzgebung unserer Tage, die mit dem *Lov um Domstolane* vom 13. August 1915 einsetzt und 1921 ihren vorläufigen Abschluss erreicht hat. Sprachgeschichtliche Vertiefung gewinnt er durch Heranziehung des norwegischen Rechts von 1687, Hauptabsicht ist ihm aber praktische Belehrung über die Rechtswörter von heute. So wird unter *fast* der Begriff der gebundenen Staatsausgaben (Renten; Verzinsung und Tilgung von Staatsschulden) auseinandergesetzt, die das Storting im Gegensatz zu den freien Staatsausgaben nicht verweigern kann. Viel grösser als in einem Wörterbuch der deutschen Rechtssprache von heute ist die Zahl der lateinischen Stichwörter. Heimatlich grüssen den deutschen Benutzer Ansätze wie Genossenschaft, Reugeld, Stiefverwandtschaft; weit höher wächst der deutsche Einfluss, wenn man die grosse Zahl der Lehnübersetzungen einbezieht, mit der die norwegische Rechtssprache von heute arbeitet. Der Wortliste sendet Gjelsvik eine Einleitung von 20 Seiten über den juristischen Stil voraus, den er auf dem Gebiet der Rechtssprache (wie anderswo) für noch wichtiger hält, als den Wortschatz.

Giessen. Alfred Götze.

C. W. M. Grein, Dichtungen der Angelsachsen. Stabreimend übersetzt. Manulneudruck der Erstausgabe von 1857 und 1859. 2 Bde. Heidelberg (Carl Winters Universitätsbuchhandlung) 1930. IV u. 224 S., III u. 259 S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für den ernsten Eifer, mit dem man in Deutschland das Studium der stets aufs neue fesselnden altenglischen Literatur immer noch betreibt, dass der Verlag C. Winter es unternehmen konnte, trotz Ungunst der Zeiten und der stark geminderten Kaufkraft gerade der wissenschaftlich Interessierten diesen willkommenen Neudruck der längst vergriffenen Uebersetzungen eines der Altmeister der Anglistik zu veranstalten. Freilich ist die Forschung in dem letzten Dreivierteljahrhundert nicht still gestanden, freilich haben gerade in den letzten Jahrzehnten unsere Kenntnisse auf dem schwierigen Gebiete der altenglischen Lyrik durch die Arbeiten von Sieper, Schücking und Imelmann gewichtige Fortschritte gemacht. Aber die Uebersetzung Greins, so wie er sie hinterliess, die mit grosser Vollständigkeit Epik und Lyrik der Angelsachsen umfasst, ist ein Monumentalwerk, das zu Rate zu ziehen auch der heutigen Generation immer frommen wird. Greins „Zweite Ausgabe" (Kassel und Göttingen 1863) ist, soweit ich sehe, eine unveränderte Wiedergabe der ersten, so dass es für den Verlag angezeigt war, die Erstausgabe zu reproduzieren. Die Beowulf-Uebersetzung, die im ersten Bande S. 222—308 stand, ist im Neudruck fortgelassen; dafür wird auf H. Gerings Uebertragung verwiesen, von der soeben (1929) bei C. Winter ein Manulabdruck der zweiten Auflage (von 1913) erschienen ist.

Giessen. W. Fischer.

The blessed Virgin Mary in the Medieval Drama of England with additional Studies in Middle English Literature by Dr. **J. Vriend S. J.**, 1928. J. Muusses, Purmerend-Holland.

Dieses interessante und lehrreiche Buch wendet sich an Theologen und an Literaturforscher. Als katholischer Geistlicher ist der Verfasser natürlich mit den Fragen der Bibelexegese vertraut und verfügt über eine reiche Belesenheit in der patristischen Literatur; aber er ist auch ein genauer Kenner des mittelalterlichen religiösen Dramas und der mittelalterlichen religiösen Legendenliteratur. Die Erfahrungen zweier Wissensgebiete vereinigend, vermag er auf manche Einzelprobleme neues Licht zu werfen. Dabei befleissigt er sich einer gemeinverständlichen, manchmal sogar etwas weitschweifigen Sprache. So fügt er regelmässig Zitaten aus dem Altenglischen neuenglische Uebersetzungen hinzu und erklärt schwierigere mittelenglische Wörter in Anmerkungen; aber er hält es auch nicht für überflüssig, laienhafte Anschauungen über die unbefleckte Empfängnis (S. 37) und den Ablass (S. 67) richtigzustellen. Wertvoll sind die Literaturangaben über verschiedene Einzelfragen, die in loserem Zusammenhang mit dem eigentlichen Thema der Untersuchung stehen. Ein genaues Inhaltsverzeichnis ermöglicht einen Ueberblick über die in Exkursen erörterten Themen und kann einen fehlenden Index ersetzen.

Die Darstellung will in ihrem Hauptteil im mittelalterlichen englischen Drama den Spuren der Marienverehrung nachgehen. Dabei wird Marienverehrung im weitesten Sinne gefasst. Es soll festgestellt werden, soweit

Digitized by Google

dies aus den mittelalterlichen dramatischen Denkmälern möglich ist, welche die dem Marienkult feindliche Reformation überdauert haben, an welchen Ereignissen aus dem authentischen oder legendenhaften Leben der Mutter Gottes das katholische England Interesse zeigte. In Betracht kommen die Mysterienzyklen, vor allem die Ludus Coventriae, die das reichste Material bieten; Parallelen zu den französischen Miracles de Nostre Dame sind ja in England in dramatischer Form kaum nachzuweisen. Aber Vriend behandelt nicht das gesamte auf Maria bezügliche Material der Dramen, sondern nur die Prophezeiungen über Maria im Alten und Neuen Testament und die nichtbiblischen Prophezeiungen der Sibylla, sowie die Lebensgeschichte Marias von ihrer Empfängnis bis zu ihrer Mutterschaft. Nicht berücksichtigt werden ihre Leiden am Kreuze Christi, weil dieser Stoff den Gegenstand des Buches von H. Thien, „Die englischen Marienklagen", Kiel 1906, bildet, und der Tod und die Himmelfahrt Mariae, „as this would entail a thorough study of a great number of non-dramatic parallels, for which we cannot at this moment, find the necessary leisure". Das Buch ist eine Art fortlaufender, allgemeiner Kommentar zu den Stücken mit genauer Quellenuntersuchung. Es finden sich einige interessante Exkurse über die Herkunft der Tiere an der Krippe in Bethlehem, den Stern, der den drei Weisen leuchtet, die Entstehung des Namens der Kirche St. Maria Ara Coeli in Rom, das Kirschbaumwunder, die Simeonlegende, die handmaidens Marias, die Hebammen, die groteske Darstellung Josephs u. a. m. Bemerkenswert sind Beobachtungen über Beziehungen zur Malerei und darstellenden Kunst, S. 41, S. 79, über die Verwendung des Gesanges in den Mysterienspielen, S. 77, S. 102; ferner die Gründe, die dagegen sprechen, dass Franziskaner (S. 57) oder Lydgate (S. 127) als die Verfasser der Ludus Coventriae gelten können, deren Heimat Vriend in Lincoln (S. 16) vermutet. Zwei längere Exkurse besprechen 1. die Herkunft der lateinischen Bibelzitate in dem einen Ms. der Chester Pageants, Harley 2124, die auf ein Bibelhandbuch für den Gebrauch in protestantischen Schulen von dem französischen Bibelübersetzer Sébastian Castalion und die Uebersetzung des Neuen Testamentes von Erasmus von Rotterdam zurückgehen; 2. die Vorstellung von der Conceptio per aurem, die verschiedentlich in der mittelenglischen Literatur begegnet. Vielleicht ist die eine oder die andere These Vriends nicht fest genug begründet: ich denke an die Gegenüberstellung der Prophezeiungen des Prophetenspiels der Ludus Coventriae und der Glaubenssätze des Credo; die Uebereinstimmungen sind doch zu fragmentarisch, um das in Frage stehende Stück als eine Ueberarbeitung eines Credospiels zu erweisen (S. 13ff.). Oder an die aus Hoccleve's Lament of the Green Tree abgeleitete Vorstellung (S. 79), dass Maria in den Dramen auch singend aufzutreten habe; die dort zitierten Verse sind wohl eher sprichwörtlich aufzufassen. Oder die Erklärung der Lesart by syght in John Mirk's Festial (S. 158) durch spiramen, Heiliger Geist. Als Ganzes genommen ist die Abhandlung aber ein wertvoller Beitrag zur mittelalterlichen Kultur- und Literaturgeschichte, und die Ausdehnung der Untersuchung auf die Spiele vom Tode und der Himmelfahrt Mariae, die in den York- und Chesterspielen durch die Reformation unterdrückt wurden, wäre sehr zu begrüssen.

Wien. Friedrich Wild.

The Southern Passion edited from Pepysian Ms. 2344 in the Library of Magdalene College, Cambridge, with Introduction, Notes and Glossary by **Beatrice Daw Brown**, Ph. D., London 1927. (Early English Text Society, Original Series, No. 169.) CX und 124 S.

Eine ehemalige Schülerin, jetzt Gattin des Professors Carleton Brown vom Bryn Mawr College ist die Herausgeberin dieses ungefähr 2550 paarweise gereimte mittelenglische Septenare umfassenden Gedichtes, das in zehn Mss. jenes südenglischen Legendenzyklus überliefert ist, als dessen Verfasser lange Zeit Robert of Gloucester galt. Der Text ist nach dem zweitältesten Ms. gedruckt, das von einer sorgfältigen Hand des frühen 14. Jahrhunderts geschrieben wurde; eine halbe Seite ist in photographischer Reproduktion dem Buche beigebunden. Die abweichenden Lesarten des etwas älteren, aber unvollständigen Ms. Harley 2277 sind in Fussnoten berücksichtigt worden, und wo diese Handschrift keine Parallelen bietet, wurde das Bodleyanische Ms. Tanner 17 aus dem frühen 15. Jahrhundert herangezogen. Die Notes vermerken ganz vereinzelt auch Lesarten anderer Mss., vor allem einen 54 Zeilen umfassenden Einschub in dem Ms. Bodley 779, das der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört. Einigen Aufschluss über abweichende Textgestaltung und sprachliche Formen der übrigen Handschriften bringen ein paar Seiten der Introduction über Relation of the Mss. und Provenience and Dialect. Ein vollständiger Variantenapparat wird nicht angestrebt. Das Glossar soll alle Wörter des Textes in ihren verschiedenen Schreibungen und flektierten Formen bringen, verzeichnet aber jeweils nur den ersten Beleg, so dass aus dieser Zusammenstellung eine Unterscheidung von gebräuchlichen und vereinzelten Lautungen nicht möglich ist. Nicht verzeichnet ist die Form 'þou wost', 'du weisst', 1034, und 'cokir', 'Prahler(in), prahlerisch', B 1978a; 'half', 99, wäre besser durch 'Seite' (allenthalben) zu übersetzen.

Die Dichtung beginnt mit dem Vorabend des Palmsonntags, als Maria Magdalena im Hause des Lazarus Christi Füsse mit kostbaren Oelen salbt; dadurch erweckt sie den Zorn des Judas, der sich durch diese Verschwendung um einen Geldbetrag gebracht fühlt, von dem er nach seiner Gewohnheit den zehnten Teil für sich behalten hätte; er beschliesst, sich daher für die ihm entgangenen dreissig Silberlinge durch den Verrat seines Herrn an die Juden schadlos zu halten. Die Ereignisse der Osterwoche werden im Anschluss an die Bibel dargestellt und über das Pfingstfest hinaus bis zur Apostelteilung fortgesetzt. Auch in den späteren Teilen spielt Maria Magdalena, welcher der vom Tode erstandene Heiland erscheint, eine wichtige Rolle, während die Mutter Gottes fast gar nicht hervortritt. Dieser erzählende Bericht wird immer wieder durch Erklärungen, Belehrungen und Ermahnungen unterbrochen, so dass man den Eindruck gewinnt, dass die Dichtung als Christenlehre für die österliche Zeit bestimmt sei.

Die etwas über hundert Seiten umfassende Einleitung, die zum grösseren Teile auf der 1917 vollendeten Dissertation der Verfasserin beruht, beschäftigt sich mit sprachlichen und literarischen Fragen. Als ein Teil des südenglischen Legendenzyklus wird die Entstehungszeit der Dichtung zwischen 1275 und 1285 festgelegt. Es folgt eine Beschreibung der Mss. und eine schematische Darstellung ihrer gegenseitigen Verhältnisse in der Form eines Stamm-

Digitized by Google

baums. Auf Grund von inhaltlichen Beziehungen wird der Legendenzyklus in Somerset lokalisiert und damit auch die vorliegende Dichtung. Es spricht zwar nichts gegen eine gemeinsame Verfasserschaft der Passion und des Legendenzyklus oder wenigstens von Teilen desselben, aber die Parallelstellen, die S. IX und X aus der vorliegenden Dichtung und einzelnen Legenden angeführt werden, können nicht als unbedingt beweisend angesehen werden. Darauf soll auf sprachlicher Grundlage der Beweis erbracht werden, dass das Original aus dem westlichen Süden stammt. Wieder ist die Tatsache nicht zu leugnen, aber die Durchführung des Beweises kann nicht restlos befriedigen. Auf Grund von Morsbachs Mittelenglischer Grammatik und Kaluzas Historischer Grammatik der englischen Sprache (neuere Werke werden nicht herangezogen) stellt die Verfasserin dreizehn typische Dialektmerkmale, acht lautliche und fünf morphologische, zusammen, an denen sie die zehn Mss. misst. Aber man kann nicht 'eni' unter 'O. E. a before single nasal' einreihen, oder in der gleichen Gruppe 'wam' und 'hom' aus ae. 'hwām'. Bedenklich ist die Zusammenstellung 'O. E. ŭ, ŭ, y̆, ȳ (other sounds by analogy)', wenn neben Fällen mit i-Umlaut von ae. ŭ, ŭ auch Formen wie 'siþþe', 'silf', 'which', 'clipeþ'', 'wyke', 'eche', 'weste', 'trewe' erscheinen. Mit dem gleichen Rechte könnte man dann auch die Präsensform 'bygunne', 428, 444, 610 u. ö., oder 'hurte', 'Herz', 351, 2357b, 'vrþe', 'Erde', 2357e, oder 'huld', 'hielt'' 2412f. hier anführen.

Interessante Probleme berührt die Untersuchung der Quellen der Dichtung. Dass die Vulgata und die Historia Scholastica des Petrus Comestor Hauptquellen waren, wird durch zwei lange textvergleichende Tabellen überzeugend nachgewiesen. Auf den Liber in Evangelia genannten Teil der Historia Scholastica lässt sich auch die allgemeine Anordnung, welche die Ereignisse der Passionswoche chronikartig Tag für Tag und die nach der Auferstehung im Anschluss an die Erscheinungen Christi darstellt, sowie manches von den erklärenden Details zurückführen. Nicht als Quelle zitiert erscheint — aus triftigen Gründen — die Legenda Aurea, obwohl Aehnlichkeiten mit ihr oft vermerkt werden. Als andere Vorbilder werden Hugo von St. Victor und Bernhard von Clairvaux, sowie Liturgie und Rituale durch Parallelstellen nachgewiesen; weniger Beweiskraft scheint mir der Vergleich mit einer Predigt des Abbé Robert of Tuy zu besitzen. Besonderen Wert legt die Verfasserin auf die Feststellung einer Abhängigkeit der Dichtung von Werken des Heiligen Bonaventura. Die Beziehungen zu seinem Lignum Vitae scheinen tatsächlich gegeben zu sein. Sekptischer wird man sich aber den Ausführungen der Verfasserin gegenüber ihrer Behauptung einer Nachahmung der Meditationes Vitae Christi verhalten müssen. Sie will den Einfluss dieses Werkes, das Bonaventura abgesprochen und dessen Entstehung von manchen erst ins 14. Jahrhundert versetzt wurde, in Zweck, Methode, Stimmung und einzelnen Details im Ausdruck erkennen. Eine auffällige Uebereinstimmung zwischen der englischen Dichtung und den Meditationes besteht in der Schilderung, wie Christus an das schon aufgerichtete, nicht erst auf dem Boden liegende Kreuz geschlagen wird. Für andere Parallelen führt die Verfasserin selbst auch andere Quellen an und betont selbst, dass im ganzen mehr Uebereinstimmungen zwischen Lignum Vitae und Passion als zwischen Meditationes und Passion bestehen. Um die Meditationes für Bonaventura in Anspruch nehmen zu können, wie sie es am Schlusse der Einleitung tut, hätte sie eine eingehendere Untersuchung des in Frage stehenden lateinischen Werkes bringen müssen, was allerdings ausserhalb des Rahmens dieser mittelenglischen Textausgabe lag. Ein den Stoff der ursprünglichen Dissertation erweiterndes Schlusskapitel von 18 Seiten sucht den Beweis zu erbringen, dass der südenglische Legendenzyklus nicht von Robert of Gloucester, ja überhaupt nicht aus dem Kloster von Gloucester stamme, sondern dass Somerset als Heimat zu gelten habe und der Verfasser in den Kreisen der Predigermönche, und zwar der Dominikaner, zu suchen sei.

Wien. Friedrich Wild.

Das mittelenglische Versgedicht The Seege of Troye. Eine philologische Untersuchung nebst einem Abdruck der drei Handschriften von **Dr. Leo Hibler-Lebmannsport.** Graz im Verlage von Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) 1928.

Die philologische Untersuchung ist ein stattlicher Band von 212 Seiten; den Textabdruck enthält ein eigenes Beiheft von 64 Seiten. Hiblers Werk, das schon im Jahre 1925 abgeschlossen war, ist vom Glück nicht sonderlich begünstigt gewesen. Als der Verfasser nach langem, fruchtlosem Bemühen endlich einen Verlag gefunden hatte, der im Februar des Jahres 1928 die Arbeit herausbrachte, wurde er durch eine Veröffentlichung der Early English Text Society, Orig. Series 172, The Seege or Batayle of Troye, ed. by Mary Elizabeth Barnicle, 1927, überrascht. Hibler hat in etwas erregtem Tone diese den rein sprachlichen Fragen zweifellos nicht völlig gewachsene Ausgabe in den Englischen Studien LXV, 90—98, besprochen. Eine unparteiischere Wertung beider Werke ist Eilert Ekwalls Anzeige im Augustheft des Beiblattes zur Anglia, 1930. Sein Urteil über Hiblers Buch lautet: His careful study of the texts means a considerable stride forward and his book will have to be the starting-point for all further study of the text.

Hibler gibt auf Grund einer neuerlichen Kollation einen möglichst genauen Abdruck der drei ihm bekannten Handschriften in übersichtlicher Nebeneinanderstellung. Die Untersuchung enthält eine kurze Darstellung der handschriftlichen Ueberlieferung, der nunmehr das Ms. Arundel XXII hinzuzufügen ist, und eine Kritik der bisherigen Ausgaben und Abhandlungen über die Dichtung. Die eigentliche Untersuchung ist bestrebt, auf Grund der als ursprünglich erkannten Reime zu der Sprache der Originaldichtung, der Ur-Seege, vorzudringen. Hibler hält es für wahrscheinlich, dass der Dichter im zentralen oder nördlichen Teil von Warwickshire gelebt habe — er nennt die Stadt Coventry —, und dass die Dichtung etwa in der Zeit von 1340—1370 entstanden sei. Der zweite Teil untersucht die Sprache der einzelnen Schreiber, die ebenso wie der erschlossene Redaktor zweier näher verwandter Mss. nach Heimat, Schaffenszeit und individueller Eigenart charakterisiert werden. Durch das Auftauchen eines neuen Ms. sind neue Probleme gegeben, deren Lösung durch Hibler sehr zu begrüssen wäre.

Wien. Friedrich Wild.

Digitized by Google

Die englische Literatur der Gegenwart seit 1870. Versdichtungen (unter Ausschluss des Dramas). Von Friedrich Wild, a. o. Professor für englische Sprache und Literatur an der Universität Wien. Leipzig 1931, Dioskuren Verlag G. m. b. H. (A. u. d. T. Welt und Geist, eine neue Buchreihe. Die Literaturen der Gegenwart, hrsg. von Otto Forst-Battaglia.) 299 S.

Dem ersten, Drama und Roman behandelnden Teil dieses lehrreichen Werkes, das ich in diesen Blättern in Nr. 5—6, Mai—Juni 1928 besprochen, ist, durch widrige Verlagsverhältnisse verzögert, nun ein zweiter Teil gefolgt, und zwar nicht, wie man aus der Vorrede zum ersten Teil schliessen musste, damit der Abschluss des Ganzen, denn die „imaginative Prosa" steht noch aus. Aber das berührt den grossen Wert des Gebotenen in keiner Weise. Die Gesichtspunkte zur Beurteilung der Aufgabe, die Literatur der Gegenwart zu schildern, die in meiner Besprechung des ersten Teiles angedeutet wurden, gelten natürlich ebenso für den vorliegenden; ich könnte dem nur noch hinzufügen, dass die dankbare Anerkennung für das hier Geleistete sich einem bei der Lektüre der Charakteristiken der Versdichtungen nur noch in verstärktem Maße aufdrängt. Es ist mit solch einer Arbeit ja eine ganz eigenartige Sache: die Mehrzahl der behandelten literarischen Erscheinungen sind den meisten von uns in Deutschland kaum oder überhaupt nicht zugänglich, ein Urteil über das Zutreffende der Schilderungen daher nur indirekt und von ungefähr insofern möglich, als man aus der feinsinnigen Behandlungsart der grossen und kleinen, jedermann bekannten oder erreichbaren Dichtungen wohl die entsprechenden Schlüsse ziehen darf. Und dies und diese sind die Hauptsache. Es wird uns die englische Versliteratur der letzten drei Menschenalter in einer Weise vorgeführt, die wirklich eine Bewunderung der Grossartigkeit, Vielseitigkeit, Vorurteilsfreiheit und Reichhaltigkeit des neuesten englischen Geisteslebens erwecken muss, die auch für unsere ganze Beurteilung der Weltmission des „Angelsachsentums" von Bedeutung ist. Da kann von einem „Untergange des Abendlandes" wahrlich keine Rede sein, denn wenn eine oberflächlich optimistische Verherrlichung Englands auch gewissermaßen als Lobrede auf das Philistertum gelten kann, so zeigt doch der immer von neuem mutig einsetzende Kampf gegen die Erstarrung in Satzungsgerechtigkeit, welch ungebrochene, gesunde Lebenskraft das heutige England trägt. Man muss diese Erscheinungen nur kennen, denn nur aus naivster Unkenntnis kann man es verstehen, wenn z. B. der leider allzufrüh verstorbene geistvolle Philosoph und Soziologe Max Scheler in seinem bekannten Buche „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg" von einem „auffälligen Fehlen fast aller individuellen Geistesbildung in den höheren Ständen" spricht oder behauptet „nur in der Schutzfarbe eines Narren . . . wird, wie schon bei Shakespeare zuweilen, die Weisheit noch in Leuten wie Shaw und in dem Katholiken Chesterton bei diesen gewalttätigen Kaufleuten geduldet." (S. darüber Näheres in der Hoops Festschrift S. 5ff.).

Die grossen englischen Dichtungen der neueren und neuesten Zeit sind bei uns nicht nur zum Teil schwer zugänglich, sondern auch besonders für Laien oft recht schwer verständlich; so bleiben sie bei uns grossenteils ohne Einwirkung, und schon aus diesem Grunde ist es ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst Wilds, uns diese bedeutsamen Erscheinungen fesselnd geschildert, gedeutet, literatur- und kulturgeschichtlich verstehen gelehrt zu haben. Diese Literatur ist so reich, so weitherzig, vorurteilslos und ehrlich, dass sie auch ab und zu einen Hanswurst und tendenziösen Geschichtsklitterer wie Chesterton getrost vertragen kann, ohne aus den Geleisen gesunden nationalen Empfindens zu geraten. Handelt es sich dabei doch weit weniger um leichte, harmlose Tändeleien oder sentimentale Schwärmereien, als vielmehr um die höchsten Fragen über Sinn und Wert des Lebens, mit einem Ernste, einer Unerbittlichkeit durchdacht und durchempfunden, wie sie eben gerade diesen energischen Willensmenschen eigen ist. Wenn daher ein zünftiger Philologe sich daran macht, uns dieses literarisch offenbarte Geistesleben Englands näherzubringen und zu deuten, so erfüllt er damit eine der höchsten Aufgaben der Philologie, eine kulturpolitische Aufgabe, die in solcher Weise auch wohl kaum ein anderer als ein Philologe leisten kann; denn streng methodische, ideengeschichtlich und quellengeschichtlich, wie form- und stilgeschichtlich orientierende Schilderung der dichterisch zum Ausdruck gelangenden Ideenwelt eines grossen Volkes ist der sicherste Weg zum Verständnis dieses Volkes. Die Wissenschaft hat geradezu die Pflicht, durch ernste, menschenmöglichst objektive Feststellung und Gruppierung der Tatsachen dem heillosen Unfug der geistreichen Schlagwörter moderner Konjunktur-Soziologen in der Literaturgeschichte abzuhelfen.

Den Anfang machen die „repräsentativen Viktorianer vor 1870", deren Wirken noch über diese Zeit hinausreicht, vor allem Elizabeth Barrett Browning, ferner u. a. Adelaide Anne Procter, die „Spasmodics", der Dorset-Mundartdichter Wilh. Barnes, Edward Fitz Gerald, A. H. Clough, Matthew Arnold, George Eliot, M. F. Tupper. Danach folgen die grossen Versdichtungen der Victorianer nach 1870 von Tennyson und Robert Browning, mit sehr guter Charakteristik der Unterschiede zwischen diesen beiden; „literarisches Präraffaelitentum und die Rossettis (Christina und Dante Gabriel)", Gordon Hake, Wilh. Bell Scott, Coventry Patmore („der Hohepriester der Häuslichkeit"), Thomas Woolner, sodann William Morris u. a.; und danach die Antipoden Swinburne und George Meredith; überall spielt dabei die dauernde Nachwirkung des Mystikers William Blake hinein. Von „Zeitgenossen der grossen Viktorianer nach 1870" sei besonders der unglückliche James Thomson mit seiner „City of Dreadful Night" erwähnt und der grosse Gegner Rossetti's und Swinburn's Robert Buchanan, dessen „schottisches Puritanertum seine Dichtung auch typischer englisch" wirken lässt „als die künstlerisch höherstehenden, aber unenglischeren Werke Rossettis und Swinburnes." Das ist ja überhaupt eine für diese ganze Periode charakteristische Erscheinung, das Balancieren zwischen der Zufuhr unenglischen, besonders französischen Geistes und dem nicht nur traditionellen, sondern sich gewissermaßen natürlich immer wieder von selbst dagegen aufbäumenden englischen Emptinden. Zu keiner früheren Zeit ist die englische Literatur in solchem Maße von ausländischer Literatur und Kultur befruchtet worden und dem früher von uns Deutschen angestrebten Idealbegriff einer Universalliteratur so nahegekommen, sei es durch Uebersetzungen aus mittelalterlichen Sagengebieten, aus italienischen, französischen, chinesischen, indischen usw. Literaturen und Märchen, sei es durch direkte Nachahmung und Beeinflussung. Was dabei schliesslich herauskommen wird, das kann freilich erst die Geschichte

Digitized by Google

in späteren Generationen lehren, aber dass von einer nationalen Beschränktheit der heutigen englischen Literatur ebensowenig die Rede sein kann wie von einer nennenswerten Abschwächung des sich immer wieder geltend machenden nationalen Empfindens, lässt jeder Abschnitt des vorliegenden Werkes deutlich erkennen. Owen Meredith (Robert Earl of Lytton), Augusta Webster, Will. Cosmo Monkhouse, Ch. Stuart Calverley, Sir Lewis Morris, Thom. Edward Brown, Francis Hastings Doyle, Gerald Massey und der Laureatus Alfred Austin, Sir Edwin Arnold, Sir Alfred Comyn Lyall und der verdienstvolle Anthologienverfasser Francis Turner Palgrave bebeschliessen den ersten Abschnitt. Der zweite schildert „die neuen Kräfte seit 1870" zunächst als Uebergänge: John Todhunter, John Addington Symonds, Arthur O'Shaughnessy, der Schöpfer der „Porzellanpoesie" Austin Dobson, die Literarhistoriker Andrew Lang, W. J. Courthope, Edw. Dowden, Sir Edmund Gosse und den eigentümlichen Vers- und Aussprach-Experimentler und Laureatus Robert Bridges (gest. 21. IV. 1930), und demgegenüber den archaisierenden Ch. M. Doughty, ferner Thomas Hardy, F. W. H. Myers, Edw. Carpenter, Mathilda Blind, Alex. Anderson, G. R. Sims, W. E. Henley und R. L. Stevenson. Sodann die „Dichtung der Jahrhundertwende", ästhetische Dekadenz und Symbolismus: Oscar Wilde und Aubrey Beardsley, Max Beerbohm und Ernest Dowson, Lionel Pigot Johnson und Lord Alfred Douglas, schliesslich Richard Le Gallienne und Arthur Symons. Die Pose und innere Unwahrheit mancher dieser Dekadenten wird feinsinnig aufgedeckt, und man darf vielleicht heute schon sagen, dass die meisten ihre Rolle — ausser etwa unter ihresgleichen — schon ausgespielt haben. Es folgt die „Keltische Renaissance und Mystik", darin — mit Uebergehung zahlloser Autornamen — besonders „Fiona Macleod" (Will. Sharp) und einer der bedeutendsten Iren W. B. Yeats, von dem W. vielleicht mit Recht sagt: „Y. ist der Vollender der Mystik Blakes und gleichzeitig der grösste Symbolist der keltischen Renaissance"; hier zeigt sich freilich besonders empfindlich die Schattenseite des Auseinanderreissens der literarischen Tätigkeit einzelner Autoren nach Drama und Roman einerseits, Versdichtung andererseits, was ja freilich nicht zu vermeiden ist, sobald man Literaturgeschichte oder Schilderung nach solchen Einteilungsprinzipien versucht; ein Hinweis von einem Bande auf den andern wäre da manchmal erwünscht, was aber durch einen erschöpfenden Index — worüber unten mehr — einigermassen wettgemacht werden könnte. Die bekannte Lady Gregory u. a. m. werden hier nur flüchtig gestreift, ausführlicher der Maler und Dichter „A. E." (George Will. Russell), Eva Gore Booth, Alice Meynell, Francis Thompson u. a. m., Laurence Housman, Mary E. Coleridge u. a. m. „Realistischer Imperialismus" kommt vor allem in Rudyard Kipling zum Ausdruck, wobei nebenbei auch des seinerzeit (1889) aufsehenerregenden programmatischen Romans „Cyril" von Geoffrey Drage verdiente Erwähnung geschieht, ferner Henry Newbolt, A. E. Housman, der frühverstorbene Dramatiker Synge und John Davidson. Die „klassisch geklärte Form" vertritt William Watson, A. C. Benson, Stephen Phillips und Laurence Binyon, Herbert Trench, Constance Woodhill Naden, H. C. Beeching, Norman Rowland Gale, James K. Stephen und Sir Ronald Ross. Zahlreich sind die grösseren und kleineren Vertreter der „Heimatkunst", besonders beachtenswert Maurice Hewlett, Eden Phillpotts und natürlich auch John Galsworthy, der freilich erst verhältnismässig spät als Lyriker auftrat.

Der dritte und letzte Abschnitt, „Das neue Jahrhundert" überschrieben, zeigt zuerst Neuere Naturdichtung, und zwar „naiv empfindend und nachbildend" bei Henry Davies, Edward Thomas, Richard Jefferies, Julian Grenfell u. a. m., Geoffrey Winthrop Young, Ralph Hodgson, Claude C. Abbott, Martin Armstrong, Gerald Gould, Francis Brett Young, J. Redwood Anderson, John Freeman, Victoria Sackville-West, F. Prewett, Edm. Blunden, A. E. Coppard; „phantasievoll gestaltend" zunächst bei Walter de la Mare, ferner Rose Fyleman, A. A. Milne, Eleanor Farjeon, Queenie Scott Hopper, James Stephens, W. J. Turner, Edward Shanks; „reflektierend deutend" bei Harold Monro, Clifford Bax und Rupert Chawer Brooke, Fredegond Shove, Frances Cornford und Rose Macaulay und schliesslich Dorothy Wellesley. „Neuere Heimatkunst" bieten zunächst eine Reihe lokalpatriotischer und mundartlicher Dichter, bei denen zuweilen schottisches, irisches, walisisches Selbständigkeitsgefühl mitspricht: Alfred Williams, F. W. Harvey, F. M. Moorman, Jolo Aneurin Williams, C. M. Grieve (mit seinem Bemühen aus den zahllosen nordenglischen Mundarten Schottlands ein „Synthetic Scotch" herauszugestalten); ähnlich Lewis Spence, Pittendrigh Macgillivray, Violet Jacob, Alex. Gray u. a. m.; ferner die Iren Shane Leslie, Darres Figgis, Miss W. M. Letts, Edward E. Lysaght, Padraic Colum, Seumas O'Sullivan, Daniel Corkery, Joseph Campbell, Padraic Gregory, Patrick MacGill, L. D'O. Walters, Thomas Macdonagh, Padraic H. Pearse, Joseph Mary Plunkett, John Francis MacEntee und Francis Ledwidge. Nun folgen die „New Tradionalists" und zwar a) auf französisch-klassizistischer Basis: Thomas Sturge Moore, Father John Gray; ferner J. Elroy Flecker nach französischen und orientalischen Vorbildern, und Robert Nichols; b) auf klassischer Basis: Robert C. Trevelyan, Maurice Baring, F. L. Lucas und Lady Margaret Sackville; c) Romantische Präraffaelitenschüler: Gordon Bottomley, Lascelles Abercrombie, Alfred Noyes und John Drinkwater; d) Realistisch-romantische Dichter: Wilfrid Wilson Gibson, Charlotte Mew, Anna Wickham (Mrs. Hepburn), C. A. Dawson-Scott, ferner der neue Laureatus John Masefield und (unter dem Decknamen Thomas de Beverley) George Newcomen; e) Satiriker: Hilaire Belloc und G. K. Chesterton, John C. Squire und mit „ätzend-satirischer Art, jüdischer Herkunft" Gilbert Frankau und Humbert Wolfe. Zum Schluss folgen „Radikale Neuerer der Form", vor allem die grösstenteils aus Amerika stammenden sogenannten „Imagists": Richard Aldington, John Gould Fletcher, Ezra Pound, F. S. Flint, Ford Madox Hueffer (der sich während des Weltkrieges den Namen Ford Madox Ford beilegte), James Joyce und der Amerikaner T. S. Eliot, letzterer durchaus unenglisch unter italienischem und französischem Einfluss, sodann der Bedeutendste der ganzen Gruppe David Herbert Lawrence," ein radikaler Kämpfer gegen überlieferte ethische und ästhetische Werte." Weitere „Imagisten": Isaac Rosenberg, Herbert Read, Herbert Asquith und der Orientalist und Uebersetzer chinesischer Lyrik Arthur Waley. Den „Imagisten" folgten die „Wheels"

Digitized by Google

unter Führung von Aldous Huxley, und diesen dann die „Sitwellists" nach den Dichtergeschwistern Edith, Osbert und Sacheverell Sitwell, ferner radikale Neuerer wie Iris Tree, Sherard Vines (der sich selbst veranlasst sieht, seinen Gedichten Kommentare und Analysen beizufügen), Peter Quennell, Edgell Rickword, Siegfried Sassoon, Wilfrid Owen und Robert Graves.

So dankenswert die auch diesem Bande beigegebene „Chronologische Uebersicht" ist, so muss man doch die durch leidige Rücksicht auf den Raum erzwungene Dürftigkeit des Namensverzeichnisses beklagen und der Wunsch ausgesprochen werden, einem hoffentlich bald und unter weniger beengenden Verhältnissen erscheinenden Schlussband einen reichhaltigen Gesamtindex mit Büchertitelverzeichnis (wie bei Fehr) und ein Sachverzeichnis beizugeben, durch den diese grosse, unsäglich mühevolle und lehrreiche Arbeit erst wirklich ihrem ganzen Werte nach ausgeschöpft werden könnte. Wie die Dinge nun einmal liegen, werden die meisten der hier behandelten Literaturdenkmäler bei uns in Deutschland nur den wenigsten im Original zugänglich sein. Aber das Fazit, die Erkenntnis des gegenwärtigen Geisteslebens Englands und das Maß fremder Einflüsse und ihrer Auseinandersetzung mit dem englischen Nationalcharakter kann gar wohl aus Wilds grossem Werke erkannt werden, wenn z. B. die im Texte genannten Quellen auch in einem solchen Generalindex leicht wiederzufinden wären; es würde dadurch u. a. die dauernde Nachwirkung der älteren englischen Literatur sowie die der Antike, die ungleich grössere Einwirkung Frankreichs im Vergleich mit der Deutschlands, sowie die universal-literaturgeschichtliche Tendenz, die zwar in der Zeit der Elisabeth und dann wieder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angesetzt hatte, aber bald wieder verebbte, deutlich in Erscheinung treten. So erst würde diese hochverdienstliche Arbeit deutschen Gelehrtenfleisses und philologischer Kritik in ihrem vollen Wert erkannt und für unsere Denkungsart und unsere deutsche Bildung fruchtbar werden.

Köln. A. Schröer.

Alf Lombard, Les constructions nominales dans le français moderne, étude syntaxique et stylistique. Uppsala-Stockholm (Almquist & Wiksells Boktryckeri) 1930. VIII, 180 S.

Dieses vorzügliche, umsichtige und umschauende Buch ist eine Synthese der Arbeiten, die das im Titel angedeutete syntaktisch-stilistische Problem des Französischen der zweiten Hälfte des 19. und des 20. Jahrhunderts behandeln: auf umfangreichen Belegsammlungen aufgebaut (1600 Textstellen wurden verwertet, 8200 gesammelt!), gibt es die Geschichte, Gebrauchsbestimmung, stilistische Wertung der einzelnen Typen, kritisch Stellung nehmend zu den Arbeiten der Vorgänger (vor allem O. Hachtmanns, dessen Werk „Die Vorherrschaft substantivischer Konstruktionen im modernen französischen Prosastil" [1912], „marque une date", wie Verf. richtig sagt, und die meisten Gedanken in die Diskussion geworfen hat, dann E. Richters, Löschs, des Rezensenten) und oft über sie hinausdringend, mit feinem französischem Sprachgefühl die Unterschiede der konkurrierenden Konstruktionen klarlegend, bei den Erklärungen die grammatischen und sozialen Gesichtspunkte berücksichtigend, den Fehler Hachtmanns vermeidend („trop de citations et trop peu de raisonnement", S. 25), und vor allem die künstlerisch-literarischen Gesichtspunkte berücksichtigend: die Substantivkonstruktionen des neueren Französisch lassen sich ja einordnen in eine Geschichte des literarischen Impressionismus. Ausdrücklich (S. 38) widersetzt sich Verf. der Ballyschen Forderung, die Schriftsprache nur „en fonction de la langue parlée" zu studieren, weil sie nur „une transposition et une déformation" der ersteren wäre — für Lombard ist der Prosastil Kunst und daher der gesprochenen Sprache zunächst ebenbürtig.

Hier ein paar Bemerkungen ergänzender Art: die Vorteile der nominalen Konstruktion gegenüber der verbalen, die Verf. S. 48 aufzählt (Ausdruck der Zahl: *un haussement d'épaules — des haussements d'ép.*, des Grades der Bestimmtheit: *le, un . . .*, Hinzufügungsmöglichkeit der Pronomina: *ce, quel* ..., des Adjektivums: *un combat acharné*), lassen sich auf den einen Nenner bringen: das Substantiv ist stets geballt, das Verb als ‚Zeitwort', ‚Tuwort' geöffnet. Daher die Möglichkeit, den einheitlich geschauten Vorgang verschiedentlich zu individualisieren. Der geballte Ausdruck stellt auch den Vorgang als schon bekannt („*déjà vu*") hin (*un haussement d'épaules* gegenüber *il haussa l. é.*). So aufgefasst, erscheint das Vordringen der nominalen Konstruktion als sprachlicher Ausfluss des neueren Variierungs- und Individualisierungsdranges: an die handliche Ballung können sich sekundäre Wortballen anschliessen, die eindringliche Charakteristik enthalten (ebenso beim Ersatz des Adverbs *sincèrement* durch den Variationen gestattenden Typus *avec sincérité: avec une certaine, cette* usw. *sincérité*).

S. 70. Verf. macht auf die Notwendigkeit der Erforschung der Zeitungssprache mit Recht wiederholt aufmerksam[1], und so hat er die hübsche Beobachtung gemacht, dass die Nachrichtenblätter, die gern auf der 1. Seite alle neuesten Nachrichten gruppieren und auf einer späteren Seite dann die Fortsetzung dieser Artikel bringen, die Titel der Eröffnungsseite gern mit Verb, auf den Fortsetzungsseiten mit Substantiv stilisieren, also etwa: *Un avion commercial anglais tombe dans la Manche peu après son départ de Croydon* (S. 1) — *La chute en mer de l'avion 'City-of-Ottawo'* (S. 3), der zweite Titel nur dem Auffinden der Fortsetzung dienend. Verf. reiht diese Nominalsätze der Titel richtig ein unter die Kategorie des „*déjà vu*" — man könnte noch hinzufügen, dass der Nominalsatz, zeitlich unbelastet, wie er nun einmal ist, mit der Aktualität weniger wetteifert als die Präsentia in den Titeln der 1. Seiten. Die Zeitung will dem Leser die Nachricht in einem Augenblick bringen, wo sie fast noch gleichzeitig ist mit dem Ereignis, daher . . . *tombe* . . . — der Flieger fällt fast vor den Augen des Lesers (oft auch im Bilde, das den Vorgang „reproduziert").

S. 135. Verf. hat in der Courtelineschen Ausdrucksweise *un pittoresque démontré du mécanisme administratif; de mes talents tel est l'énuméré rapide; l'étonnement de mes concitadins, au relevé, chez l'un des leurs, de tant de génie insoupçonné* einen wahrhaften „courtelinisme" entdeckt, dessen künstlerischer Sinn darin besteht: „tirer souvent un effet comique de cette forme un peu recherchée". Ich

[1] Ich habe es auch nie verstanden, warum z. B. so interessante, auch geistesgeschichtlich interessante Gebiete wie die Sprache der Reklame, des Films und Kinos, die Geschäftssprache, die Benennungen der Hotels u. ä. so wenig behandelt werden — glaubt man, es wären das nicht ebenso legitime Sprachvarietäten wie die der Bauern, gemeiniglich Dialekte genannt?

Digitized by Google

würde noch weitergehen: diese Ausdrucksweisen sind kanzleisprachliche (cf. *procédé, relevé, à l'envisagé de* usw., daher denn auch bei Courteline lauter *é*-Bildungen), und dienen dem Courteline, der so oft die Mechanisierung des Beamtentums (der Soldaten, Bureauangestellten usw.) verspottet hat, zur sprachlichen Ironisierung (vgl. *un démontré* in Konsoziation mit *mécanisme administratif*): es sind Bildungen, die schon an sich die Bergsonsche Definition der Komik: „du mécanique plaqué sur du vivant" erfüllen — die lexikalische Variation dieser Ausdrücke (*démontré, énuméré, relevé*) ist etwas Lebendiges, dies Lebendige wird eingepackt in den mechanischen kanzleisprachlichen Typus *au (le) ... é* — und so geeignet sind, das sprachliche Aequivalent und Spiegelbild des *mécanisme administratif* zu bilden.

S. 138. Das Verschwinden des substantivischen Infinitivs im Nfrz. scheint mir aus dem nicht ganz volkstümlichen Charakter dieser Form zu erklären; vgl. Ztschr. f. frz. Spr. 48, 371 ff.

S. 145. Ich würde nicht zugeben können, dass bei Corneille *L'ébranlement sied bien aux plus fermes courages* „le mot *courage* désigne des hommes courageux", oder dass bei Molière *Et l'on peut, pour époux, refuser un mérite* ... das letzte Wort = „verdienstvoller Mann" wäre. In der geistigen Atmosphäre der französischen Klassiker gibt es eben nur „Mut", „Verdienst", nicht mutige oder verdienstvolle Menschen. Das Hineindeuten von Menschen in diese Abstrakta verwandelt in ein sprachliches Problem, was in Wirklichkeit ein dichterisch-weltanschauliches ist: Diese Dichter sehen im Menschen nur Geist, Verdienst, Mut — nicht Körper.

S. 170. Das port. *seu burro* enthält kein *suus*, sondern *senior* im Sinn von „Herr" (Höflichkeitsbezeichnung), wie ich Aufsätze z. rom. Syntax u. Stilistik S. 5 ff. nachwies.

S. 170. Über *ce fripon de valet* vgl. noch Rez., Ztschr. f. rom. Phil. 45, 20 ff.

S. 173. Die Voranstellung des Adjektivs im Stil der Reklame (*les sensationelles inventions* usw.) gehorcht wohl dem Impressionismus, wie Verf. nahelegt, jedoch auch der Tendenz, die Eigenschaften des angepriesenen Dinges als selbstverständliche erscheinen zu lassen. Die Reklame will ja Neues einbürgern, ohne es nur als solches, sondern im Gegenteil um es als Erprobtes oder Bekanntes auszugeben. Daher wird diejenige Stellung des Adjektivs gewählt, die in ihm nichts Auffälliges zu sehen gestattet. Aehnlich wird ja der bestimmte Artikel gebraucht, wenn der neue Handelsartikel als schon eingebürgerter, allgemein bekannter hingestellt wird[1] (die Regel, die Henri Frei, La grammaire des fautes S. 165 angibt, ist sicher nicht richtig: „L'actualisation d'un nom commun pouvant se faire par la situation, l'article fait généralement défaut sur les affiches, les avis et annonces, et les menus", er muss aber selber bei den „menus chics" erwähnen: „*Le* Consommé „Viveur" en Tasse. Avec *le* vieux Xérés 1848 ..." — der Snobismus erfordert, den alten Xeres als selbstverständliches Getränk bei diesem feinen Diner anzusehen).

S. 176. Der Reiz einer vergleichenden Ausdrucksweise wie *l'hôtel silencieux, d'une discrétion de grande alcôve* stammt daher, dass eben kein Vergleich angedeutet ist: das Hotel hat die Verschwiegenheit eines grossen Alkovens: erst daraus, dass es sich um ein Hotel, nicht um einen Alkoven handelt, erkennt der Leser, dass ein Vergleich vorliegen könnte. Das Diskrete der Wortgestalt passt zu dem Diskreten des Inhalts.

S. 191. Der Typus *avec sincérité* (*courage*) statt *sincèrement, courageusement* hat noch einen Vorteil ausser den aufgezählten: er schreibt dem abstrakten Substantiv (*sincérité, courage*) ebensoviel Wichtigkeit zu wie dem Satzsubjekt: in einem Satz wie *Paul répondit avec sincérité* steht *sincérité* auf einer Stufe mit *Paul*: Aufrichtigkeit war gleichsam die Begleiterin Pauls; in der deutschen Formel: ich verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener *N. N.*, bleibt N. N. zusammen mit der Hochachtung, ein Mensch mit einer Abstraktion. Diese Abstrakta sind fast personifiziert: ein Satz wie *Thaïs aimait Lollius avec toutes les fureurs de l'imagination* heisst eigentlich „Thaïs liebte Lollius und alle (möglichen) Leidenschaften der Phantasie (liebten ihn ebenso)". *Il fixe le feu avec une immobilité de fakir* — neben die Handlung tritt die Unbeweglichkeit, eine Allegorie oder Personifikation. So erklärt sich die Affektstärke des *avec*-Typus, die über das farblose *-ment* siegen muss. Die Ausdrucksweise mit *avec* bezieht sich auf das Satzsubjekt, nicht auf das Verb, ein ähnlicher Fall wie bei der Ersetzung des Adverbs durch Adjektiv: *la chute s'acheva rapide* (S. 273). Die Entstehung der *avec*-Wendung bis aufs Lateinische zurückzuverfolgen wäre eine interessante Aufgabe. — Als Beispiel füge man noch hinzu das vor kurzem Mode gewordene (oder gewesene) *avec ensemble* = „ensemble", wörtl. „mit Ensemble, einheitlich".

S. 196 Der bei Zola besonders beliebte Typus *Elle se livra dans une maladresse et un évanouissement de vierge* hat etwas Passives und passt daher zu dem Typus *elle eut un cri:* das „in" nimmt das Satzsubjekt hinein in einen seelischen oder physischen Komplex, aus dem es nicht herauskann.

S. 212. Merkwürdig ist, dass, wie Verf. feststellt, *avoir un geste* (*cri*) „spontané, non voulu" erscheint, *faire un geste* (*pousser un cri*) dagegen als beabsichtigt, anderseits *faire* im Sinn von „sagen" (*il fit: oh!*), wie ich in meinen Stilstudien nachwies, gerade das emotionale, unwillkürliche Sagen ausdrückt und aus *faire un geste* stammt. Ich kann mir diese tatsächliche Antinomie nicht ganz erklären[1]. — Dass in den Definitionen von *(s'é)crier, sangloter, soupirer*, die die Wbb, geben, nie *avoir des cris* usw. vorkommt (nur *faire, pousser, jeter*, u. dgl.), scheint mir sich weniger aus der präziseren Bedeutung der *faire* usw. zu erklären als daraus, dass im Infinitiv das Verb *avoir* nicht das Unmittelbare hat wie in den finiten Formen: *il eut un cri.*

S. 215. Dass der Typus *Le ciel ... avait une tiédeur de printemps* weniger häufiger ist als der andere: *Son teint a la pâleur du suif*, mag ausser an dem materiellen Sinn des Verbs *avoir*, den Verf. hervorhebt (man könnte sich denken, dass ein Besitzen auf Bestimmtheit zielt: hat man, so will man wirklich haben, vgl. die volkstümliche Ausdrucksweise der Totalität in *avoir tout du ballot*), auch daran liegen, dass *une tiédeur de ...* eine

[1] Ebenso nehmen die Buchstabenwörter (Typus *Hapag, Agfa*), die auch bei neuen Unternehmungen und Handelsartikeln geprägt werden, die Abkürzungsnotwendigkeit und Eingebürgertheit des Namens vorweg.

[1] Allerdings neigt auch *facere* zu passiver Bedeutung in ital. *ha fatto una malattia.* — Man könnte vielleicht denken, dass das Ansichhaben (*avoir ...*) einer Geste noch passiver wirkt als ein (noch so unwillkürliches) Tun (*faire un geste*).

Digitized by Google

reichlich komplizierte Ausdrucksweise ist, die dem Sprecher die Auswahl zwischen verschiedenen Abarten der *tiédeur* zumutet. Es ist für den grössten Teil der Menschheit leichter, ganz kategórisch zu sprechen als Unbestimmtes in seiner Einmaligkeit zu individualisieren.

S. 215. *Tu n'as pas le doctorat jovial*, zu einem neugebackenen Doktor gesagt, ist eines der wenigen Beispiele, in denen Verf. keine habituelle Bedeutung findet. Der Satz bedeutet jedoch etwas wie eine Prophezeiung eines habituellen Zustandes: „Du scheinst keiner zu sein, den das Doktorat fröhlich macht", einer jener voreiligen Schlüsse vom Augenblicklichen aufs Dauernde, wie sie in der Konversation so häufig sind. — Hier noch ein schönes Beispiel für den Typus: G. Paris schrieb einmal an H. Schuchardt, der mir die Briefstelle abschrieb: sein Verhältnis zur Philologie sei nicht wie das zu einer Geliebten, sondern das zu einer Gattin: *j'ai la philologie calme*.

S. 222. Die Zerlegung eines speziellen Verbs in ein allgemeines Handlungsverb + Abstraktum (*faire l'achat* anstatt *acheter*) bekommt noch eine besondere Schattierung in den Zeitungswendungen *procéder à l'inauguration* = „inaugarer", *opérer l'ouverture* = „ouvrir": diese Verba betonen die Amtshandlung mehr als *faire*, sie bedeuten „tun" + „amtlich (regelgemäss) tun", sie passen die spezifische Handlung ein in den Rahmen eines geregelten Betriebs, stecken sie in eine Amtsuniform. Dies ihr Vorteil gegenüber den einfachen Verben.

S. 228. Ich kann Verf. nicht beistimmen, wenn er in dem Typus *ce fut l'écroulement général de la table* nur „la brièveté et l'insignifiance de la formule", „une formule introductrice à peu près vide de sens" sieht: bei meiner vom Verf. erwähnten Auffassung „das = die Situation war (gleichbedeutend mit) . . ." muss man von einer sehr starken „Verklammerung" der Situation (= *ce*) mit dem Substantiv, das vom bestimmten Artikel begleitet ist, ausgehen. Wie sollte sich sonst der „effet très souvent affectif, pathétique même" erklären, den Verf. selbst S. 232 anlässlich des parodistischen *c'était toute l'horreur du néant, le vide navrant du gousset* erwähnt (man denkt unwillkürlich an die Phèdre-Stelle: *c'était Vénus toute entière à sa proie attachée*, mit ‚totaler' [*tout!*] Identifikation)? Das *ce* und der bestimmte Artikel, auch das häufige Passé défini, lassen die Wendung keineswegs formelhaft erscheinen (dagegen bei *il y eut* häufig unbestimmter Artikel S. 235).

S. 259. Bei den *-eur*-Verbaladjektiven belegt Verf. im Gegensatz zu meiner Behauptung (Ausdruck der Dauer) auch eine Verwendung mit dem Sinn des Augenblicklichen: *Il . . . restait un moment songeur*; *Vairon les regarde longuement, songeur*. Ich würde diese Bedeutungsschattierung für sekundär erklären: urspr. „er blieb einen Augenblick stehen, ein Träumer" usw. — d. h. in jenem Augenblick war er ein Träumer (man könnte sich auch die Ausdrucksweise denken: *C'était en ce moment un N N songeur*). Der Impressionist mit seiner Sicht der verschiedenen Facetten eines Menschen drückt Dauerhaltungen (man ist träumerisch für sein ganzes Leben veranlagt oder nicht!) zu Augenblicksbildern herab. Vgl. noch S. 154 *Il resta, triste rêveur . . .* „er blieb, ein trauriger Träumer", das für meine Ansicht spricht.

S. 260ff. Dass der Typus *affaire Durand* nicht mehr auf den vom Altfrz. ererbten Typus *Hôtel-Dieu* zurückgeht, sondern mit der modernen Etikettierung zusammenhängt, kann folgende Stelle aus Thibaudet (NRF. 1931 S. 731) beweisen, wo die possessive *de*-Wendung der rein etikettierenden, asyndetischen scharf gegenübergestellt ist: „Le comique de Charlot est pur . . . On s'en rend compte quand on le compare à Guignol, son contraire. Le *rire Guignol* [= ‚das Lachen bei Guignol'] initie chaque année à la cruauté quelques milliers de petits d'homme. Le *rire Charlot* est un rire sans venin, dont le public va des fines cervelles aux petits enfants. *Rire Charlot ne signifie pas rire de Charlot*, puisque Charlot ne rit jamais" (der Kursivdruck ist von mir hinzugefügt). So ist denn auch *l'esprit Quat'z'Arts* nicht ‚der Geist in dem Cabaret Qu. A.', sondern ‚der Geist nach Art des Cabarets Qu. A.'. Charakteristisch ist ferner, dass die Etikette in geballter Form auftritt, mit all den üblichen syntaktischen Verkürzungen: Du Bos, Entretiens avec Gide S. 27 „le caractère tous vaisseaux brûlés de l'entreprise" (Ferdinand Cortés hatte vor sich den Tatbestand: „tous les vaisseaux sont brûlés").

S. 264. Verf. konstatiert das Nichtvorhandensein des Ausdrucks *du papier ciel* (nur *du papier bleu ciel*), ohne den Grund auszusprechen: die Vieldeutigkeit von *ciel*, der Himmel hat nicht nur eine Farbe: „himmelblau" ist dagegen gleichsam „die Farbe des Himmels, die er hat, wenn er blau ist".

S. 266. Der Typus *le bureau d'acajou, couleur sang caillé* scheint mir eine präzisere Angabe zu machen als *ses cheveux couleur d'algue:* letzterer Ausdruck ist wohl weniger sachlich, mehr Näherungswert.

Köln. Leo Spitzer.

Charles Bally, La crise du français. Notre langue maternelle à l'école. 149 S. Neuchâtel-Paris, Delachaux et Niestlé = Collection d'actualités pédagogiques.

Eugen Lerch, Die französische Sprache im 19. und 20. Jahrhundert. Neuphilologische Monatsschrift 1 (1930) S. 99—111, S. 145—158.

Elise Richter, Der Entwicklungsweg des neuesten Französischen. Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 158 (1930) S. 60—83, S. 222—242.

Martin Köberle, Moderne Tendenzen in Colette's Sprache. München, Diss. 1931. 133 S.

Jacques Damourette et Edouard Pichon, Des mots à la pensée. Essai de grammaire de la langue française 1911—1927. Tome premier. Paris, Collection des linguistes contemporains. 672 S.

Die hier zusammengestellten Bücher und Studien beschäftigen sich mit der französischen Sprache der Gegenwart. Bally ist zu seinen Ausführungen angeregt worden durch die in den letzten Jahren in seinem Heimatland stürmisch erhobene Klage, dass das Französische in Genf und in der übrigen Schweiz in einer Krisis stehe. Er will sie durch seine Ausführungen, die einem pädagogischen Zweck dienen sollen, klären und beheben helfen. Er will nachweisen, dass es sich keineswegs um eine aussergewöhnliche Erscheinung auf schweizerischem Boden handelt, sondern um etwas, was zu allen Zeiten und in allen Sprachen vorkommt und nur dann wirksam bekämpft wird, wenn man zielbewusst auf die Denkvorstellungen des die Sprache erlernenden Kindes eingeht. Der eigentümliche Reiz des Büchleins besteht darin, dass Bally seine Gedanken über die Sprache überhaupt entwickelt und von der Theorie aus Ratschläge für die Praxis gibt. Ob aber alles, was er bringt, sich in der rauhen Wirklichkeit in der von ihm vorgezeichneten Weise verwerten lässt, ist eine pädagogische Frage, über die hier nicht zu richten ist. Sicher aber darf Bally auf Beifall rechnen, wenn er sich gegen einen

Digitized by Google

hohlen Verbalismus und Rhetorismus ausspricht und die Forderung erhebt, dass die Erziehung zu einer guten Sprache und zur Vermeidung des halb oder ganz Fehlerhaften nicht die sprachliche Spontaneität beeinträchtigen und die geistige Förderung hemmen dürfe.

In Ballys Ausführungen fallen wiederholt Streiflichter auf die Sprachbewegung unserer Tage. Sie wird in den Ausführungen von E. Lerch und E. Richter in grösserem Zusammenhang und mit bewusster Absicht erörtert. Lerch zeichnet mehr die grossen Linien, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart führen, erörtert die Veränderungen, die im Wortschatz und ganz allgemein in der Sprache vorgegangen sind und die kulturellen Voraussetzungen dieser Wandlungen. Seine Darlegungen ergänzen diejenigen Vosslers in „Frankreichs Kultur und Sprache" S. 361ff. und dienen wie diese dazu, einen Ueberblick über wichtige und charakteristische Erscheinungen zu bieten. E. Richter dagegen will mehr ins Einzelne gehen. Sie knüpft an ihre 1916 veröffentlichte „Studie über das neueste Französisch" (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 135 und 136) an und will die seit diesem Zeitpunkt eingetretenen Neuwandlungen, d. h. die allerneuesten Sprachvorgänge beleuchten. Bei der zeitlichen Enge des beobachteten und erörterten Sprachmaterials liegt die Gefahr vor, dass Erscheinungen für „neuestes Französisch", für „heute im Zuge befindliche Veränderungen" gehalten werden, nur, weil sie der Verfasserin erst jetzt zur Kenntnis gekommen sind. Eine Berufung auf die in den letzten Jahren erschienenen Bücher von Martinon, Bauche und Frei hilft nicht über diese Klippe hinweg, denn auch diese Bücher bieten zeitlich weiter zurückliegendes Material, ohne dass dies immer gesagt würde. E. Richters Studie gibt so die Gelegenheit, manch alten Bekannten in neuer Gesellschaft wiederzusehn. Ich begrüsse *causer à q.*, das von Deschanel, *Déformations de la langue française* (1898) schon aus Rousseau und Lamartine angemerkt wird, *peut-être*, das in derselben Weise wie von E. Richter (unter Hinweis auf Blinkenbergs *De l'ordre des mots en français moderne* 1928) bei Nyrop, *Grammaire historique* IV (1913) schon in Zolas *Assommoir* (1877) usw. bezeugt ist, *plumard*, *babillarde*, *bouffarde* (letzteres bereits aus dem Jahr 1844 belegt), zu denen *Romanische Forschungen* 27, S. 934, 935, 958 zu vergleichen ist, *gaga*, *grimpant*, *popotte*, die bei Kron nicht erst in der Ausgabe von 1926, sondern mindestens schon in der von 1903 stehn, *une artiste* und *pairement*, die schon seit mehr als zwanzig Jahren im *Petit Larousse illustré* gebucht werden; *estomacs* = *seins* ist gleichfalls eine alte Geschichte[1], *fainéant* und *feignant* werden nicht erst jetzt vermengt[2]; wegen *à l'œil* = *à crédit* sowie *sur le coup* und *du coup* vgl. z. B. Verrier-Onillon, *Glossaire des patois et des parlers de l'Anjou* (1908). Von diesen und soundsovielen anderen Fällen gilt der Satz, den wir bei E. Richter selbst lesen: „Offenbar ist nicht der Gebrauch neu, sondern unsere Beobachtung." Aber wenn auch die behandelten Erscheinungen in ihrer zeitlichen Seite nicht immer in dem von E. Richter gewollten Sinn zu deuten sind, so ist doch sicher, dass sich die in ihrer Studie aufgewendete Gelehrsamkeit und kritische Schärfe gelohnt haben. Gleichwohl wäre an gegebener Stelle die tatsächliche Ursache einzelner Spracherscheinungen schärfer hervorzuheben gewesen. *Représentatif* (Adjektiv in partizipialer Funktion) wird in dieser Verwendung wohl kaum vom engl. *representative* zu trennen sein (bei Frei steht die Bezeichnung nicht an der von E. Richter angegebenen Stelle). Zu *il urge* und *honorer* wäre auf Durrieu, *Parlons correctement* zu verweisen (*il opporte* fehlt auch dort). Wendungen wie *je m'ai acheté* müssten nicht bloss als „eine aus dem Sprachbedürfnis kommende freie Wiederholung des schon einmal Dagewesenen" charakterisiert, sondern auch als volkssprachlich kenntlich gemacht werden, wie dies bei *il a mouru* verdeckt („noch verpönt") und bei *tomber son adversaire* unverdeckt („Argot der Zweikämpfer" . . . „Volksausdruck") geschieht. Mit volkssprachlicher Ausdrucksweise haben wir es auch zu tun in *dessus la table*, *l'étage dessus*, *la maison ici*, *c'est moi qui a*, *elle est après à raccommoder*, *je n'ai pas vu aucun homme*, die E. Richter in verschiedenen Zusammenhängen zitiert, sowie bei Wörtern wie *chevalier* = Pferdeknecht[1], *un hôpitau*, *zyeuter*, wozu auch *un zyeux*[2], lyonn. *ziu*[3] gehört, usw. Auch vieles von dem, was E. Richter besonders an Hand von Bauche und Frei vorträgt, weist sich deutlich als volkstümlicher Natur aus und, vom schriftsprachlich-dogmatischen Standpunkt gesehen, als ein Sammelsurium von Sprachschnitzern. Aber in diesen Sprachschnitzern walten Kräfte der Vergangenheit, in denen Sinn und Ziel stecken. Je länger man bei E. Richter liest, um so mehr wird sich einem die Erkenntnis aufdrängen, wie stark das Ueberhandnehmen der volkssprachlichen Erscheinungen ist, und man wird sich nicht mehr wundern, wenn E. Richter zu dem Ergebnis gelangt, dass sich im Französischen heute derselbe Prozess abspielt wie vor Jahrhunderten im Lateinischen, das Zurückdrängen der Schriftsprache durch die Volkssprache, und dass „es sehr danach aussieht, als ob die gesprochene Sprache in raschem Wachstum sich von der Ueberlieferung der Schriftsprache trennen wollte". E. Richter hat die altbewährte Methode, nach der man vergangene Sprachzustände untersucht, auf die Gegenwartsbewegung angewendet; sie will die Erfahrungen der Vergangenheit für die Abschätzung der Zukunft des Französischen ausnutzen und „aus den derzeitigen Veränderungsneigungen der Sprache die Richtung der Veränderung bestimmen". Im Unterschied dazu verfährt Lerch mehr stilästhetisch als sprachkritisch. Einer seiner wichtigsten Gedanken ist die Feststellung des völlig neuen Verhältnisses, in das die Literatur seit dem klassischen Zeitalter zur Sprache getreten ist und das sich darin kundgibt, dass der Literat früher seine eigene Sprache der idealen Normalität unterordnete, die der gute Geschmack auch für ihn bedeutete, dass er aber seitdem seinem eigenen Stilwillen Geltung verschaffen kann.

Dem Sprachgebrauch eines einzelnen modernfranzösischen Schriftstellers geht M. Köberle in seiner unter Lerchs Leitung verfassten Dissertation nach. Der Gegenstand verdiente eine Darstellung, die nicht gerade schlecht gelungen ist, aber durch grössere Umsicht und straffere Methode nur hätte gewinnen können. Gleich zu Anfang

[1] Vgl. z. B. Haigneré, *Patois boulonnais* (1903) s. v. *estoma*.

[2] Vgl. Eveillé, *Glossaire saintongeais* (1887), Ménière, *Glossaire angevin* s. v. *feignant*, De Chambure, *Glossaire du Morvan* (1878) s. v. *feignant*.

[1] Verrier-Onillon, *Glossaire des patois et des parlers de l'Anjou* (1908).

[2] Verrier-Onillon l. c.

[3] Puitspelu, *Dictionnaire étymologique du patois lyonnais* 1887.

Digitized by Google

werden in dem Verzeichnis der Neologismen viel naheliegende und selbstverständliche Dinge breitgetreten. Zu *désexué* vgl. Giessener Beiträge, Zusatzheft VII, S. 14, zu *grignard* vgl. *Romanische Forschungen* 27, S. 960, *zyeuter* (s. o.) wird wohl schwerlich Neologismus in dem von Köberle angenommenen Sinn sein. S. 40 kann ich nicht sehen, inwiefern Rohlfs unrecht haben soll. „Die Ersetzung des schriftsprachlich korrekten Ausdrucks durch einen noch nicht schriftsprachlich ganz korrekten" ist doch eben deshalb erfolgt, weil der erstere farblos ist, der „letztere aber in stärkerem Masse die Phantasie befriedigt". *Horticulteur* (S. 43) ist zu geläufig, als dass es mit *gandourah, hamadryade, kasha, oxellé* auf eine Stufe gestellt werden könnte. Ein Hinweis wie der S. 48 Anm. 3 wäre besser unterblieben. Es wäre nicht ohne Interesse festzustellen, ob die S. 42 gegebene Lokalisierung der mundartlichen Ausdrücke zuverlässig ist. Sie trifft jedenfalls für *écharnir*[1] und *ratevolage*[2] zu.

Wichtige Aufschlüsse, auch in bezug auf den heutigen Sprachgebrauch, bieten Damourette und Pichon. Der Hauptwert ihres dicken Buchs, das den ersten Band eines grösseren Werks darstellt, liegt gerade in der Fülle der Beobachtungen, die — im Unterschied von dem Material E. Richters — nicht bloss buchmässiger Art sind, sondern wesentlich unmittelbar aus der lebenden Sprache geschöpft sind. Freilich auch hier wird eine Nachprüfung des gewaltigen, von den Verfassern auf mehr als 2500 Beispiele berechneten Materials mancherlei anders sehen lehren und ihre Zustimmung nicht bloss Deutungen versagen müssen wie der, die S. 286 über *piaudes* und S. 332 über *yeux* geboten wird, der über den Femininggebrauch von *mer* (S. 371, 372), der über den Genusunterschied von *cigare* und *cigarette* (S. 380) oder der, dass die Aussprache von *naine* mit kurzem Vokal sich *sans doute* erkläre aus einer *cause psychologique qui a entraîné ce raccourcissement du mot désignant une personne de taille anormalement petite* (S. 308). Zweifellos haben wir im Buch von Damourette-Pichon eine grosse Fülle von Material vor uns, das eine Unmenge von Aufschlüssen im Kleinen und Einzelnen bietet und für jeden, der die französische Sprache von früher oder von heute erforscht, von grosser Wichtigkeit ist. Ob freilich die linguistische Auswertung in dem von den Verfassern gewollten grundsätzlichen Sinn erfolgen muss, will mir nicht zwingend erscheinen. Die Verfasser wollen nämlich einen eigenen Standpunkt begründen. Sie lehnen sich an den soziologischen de Saussures an, betonen die Bedeutung der inneren Sprache (*langage intérieur*) und erblicken das Neue ihrer Ansicht darin, dass die Vereinigung des Auditiven, Motorischen und Visuellen im Menschen das Wesen des Sprachvorgangs bestimmt und weiter, dass zwei Grundelemente sprachlicher Tätigkeit im Menschen bestehen, einerseits *un matériel idées pouvant s'accroître indéfiniment*, andererseits *un certain nombre d'idées directrices servant au classement sommaire des idées-matériaux et à leur mise en œuvre dans le discours*. Die *idées directrices* sind der Gegenstand der Grammatik, die Inventarisierung des *matériel de pensée* liegt der Lexikographie ob. Eine solche Ansicht ist nicht gerade sehr neu und umstürzlerisch, auch wenn die Ausführungen über die grammatischen Fragen im Einzelnen viel eigenartige und neuartige Beobachtungen bieten, die freilich stark untermischt sind mit Ausführungen, die bekannte Dinge erörtern. Ganz neu aber ist die Terminologie, in die die Verfasser ihre Theorien umsetzen und die mit einer Fülle ungewohnter Bezeichnungen das Studium ihres Buchs erschweren. Da muss man sich an Ausdrücke gewöhnen wie *affonctif strumental, adjectif adjectiveux épicatamète, clausion, déclausion, prédéclausion, déclausion de la clausive, présentatoriété prétéritale, pexième, pullisemblant, chosalité, équivalent, convalent, substantivosité, strument, notions délocutoires de locutif, d'allocutif et de délocutif, morphologie sexuisemblantielle, sexuisemblance, quantitude* oder an Sätze wie diesen: *Cette terminaison est donc un taxiome et non pas un pexiome. On ne concevrait d'ailleurs pas qu'une essence artificieuse ne disposât que d'un seul et unique pexiome, le domaine sémiématique étant par définition indéfini*. Die Ausführungen selbst betreffen in der Hauptsache die allgemeine Struktur des Französischen, die phonetische Seite der Sprache und die Wortlehre. Der bis jetzt vorliegende Band will als erster Teil eines grösseren Werks gewertet werden. Es bleibt abzuwarten, was die Fortsetzung des gross angelegten Werks noch bringen wird und wie sich der psychologische Standpunkt, auf den schliesslich alles hinausläuft, in der Syntax auswirkt. Erst dann wird sich ein abschliessendes Urteil fällen lassen.

Giessen. Kurt Glaser.

[1] Montesson, *Vocabulaire du Haut-Maine* (1859) und Dottin, *Glossaire des parlers du Bas-Maine* (1899).

[2] Onofrio, *Gossaire des patois de Lyonnais, Forez et Beaujolais* (1864) und Puitspelu l. c.

Gustave Cohen, Le théâtre en France au moyen âge. II. Le théâtre profane. Paris, Editions Rieder. 1931. 112 S.

Cohen hat sich auf dem Gebiet, dem dieses Büchlein gewidmet ist, schon mehrfach durch eigene Forschungen ausgewiesen. Um so dankenswerter ist es, dass gerade er es übernommen hat, in allgemeinverständlicher Form eine Geschichte des mittelalterlichen Profantheaters in Frankreich zu schreiben. Sie schliesst sich nach dreijähriger Pause an seine Darstellung des geistlichen Theaters an[1]. Wie jenes erste Bändchen zeichnet sich auch das jetzt neu vorliegende durch Klarheit der Darstellung, geschickte Herausarbeitung der wichtigsten Erscheinungen und Zuverlässigkeit der Angaben aus. Nicht Erwiesenem oder nicht Erweisbarem gegenüber bewahrt C. eine vorsichtige Zurückhaltung. Auch Cons und Holbrook haben ihn nicht von Alecis' Verfasserschaft der Pathelin-Farce zu überzeugen vermocht. *Il faut nous résigner à notre ignorance et nous en consoler en relisant dans l'excellente édition Holbrook la célèbre pièce*[2]. Der Weg in die Theaterleistungen hinein ist der Weg, den er den Leser mit Vorliebe führt. Seine Inhaltsangaben werden durch kurze Proben und eine kritische Hervorhebung des Wesentlichen belebt. Auch der reiche Bilderschmuck, den er mittelalterlichen Quellen entnimmt, wird sehr willkommen sein.

C. steht auf dem Boden der These vom kirchlichen Ursprung des komischen Theaters. Aus ihr heraus wird die von ihm (S. 10) ausgesprochene Vermutung verständlich, dass die Farce vom *Garçon et l'aveugle* auf einem verlorenen Passionsspiel beruht. Die Ansicht selbst stammt von Wilmotte.

[1] *Le théâtre en France au moyen âge.* I. *Le théâtre religieux* 1928.

[2] Warum zitiert C. selbst aber nicht die Pathelin-Stellen nach dieser *excellente édition*, sondern biegt sie ins Neufranzösische um, ohne dass er sich (mit Rücksicht auf den Reim) wirklich konsequent bleiben kann?

Digitized by Google

C. hat sich mit ihr bereits an früherer Stelle auseinandergesetzt: *je penche donc pour la théorie Wilmotte de l'origine religieuse, sans oser cependant en affirmer catégoriquement l'exactitude* [1]. Bei der besonderen Natur der alten Dramatik ist es nicht leicht, solche Dinge abzuschätzen, und ebenso ist es nicht leicht, die Grenzen der Gattungen zu ziehen. Sogar die Chantefable von Aucassin und Nicolette hat man (Mario Roques) mit dem Drama verknüpfen wollen. C. versteht es, die Fäden, die von der mittelalterlichen Dramatik zu Früherem oder Späterem laufen, nach allen Seiten zu schlingen. Auf das Motiv der Stimmverstellung im *Garçon et l'aveugle* ist in diesem Zusammenhang zu verweisen, da es einer der Fälle ist, zu deren Klärung C. selbst durch eigene Forschung beigetragen hat. Es ist überhaupt seine Art, die auch in anderen seiner Arbeiten zum Ausdruck kommt und besonders manchen Seiten in seinem Ronsard-Buch einen eigentümlichen Reiz verleiht, dass er gerne über seinen engeren Stoff hinaus Ausblicke auf die Gegenwart eröffnet. Bei der Pastourelle liegt dieser Gedanke sehr nahe, nachdem vor wenig Jahren Piguet die Kontinuität der Pastourellemotive und ihr Fortleben in der Volkspoesie der Gegenwart dargetan hat. Sehr eigenartig und feinsinnig ist auch, dass C. das anmutige Spiel von *Robin et Marion* durch Schülerinnen eines Collège zu Montmorency in mittelalterlicher Form und mit mittelalterlicher Musik aufführen liess, um den Reiz der alten Dichtung lebendig auf sich wirken zu lassen. Ebenso hat er in einem Nest der Hautes-Alpes die *Farce nouvelle du Pâté et de la Tarte* in modernisiertem Französisch *avec grand succès* spielen lassen. Auch dem *Franc Archer de Bagnolet* wünscht er einen ähnlichen Versuch dramatischer Wiedergeburt[2].

Giessen. Kurt Glaser.

Sœur Mary Hilarine Seiler, Anne de Marquets, poétesse religieuse du XVI[e] siècle. Thèse présentée à la faculté de l'école supérieure des arts et des sciences de l'université catholique d'Amérique comme une des conditions requises pour l'obtention du grade de docteur en philosophie. Washington, Université catholique d'Amérique. 1931. XIX, 143 S.

Die Studie soll ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts in Frankreich sein. Die Verfasserin sucht die dichterische Tätigkeit einer wenig bekannten Nonne (*pensionnaire*) zu Poissy zu schildern. Wenn Feugère nicht irrt, war sie Schülerin von Henri Estienne. Jedenfalls stand sie in literarischen Beziehungen zu Dorat, zu Ronsard, der von der Verfasserin (S. 43) zu Unrecht als *catholique assez indifférent, sous l'influence d'une culture profane et mondaine* charakterisiert wird, zu Claude D'Espence, zur Prinzessin Marguerite, der sie die Anregung zu ihren *Divines poésies* verdankt, sowie zu Desportes. Ihrem Verhältnis zur Plejade wird ein ganzes Kapitel gewidmet, besonders der Vergleichung der dichterischen Art und Stilform der frommen Nonne mit denjenigen der Plejade. Für Anne de Marquets war wohl der religiöse Eifer die stärkste Triebfeder zur Poesie. Ihr bestes Dichtwerk, die *Sonets spirituels*, tragen durchaus religiös-didaktischen Charakter. Aber auch sie sind künstlerisch mittelmässig und haben mehr als Dokumente der Zeit Interesse, gerade so wie etwa ihre früheren Sonette, in denen die Ereignisse der Bürgerkriege im Lande nachhallen, übertönt von Erörterungen religiöser Fragen und Huldigungen vor dem Kardinal von Guise. Ueberzeugt von der Gottwohlgefälligkeit der katholischen Religion, fühlt sich die fromme Dichterin befugt, gegen die Bekenner der neuen Lehre zu Felde zu ziehen.

Von dem Leben der Dichterin selbst ist nur herzlich wenig bekannt. Von Ereignissen der Zeit ist nur das Religionsgespräch von Poissy (1561) mit ihrem Leben unmittelbar verknüpft. Ihr Dasein hat sich in dem Einerlei des Klosterlebens abgespielt. Die Verfasserin muss schon zu Zügen greifen, die dem Kulturbild der Zeit entlehnt sind, um den Mangel an konkreten Tatsachen auszugleichen. In diesem Sinn stellt die Studie einen Beitrag zur Erkenntnis des Renaissancegeistes dar und seines Eindringens in das klösterliche Milieu, dessen Erschlossenheit den neuen Forderungen der Zeit gegenüber von der Verfasserin allerdings mehr behauptet als bewiesen worden ist.

Giessen. Kurt Glaser.

[1] *Romania* 41 (1912) S. 371.

[2] Zu S. 66: liegt hier wirklich Einfluss des Pathelin vor? — S. 99 Anm. 2 l. 1911 (nicht 1511).

G. Pedrotti, V. Bertoldi, Nomi dialettali delle piante indigene del Trentino e della Ladinia Dolomitica, presi in esame dal punto di vista della botanica, della linguistica e del folclore. Trento, Monauni, ohne Jahr (nach Vorrede 1930).

Das Buch führt nach einer reichlichen Bibliographie, die alle wichtigen Werke über lat., rom., deutsche Pflanzennamen nennt, in alphabetischer Ordnung der neulat., wissenschaftlichen Namen die im Trentino und im Dolomitengebiete üblichen mundartlichen Namen der betreffenden Pflanzen vor und zwar nur der wild wachsenden, während die Namen der angebauten Pflanzen einem eventuellen weiteren Bande überlassen werden. Alle Artikel dieses Hauptteiles zeigen die gleiche Anordnung. Zuerst werden die wissenschaftlichen Namen angeführt, die die verschiedenen Systematiker der Botanik der Pflanze gegeben haben, wodurch gegenüber den oft vagen Angaben der allgemeinen Wörterbücher über Pflanzennamen die genaue Bedeutung der verzeichneten mundartlichen Pflanzennamen bestimmt ist, dann die schriftital. Namen. Dann folgen die mundartlichen Namen des betreffenden Gewächses im behandelten Gebiete, oft bis zu einem Dutzend und zuweilen weit darüber hinaus; jeder Name ist von der Angabe des Ortes, an dem er üblich ist, begleitet. Hier staunt man oft über den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Benennungen einer Pflanze auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiete. Es folgen die etymologischen Bemerkungen, die die verwandten Pflanzennamen in Oberitalien und oft weit darüber hinaus berücksichtigen und über die ich unten noch ein Wort sagen werde. Bemerkungen über die Verbreitung der Pflanze im Gebiet und ihre praktische Verwendung schliessen sich an und, wenn vorhanden, machen Ortsnamen des Gebietes, die von dem Pflanzennamen hergenommen sind, den Schluss des Artikels. An den Hauptteil schliesst sich ein Nachtrag von Pflanzennamen an, die erst während der Drucklegung gesammelt wurden. In den Hauptteil sind hundert Zeichnungen eingefügt, bei denen man nur das aus technischen Gründen leicht erklärliche Fehlen der Farbigkeit bedauert; dem Nachtrag sind 11 Karten angeschlossen, die die Verbreitung der Namen von 10 Pflanzen (Erle, Herbstzeitlose, Ackerschachtelhalm, Heidekraut, Eppich, Hopfen, Schneerose, Brombeer-, Heidelbeer-, Berberitzenstrauch) über das Gebiet darstellen und treffend als „saggio di un atlante botanico-dialettale" bezeichnet werden. Anscheinend

Digitized by Google

vollständige Verzeichnisse der mundartlichen Pflanzennamen einerseits, der wissenschaftlichen und der schriftsprachlich-ital. andererseits sowie der in den etymologischen Bemerkungen erwähnten Wörter und ein verhältnismässig kurzes Fehlerverzeichnis beschliessen das Buch von 600 Seiten.

Es ist in dreifacher Hinsicht wertvoll. Erstens enthält es eine überaus sorgfältige, Form, Bedeutung und Verbreitung jedes Pflanzennamens genau angebende Sammlung der Pflanzennamen eines Gebietes, das als ein von Tälern durchfurchtes Gebirgsland eine sehr mannigfaltige Benennung seiner Flora zeigt. Zweitens verzeichnet es alle Ortsnamen des Gebiets, die von Pflanzennamen hergenommen sind; ein alphabetisches Verzeichnis dieser Ortsnamen wäre erwünscht gewesen. Drittens besprechen die etymologischen Bemerkungen die vielen, oft sehr schwierigen, etymologischen Fragen, die von den Pflanzennamen gestellt werden, klar, kurz, vorsichtig und mit voller Kenntnis der lat., rom., germ. Pflanzennamen. Während das Material der mundartlichen Pflanzennamen nach der Vorrede von beiden Herausgebern gesammelt worden ist, darf als der Verfasser der etymologischen Bemerkungen wohl nur der eine der beiden angesehen werden, nämlich Vittorio Bertoldi, der durch frühere Arbeiten wie „Un ribelle nel regno de' fiori. I nomi romanzi del Colchicum autumnale attraverso il tempo e lo spazio" (Biblioteca dell'Archivum romanicum 1923), Residui nel lessico pireneo-alpino (Rev. de ling. rom. 3, 263ff.: über span. *aliso* und Verwandte), Arcaismi e innovazioni al margine del dominio celtico (Silloge linguistica dedic. alla memoria di Ascoli, 484ff. auch über Pflanzennamen), Sprachliches und Kulturhistorisches über die Eibe und den Faulbaum (WS. 11, S. 145ff.) und kleinere Arbeiten als vortrefflicher Erforscher rom., bes. vorrömischer, Pflanzennamen den Fachgenossen bekannt ist. Auch seine etymologischen Bemerkungen in diesem Buche sind wertvoll. Das ganze Werk kann als ausgezeichnet bezeichnet werden.

Innsbruck. Josef Brüch.

Dantes Veelzijdigheid. Door Mevr. **Wirix-Van Mansfelt.** 1929. W. P. Van Stockum & Zon. Den Haag. 89 S.

Eine das ganze Leben beherrschende, ausschliessliche Liebe zu Dante hat dieses wertvolle Buch hervorgebracht, das den Wissensbesitz des Dichters aus allen seinen Werken verzeichnet und zusammenstellt, so eine Rekonstruktion des gesamten geistigen und weltlichen Bewusstseins, der „Vielseitigkeit", Dantes ermöglichend. Von den sieben freien Künsten des Triviums und Quadriviums, von Aristoteles und Virgil aus ist die Bildung des Geistes begründet worden, der Erde, Welt und Himmel umfassen durfte. Die vorzügliche Arbeit von Frau Wirix lässt sie überblicken. Wir nehmen wahr, wie die Natur nicht allein als Idee, sondern auch mit jedem Einzellebendigem, mit Elementen, Metallen, Steinen, Blumen, Vögeln, Tieren, Dante vertraut war, und so der Mensch in seinen mannigfachen Tätigkeiten, selbst den nur körperlichen — selbst Spiele und Tänze waren dem Alleskennenden geläufig, die Handwerke ihm verständlich, die Gesetze, Staats-, Kriegs- und Seewesen ihm bekannt, die Erde hatte er studiert wie die Sternenwelten, das Geheimnis der Künste war dem grössten Künstler erschlossen, von Sprachen freilich schien er nur des Lateinischen und Provenzalischen mächtig gewesen zu sein, Theologie und Philosophie waren seine Reiche, in deren okkulte Tiefe er furchtlos weit hinabstieg. Dieses alles belegt die Verf. genau und treu mit zitierten Stellen und erweckt so in dem Leser die Vorstellung einer geistigen Allumfassung, wie sie uns das blosse Gedächtnis kaum hätte gewahren lassen. Wie Goethe war Dante ein Kenner und Erkenner Himmels und der Erde, eben die Gestalt, zu der er in seinem Epos, den Dichter als den Führer verherrlichend, erhoben hatte. Virgil — dies wird aus dem kleinen Buch deutlich, das Dante mit nicht anderer Liebe folgt als im Gedicht er selbst dem Vergil — bedeutet Dantes eigenen Geist, der sein Menschliches, leidend und läuternd, nach sich zieht. Der poeta vates, so selten auf Erden, wird in seiner Vollendung offenbar: als Wissender, nicht nur als Weiser; und dafür, dass uns auf einfache Art das Bild des Dichters als des Liebenden, Schauenden und Deutenden wieder gezeigt wurde, gebührt der edlen Frau, die dieses dienende Werk vollbrachte, der Dank aller, die Dante, die überhaupt das Dichtertum ehren.

Palermo. Felix Braun.

Teatro antiguo español. Textos y Estudios VII. Lope de Vega, El Cordobés valeroso Pedro Carbonero publicada por José F. Montesinos. Madrid 1929. 253 S.

Zu den Musterausgaben spanischer Dramen gehören ohne Zweifel die Texte, die das Centro de estudios históricos unter dem Titel „Teatro antiguo español" seit dem Jahre 1916 erscheinen lässt. Leider sind bis jetzt erst 7 Bände veröffentlicht worden. Vier davon behandeln Dramen von Lope der Vega. Alle vier hat J. F. Montesinos in mustergültiger Weise herausgegeben. Auch der vorliegende siebente Band ist wieder in der gleichen gründlichen und weitausholenden Art bearbeitet, wie alle vorhergehenden; wieder bildet den Ausgangspunkt der Textgestaltung ein Autogramm Lopes (vom 26. August 1603), von dem drei Faksimile beigegeben sind.

Das wichtigste Kapitel der „Bemerkungen" scheint mir jenes zu sein, in dem der Herausgeber den Text der Handschrift mit der durch den Druck bekannten Fassung vergleicht (S. 139—162). Dieser Vergleich gewinnt vor allem dadurch an Interesse, weil Montesinos nunmehr bereits das dritte Drama Lopes veröffentlicht, das im Band XIV (vom Jahre 1620) der grossen Lope-Ausgabe des 17. Jahrhunderts steht und uns handschriftlich überliefert ist. Man sieht bei den drei Dramen deutlich, wie stark Handschriften und Drucke voneinander abweichen, wie willkürlich eben die Drucker den ursprünglichen Text entstellten. Man lernt daraus erneut, mit welcher Vorsicht man an die Beurteilung der spanischen Dramatiker des 17. Jahrhunderts herangehen muss, man sieht, auf welch unsicherer Grundlage eigentlich immer noch die Forschung beruht, solange nicht noch mehr kritisch edierte Texte vorliegen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn die Bände des „Teatro antiguo español" in rascherer Folge erscheinen würden; denn ohne eine genügende Anzahl einwandfreier Texte lässt sich die Einzelforschung über die spanischen Dramatiker nur mit den grössten Schwierigkeiten durchführen.

Würzburg. Adalbert Hämel.

Digitized by Google

Joseph A. Meredith, Introito and Loa in the Spanish Drama of the Sixteenth Century. Dissertation. Philadelphia 1928. 136 S.

Ursprünglich heben sich die verschiedenen Typen des Vorspruchs klar voneinander ab und sind eng mit dem Namen ihres Schöpfers oder Ausgestalters verbunden. Die Charakterzüge des Schäfermonologs vor einer Ecloge des Encina sind ebenso deutlich bestimmbar wie die Eigenheiten des *Introito* bei Torres Naharro oder bei Sánchez de Badajoz. Dann aber laufen die Fäden gegenseitiger Beeinflussung so stark hin und her, dass die Grenzen fliessend werden und es zum Schluss nicht mehr leicht ist, die literarische Stellung dieses oder jenes Vorspruches eindeutig zu bestimmen.

Wichtig und neu ist die grundsätzliche Loslösung der *Loa* in ihrer Entstehung von dem *Introito*, wie sie Meredith vornimmt. Man ist da bisher nicht genau genug in den Unterscheidungen gewesen, wenn man feststellte, dass von gewissen Autoren die beiden Begriffe als gleichwertig behandelt wurden, nämlich als Bezeichnungen des Vorspruchs überhaupt, lässt sich doch daraus in keiner Weise ein Schluss auf ihre wesensmässige Verwandtschaft ziehen. Mögen sie selbst funktionell gleichbedeutend sein, so bleibt davon die Frage ihrer wesensmässigen Gleichheit oder ihres entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhanges unberührt; und Meredith erklärt — wie mir scheint mit Recht —, dass Loa und Introito gegeneinander in Herkunft und Entwicklung selbständig sind.

Die Frage des klassischen und italienischen Einflusses ist besonders schwierig, schwierig auch deshalb, weil sich der Verfasser nur mit einem sehr schmalen Ausschnitte des Gebietes beschäftigt, auf dem dieser Einfluss wirksam war. Gewisse Fragen bekommen ihre rechte Beleuchtung erst, wenn man sie in den grösseren Rahmen rückt, in welchen sie gehören, und es ist auch für eine Einzelentscheidung durchaus nicht unwichtig, wie die grossen Züge der geistigen Beziehungen laufen. Der italienische Einfluss dieser Epoche scheint mir in seiner Tragweite mitunter überschätzt worden zu sein, namentlich von italienischer Seite selber, und in dieser Hinsicht hat auch die Kritik B. Croces gelegentlich nicht das rechte Mass gehalten, sei es, dass er einen Einfluss ansetzte, wo durchaus kein zwingender Grund für seine Annahme vorlag, sei es, dass er einem formalen Einflusse mehr Wert zusprach, als ihm zukommt.

Es ist eben nicht immer leicht, hier die rechte Mitte zu finden. Aber es ist durchaus richtig, wenn Meredith, wie sich an einigen Stellen zeigt, die Originalität und Selbständigkeit der heimischen Kunstentwicklung für nicht zu gering anschlägt. Dafür, dass er ihr zuweist, was man vor ihm mit fremdem Einflusse erklären zu müssen glaubte, ein Beispiel.

Es handelt sich um die *Danza de los pecados* von Sánchez de Badajoz. Der Pastor führt die Tänzer ein und gibt dann einen laufenden Kommentar der Handlung (vgl. die *Danza general de la muerte* des 15. Jahrhunderts). Die Analogie mit der Rolle des Chores in der alten Tragödie liegt auf der Hand. Liegt hier Beeinflussung vor oder nicht? Meredith sagt: "*It is evidently this analogy with the chorus which leads López Prudencio to call the introito 'el único vestigio clásico en el teatro de Sánchez de Badajoz'. I suspect him here of merely echoing Menéndez y Pelayo's statement concerning the introito in Naharro (Estud. prelim., XCV, in Propalladia, II.). If the medieval sermon is classic, then Diego Sánchez's pastor is a classic remnant, not otherwise. His interpolations and asides are the natural development of those 'exclamaciones del autor', with which the works of Montesino and Iñigo López de Mendoza are so plentifully sprinkled.*" (Anmerkung 39, Seite 73.) Weitere Beispiele S. 89 und 100.

Aehnlich lehnt der Verfasser (Seite 49) für Naharros *Introito* den fremden Einfluss ab.

Die direkte Vergleichung der für literarische Beeinflussung in Frage kommenden Texte birgt eine Gefahr. Betrachtet man sie isoliert, so erscheint gar leicht als Einwirkung, was sich von allgemeinerem Gesichtspunkte aus als jeweils unabhängige Leistung und Schöpfung aus dem gemeinsamen Nährboden der Zeit heraus ergibt. So muss bei jedem einzelnen Urteile der Kritik erneut der allgemeine Rahmen herangezogen werden, in welchem die Erscheinungen stehen. Die fast willkürliche Annäherung zweier Texte muss willkürliche Resultate zeitigen, und die Vergleichung kann nur dann erfolgreich sein, wenn die Berechtigung für die Zusammenrückung sich aus dem grösseren Zusammenhange mit Notwendigkeit ergibt. An die kritische Leistung werden somit ungleich höhere Anforderungen gestellt.

Richtig, wenn Verf. die verwandten Stellen im Vorspruch von Lucas Fernández' *Égloga o farsa del nacimiento* und im Erzpriester von Hita nicht mit Beeinflussung, sondern mit Schöpfung aus demselben Geiste heraus erklärt. "*I think that this theme in Fernández is not so much an imitation as a later outcropping of the same spirit, a tendency to treat the romantic pastoral in a burlesque manner. His immediate models lay much nearer at hand.*" (S. 13.) Oder es handelt sich um die '*serrana*'. "*Were Ruiz, Naharro and Cervantes all following the same literary tradition? Or were they not all describing the same phenomenon? The choice of such a subject for a portrait is traditional in this sense: it is a manifestation of the strong satirico-realistic bias of the Spanish mind which opposes and balances a mystico-romantic bias no less typical. It is Dulcinea seen through the eyes of Sancho rather than those of Don Quijote; and the pastor of Naharro is, in a modest way, a forerunner of Sancho, just as Lucía and Marenilla are of Dulcinea, and Ruiz's serranas of them all. They represent a reaction against an artificial conception of love that began with the troubadours and reached its apogee, in Spain, with the Diana*" (S. 34).

Andererseits halte ich es für zu weit gegangen, wenn man aus dem Auftreten des Hirten am nächtlichen Herdfeuer Schlüsse auf Nachahmung und literarische Verbindungen ziehen wollte. (Vgl. S. 62.) Der Einfluss des Lukas-Evangeliums ist hier deutlich und kann in jedem Augenblicke neu wirken. Wieviele volkstümliche Weihnachtsschaustellungen mögen diesen Hirten schon gezeigt haben! Ebenso mag sich zwanglos ergeben, dass ihm moralisierende Betrachtungen in den Mund gelegt oder realistische Züge verliehen werden. Daraus auf eine Verwandtschaft der Texte zu schliessen, erscheint mir leicht gewagt, da die gemeinsame Quelle von solcher Bedeutung ist.

Stettin. E. Fey.

Wilhelm Michels, Barockstil bei Shakespeare und Calderón. S.-A. aus der „Revue Hispanique". Diss. Frankfurt a. M. 1929. 89 S.

Stilstudien haben ihren Reiz und ihre Gefahren. Die Gefahren bestehen vor allem darin, dass aus richtigen Beobachtungen falsche Schlüsse gezogen, dass Einzeltatsachen verallgemeinert und ganzen Zeitepochen zugeschrieben werden.

Michels Arbeit ist ein typisches Beispiel dafür, wie Stiluntersuchungen nicht gemacht werden dürfen. M. legt sich den Begriff „Barockstil" sehr bequem selbst zurecht, indem er aus je einem Beispiel aus Lyly und aus Góngora die Stilelemente des Barock ableiten will. Die Verallgemeinerung an sich richtiger Einzelbeobachtungen wird besonders in dem Schlusssatz deutlich: „Eine Analyse des Euphuismus und Gongorismus hat ergeben, dass in allem (!) Barockstil zwei Grundtriebe wirksam sind: ein quantitativer und ein qualitativer" (S. 87). Man fragt unwillkürlich, warum hat M. nicht auch den Marinismus und die Preziosität mit herangezogen; es wäre interessant gewesen, zu sehen, welche Schlüsse M. aus diesen beiden Phänomenen gezogen hätte.

Die sehr einseitig gewonnenen Stilelemente des Barocks werden dann auch bei Shakespeare und bei Calderón in verschiedenen Formen festgestellt. Daraus wird dann der Schluss gezogen: Shakespeare und Calderón sind Barockkünstler. Ueber die Naivität dieser Methode braucht man kein Wort mehr zu verlieren.

Im übrigen besitzt M. auch gar nicht die nötigen Vorkenntnisse für eine Stiluntersuchung Calderóns. Er setzt Lope de Vega gleich Renaissance und Calderón gleich Barock. Wenn ich ihm nun sage, dass sich ohne langes Suchen auch bei Lope die gleichen Stilelemente wie bei Calderón nachweisen lassen, wenigstens die stilistischen Eigenheiten, die M. anführt (es gibt auch noch andere), wie steht es dann mit Lope und Calderón? Gehören beide nun zur Renaissance oder zum Barock? Was Lope betrifft, so

Digitized by Google

sei hier nur kurz auf die Ausführungen Schevills, „The dramatic art of Lope de Vega", Berkeley, 1918, S. 46—66, verwiesen.

Bedauerlich ist auch, dass die Arbeit so wenig sorgfältig abgefasst ist. Auf S. 27 steht folgende burschikose Anmerkung: „. . ohne ihnen allerdings ‚den gesunden Geist' einzuhauchen, von dem Depta spricht. Man muss schon ziemlich krank sein, wenn man den aus Calderóns Stücken wehenden Geist gesund nennt." Wie sagt doch Michels auf S. 37? „Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen." Bei Depta steht nämlich das Zitat von dem „gesunden" Geist gar nicht, hier heisst es „genialer" Geist, was für Depta zwar kein Vorteil, für Michels' Arbeitsweise aber sehr bezeichnend ist.

Würzburg. Adalbert Hämel.

Hans Jeschke, Angel Ganivet. Seine Persönlichkeit und Hauptwerke. Extrait de la Revue Hispanique, tome LXXII. New York, Paris 1928. S. 101—246. (Diss. Frankfurt.)

Angel Ganivet, der Vorläufer der „generación von 98" ist 1898 gestorben. In den 30 Jahren, die seit dem Tode Ganivets bis zum Erscheinen der Arbeit von Jeschke verflossen sind, entstanden schon eine Reihe Zeitschriftenaufsätze und einige spanische Biographien über den Dichter. In deutscher Uebersetzung ist 1921 das Idearium español unter dem Titel: „Spaniens Weltanschauung und Weltstellung" erschienen, auch hat E. R. Curtius im „Hochland" über Ganivet gehandelt. Zu der von Jeschke zusammengestellten Bibliographie kämen jetzt noch M. León Sánchez, Angel Ganivet, su vida y su obra, México 1927, sowie die Veröffentlichung eines bisher ungedruckten Essays von Jeschke selbst (Gaceta literaria, 15. Nov. 1928, Nr. 46). In nächster Zeit ist eine französische These von Mathilde Pomès über den Denker und Dichter Ganivet zu erwarten.

Jeschkes Arbeit hat in mehr als einer Hinsicht ihre Berechtigung, vor allem dadurch, dass neues Material beigebracht und für die Biographie Ganivets verwertet wird. Auf jeder Seite merkt man die gründliche Sachkenntnis, die eingehende Beschäftigung mit dem Leben und den Werken Ganivets. Jeschke versteht es, den Dichter geschickt zu charakterisieren und ins moderne Geisteslebeu einzuordnen. So ragt die Arbeit weit über den Durchschnitt sonstiger Erstlingsveröffentlichungen heraus und zeigt deutlich die Fähigkeiten des Verfassers, das Wesentliche zu erfassen und gewandt und dem Gegenstand entsprechend darzustellen. Was der Arbeit jedoch fehlt, das ist ein wirkungsvoller Abschluss. Man hat das Bedürfnis nach der Lektüre der Studie das erste Kapitel noch einmal zu lesen. Das beweist, dass die Methode der Arbeit nicht ganz einwandfrei ist. In dem ersten Kapitel über Ganivets Persönlichkeit arbeitet Jeschke die Stellungnahme des Autors zu den verschiedenen Problemen geschickt aus den einzelnen Werken heraus, aber erst im zweiten Kapitel widmet er sich eingehender den Hauptschriften des Dichters. Es wäre doch besser gewesen, beide Kapitel miteinander zu verbinden, oder aber wenigstens am Schlusse Ganivets Eigenart und seine wichtige Stellung innerhalb des spanischen Geisteslebens der Gegenwart auf Grund der erzielten Ergebnisse noch einmal scharf zu umreissen und knapp und klar vor Augen zu führen. Dadurch hätte die sonst sehr wertvolle Arbeit nur gewinnen können.

Würzburg. Adalbert Hämel.

Fritz Krome, Die Palatalisierung der Dentale vor e, i im Rumänischen. Bonn 1930, Diss.

Krome untersucht im Anschluss an die Arbeit von Meyer-Lübke über die Palatalisierung der Labialen im Rumänischen (Daco-Romania, Bd. 2) das Schicksal der rumänischen Dentopalatalen.

Er behauptet auf der ersten Seite der Untersuchung, dass die Palatalisierung der Dentale vor *e* und *i* als Folge der vorhergehenden Diphthongierung des Vokals *e* zu *ie* bzw. der tief geschlossenen Aussprache des *i* aufzufassen ist, indem er annimmt, dass zwischen dem Vokal und dem vorhergehenden Konsonant ein Reibelaut entsteht. „Die Intensität der Verschmelzung des Reibelautes mit dem Dental", sagt er, „ist für die Weiterentwicklung von grosser Bedeutung." Die Palatalisation der Dentale ist spezifisch siebenbürgisch. Krome untersucht den Fall an Hand des Linguistischen Atlas von Weigand und stellt fest, dass die Palatalisierung auch in Siebenbürgen nicht überall gleich ist. Je nach Ort haben wir aus *t* und *d* vor *e*, *i* bald *ť*, *ď*, bald *ķ*, *ģ*, bald *tš*, *dž*, wobei die Entwicklung des stimmlosen und des stimmhaften Konsonanten nicht immer parallel geht. *Tš*, *dž* sind besonders charakteristisch für das Banat. Als erste Stufe der Palatalisierung nimmt der Autor die Stufe „*ty*", „*dy*" („man hört also wohl einen palatalen Frikativlaut „*y*", daneben aber unterscheidet man deutlich den für die Artikulationsstelle des *d* charakteristischen Verschlusslaut."). In den Körösch-Gebieten erreicht die Entwicklung bald die Stufe *ģ*, *ķ*, wogegen in den Marosch-Gebieten noch die Aussprache *ď*, *ť* herrscht. Im Banat entwickeln sich zu derselben Zeit unter dem serbischen Einfluss *dž*, *tš*. Durch gegenseitige Beeinflussung entwickeln sich auch in anderen Gegenden Siebenbürgens *dž* und *tš*. In manchen Gebieten hört man gleichzeitig bald *ķ*, *ģ*, bald *tš*, *dž*. Die Mischformen sind durch gegenseitigen Austausch der Bevölkerung entstanden.

Die Entwicklung der Dentale vor *e*, *i* schreitet nicht immer in demselben Tempo vor den betonten und den unbetonten Vokalen fort. *dž* entsteht zuerst vor betontem *ęa*, vor unbetontem *ę*, *e* und *i* bleibt länger *ť*, *ď*, aber auch in dieser Hinsicht können keine sicheren Regel aufgestellt werden.

Einige Gegenden (wie Oltenia), die früher die Palatalisation der Dentale kannten, haben jetzt dieselbe aufgegeben, und zwar unter dem Einfluss der Gebildeten.

Zur geographischen Abgrenzung verschiedener Palatalisierungsstufen der Dentopalatale bemerkt Krome, dass dieselbe schwer durchführbar ist. Besonders im Banat ist das Bild uneinheitlich, weil die Bevölkerung sprachlich aus verschiedenen Elementen besteht. Das Moţengebiet zeigt ebenfalls verschiedene Palatalisierungsstufen, weil die Bevölkerung zum Teil aus fremden hinzugekommenen Volkselementen besteht. Einheitlicher ist die Sprache des Samoschgebietes. In den Körösch- und Maroschgebieten hat die Palatalisierung die Stufe *ģ*, *ķ* erreicht. Im Süden dringen die Palatalen in die Kleine Walachei, Oltenien, Serbien, Bulgarien. Im Oltenien fehlt die Stufe *tš*, *dž* vollständig. Im westlichen Teil haben wir die *ď*-Stufe, im östlichen die *ģ*-Stufe. In der Ţara Haţegului haben wir *ť*, *ď* im Osten und *ť*, *ď*, nebst *tš*, *dž* im Westen (*tš*, *dž* kam von dem Banat).

Die Anfänge der Palatalisation sind in die Zeit vor dem 15. Jahrhundert zu setzen. Da jedoch die mazedorumänischen und die istrorumänischen Dialekte keine Palatalisation der Dentale kennen, so muss sie im Dakorumänischen

Digitized by Google

nach der Trennung der rumänischen Dialekte entstanden sein.

Wie aus der hier gegebenen kurzen Inhaltsübersicht zu ersehen ist, beschäftigt sich der Verfasser mit der Sichtung und Prüfung des linguistischen Materials betreffs der von ihm berührten Frage. Ich sähe gern, dass diese Nachprüfung übersichtlicher und ausführlicher wäre. Einige Seiten der Arbeit machen den Eindruck einer logarithmischen Tabelle, da sie nur aus Zahlen bestehen. Es wäre besser, wenn der Verfasser anstatt der nichtssagenden Zahlen geographische Angaben angeführt hätte. Auch die Angabe möglichst genauer geographischer Grenzen würde sehr erwünscht sein. Sehr unangenehmen Eindruck machen die Inkonsequenzen des Verfassers in bezug auf die Transkription rumänischer Wörter. Auf der Seite 13 haben wir vier verschiedene Zeichen zur Bezeichnung des rumänischen *ş*: *igeriś, Caransebeş, şk'op, ʂk'op*. Das einzige, jetzt übliche Zeichen für das rum. *sch* (*ş*) wird jedoch vom Verfasser vermieden. Ich verstehe auch nicht das Zeichen *h* im Worte *chee* (S. 12). Die ständig gebrauchten Zeichen *dź, ʦ* sind wenig angebracht, weil man dabei denken kann, dass es sich um zweifache Konsonanz handelt. Diese ungeschickte Transkription kann z. B. auf der Seite 15 zum Missverständnis führen. Das hier angeführte Wort *peşte* kann doch auch *peşt-e* gelesen werden, was dem Wortlaut der rumänischen Form nicht entsprechen kann. Die Vorstufe für die Palatalisierung der Dentale „*ty*" und „*dy*", die der Verfasser postuliert, ist, unabhängig von der ungeschickten Transkription, nicht richtig. Diejenigen, die in ihrer Muttersprache keine palatalen Dentale haben, sind geneigt, dieselben in den Fremdsprachen als *tj, dj* aufzufassen, was jedoch nicht immer zutrifft, da die palatalen Dentale eigentlich eine unteilbare konsonantische Einheit bilden. Es ist dabei unnötig, zu deren Entstehung Vorhandensein eines Halbvokals bzw. Affrikata *j* zu postulieren. Daher halte ich in unserem Falle die Annahme einer Diphthongierung des *e* zu *ie* als Vorbedingung der Palatalisierung der Dentale vor *e* für überflüssig.

Die Arbeit ist sonst fleissig durchgeführt und bildet eine nützliche Vorstufe für die weitere eingehendere Erforschung des Phänomens.

Köln. D. Scheludko.

Zeitschriften u. ä.

Indogermanische Forschungen IL, 3: W. Krogmann, Windsbraut. — Gonda, δεικνύω Semantische Studie over den Indogermaanschen wortel deik, von Fränkel. — Fabian, Das exzentrische Kompositum im Deutschen, von Debrunner.

Zeitschrift für vergl. Sprachforschung 59, 1/2: F. Specht, gotisch faian. — Erich Hofmann, Kultur und Sprachgeist in den Monatsnamen.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 45, 2: Martiny, Die ländliche Siedlungsgestaltung im Schwarzwald. — W. Port, Neue Gedichte Werners von Themar.

Philologische Wochenschrift Nr. 29: Tocharische Grammatik, bearb. unter Mitwirkung von W. Schulze, von Sieg und Siegling, von Hermann. — 30: Hrothsvithae opera, ed. Strecker, von Manitius. — 32/33: Semrau, Dido in der deutschen Dichtung, von Schoenemann. — 35: Germania Romana V: Kunstgewerbe u. Handwerk, bearb. von Maria Berzu, von Franke.

Studies in Philology XXVIII, 3 (Juli 1931): R. H. Wilson, The *Stanzaic Life of Christ* and the Chester Plays. — E. *Mac Kinnon*, Notes on the Dramatic Structure of the York Cycle. — N. Sh. Bushnell, The Wandering Jew and *The Pardoner's Tale*. — E. C. Metzenthin, The Codex Discissus of Otfrid's Evangelienbuch: An Unorthodox View. — R. P. Bond, J. W. Bowyer, C. B. Millican and G. H. Smith, A Collection of Chaucer Allusions. — A. H. Schutz, *Iter* and *Viaticum* in French. — J. J. Welker, The Spectator's Notable Jew. — E. N. Hooker, Wordsworth's Letters to the Bishop of Llandaff.

Modern Philology XXIX, 1 (August 1931): L. E. Kastner, Concerning Two *Sirventes* of Bertran de Born. — R. V. Merrill, Lucian and Du Bellay's *Poète Courtisan*. — R. B. Levinson, The "Godlesse Minde" in Sidney's *Arcadia*. — J. O. Wade, Destouches in England. — R. W. Frantz, Swift's Yahoos and the Voyagers. — W. K. Chandler, The First Edition of the *Dunciad*. — H. W. Taylor, Fielding upon Cibber. — G. O. Arlt, A Source of Grillparzer's *Ahnfrau*. — Notes and Documents: J. H. Nunemaker, The Madrid Manuscript of the Alfonsine Lapidaries. — A. Taylor, A Contamination in "Lord Randal". — L. B. Campbell, The First Edition of Vitruvius. — G. E. Bentley, The Wills of two Elizabethan Actors. — Reviews: R. Kelso, The Doctrine of the English Gentleman in the Sixteenth Century (V. B. Heltzel). — N. L. Torrey, Voltaire and the English Deists (E. P. Dargan). — G. Ascoli, Voltaire: Zadig ou la Destinée, histoire orientale (G. L. van Roosbroeck). — H. Richter, Lord Byron, Persönlichkeit und Werk (C. W. Everett).

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 55, 3: G. Baesecke, Die Sprache des deutschen Abrogans. — E. Sievers, Beowulf 3066ff. — N. Leibowitz, Die Uebersetzungstechnik der jüdisch-deutschen Bibelübersetzungen des 15. und 16. Jahrhunderts, dargestellt an den Psalmen.

Teuthonista 7, 3/4: E. Müller, „Matte" — „Wiese" im Sprachgebiet des Deutschen Reiches. — E. Mertes, Ahd. iu ohne Umlaut im Dialektgebiet des Deutschen Reiches (Forts. u. Schluss). — A. Schmitt, Media, Tenuis und Aspirata.

Zeitschrift für deutsche Bildung 7/8: K. Hoppe, Wilhelm Raabe. — P. Brohmer, Biologie und Deutschkunde. — M. Gremer, Stifters Naturgefühl. — J. Klapper, Der gegenwärtige Stand der Volkskunde in Wissenschaft und Unterricht. — H. Naumann, Volkskunde, 1931.

Zeitschrift für Deutschkunde 1931, 7/8: H. A. Korff, Deutschlands Anteil an der Weltdichtung. — A. Götze, Sprache und Kultur. — 9: W. Rehm, Der Dichter und die neue Einsamkeit. — W. Milch, Schlesische Sonderart im deutschen Schrifttum.

The Germanic Review VI, 3: R. H. Fife, German in Luther's Early Lectures. — J. A. Kelly, Musical Settings of Goethe's Poems in America. — A. P. Coleman, The Siberian Exile of Kotzebue. — A. M. Sturtevant, Altnordisch „Verr: Verri".

Deutsche Literaturzeitung Nr. 27: Daniel von Czepko, Geistliche Schriften, hrsg. von Werner Milch (Günther Müller). — 28: Maleszen, Drama und Theater der Humanistenschule in Deutschland (Ellinger). — 29. Mueller, Das naturalistische Theater in Frankreich (Hatzfeld). — Paul, Deutsche Metrik (Witte). — von Campe, Der liberale Gedanke in Goethes Weltanschauung (Koch). — Humfeld, R. J. Sorge, ein Gralsucher unserer Tage (G. Müller). — 30: Erich Müller, Die altprovenzalische Versnovelle (Suchier). — Denecke, Ritterdichter und Heidengötter (1150—1220) (Naumann). — Spindler, Robert Browning und die Antike (Wolff). — 31: König, Die naturalistische Aesthetik in Frankreich und ihre Auflösung (Binswanger). — Baesecke, Der deutsche Abrogans und die Herkunft des deutschen Schrifttums (von Kralik). — 32: Gottschalk, Die sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache (Hengesbach). — Durbe, Hartmann und Chrétien (Wolff). — 33: Lohmeyer, Vergil im deutschen Geistesleben bis auf Notker III. (Strecker). — Wührer, Romantik im Mittelalter (Brinckmann). — Die Dichtung der ersten deutschen Revolution 1848—49, hrsg. von Elfr. Underberg; Dem neuen Reich entgegen, bearb. von Helene Adolf (Gumbel). — 34: Schultze-Jahde, Ausdruckswerk und Stilbegriff; Ingarden, Das literarische Kunstwerk (Cysarz). — 35: Montesquieu, Oeuvres complètes. Lettres persanes, par Carcasonne (Groethuysen). — Saran, Das Uebersetzen aus dem Mhd. (Hübner). — J. v. Neumarkt, Buch der Liebkosung, hrsg. von Klapper (Ranke). — Wendland, Die Theoretiker und Theorien der sog. Gedanken-Stilepoche und die deutsche Sprache (Witkowski). — 36: Constant, Adolphe, Texte établi par Bompard (Klemperer). — Raabe-Literatur (Fehse).

Digitized by Google

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte 9, 3: K. Viëtor, Probleme der literarischen Gattungsgeschichte. — G. Böckmann, Von den Aufgaben einer geisteswissenschaftlichen Literaturbetrachtung. — U. Leo, Historie und Stilmonographie. Grundsätzliches zur Stilforschung. — H. Gumbel, Das Schwäbische in der schwäbischen Dichtung. — A. Wellek, Renaissance und Barock-Synästhesie. Die Geschichte des Doppelempfindens im 16. und 17. Jahrhundert.

Euphorion 32, 3: H. Jansen, Ungedruckte Briefe Broxtermanns und Wielands. — L. Strauss, Ungedruckte Briefe von Fichte, Hölderlin, Görres u. a. — K. Viëtor, Paralipomena zu Brentanos Gockel-Märchen. — J. Schulte, Ungedruckte Pläne und Entwürfe zu Otto Ludwigs „Tiberius Grachus". Ein Einblick in die Technik des dichterischen Schaffens.

Revue critique d'histoire et de littérature LXV, 1 (Januar 1931): R. Huchon, Histoire de la langue anglaise (F. Mossé). — O. F. Emerson, Chaucer Essays and Studies (F. Mossé). — M. Bülbring, Zur Vorgeschichte der mittelniederländischen Epik (F. Mossé). — K. Liestöl, The origin of the Icelandic family sagas (F. Mossé). — Agrip of Nôregs Konunga sogum, hrsg. von F. Jónsson (F. Mossé). — R. A. Parker, Claude de l'Estoille poet and dramatist (R. Lebègue). — C. S. Gutkind, Molière und das komische Drama (G. Ascoli). — W. Küchler, Molière (G. Ascoli). — A. Tilley, The Decline of the age of Louis XIV (G. Ascoli). — de Brosses, Lettres à Ch. C. Loppin de Cemeaux, p. p. Y. Bezard (G. Ascoli). — M. M. Belden, The dramatic work of Samuel Foote (A. Koszul). — C. E. W. L. Dahlström, Strindberg's dramatic expressionism (A. Jolivet). — LXV, 2 (Februar 31): J. Melander, Les poésies de Robert de Castel, trouvère artésien du XIII^e siècle (A. Jeanroy). — Andreae Capellani De Amore libri tres (R. Bossuat). — L. M. D. Richardson, The Forerunners of Feminism in French literature of the Renaissance (P. Jourda). — Ronsard, L'art poétique. Cinq préfaces (P. Jourda). — F. Boillot, Psychologie de la construction dans la phrase moderne (E. Bourciez). — J. de Vries, De Germaansche Oudheid (E. Metzger). — K. Wanschura, Die Sonette Shakespeares von Franz Bacon geschrieben (R. Pruvost). — W. L. Cross, The life and times of Laurence Sterne (A. Koszul). — A. Graur, Nom d'agent et adjectif en roumain (A. Vaillant). — A. Dikke Reque, Trois auteurs dramatiques scandinaves (Ibsen, Björnson, Strindberg) devant la critique française (P. Martino). — H. Bissell, Les conventions du théâtre bourgeois contemporain en France (P. Martino). — LXV, 3 (März 31): W. Storost, Geschichte der altfranzösischen und altprovenzalischen Romanzenstrophen (Y. Rokseth). — H. Tronchon, Romantisme et préromantisme (P. Martino). — P. Trahard, La vieillesse de Prosper Mérimée (P. Martino). — V. A. Summers, L'orientalisme d'Alfred de Vigny (P. Martino). — J. de Cours, Francis Vielé-Griffin (P. Martino). — A. Müller, Deutsche Literatur, Bd. 15: Märchen (G. Bianquis). — id. Bd. 16: Neue Wege der Erzählung (G. Bianquis). — M. Beyer-Fröhlich, Deutsche Literatur, Reihe Selbstzeugnisse, Bd. 6 (G. Bianquis). — W. Flemming, Deutsche Literatur, Reihe Barock, Bd. 2 (G. Bianquis). — Papers read before the English Goethe Society (G. Bianquis). — J. E. Toroutiu, Heinrich Heine si heinismul în literatura românească; Hermann Sudermann în literatura românească (N. N. Condéescou). — H. F. Fletcher, The use of the Bible in Milton's prose (A. Koszul). — Pr. Mérimée, Etudes anglo-américaines (p. p. G. Connes) (P. Martino).

Revue de littérature comparée XI, 2 (April-Juni 31): E. Pons, Les langues imaginaires dans le voyage utopique. Les *jargons* de Panurge dans Rabelais. — E. Casati, Quelques correspondants français de Shaftesbury. — G. Morgulis, Autour de quelques vers des *Feuilles d'automne:* vicissitudes de Victor Hugo en Russie. — G. N. Tricoche, Remarques sur les types populaires créés par la littérature comique américaine. — G. Höst, Le conte de Per Gynt, point de départ du *Peer Gynt* d'Ibsen. — F Baldensperger, Lettres inédites ou négligées de Voltaire ayant trait à ses rapports avec l'étranger. — H. Nidecker, Notes marginales de S. T. Coleridge. — R. Dollot, Les romans illyriens de Charles Nodier. — B. Guyon, Une revue romantique inconnue: *Le Gymnase.* Etude sur les rapports du saint-simonisme et de la littérature étrangère. — A. H. Krappe, Sur un épisode des *Dieux en exil* d'Henri Heine. — A. Monglond, Senancour et un voyageur au Brésil (*Addendum*). — Chronique (Le bilan des commémorations romantiques de 1930). — G. Ascoli, La Grande-Bretagne devant l'opinion française au XVII^e siècle (F. Baldensperger). — R. Taupin, L'influence du symbolisme français sur la poésie américaine de 1910 à 1920 (A. Schinz). — F. Blei, Männer und Masken; F. Ernst, Studien zur europäischen Literatur; J. Lavrin, Studies in European Literature; A. Levinson, Croisières: vingt études sur les écrivains étrangers de ce temps (F. Baldensperger).

Revue belge de philologie et d'histoire IX, 3/4 (Juli-Dezember 1930): C. B. Lewis, A purely traditional explanation for „foin, moins, avoine". — Comptes rendus: E. Lerch, Historische franz. Syntax II (M. Delbouille). — The anglo-norman Voyage of St. Brendan by Benedeit, ed. by Waters (M. Wilmotte). — Deux versions inédites de la Légende de l'Antéchrist, p. p. Walberg (M. Wilmotte). — E. Faral, La légende Arthurienne, I—III (M. Hélin). — Brian Woledge, L'Atre périlleux (Delbouille). — Le Poème moral, éd. p. A. Bayot (Delbouille). — H. C. Lancaster, A History of French dramatic Literature in the seventeenth century, tome I (G. Charlier). — Ch. Clerc, Un matamore des Lettres: G. de Scudéry (A. Franck). — E. Faguet, Histoire de la poésie française de la Renaissance au Romantisme, IV: J. de la Fontaine (A. Soreil). — A. Schinz, La pensée religieuse de Rousseau et ses récents interprètes; La pensée de Jean-Jacques Rousseau (P. Debouxhtay). — Chateaubriand, Atala et René, texte par G. Chinard (A. Soreil). — B. M. Woodbridge, Le roman belge contemporain (J. Hanse). — J. Anglade, Anthologie des Troubadours (L. P. Thomas). — K. M. Fassbinder, Der Trobador Raimbaut von Vaqueiras (M. Delbouille). — J. Anglade, Las Flors del gay Saber (L. P. Thomas). — D. A. Rubiô y Lluch, Discurso del IV Centenario del Nacimiento de Fray Luis de Leôn (L. P. Thomas). — F. Wagner, Les poèmes héroïques de l'Edda et la saga des Vôlsungs (A. Bertrang). — Mémoires de la Société néophilologique de Helsingfors (A. Bertrang). — J. Bolte, Georg Rollenhagens „Spiel vom reichen Manne und armen Lazaro" (A. Bertrang). — P. Levy, Histoire linguistique d'Alsace et de Lorraine (A. Bertrang). — M. Tresch, La chanson populaire luxembourgeoise (J. Vannérus). — H. Kindermann, Das literarische Antlitz der Gegenwart (A. Bertrang). — Werken van Michiel de Swaen, uitgegeven door V. Celen, C. Huysmans en M. Sabbe (C. de Baere). — A. Douglas, Ward Lock's New French and English Dictionary (F. Delatte). — J. Donne, Complete Poetry and Selected Prose, ed. by J. Hayward (F. Delatte). — H. E. Rollins, Tattel's Miscellany, Vol. II (F. Delatte). — A. H. R. Ball, Selections from Carlyle (F. Delatte). — P. Yvon, Trois poèmes de S. T. Coleridge; L'inspiration poétique chez Matthew Arnold, à propos du „Scholar Gipsy" (F. Delatte). — Chronique: Sur un mouvement de style dans les „Orientales" de V. Hugo. — Toponymie flamande. — La langue américaine. — Histoire de notre nom national (La Belgique). — Anderlecht-Souvenirs de Fr. de la Rochefoucauld (P. Debouxhtay). — F. Delatte, Littérature anglaise.

Der Gral XXV, 9 (Juni 1931): J. Froberger, Aus der mexikanischen Literatur: Amado Nervo. — R. Hiller, Calderons Weltbedeutung. — E. Detmold, Julius Rodenberg zum 100. Geburtstag. — XXV, 10 (Juli 1931): F. Rosenthal, Bekenntnis zu Schiller. — B. Binder, Zu Anton Wildgans' 50. Geburtstag. — H. Bücker, E. M. Hamann †. — XXV, 11 (August 1931): E. Mannheimer, Die Formensprache in der Dichtung Rainer Maria Rilkes. — J. Froberger, Adelbert von Chamisso. — F. H. Schwank-Telfan, Heinrich Lersch und die Welt der Maschinen. — H. Becher, Miguel de Unamuno. — Ad. Hüppi, Cäsar von Arx, ein Schweizer Dramatiker. — XXV, 12 (September 1931): F. M. Wöss, Der Oesterreicher Friedrich Schreyvogl. — A. Maring, Begegnung der Geister (Zu J. Mumbauer, Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit). — J. Froberger, Die Literatur von Santo Domingo. — Ch. Demmig, Spanien und Europa. — R. von Schaukal, Raabe. — H. Lützeler, Friedrich Gundolf †. — E. Detmold, Eines Dichters Ehrenbuch (Festschrift zum 70. Geburtstage des Dichters Emil Ertl). — E. Detmold, F. K. Ginzkey zum 60. Geburtstag. — d'Ester, Joseph Görres als Führer für unsere Zeit. — L. Kjerbüll-Petersen, Neue Bücher (Theater und Drama).

Digitized by Google

Die Neue Rundschau XLII, 6 (Juni 1931): R. Kayser, Europäische Rundschau (u. a. K. Wolfskehl, P. Morand, Ibsen, K. Mann). — S. Bing, J. Ponten. — XLII, 7 (Juli 1931): E. Friedell, Vom Geist des 19. Jahrhunderts. — W. Michel, Dichtung und Gegenwart. — XLII, 8 (August 1931): P. Alverdes, Neue deutsche Romane. — R. Kayser, Europäische Rundschau (Kampf für die Lyrik, Moderne englische Poesie, Comtesse de Noailles). — XLII, 9 (September 1931): R. Musil, Literat und Literatur. — R. Kayser, Europäische Rundschau (Fr. Gundolf, Daniel Halévy). — F. Stössinger, Güte oder Vollkommenheit. (Zu A. Gides, „Schule der Frauen") — E. Möwe, Zu O. Flakes „Montijo".

Das Goetheanum X, 1 (4. Januar 1931): M. Bauer, Fragmente zu einer Biographie Christian Morgensterns. — X, 2 (11. Januar 1931): A. Steffen, Ueber Dantes Stil. — X, 4 (25. Januar 1931): W. Conradt, Ueber ein unbekanntes Gedicht Robert Hamerlings. — X, 5 (1. Februar 1931): R. Steiner, Dreyfus-Briefe. — X, 10 (8. März 1931): F. Krause, Franz Werfels „Reich Gottes in Böhmen". — X, 12 (22. März 1931): F. Lemmermayer, Eine österreichische Dichterin (Marie Eugenie delle Grazie). — X, 13 (29. März 1931): A. Steffen, Goetheanismus als Vorschule der Esoterik. — X, 14 (5. April 1931): A. Steffen, Goetheanismus als Vorschule der Esoterik (Fortsetzung). — E. Trummler, Olav Aukrust (Solrenning). — X, 15 (12. April 1931): A. Steffen, Goethes Geistgestalt. — X, 16 (19. April 1931): A. Steffen, Goethes Geistgestalt (Schluss). — X, 22 (31. Mai 1931): A. Fried, Rilkes Briefe aus den Jahren 1906—1907. — X, 25 (21. Juni 1931): Th. Maurer, Um Dantes Esoterik. — X, 31 (2. August 1931): F. Poeppig, Ein Ringen um die Geistgestalt Goethes. — A. Fels, Hundert Jahre Faust, II. Teil. — X, 32 (9. August 1931): A. Fels, Hundert Jahre Faust, II. Teil (Fortsetzung). — X, 33 (16. August 1931): A. Steffen, Blaise Pascal. — P. Reiche, André Gides „Schule der Frauen". — X, 36 (6. September 1931): A. Fels, Hundert Jahre Faust, II. Teil. — M. Steiner, Zum Erscheinen von Rudolf Steiners Geisteswissenschaftlichen Erläuterungen zu Goethes „Faust". — X, 37 (13. September 1931): H. W. Weissenborn, Der Schriftsteller vor dem Gewissen der Zeit. — X, 38 (20. September 1931): W. Schuchhardt, Wilhelm Raabe.

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 17: J. Petersen, Goethe und die deutsche Sprache. Rede bei Eröffnung der Danziger Goethe-Woche am 5. Oktober 1930. — W. Deubel, Goethe als Begründer eines neuen Weltbildes. — H. Kindermann, Goethes Menschengestaltung in seiner Frühzeit. — A. Vetter, Wahlverwandtschaft. — W. Vulpius, Zu August v. Goethes Gedächtnis. — H. Spiess, Philipp Christ. Kayser und Goethes Notenheft vom Jahre 1778. — W. Schultz, Die Charakterologie des grossen Menschen in den Gesprächen Goethes mit Eckermann. — H. Sitte, Zu Coudrays Pentazonium Vimariense. — Biehle, H., Goethe und die Stimmkunst. — W. Deetjen, O. Ed. Schmidt, E. Künstler, Kleine Mitteilungen. — F. Norman, Goethe und das heutige England. — W. Frels, Goethe-Schrifttum. — H. J. Moser, Goethes Dichtung in der neueren Musik. Festvortrag, gehalten am 28. Mai 1931.

Hochland XXVIII, 9 (Juni 1931): R. Guardini, Die Erkenntnis und der Kirchenlehrer in Dantes Göttlicher Komödie. — K. Muth, Sigrid Undsets integraler Realismus. — A. Hilckman, Frederi Mistral, provençalischer Regionalismus und abendländischer Föderalismus. — K. Muth, Luigi Valli. — XXVIII, 11 (August 1931): G. Heinrich, Zu Gertrud von le Forts Legende „Der Papst aus dem Ghetto". — H. Dahmen, Friedrich Gundolf. — K. Muth, E. M. Hamann †. — XXVIII, 12 (September 1931): K. Muth, Franz Herwig †.

Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft XXV, 3 (21. Juli 1931): A. Wellek, Der Sprachgeist als Doppelempfinder. — R. Unger, Gesammelte Studien (H. F. Rosenfeld). — F. Gundolf, Shakespeare (H. Herrmann). — S. V. Dragoi, 303 colinde cu text şi melodie (303 Weihnachtslieder mit Text und Melodie) (V. Gh. Luta).

Historische Zeitschrift Bd. 144, 1: L. Olschki, Der Brief des Presbyters Johannes. — F. Brie, Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur (W. Michael). — Bd. 144, 2: R. Stadelmann, Der historische Sinn bei Herder (G. Masur). Geoffrey of Monmouth, Historia Regum Britanniae, ed. by A. Griscom (W. Kienast). — E. Faral, La légende Arthurienne (W. Kienast). — N. Jorga, Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur (K. Schünemann).

Zeitschrift für Bücherfreunde XXIII, 3: L. Böck, Ein Altwiener Narrenkalender. — E. P. Goldschmidt, Eine Bibel aus der Hamburger Jakobskirche. — L. Töpfer, J. P. Lysers Fabeln- und Märchenbuch. — Homeyer und Neuburger, Nachrichten für Bücherfreunde (Neue Abälard-Funde. — Dante-Handschriften. — Die zweitgrösste Sammlung altspanischer Drucke. — Jacob Grimms Hausbüchel. — Zwei Selbstzeugnisse (R. Wagner und H. v. Hofmannsthal). — K. Arns, Englischer Brief. — O. Grautoff, Französischer Brief. — XXIII, 4/5: F. Neumeyer und P. Neuburger, Nachrichten für Bücherfreunde (Dichterhandschriften und -briefe, Kinderbücher aus aller Welt, Bibliographien). — Homeyer, Friedrich Gundolf, der Sammler. — K. Arns, Englische Studien. — M. M. Rossi, Italienischer Brief.

Rheinische Vierteljahrsblätter I, 2: Adolf Bach, Flurnamenforschung. — Wilhelm Will, Die zeitliche Schichtung der Flurnamen. — K. G. Walter Best, Flurnamenforschung im Rahmen der modernen Volkskunde, von Bach.

Zeitschrift für Ethnologie 62: G. Stahl, Zigarre, Wort und Sache.

Zeitschrift für Volkskunde. Neue Folge, Bd. II, 1/2: E. Fehrle, Das Lachen im Glauben der Völker. — E. Geramb, Eine Fragebogenantwort Erzherzog Johanns. — A. Haberlandt, Volkskundliches zur „Bauernhochzeit" P. Brueghels d. Aelt. — A. Jacoby, „Bis willekomm" und ähnliche Eingangsformen in Zauber- und Segenssprüchen. — O. Lauffer, Jungfernkranz und Brautkrone. — J. Meier, Der blaue Stein zu Köln, — P. Sartori, Erzählen als Zauber. — E. v. Schwartz, Die Fronleichnamsfeier in den Ofener Bergen. — Th. Siebs. Von Henne, Tod und Teufel. — W. Steller, Phol ende Wodan. — C. W. von Sydow, Lucia und das Christkindlein. — A. Wirth, Das dörfliche Gemeinschaftsleben in Anhalt. — J. Bolte, Texte zu militärischen Signalen und Märschen. — M. Friedlaender, Neues zum Lied vom Krambambuli. — Th. Frings, Deutsch Karch „Wagen", französisch charrue „Pflug". — H. Hepding, Eine niederrheinische Schlüsselinschrift. — J. Klapper, Die soziale Stellung des Spielmanns im 13. und 14. Jahrhundert. — K. Krohn, Die ältesten gedruckten Märchen im Finnischen. — L. Mackensen, Das Märchen von der getreuen Frau in Pommern. — V. Schirmunski, „Des Schlächters Töchterlein" in neuen Aufzeichnungen. — F. Panzer, Zur Wielandsage. — K. Schulte-Kemminghausen, Westfälische Kinderspiele aus dem Nachlass der Brüder Grimm. — A. Taylor, The proverbial formula „Man soll". — F. Wrede, Uebersetzungswörter. — F. Karg, Scherzbildungen zu mitteldeutschen Ortsnamen. — F. v. d. Leyen, Die germanische Runenreihe und ihre Namen. — R. Mielke, Das rote Meer.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde IX, 1/2: R. Hünnerkopf, Zur altgermanischen Namengebung. — A. Becker, Um Kindersegen. Zur Volkskunde und Religionsgeschichte des Trierer Tempelbezirks im Altbachtal. — H. Tardel, Bremen im Volksreim und Volkslied. — W. Mitzka, Norddeutsche Bootsarten. — W. Pessler, Volkstumgeographisches aus Niedersachsen auf Grund der Erhebungen des Volkskunde-Atlasses I—II. — K. Pirk, Wortstudien zum ostpommerschen Haus. — A. Schmidtmayer, Die Abstammung der Buren. — H. Tardel, Sprüche der Silberarbeiter.

Schweizer Volkskunde 21, 4: Volkskundliche Erhebungen: Nikolaustag, Weihnacht. Neujahrs- und Dreikönigstag, Lichtmess, Fastnacht. — Abwehrzauber. — Kettenbriefe. — 5: Das Trachtenfest in Genf. — 6: Enquête en vue de la première Exposition internationale d'Art populaire à Bern en 1934.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 31, 2: J. Bertrand, Le théâtre populaire en Valais (suite et fin). — H. Bächtold-Stäubli, Hausinschriften im deutschen Teile des Kantons Freiburg.

F. F. Communications edited for the folklore fellows XXXIII, 2, Nr. 95: Hans Honti, Volksmärchen und Heldensage.

Leuvensche Bijdragen XXIII, 1: J. L. Pauwels, De Bunzing in de Zuidnederlandsche Dialecten. — Jos. J. Gielen, Over Beatrijs. — Raph. Kreemers, Anglic. Het jongste sisteem voor de vereenvoudiging der engelse spelling. — XXIII, 2: L. Goemans, Een zonderling verschijnsel van het hiaatvulling door *j* in een Zuidnederlandsch dialect. — J. L. Pauwels, Substantieven met een dubbel Grammatisch geslacht. — J. Gessler, Une nouvelle édition du „Livre des Mestiers" et de ses principaux dérivés.

Digitized by Google

Acta Philologica Scandinavica 6, 2: A. Hansen, Om Kvantitetsudviklingen i dansk Rigssprog. — S. Nordal, Icelandic Notes. — M. Olsen, Valhall med de mange dörer. — Brøndum-Nielsen, Om Problemet *lykil* : *nykil* — Ders., Studier i dansk Lydhistorie. XVI. Om ln-Assimilationen. — Jón Helgason, Til Skjaldedigtningen. — S. Skúlason, „At láta fyr(ir) róda". — H. Andersen, Om Ordet *Honning* i Gammeldansk. —

Nysvenska Studier 11, 3/4: R. Ljunggren, Till användningen av *det*. — O. v. Friesen, Ord för *kväll* och *morgon* i några svenska ortnamn. — J. E. Hylén, Jambisk trimeter i vårt språk. — R. Pipping, Varför har Stiernhielm kallat sin svenska ordbok en *fatebur*?

De Nieuwe Taalgids 24, 4: A. van Lint-Jan, De twee dialecten van Guido Gezelle. — Ph. J. Simons, Anatomie. — E. Blancquart, Voer een fonetiske beschrijning van het modern Nederlands. — T. S. Jansma, Braam in spreekworden. — 5: A. W. de Groot, De wetten der phonologie en hun beteekenis voor de studie van het nederlands. — S. M. Noack, Frederik van Eeden en Henriette Roland Holste. — J. E. van der Laan, Buffon, Geel en de stijl.

Danske Studier 1931, 1/2: Inger M. Boberg, Stevns Gravhøje i Sagnoverleveringen. — G. Sarauw, Holbergs Jean de France og Fonwisins Brigaderen. — A. F. Schmidt, Wilhelm Mannhardt og Danmark. — M. Kristensen, Bidrag til Dansk Ordhistorie. — Fr. Orluf, Hærormene fra Lindholm og Kragehul. — Fra Sprog og Litteratur: Om „Kærlighed uden Strømper" — En dansk-svensk Parallel — Til Store-Rygbjerg-Stenen.

Archiv für das Studium der Neueren Sprachen 159, 3. und 4. Heft (Juni 1931): A. H. Krappe, Zur Wielandsage. — O Stolz, Das Wort „Sommerfrische". — L. Jutz, Zur Willehalm-Ueberlieferung in Tirol. — H. Richter, Blake und Hamann (Schluss). — W. Horn, Grundsätzliches zur neuenglischen Lautlehre. — H. Hecht, Fr. Gundolfs Shakespeare. — L. Pfandl, Studien zu Juan de la Cueva. — G. Rohlfs, Altertümliche Futur- und Konditionalformen im Bearnischen. — Kleinere Mitteilungen: W. Jokisch, Kleine Hebbel-Probleme. — K. Muley, Das westliche Gesicht der türkischen Sprache. — E. Weber, Zum Alter der Runenschrift. — W. Jaager, Zu ags.-lat. scapha = kleines Schiff. — Ph. A. Becker, Der grüne Ritter. — M. Weinbaum, Zur Zusammenarbeit von Historie und Philologie. — O. Schultz-Gora, Afrz. *des* und *as* vor einem Infinitiv. — G. Rohlfs, franz. *piller*, ital. *pigliare*. — G. Rohlfs, franz. *brûler*, ital. *bruciare*. — P. Tesdorpf, H. de Régnier's „Odelette IV". — Beurteilungen: M. Sommerfeld, Deutsche Barocklyrik (H. Lechner). — V. Moser, Frühnhd. Grammatik (L. Jutz). — Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors, VIII: A. Mr. W. Söderhjelm à l'occasion de son 70e anniversaire (H.-F. Rosenfeld). — Hartmann v. Aue, Gregorius, hrsg. von Herm. Paul (H. F. Rosenfeld). — Ph. Aronstein, Das englische Renaissancedrama (K. Brunner). — P. J. Oakden, Alliterative poetry in Middle English (A. Brandl). — A. Brandl, Die Lehre vom dichterischen Erlebnis, angewendet auf die englische Literaturgeschichte (J. Speck). — F. Pützer, Prediger des englischen Barock, stilistisch untersucht (H. Papajewski). — R. Plate, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache (G. Rohlfs). — E. Küchler, Das Stadterlebnis bei Verhaeren (F. Rauhut). — H. Platz, Deutschland und Frankreich (M. Kuttner). — J. Saroïhandy, La Pastorale de Roland. Texte basque établi à l'aide de plusieurs manuscrits (G. Rohlfs). — H. Meier, Beiträge zur sprachlichen Gliederung der Pyrenäenhalbinsel und ihrer historischen Begründung (W. Meyer-Lübke). — A. R. Nykl, A compendium of Aljamiado literature, containing: Rrekontamiento del Rrey Ališandere (W. Mulertt). — J. C. Ransmeier, A Spanish Recognition Grammar (W. Mulertt).

Die Neueren Sprachen XXXIX, 5 (Juni 1931): W. Küchler, Streifzüge durch die spanische Comedia. — E. von Jan, François Mauriac. — H. Bock, George Moore, The Brook Kerith. — Besprechungen: Fr. Bruns, Die amerikanische Dichtung der Gegenwart (Fr. Kellermann). — P. Hartig und W. Schellberg, Handbuch der Amerikakunde (Fr. Kellermann). — Deutsche Literatur (W. Küchler). — R. H. Fife, A Summary of Reports on the Modern Foreign Languages (K. Ehrke). — K. Silex, John Bull zu Hause — der Engländer im täglichen Leben (B. Cron). — H. Heiss, Die Romantik in den romanischen Literaturen (Fr. Schalk). — H.-Fr. Amiel, Pages choisies du Journal intime, hrsg. von W. Kalthoff (E. Merian-Genast). — J. Huber, Katalanische Grammatik (W. Giese). — H. Urtel, Beiträge zur portugiesischen Volkskunde (E. Richter). — XXXIX, 6 (August 1931): Chr. Sénéchal, Chronique des Lettres françaises. — E. Pichon und K. Koebe, Ueber den Gebrauch von soi im heutigen Französisch. — J. Libis, Wop. — E. K. Chambers, William Shakespeare (M. J. Wolff). — H. Richter, Lord Byron, Persönlichkeit und Werk (W. Fischer). — H. G. Wells, The Autocracy of Mr. Parham (M. Schütt). — G. Lote, En préface à „Hernani". Cent ans après (W. Kalthoff). — K. Ettmayer, Analytische Syntax der französischen Sprache (M. Regula). — J. Huber, Praktisches Lehrbuch des Portugiesischen mit Berücksichtigung des brasilianischen Sprachgebrauchs (W. Giese). — A. Tilgher, La poesia napoletana, 1880—1930 (J. Chroust).

Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 7/8 (Juli/August 1931): W. A. Berendsohn, Der Stand der Kalevala-Forschung. — L. Thon, Wortwiederholung als Kunstmittel. — M. Freundlieb, R. M. Rilke: Die Aufzeichnungen der Malte Laurids Brigge. — G. Beselaer, Der Ursprung der Burensprache oder des „Afrikaans". — W. F. Schirmer, Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der englischen Barockliteratur. — E. von Jan, Voltaire und die Gegenwart. — Kleinere Beiträge. — Bücherschau. — XIX, 9/10 (September-Oktober 1931): F. Seebass, Clemens Brentano in der neueren Forschung. — W. Krogmann, Die persönlichen Beziehungen in Goethes Schauspiel mit Gesang „Claudine von Villa Bella". — K. Vancsa, Das Grillparzerbild der Gegenwart. — K. Wais, Die pessimistische Literaturgeneration von 1880. — H. Gumbel, Norden und Osten als Wesenspole in der nordischen Psychologie. — F. Rauhut, Fragen und Ergebnisse der „Pathelin"-Forschung. — E. Jenal, Heinrich v. Kleist und Wolfgang Menzel. — F. R. Schröder, Bücherschau.

Neuphilologische Monatsschrift II, 7/8 (Juli/August 1931): G. Goetze, Ueber den h-Missbrauch in den englischen Mundarten. — E. Schmidt, Das Zeitgeschichtliche und Allgemein-Menschliche in Molières „Menschenfeind". — M. Kuttner, Ein neues wissenschaftliches Fortbildungsmittel (Besprechung von Ch. Glausers, Gedanke und Ausdruck, Teil I: Darstellung der sprachlichen Ausdrucksmittel des Französischen.) — II, 9 (September 1931): C. S. Gutkind, Bemerkungen zur Struktur der modernen französischen Wirtschaftssprache. — Ph. Aronstein, John Masefield. — H. Luxenburger, *Ad* (à) als Präfix bei Verbalsubstantiven auf *-tion* und als Präposition im Französischen. — E. Hemken, Dynamik der Landschaften Nordenglands.

Neophilologus XVI, 4 (1931): K. Sneyders de Vogel, Histoire d'une inscription. — K. Sneyders de Vogel, „Le cercle dont le centre est partout, la circonférence nulle part" et le *Roman de la Rose*. — E. Fey, Nationale Tradition der „Comedia" bei A. García Gutiérrez. — H. Sparnaay, Feimurgân. — J. A. M. Rijk, Drei bisher unveröffentlichte Briefe an Goethe. — F. T. Wood, The celebrated Mrs. Centlivre. — A. G. van Hamel, De jongste studiën over Ijsland. — O. Görner, Amor est passio quaedam innata procedens ex visione. — E. Herkenrath, Zwei politische Gedichte der Stauferzeit. — Buchbesprechungen: Le livre de la Passion, p. p. G. Frank (K. Sneyders de Vogel). — O. Parwulski, Victor Gelu (B. H. J. Weerenbeck). — H. F. Muller, A Chronology of Vulgar Latin (A. W. de Groot). — R. Menéndez Pidal, La España del Cid, II. — G. Müller, Aus mittelenglischen Medizintexten (A. E. H. Swaen). — E. Vinaver, Malory (A. E. H. Swaen). — R. Kempner, Raleighs staatstheoretische Schriften (P. F. van Draat). — W. Ebisch und L. L. Schücking, A Shakespeare Bibliography (A. E. H. Swaen). — E. G. Jacob, Daniel Defoe, Essay on Projects (A. E. H. Swaen). — A. S. Borgman, Thomas Shadwell (A. E. H. Swaen). — L. Simon-Baumann, Die Darstellung der Charaktere in George Eliots Romanen (G. A. Dudok). — M. Wildi, Arthur Symons als Kritiker der Literatur. — The Symposium, a critical review (A. Perdeck).

The Modern Language Review XXVI, 3 (Juli 1931): R. W. Chambers, Some Sequences of Thought in Shakespeare and in the 147 Lines of „Sir Thomas More". — S. A. Small, „The Jew". — A. Tilley, Lamartine's "Méditations poétiques". — M. F. Richey, Ither von Gaheviez. — A. H.

Digitized by Google

Smith, Þeodric in "Widsith" and the Rök Inscription. — P. C. Ghosh, Cleopatra's Death in Chaucer's "Legende of Gode Wommen". — M. Day, "Din" and "Doom" in "Piers Plowman" A, II, 183. — S. H. Atkins, Certain of Sir Thomas More's Epigrams translated by Stanihurst. — E. Boswell, Footnotes to Seventeenth-Century Biographies. — L. E. Kastner, On Some Verses of William of Poitiers. — G. W. Spink, J. C. von Zedlitz and Byron. — Reviews: Byrhtferth's Manual, ed. by S. J. Crawford (R. Steele). — The Junius Manuscript, ed. by G. P. Krapp (W. J. Sedgefield). — Sir Sidney Lee, Elizabethan and other Essays, ed. by F. S. Boas (Ch. J. Sisson). — A. Bosker, Literary Criticism in the Age of Johnson (H. Jenkins). — F. Ruchon, J. A. Rimbaud (P. M. Jones). — A. Pucci, Le Noie, ed. by K. McKenzie (E. G. Gardner). — R. M. MacAndrew, Naturalism in Spanish Poetry (E. A. Peers). — H. B. Richardson, An Etymological Vocabulary to the Libro de Buen Amor of Juan Ruiz; J. M. Aguado, Glosario sobre Juan Ruiz (W. J. Entwistle). — E. A. Peers, Studies of the Spanish Mystics, II. (W. J. Entwistle). — H. A. Korff und W. Linden, Aufriss der deutschen Literaturgeschichte (F. Norman). — L. A. Willoughby, The Classical Age of German Literature; The Romantic Movement in Germany; M. Montgomery, Studies in the Age of Goethe (J. G. Robertson). E. Castle, Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte III, 4—6 (G. Waterhouse). — J. Haantjes, Gysbert Japicx (W. D. Robson-Scott). — N. Molin, Shakespeare och Sverige (J. G. Robertson). — Short Notices: Annual Bibliography of English Language and Literature X, ed. by M. S. Serjeantson. — The Year's Work in Modern Language Studies I, ed. by W. J. Entwistle. — J. W. Mackail, The Approach to Shakespeare. — Lavater, Of Ghostes and Spirites, ed. by J. D. Wilson. — A Swinburne, Atalanta in Calydon, ed. by G. Lafourcade. — A. R. Chisholm, The Art of A. Rimbaud. — B. M. Woodbridge, Le roman belge contemporain. — Deutsches Dante-Jahrbuch, XII. — P. Piur, Cola di Rienzo. — Spain and Spanish America in the Libraries of the University of California, II. — H. Drube, Hartmann und Chrétien. — E. Reicke, W. Pirckheimer. — A. D. Reque, Ibsen, Björnson, Strindberg devant la critique française. — D. Crane, Johannes Secundus.

PMLA (Publications of the Modern Language Association of America) XLVI, 2 (Juni 1931): W. E. Leonard, The Recovery of the Metre of the Cid. — W. P. Jones, The Jongleur Troubadours of Provence. — R. Levy, Old French Goz and Crestiiens Li Gois. — R. D. Cornelius, *Le Songe du Castel.* — G. Frank, Popular Iconography of the Passion. — M. E. Temple, Pythagorean Echoes in the Savoy and French Political Ethics and Art of the XV th and XVI th Centuries. — J. E. Gillet and E. B. Williams, *Tragedia de los Amores de Eneas y de la Reyna Dido.* — S. F. Will, The Dedication and Rededication of Ronsard's *Hymne de la Mort.* — W. L. Bullock, A Cinquecento Meaning of the word *Romanzo.* — H. M. Martin, The Perseus Myth in Lope de Vega and Calderon withs Some Reference to their Sources. — H. E. Haxo, Pierre Bayle et Voltaire avant les *Lettres Philosophiques.* — H. St. Schwarz, Jacques Autreau, a forgotten dramatist. — E. E. Rovillian, Sur le *Zadig* de Voltaire; quelques autres influences. — C. D. Brenner, Henri IV on the French Stage in the XVIIIth Century. — J. Canu, Les *Tableaux* de la France. — G. W. Whiting, Volpone, Herr von Fuchs and Les Heritiers Rabourdin. — D. C. Cabeen, Saint-Simon and Proust. — Th. W. Bussom, Marcel Proust interpreted through his Letters.

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXX, 6 (1931): P. Dubray, André Gide. — H. Eggert, Sinn und Bedeutung von A. Gides Roman „Les Faux-Monnoyeurs". — W. Mönch, Der acte gratuit und das Schicksalsproblem bei André Gide und Aldous Huxley. — K. Weissgräber, Staat und Volk bei John Drinkwater. — O. Kammann, A. Gide nach den „Morceaux Choisis". — Besprechungen: Romanische Sprachwissenschaft (u. a. W. Hankel, J. Anglade, H. Sensine, C. Appel, E. Koschwitz, Buscherbruck) (E. Seifert). — E. Lerch, Historische französische Syntax, II (F. Strohmeyer).

The Journal of English and Germanic Philology XXX, 2 (April 1931): A. Senn, A Contribution to Gothic-FinnishRelations. — C. M. Lotspeich: Notes on the Personal Pronouns in Germanic. — E. J. Howard, Old English Tree Climbing: *Christ* vv. 678—79. — A. M. Sturtevant, Notes on Old Norse Phonology. — A. Steiner, Noch einmal zum „Liebesgruss". — J. H. P. Pafford, Bale's *King John.* — W. G. Rice, The Sources of Fulke Greville's *Alaham.* — R. F. Jones, The Attack on Pulpit Eloquence in the Restoration: An Episode in the Development of the Neo-Classical Standard for Prose. — R. D. Havens: *Rosalind and Helen.* — A. T. Gustafson, English Influences in Fredrika Bremer, I. — A. Burkhard, The Language of Detlev v. Liliencron's Lyrics and Ballads. — Reviews: Studies in Honor of Hermann Collitz (C. A. Williams). — F. W. Bradley, The Semantic Development of the German Verbal Suffix *-zen* (J. F. Goodloe). — A. Thórgilsson, The Book of the Icelanders (L. M. Hollander). — L. Heggstad, Gamalnorsk Ordbok Med Nynorsk Tyding (G. T. Flom). — F. Karg, Syntaktische Studien (A. J. F. Zieglschmid). — Fr. Wilhelm, Corpus der Altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300 (C. Selmer). — V. J. Brøndum-Nielsen, Gammeldansk Grammatik I Sproghistorisk Fremstilling (G. T. Flom). — B. D. Brown, A Study of the Middle English Poems Known as the Southern Passion (M. B. Ruud). — H. Lüdeke, Die Funktionen des Erzählers in Chaucers epischer Dichtung (H. S. V. Jones). — W. P. Cumming, The Revelations of Saint Birgitta (B. D. Brown). — H. Bindewald, Die Sprache der Reichskanzlei zur Zeit König Wenzels (D. B. Shumway). — K. Prause, Deutsche Grussformeln in neuhochdeutscher Zeit (E. Roedder). — H. E. Rollins, The Pepys Ballads (H. M. Belden). — A. H. Krappe, Etudes de Mythologie et de Folklore Germaniques (G. O. Arlt). — Andreas Gryphius, Catharina von Georgien, hrsg. von W. Flemming (M. B. Evans). — H. F. Fletcher, Milton's Rabbinical Readings (J. A. Montgomery). — G. Williamson, The Donne Tradition (A. H. Nethercot). — A. Warren, Alexander Pope as Critic and Humanist (C. A. Moore). — P. Dottin, The Life and Strange and Surprising Adventures of Daniel De Foe (A. W. Secord). — H. Schück och K. Warburg, Illustrerad Svensk Litteraturhistoria (A. B. Benson). — C. Thomas, Goethe (W. A. Cooper). — Jean Pauls Sämtliche Werke, hrsg. von E. Berend (Th. Geissendoerfer). — E. Alker, Franz Grillparzer. Ein Kampf um Leben und Kunst (J. L. Kind). — P. Thorson, Maalet I Nordaust-Ryfylke. Umrit av Ljodlära (G. T. Flom). — Qualiscunque Descriptio Islandiae, hrsg. von F. Burg (C. A. Williams). — M. Roberts, Henry Jame's Criticism (C. P. Kelley). — E. Voigt, Die Music-Hall Songs und das öffentliche Leben Englands (H. M. Belden). — A. C. Mahr, Dramatische Situationsbilder und Bildtypen (T. M. Campbell). — A. Lotz, Sklaverei, Staatskirche und Freikirche (J. G. Randall). — H. Slochower, Richard Dehmel, Der Mensch und der Denker (F. Bruns).

Anglia LV, 3 (Juli 1931): P. Meissner, Die rationalistische Grundlage der englischen Kultur des 17. Jahrhunderts. — F. T. Wood, The Beginnings and Significance of Sentimental Comedy.

Beiblatt zur Anglia XLII, 7 (Juli 1931): K. Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache (Ekwall). — E. Sievers, Zur englischen Lautgeschichte (Ekwall). — Studies in Philology, ed. by K. Malone and M. B. Ruud (Holthausen). — A. Mawer and F. M. Stenton, The Place-Names of Sussex (Preusler). — R. Hoops, Der Begriff „Romance" in der mittelenglischen und frühneuenglischen Literatur (Karpf). — Chr. Spruch, Die Verwendung der Mundart bei Rudyard Kipling (Karpf). — M. Carey, The Wakefield Group in the Towneley Circle (E. Fischer). — Des Haushälters Erzählung aus den Canterbury-Geschichten Gottfried Chaucers, hrsg. von G. Plessow (Lange). — J. Vriend, The Blessed Virgin Mary in the Medieval Drama of England (Hedbavny). — Fr. Mezger. Der Ire in der englischen Literatur bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts (Meissner). — G. Moore, Celibate Lives (A. Eichler). — F. Holthausen, Berichtigung und Nachtrag. — XLII, 8 (August 1931): H. Richter, Lord Byron, Persönlichkeit und Werk (Eichler). — H. Dörken, Lord Byrons Subjektivismus in seinem Verhalten zur Geschichte (Eichler). — B. Fehr, Die englische Literatur der Gegenwart und die Kulturfragen unserer Zeit (Schirmer). — J. Nettesheim, Die innere Entwicklung des englischen Romantikers S. T. Coleridge (Meissner). — F. Roeder, Typologisch-chronologische Studien zur Völkerwanderungszeit. I. Die sächsischen Spielarten der provinzial-römischen Zwiebelknopffibel (Gummel). — F. Bruns, Die amerikanische

Digitized by Google

Dichtung der Gegenwart (Lüdeke). — F. Holthausen, *Onsœl meoto*. — F. Holthausen, Zu Nic. Udalls Ralph Roister Doister. — F. Holthausen, Die neunte Woge. — H. Matthes, A wol fair cloth. — W. Fogg, American Pronunciation. — H. Lüdeke, American Pronunciation. — XLII, 9 (September 1931): M. Cahen und M. Olsen, L'inscription runique du coffret de Mortain (Holthausen). — Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (Holthausen). — The Eclogues of Alexander Barclay, ed. by B. White (Ekwall). — The Prologues and Epilogues of William Caxton, by W. J. B. Crotch (Ekwall). — Byrhtferth's Manual (A. D. 1011), ed. by S. J. Crawford (Ekwall). — The Revelations of Saint Birgitta, ed. by W. P. Cumming (Ekwall). — W. Nevill, The Castell of Pleasure, by R. D. Cornelius (Ekwall). — The Apologye of Sir Thomas More, Knyght, ed. by A. J. Taft (Ekwall). — W. Papenheim, Die Charakterschilderungen im „Tatler", „Spectator" und „Guardian". (Meissner). — E. Groth, Shakespeares „Feuriges Rad" des tragischen Schicksals. — H. Mutschmann, Praktische Phonetik des Englischen (Preusler).

Englische Studien 66, 1 (August 1931): Fr. Klaeber und J. Hoops, Altenglisch *ealuscerwen* und kein Ende. — R. C. Bald, The Development of Greek and Mediaeval English Drama: A Comparison. — F. Wood, Strolling Actors in the Eighteenth Century. — M. Alekseev, Zur Entstehungsgeschichte der *Dramatic Idyls* von Robert Browning. — Besprechungen: Schöffler, Neues Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Erster Teil: Englisch-deutsch. Zweiter Teil: Deutsch-englisch, von M. Gassmeyer und R. Manig (A. Schröer). — H. Mutschmann, Praktische Phonetik des Englischen. — E. Kruisinga, An Introduction to the Study of English Sounds (A. C. Dunstan). — Haigh, A New Glossary of the Huddersfield Dialect. — Pease, A Glossary of the Dialect of the North Riding (J. E. Oxley). — Chaucer, De Vertellingen van De Pelgrims naar Kantelberg, rendered metrically into Dutch by A. J. Barnouw (P. Fijn van Draat). — O. F. Emerson, Chaucer, Essays and Studies (J. Koch). — Michelson, The Jew in Early English Literature (E. Eckhardt). — Schirmer, Der englische Frühhumanismus (Fr. Brie). — Nathan, Sir John Cheke und der englische Humanismus (P. Meissner). — Eckhardt, Das englische Drama im Zeitalter der Reformation und der Hochrenaissance. — Vorstufen, Shakespeare und seine Zeit. — Derselbe, Das englische Drama der Spätrenaissance. — Shakespeares Nachfolger (A. Eichler). — Thorp, The Triumph of Realism in Elizabethan Drama, 1558—1612 (E. Eckhardt). — Shakespeare-Jahrbuch, Bd. 66, hrsg. von W. Keller (A. Eichler). — Shakespeares Sonette, übertragen von K. Hauer (M. J. Wolff). — Michels, Barockstil bei Shakespeare und Calderon (E. Eckhardt). — Tannenbaum, Shakespeare and "Sir Thomas Moore" (E. Eckhardt). — A. Nicoll, A History of Restoration Drama. — Derselbe, A History of Early Eighteenth Century Drama. — Derselbe, A History of Late Eighteenth Century Drama. — Derselbe, A History of Early Nineteenth Century Drama (Fr. T. Wood). — Dobrée, Restoration Comedy. — Derselbe, Restoration Tragedy. — Lynch, The Social Mode of Restoration Comedy. — Bateson, English Comic Drama (1700—1750). — Thaler, Shakespeare to Sheridan. A Book about the Theatre (F. T. Wood). — Stevens, Types of English Drama, 1660—1780. — The Plays of William Wycherley, ed. by M. Summers. — The Country Wife *and* The Plain Dealer, ed. by G. B. Churchill. — V. de Sola Pinto, Sir Charles Sedley, 1639—1701. — A. S. Borgman, Thomas Shadwell, his life and comedies. — Three Plays by Nicholas Rowe, ed. by J. R. Sutherland. — The Plays and Poems of Richard Brinsley Sheridan, ed. by R. Cr. Rhodes. — Eighteenth Century Plays, selected and ed. by J. Hampden (Fr. T. Wood). — A. Nicoll, Dryden as an Adaptor of Shakespeare. — D. N. Smith, Shakespeare in the Eigteenth Century (Fr. T. Wood). — D. Cr. Taylor, William Congreve. — Butler, Sheridan, a Ghost Story (Fr. T. Wood). — Croissant, Studies in the Works of Colley Cibber. — Senior, The Life and Times of Colley Cibber. — Habbema, An Appreciation of Colley Cibber, Actor and Dramatist (Fr. T. Wood). — Caskey, The Life and Works of Edward Moore. — Belden, The Dramatic Work of Samuel Foote (Fr. T. Wood). — O. Goldsmith, New Essays, ed. by R. S. Crane. — O. Goldsmith, The Good-Natur'd Man, ed. by R. Herring. — O. Goldsmith, She Stoops to Conquer, ed. by R. Herring (Fr. T. Wood). — Spindler, Robert Browning und die Antike (Fr. Brie). — The Eighteen-Eighties, ed. by W. de la Mare (K. Arns). — Ward, Twentieth-Century Literature (K. Arns). — McGreevy, Thomas Stearns Eliot (K. Arns). — Dole, Politics and Literature (K. Arns). — Humanism and America, Essays, ed. by N. Foerster (H. A. Pochmann). — Miszellen: Fr. Karpf, Ein eigentümlicher Pronominalgebrauch. — Fr. Karpf, Die Lektüre einer englischen Landedelfrau im 17. Jahrhundert. — J. Hoops, Charles Harold Herford (1853—1931).

Philological Quarterly X, 2 (April 1931): S. A. Tannenbaum, How not to edit Shakespeare: a review. — A. Burkhard, The beginnings of the New Poetic Language in Germany. — E. M. Denkinger, Some Renaissance References to *Sic Vos Non Vobis*. — R. J. Menner, Middle English "Lagmon" (Gawain 1729) and Modern English "Lag". — A.-J. Dickman, *Le Temps est un songe* et *La Nouvelle Héloïse*. — R. S. Crane, English Literature, 1660—1800: A current Bibliography. — Book Reviews: C. F. Tucker Brooke, The Life of Marlowe and the Tragedy of Dido, and U. M. Ellis-Fermor, Tamburlaine the Great (B. Maxwell). — R. Levy, The Astrological Works of Abraham ibn Ezra (F. Cantera). — E. M. W. Tillyard, Milton, and H. Fetcher, Milton's Rabbinical Readings (E. N. S. Thompson).

English Studies XIII, 4 (August 1931): B. A. P. van Dam, R. Greene's *Alphonsus*. — J. P. Oakden, Alliterative Poetry in Middle English (W. van der Gaaf). — H. Wiencke, Die Sprache Caxtons (H. J. van der Meer). — O. E. Winslow, Low Comedy as a Structural Element in English Drama (H. de Groot). — S. Brooke, Melanthe, ed. by J. S. G. Bolton (M. Praz). — F. Mezger, Der Ire in der englischen Literatur bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts (A. G. van Hamel). — M. F. Liddell, Irland (A. G. van Hamel). — Herrig-Förster, British Classical Authors; A. G. van Kranendonk, Contemporary English Prose (R. W. Zandvoort). — L. L. Schücking, Anthology of Modern English Poetry (W. van Doorn).

The Review of English Studies VII Nr. 28 (Oktober 1931): M. St. Byrne and G. S. Thomson, "My Lord's Books", The Library of the Second Earl of Bedford. — W. G. Moore, Robert Copland and his *Hye Way*. — F. Yates, John Eliot's *Ortho-epia Gallica*. — M. Eccles, Middleton's Birth and Education. — R. W. Bond, Addendum on Lyly's Songs. — S. J. Crawford, Beowulfiana. — M. S. Serjeantson, Middle English *-ong* < *-ung*. — B. Evans, Thomas Fuller at Broadwindsor. — M. C. Deas, Rowland Woodward, the Friend of Donne. — G. Tillotson, Further Note on Ashmole M S 767. — L. D. Smith, Sir Thomas Browne. — Reviews: A. Mawer and F. M. Stenton, The Place-Names of Sussex (P. Gurrey). — G. C. Heseltine, Rolle (D. Everett). — H. Wiencke, Die Sprache Caxtons (W. J. B. Crotch). Prediche di Savonarola, ed. Cognasso (M. Praz). — More's *Utopia*, by W. E. Campbell (H. S. Bennet). — More's *Apologye*, ed. A. J. Taft (H. S. Bennet). — The Wheel of Fire, by G. W. Knight (M. St. C. Byrne). — Shakespeare-Jahrbuch, Bd. 66 (R. B. McKerrow). — Daniel's *Poems*, ed. Sprague (W. L. Renwick). — The Student's Milton, ed. F. A. Patterson: Reference Guide to Milton, by D. H. Stevens: Use of the Bible in Milton's Prose, by H. F. Fletcher: L. Racine's Life of Milton (D. Saurat). — The Golden Grove, ed. L. P. Smith (V. de S. Pinto). — Poems of Lovelace, ed. C. H. Wilkinson (F. S.). — Poems of Sidney Godolphin, ed. W. Dighton (G. C. M. Smith). — Abraham Cowley, by A. H. Nethercot (J Sparrow). — Swift's *Tale of a Tub*, ed. E. Hodnett (H. Williams). — Ballad Books and Ballad Men, by S. B. Hustvedt (F. Sidgwick). — Brooke's *Lady Julia Mandeville*, ed. Poole (E. C. B.). — J. M. Murry, Studies in Keats (E. J. Morley). — H. V. Routh, England under Victoria (C. Davies). — K. Steuerwald, Die Londoner Vulgärsprache bei Thackeray (P. H. Reaney). — F. L. Lucas, Eight Victorian Poets (M. Sh. C. Byrne). — W. H. Dunn, Froude and Carlyle (J. B. Leishman). — E. Hamer, The Metres of English Poetry (N. R. Tempest). — B. Groom, A Literary History of England (H. E. A. Northcott). — H. Kurath, American Pronunciation; T. Larsen, F. C. Walker, Pronunciation, A Guide to American Standards (J. H. G. Grattan). — W. Ebisch and L. L. Schücking, A Shakespeare Bibliography (G. B. Harrison). — Short Notices. — H. W. Husbands, Summary of Periodical Literature.

Digitized by Google

The Scientific Monthly (Juli 1931): P. F. Eddy, Insects in English Poetry. I. — (August 1931): P. F. Eddy, Insects in English Poetry. II.

Die neue Erziehung XIII, 7 (Juli 1931): W. Lehmbecker, Bernard Shaw's Ansichten über Erziehung.

Zeitschrift für Romanische Philologie LI, 4/5 (1931): J. Benzing, Zur Geschichte von *ser* als Hilfszeitwort bei den intransitiven Verben im Spanischen. — J. Brüch, Zu Gamillschegs Etymologischem Wörterbuch. — E. Glässer, Grundlegendes zum Satzproblem. — P. S. Pasquali, Svizz., rom. *ęrbá* „autunno". — Piem., lig. *maramán* „subito!; un momento!" — E. Gamillscheg, Zu frz. *gibier*. — E. Walberg, Bemerkungen zum Text der Vie de saint Thomas le Martyr von Guernes von Pont-Sainte-Maxence. — K. Lewent, Textkritische Bemerkungen zu den Liedern des Peire Bremon Ricas Novas (ed. Boutière). — O. Schultz-Gora, Der Trobador Peire Bremon lo Tort. — Besprechungen: F. Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900, tome VI (W. v. Wartburg). — Histoire littéraire de la France, tome XXXVI (L. Karl). — Studi di filologia italiana. Bullettino della R. Accademia della Crusca, volume II (B. Wiese). — Giornale storico della Letteratura Italiana. Anno XLVIII, vol. XCV, fasc. 1—3. Anno XLVIII, vol. XCVI, fasc. 1—2. Vol. XCVI, fasc. 3 (B. Wiese).

Volkstum und Kultur der Romanen IV, 3: H. Spanke, Zu den Gedichten Walters von Châtillon. — M. L. Wagner, Zum Judenspanischen von Marokko. — H. Messerschmidt, Haus und Wirtschaft in der Serra da Estrêla (Schluss). — E. Eggli, L'„Érotique comparée" de Charles de Villers (H. Tiemann). — F. García Mercadal, La casa popular en España (F. Krüger). — J. Escobedo, G. Alberú, La Universidad de Canarias (W. Giese). — M. L. Wagner, Caracteres generales del judeo-español de Oriente (K. Levy).

Romania LVI, Nr. 223 (Juli 1930): J. J. Salverda de Grave, Sur l'évolution des consonnes en italien. — J. Ṣiadbei, Le sort du prétérit roumain. — A. Långfors, Deux traités sur l'amour tirés du manuscrit 2200 de la Bibliothèque Sainte-Geneviève. — L. Foulet, Nouvelles notes sur le texte de Villon. — M. Roques, *Pescher au mail* et autres antiphrases ironiques; pour le commentaire du *Comte d'Anjou* de Jehan Maillart. — G. S. Colin, Siglāṭūn (addition à *Romania* LVI, 178 sq.). — E. de Rivals, A propos de Pons d'Ortaffa. — A. L. Foulet, Les *Mémoires* de Philippe de Novare sont-ils un plaidoyer? — M. Liebermann, Table de concordance des cotes des manuscrits de Gerson. — E.-R. Labande, *Amadas et Ydoine*, ed. J. R. Reinhard. — Comptes rendus: Silloge linguistica dedicata alla memoria di Graziadio Isaia Ascoli nel primo centenario della nascita (M. Roques). — Behrens-Festschrift, Dietrich Behrens zum 70. Geburtstag dargebracht von Schülern und Freunden (M. Roques). — Meisterwerke der romanischen Sprachwissenschaft, hrsg. von L. Spitzer (M. Roques). — N. Cartojan, Cărțile populare in literatura românească I. (M. Roques). — G. Espinas, Une guerre sociale interurbaine dans la Flandre wallonne au XIII^e siècle; J. de Pas, Le bourgeois de Saint-Omer, sa condition juridique dans les institutions communales (N. Dupire). — R. Lebègue, Le *Mystère des Actes des Apôtres* (G. Cohen).

The Romanic Review XXII, 2 (April-Juni 1931): B. Matulka, An Anti-Feminist Treatise of Fifteenth Century Spain: Lucena's *Repetición de Amores*. — S. A. Rhodes, Henri Bremond's Literary Crusade: Racine et Valéry. — C. A. Manning, Lermontov and Spain. — Miscellaneous: A. H. Schutz and N. H. Fisher, *Le Dit du Cordouanier*. — C. Sprietsma, Un censeur dramatique sous l'Empire et sous la Restauration: Pierre-Edouard Lemontey. — Reviews: H. Chmeliček, Die Gerundialumschreibung im Altspanischen zum Ausdruck von Aktionsarten (E. Cross). — R. L. Hawkins, Madame de Staël and the United States (G. L. van Roosbroeck). — M. J. Keeler, Etude sur la poésie et sur le vocabulaire de Loys Papon, poète forézien du XVI^e siècle (G. L. van Roosbroeck). — A. Salmon, The Black Venus (La négresse du Sacré-Cœur) (G. L. van Roosbroeck). — French Book Notes (Voltaire, J. Peletier du Mans, Barrès, L. Daudet). — Italian Literary Quarterly. — Rumanian Book Notes. — XXII, 3 (Juli-September 1931): J. B. Fletcher, Dante's School of the Eagle. — J. L. Gerig and G. L. van Roosbroeck, Unpublished Letters of Pierre Bayle. — T. J. Beck, Ragnar Lodbrok's Swan Song in the French Romantic Movement. — J. Cano, La Importancia Relativa del Acento y de la Sílaba en la Versificación Española. — Reviews: A. Baillot, Influence de la philosophie de Schopenhauer en France (1860 bis 1900). (G. L. van Roosbroeck). — B. Matulka, The Novels of Juan de Flores and their European Diffusion (M. (Schlauch). — A. Farinelli, Italia e Spagna (B. Matulka). — L. Pfandl, Johanna die Wahnsinnige (E. H. Hespelt). — J. Martínez de Cuéllar, Desengaño del hombre en el Tribunal de la Fortuna y Casa de Descontentos, nueva ed. por L. Astrana Marín (C. Foulks). — W. K. Jones, Estevanillo González (R. H. Demaree). — A. E. Terry, Jeanne d'Arc in Periodical Literature (1894—1929) (J. de Boer). — Denis Diderot, Lettres à Sophie Volland (A. E. A. Naughton). — Francis de Miomandre, Vie du Sage Prospéro (G. L. van Roosbroeck). — Discoveries in the Guicciardini Archives (P. H. Harris). — French Book Notes (A. Benson, P. C. Snodgress, G. L. van Roosbroeck). — O. A. Bontempo, Fausto Maria Martini, Poet and Dramatist (1886—1931). — Italian Literary Quarterly (O. A. Bontempo).

Archivum romanicum XV, 2 (April-Juni 1931): D. Scheludko, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der altprovenzalischen Lyrik. — M. L. Wagner, Ueber die vorrömischen Bestandteile des Sardischen. — E. Hoepffner, L'„Eneas" et Wace. — F. A. Ugolini, Il crepuscolo del cantastorie. — G. Bertoni, La lingua del Vico. — Bibliografia: L. Bertalot, Forschungen über Leonardo Bruni Aretino. — G. Bertoni, Postilla a una polemica.

Bulletin de la coopération intellectuelle Nr. 2 (Februar 1931): Un office central pour la Coordination de la Bibliographie linguistique romane.

Annales du Midi Nr. 170 (April 1931): A Jeanroy, Les études provençales du XVI^e siècle au milieu du XIX^e. — R. Latouche, Comptes de la collégiale de Montpezat-de-Quercy (1415—1554). — Besprechungen: L.-A. Bergounioux, Un précurseur de la Pléiade: Hugues Salel de Cazals-en-Quercy (1504—1553) (L. Delaruelle).

Le Moyen Age 1931 (Nr. 1): Histoire littéraire de la France, tome XXXVI (L. Karl).

Revue d'histoire et de philosophie religieuses X, 6 (November-Dezember 1930): J. Pommier, Un épisode de la vie cléricale d'Ernest Renan.

La Révolution de 1848 et les Révolutions du XIX^e siècle. XXVIII, Nr. 136 (März-Mai 1931): A. Zévaès, Pierre Dupont, chansonnier de 1848.

Bilychnis XXXVI, 4 (Juli-August 1931): M. Dell'Isola, La religione di Lamartine.

Revue d'histoire littéraire de la France XXXVIII, 1 (Januar-März 1931): J. Dedieu, Survivances et influences de l'apologétique traditionnelle dans les „Pensées" (fin). — A. Burner, Philippe Néricault-Destouches. — P. Flottes, „La réponse d'Éva" d'Alfred de Vigny. — R. Sorg, Sur deux sonnets adressés à Ronsard et de Ronsard. — H. Bibas, K.-T. Butler, Balzac et Marie de Médicis: Un document perdu. — H. Jacoubet, Une dernière explication du vers de Boileau sur Scapin. — H. Jacoubet, L'inceste dans Phèdre. — R. Bray, Boileau et Maucroix en 1666. — D. Mornet, Questions de méthode. L'histoire littéraire provinciale. — Comptes rendus: H. de Noo, Thomas Sebillet et son Art poétique françoys rapproché de la „Défense et illustration de la langue françoyse", de J. du Bellay (F. Gaiffe). — Pierre du Ryer, Alcionée, p. p. H. C. Lancaster (R. Lebègue). — A. Albalat, L'Art Poétique de Boileau (P. Clarac). — F. Picco, Molière (H. Bedarida). — F. Nicolini, La signora d'Epinay e l'abate Galiani. Lettere inedite (C. Pellegrini). — M. M. Moffat, La Controverse sur la moralité du théâtre après la Lettre à d'Alembert, de J.-J. Rousseau (D. Mornet). — E. C. van Bellen, Les origines du Mélodrame (F. Gaiffe). — P. Courteault, La Révolution et les théâtres à Bordeaux, d'après des documents inédits; P. Tisseau, Une comédienne sous la Révolution française: Marie-Elisabeth Joly, sociétaire de la Comédie-Française (F. Gaiffe). — C. Pellegrini, Les idées littéraires de Mme de Staël et le romantisme français (H. Bédarida). — Chateaubriand, Atala, René, texte établi et présenté p. G. Chinard (J. Giraud). — E. Aubrée, Lucile et René de Chateaubriand chez leurs sœurs, à Fougères (P. Moreau). — J. Jarblum, Balzac et la femme étrangère (D. Mornet). — A. Ledu, Le rythme dans la prose de Victor Hugo, de 1810 à 1831; Les rythmes dans l'alexandrin de

Digitized by Google

Victor Hugo (P. Berret). — C. L. de Liefde, Le Saint-Simonisme dans la poésie française, entre 1825 et 1865 (J. Giraud). — P. de Lallemand, Montalembert et ses amis dans le romantisme (J. Giraud). — P. Alfaric, Laromiguière et son école (M. Guéroult). — R. Dumesnil, En marge de Flaubert (E. Maynial). — R. Loup, Un conteur Gruyérien: Pierre Sciobéret (P. Moreau). — H. Read, The sense of Glory. Essays in criticism (G. Lanson). — H. Lapaire, Rollina, poète et musicien (E. Maynial).

Mercure de France Nr. 790 (15. Mai 1931): L. Deffoux, La Publication de l'Assommoir. — J. Charpentier, „Figures": Léon Daudet. — Revue de la quinzaine: E. Magne, Littérature. — A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — A. Rouveyre, Théâtre. — Auriant, Notes et documents littéraires: *17, rue Clauzel.* — P. Guiton, Lettres italiennes. — Fr. Contreras, Lettres hispano-américaines. — Nr. 791 (1. Juni 1931): P.-V. Stock, Villiers de l'Isle-Adam, Coquelin Cadet, „Le chapeau chinois" et le „Secret de l'ancienne musique". — J. Charpentier, „Figures": Marius et Ary Leblond. — Revue de la quinzaine: G. Brunet, Littérature. — A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — A. Rouveyre, Théâtre. — A. Mabille de Poncheville, Notes et documents littéraires: Un document sur la maison de Marceline. — H.-D. Davray, Lettres anglaises. — Nr. 792 (15. Juni 1931): J. Charpentier, „Figures": Georges Bernanos. — Revue de la quinzaine: A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — A. Rouveyre, Théâtre. — L. Richard-Mounet, Littérature dramatique. — A. van Gennep, Folklore. — J.-G. Prod'homme, Notes et documents littéraires: Les premières traductions françaises de Goethe. — H.-D. Davray, Lettres anglaises. — Ph. Lebesgue, Lettres portugaises. — J. Catel, Lettres anglo-américaines. — Nr. 793 (1. Juli 1931): G. Charlier, „Athalie" et la Révolution d'Angleterre. — J. Charpentier, „Figures": La comtesse de Noailles. — A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — Critile, Théâtre. — Notes et documents littéraires: La source d'un chapitre de „Madame Bovary". — J.-E. Spenlé, Lettres allemandes. — Nr. 794 (15. Juli 1931): C. Charpentier, „Figures": Henri Bergson. — E. Magne, Littérature. — A. Fontaines, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — A. Rouveyre, Théâtre. — P. Guiton, Lettres italiennes. — Nr. 795 (1. August 1931): Antoine-Orliac, Villiers de l'Isle-Adam. — R. Gout, Anatole France et le théâtre de Hrotsvitha (Une source de „Thaïs"). — Revue de la quinzaine: G. Brunet, Littérature. — A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — L. Royer, Une lettre inédite de Stendhal. — H. D. Davray, Lettres anglaises. — P. Paltanea, Lettres roumaines. — F. Contreras, Lettres hispano-américaines. — Nr. 796 (15. August 1931): M. Garçon, Les livres contraires aux bonnes mœurs. — Revue de la quinzaine: E. Magne, Littérature. — A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — A. Chevalley, Littérature comparée. — J.-S. Pons, Lettres catalanes. — Nr. 797 (1. September 1931): R. Neiiendam, René Magnon de Montaigu était-il l'élève personnel de Molière? — G. Brunet, Littérature. — A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — Nr. 798 (15. September 1931): E. Magne, Littérature. — A. Fontainas, Les poèmes. — J. Charpentier, Les romans. — A. van Gennep, Folklore. — P. Dufay, Notes et documents littéraires (De l'„Escholier Limosin" à l'Académie Goncourt). — P. Guiton, Lettres italiennes.

Revue des deux mondes, 15. Juli 1931: A. Feuillerat, Anatole Le Braz et les États-Unis. — V. Giraud, L'évolution morale de Lamartine. — 1. August 1931: L. Constant de Rebecque, Julie Talma. — J. Talma, Lettres à Benjamin Constant (1798—1801). — 15. August 1931: G. Lenotre, Victorien Sardou. — J. Talma, Lettres à Benjamin Constant (1801 à 1803). — L. Gillet, M. James Joyce et son nouveau roman. — 1. September 1931: J. Talma, Lettres à Benjamin Constant (1803—1805). — A. Chaumeix, Un conteur: M. J. Kessel.

La Nouvelle Revue Française Nr. 215 (1. August 1931): Histoire de Dada. — Sur Rimbaud. — P. Jourda, Stendhal raconté par ceux qui l'ont vu (S. de Sacy). — Nr. 216 (1. Sept. 1931): A. Thibaudet, Doctrines (J. Benda, A. Maurois). — D. Saurat, Paul Valéry. — E. Jaloux, Au pays du roman (R. Fernandez). — R. Fernandez, André Gide (J. Schlumberger). — V. Jankélévitch, Bergson (J. Wahl). — G. Bounoure, Jules Supervielle — M. Fombeure, Louis Brauquier. — A. Thibaudet, Jean Royère. — F. Bertaux, Friedrich Gundolf †. — G. Marcel, J. Middleton Murry. — Nr. 217 (1. Oktober 1931): J. Rivière-Leproust, Sur mon frère. — D. Saurat, Pierre Hamp. — A. Thibaudet, Réflexions (Montaigne et Alphonse Daudet). — Notes: A. de Saint-Exupéry et H. Pourrat, Le roman. — L. Pastourel, Pascal-Racine (H. Pourrat). — Le Dictionnaire philosophique de Voltaire (J. Prévost). — Ph. Soupault, Baudelaire (Y.-G. Le Dantec)

La Revue de Paris XXXVIII, 10 (15 Mai 1931): H Bidou, Sainte-Beuve III. — E. de Ganay, Poésie et jardins au XVIII^e^ siècle. — J.-M. Bourget, Parmi les livres. — XXXVIII, 11 (1. Juni 1931): H. Bidou, Sainte-Beuve (fin). — F. Porché, Le mouvement dramatique. — M. Thiébaut, Parmi les livres. — XXXVIII, 12 (15. Juni 1931): F. Baldensperger, Voltaire et la princesse Ulrique. — H. Bidou, Le mouvement littéraire. — J. Poirier, Parmi les livres. — XXXVIII, 13 (1. Juli 1931): Daniel-Rops, Le souvenir de Paul Adam. — F. Porché, Le mouvement dramatique. — M. Thiébaut, Parmi les livres. — XXXVIII, 14 (15. Juli 1931): J. Poirier, Parmi les livres. — XXXVIII, 15 (1. August 1931): M. Rychner, Courants intellectuels en Allemagne. — F. Porché, Lugné — Poe ou le découvreur. — M. Thiébaut, Parmi les livres.

Deutsch-Französische Rundschau IV, 7 (Juli 1931): M. Raphael, Anmerkungen über den Prosastil von Paul Valéry. — K. M. Fassbinder, Dem Andenken an Alain-Fournier. — IV, 8 (August 1931): F. Lehner, Jean-Richard Bloch. — Buchanzeigen (E. Zola, La Comtesse de Noailles).

Die Schildgenossen XI, 2 (März-April 1931): H. Dankworth, Neue Frankreichbücher (Curtius-Bergsträsser, Platz, Sieburg).

Die Erziehung VI, 9: V. Klemperer, Unterrichtsfragen auf romanistischem Gebiet 1929/30. Schluss: Das Studium des romanistischen Lehrers.

Revue philosophique LVI, 7/8 (Juli-August 1931): Ch. Blondel, Marcel Proust. Hétérogénéité du réel et généralité. — A. Schinz, La pensée de J.-J. Rousseau (M. Halbwachs).

Schweizerisches Archiv für Volkskunde XXXI, 1 (1931): H. In der Gand, Pfeiferweisen aus dem Eifischtal (Val d'Anniviers). — J. Bertrand, Le théâtre populaire en Valais (1). — H. Marzell, Die Mondraute als Kraut des Mondes. — H. Bächtold-Stäubli, Hausinschriften im deutschen Teile des Kantons Freiburg (1). — 2: J. Bertrand, Le théâtre populaire en Valais (fin). — Fragebogen über die schweizerische Volkskunde. — H. Bächtold-Stäubli, Hausinschriften im deutschen Teile des Kantons Freiburg (2).

Le folklore brabançon X, 58/59 (Februar-April 1931): M. van Haudenard, Anciens poids et mesures du Brabant. — X, 60 (Juni 1931): A. van Gennep, Deux problèmes folkloriques. — A. Mortier, La chapelle aux sabots. — A. Marinus, Ethnographie, folklore et sociologie.

La Cultura X, 7 (Juli 1931): E. Gasparini, La poesa di Michelangelo. — M. Praz, Preromanticismo e postromanticismo. — F. Petrarca, Le Rime sparse e i Trionfi, a cura di E. Chiòrboli (E. Carrara). — A. Zottoli, Umili e potenti nella poetica di A. Manzoni (U. Cosmo). — Note: Albert Samain. — X, 8 (August 1931): Z. Zini, Il primo Ibsen. — V. Lugli, I romanzi di Jacques Chardonne. — U. Bosco, Discussioni sul Boccaccio. — M. Ziino, Riflessi di tacitismo nei „Promessi Sposi". — G. A. Levi, Giacomo Leopardi (A. Zottoli). — M. Brahmer, Il problema del Rinascimento nell'Italia contemporanea (G. Maver).

Giornale storico della letteratura italiana XCVII, 3: M. Fubini, L'estetica e la critica letteraria nei „Pensieri" di Giacomo Leopardi. — L. Frati, Amici bolognesi di umanisti. — M. Battistini, Documenti italiani nel Belgio. — F. Valli, Rassegna Cateriniana. — B. Chiurlo, Rassegna di Letteratura Friulana. Si parla di: F. Fattorello, Storia della letteratura italiana e della cultura nel Friuli. — C. L. Bozzi, Ottocento goriziano, Gorizia nell' età napoleonica. — A. Battistella, L'Accademia degli Sventati. — I vecchi teatri udinesi. — C. de Franceschi, L'Arcadia Romano-Sonziaca et la Biblioteca Civica di Trieste. — Bollettino Bibliografico: Jacopone da Todi, „Le Laude" secondo la stampa fiorentina del 1490, a cura di G. Ferri, seconda edizione riveduta e aggiornata da S. Caramella (C. Curto). — La „Vita Nova" di Dante in versione bulgara. Traduzione e note di M. Ralcev

Digitized by Google

(E. Damiani). — Le cento novelle antiche o Libro di novelle e di bel parlare gentile detto anche Novellino. Introduzione e note di L. di Francia (V. Cian). — E. Flori, Alessandro Manzoni e Teresa Stampa (A. Momigliano). — Silloge linguistica dedicata alla memoria di G. J. Ascoli nel primo centenario della nascita (S. Debenedetti).

Il Folklore Italiano VI, 1—2 (Januar-Juni 1931): E. Kagarov, La classificazione dei riti nuziali con speciali riguardo all'-Italia. — A. de Santis, Una caratteristica cerimonia nuziale a Minturno nella prima metà del Settecento. — A. Balladoro, Tre novellette popolari in dialetto della città di Verona. — M. Tedeschi, I canti sacri popolari della Sicilia (continuazione). — G. Scafoglio, Le erbe e gli erbaggi nei proverbi calabresi di Bocchigliero. — S. Ferri, I calendari del popolo (continua). — A. Caggiano, La danza dei tarantolati nei dintorni di Taranto. — F. Babudri, Terzo manipolo di proverbi calendaristici popolari d'Istria. — G. Vidossich, Note al „Naspo bizaro". — M. Lanza, Un rifacitore popolare di leggende cavalleresche: Andone Finardi. — Note e Commenti: R. Corso, I. Il rito nuziale attorno all' albero della libertà. — II. Sopravvivenze etrusche segnalate nella Lunigiana. — G. Vidossich, III: Poesia „popolare" e poesia „d'arte".

Revista de Filología Española XVIII, 1 (1931): V. García de Diego, Notas etimológicas. — D. Alonso, Una distincion temprana de „b" y „d" fricativas. — E. Buceta, Anotaciones sobre la identificación del Fajardo en el romance „Jugando estaba el rey moro." — Miscelánea: J. E. Gillet, „¡ Volaverunt!". — H. Schlayer, „Pepitoria" 'abatis'. — O. Brachfeld, Una antigua versión húngara del „Guzmán de Alfarache". — J. M. de C., Sobre fray Ambrosio Montesino. — B. Alemany y Selfa, Vocabulario de las obras de D. Luis de Góngora (D. Alonso). — H. B. Richardson, An etymological vocabulary to the „Libro de Buen Amor" of Juan Ruiz, Arcipreste de Hita (R. Lapesa). — Silloge Linguistica, dedicata alla memoria di G. J. Ascoli nel primo centenario della nascita (J. Canedo). — J. Fitzmaurice-Kelly, Spanish Bibliography (H. Serís). — J. A. Sánchez Pérez, El „Libro de la Cruces" que mandó traducir del árabe Alfonso el Sabio (J. D. B.). — La segunda parte de la vida de Lazarillo de Tormes, sacada de las Corónicas Antiguas de Toledo, por H. de Luna. Edition with an Introduction and Notes by E. R. Sims (J. M.ª de Cossío).

Boletin de la Biblioteca Menéndez y Pelayo XIII, 2 (April-Juni 1931): M. Artigas, Apuntes taquigráficos de Historia crítica de la Literatura Española (continuación). — G. Diego, Menéndez y Pelayo y la Historia de la Poesía española hasta el siglo XIX. — J. M. de Cossío, Correspondencias literarias del siglo XIX en la Biblioteca de Menéndez y Pelayo (continuación).

Revue hispanique LXXX, Nr. 178 (Dezember 1930): A. F. G. Bell, Notes on the Spanish Renaissance. — A. F. G. Bell, The Character of Cervantes. — P. Langeard, Un roman picaresque inédit: *El Guiton Honofre* de Gregorio Gonçalez. — L. Pfandl, Geschichte der Spanischen Nationalliteratur in ihrer Blütezeit (A. Lenz).

Ibero-Amerikanisches Archiv: S. de Madariaga, Spanien (O. Quelle).

A Língua Portuguesa II, 5 (1930/31): J. J. Nunes, Pronomes demonstrativos. — J. M. Rodrigues, Del algunas inexactidões e enigmas de „Os Lusíadas" e da sua proveniência (Continuação). — S. Machado, Palavras formadas de nomes de lugar (Conclusão). — Notas de divulgação: J. G. Daupiás, Farfalheiras vocabulares. — Notas e Comentários: R. de Sá Nogueira, Acôrdo ortográfico entre o Brasil e Portugal. — J. da Silva Correia, A rima e a sua acçao lingüística, literária e ideológica (F. R. G.). — II, 6: X. Fernandes, Silva Ramos (Notas bibliográficas). — A. de Campos, Silva Ramos. — J. Guimarães Daupiás, Silva Ramos e a colocação dos pronomes. — S. Ramos, A gradação do adjectivo em Português. — Notas e comentários. — II, 7: A. Nascentes, Lexicografia luso-americana nos dicionários portugueses. — J. M. Rodrigues, De algumas inexactidões e enigmas de „Os Lusíadas" e da sua proveniência (Continuação). — L. Chaves, A estética da língua e da poesia do povo. — Notas lexicográficas: S. Agero, Sôbre „burra" e „burro" como designação de „cegonha". — Endro „forquilha".

Neuerschienene Bücher.

Bericht über die Verhandlungen der 22. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologen-Verbandes zu Breslau vom 10. bis 14. Juni 1930. Herausgeg. vom geschäftsführenden Vorstand der Tagung. (J. Adam, H. Boenisch u. a.) 134 S. Braunschweig-Berlin-Hamburg, Westermann.

Biaudet, Henry. Etudes posthumes. 191 S. Helsinki, Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B. T. XXV. 3.

Bidet, F., Etapes intellectuelles du temps présent. 277 S. Paris, Le Soudier.

Handbuch der Literaturwissenschaft, herausgeg. von O. Walzel. Wildpark-Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion: Hecht-Schücking, Englische Literatur im Mittelalter, 6 (Lieferung 161.) — Keller-Fehr, Englische Literatur von der Renaissance bis zur Aufklärung, 7 (Lieferung 163). — Borelius, Nordische Literaturen, 1 (Lieferung 164). — Heiss, Romanische Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts, 7 (Lieferung 165).

Havers, Wilhelm, Handbuch der erklärenden Syntax. Ein Versuch zur Erforschung der Bedingungen und Triebkräfte in Syntax und Stilistik. XVIII, 292 S. Heidelberg, Winter. = Indogermanische Bibliothek, herausgeg. von H. Hirt und W. Streitberg †. Erste Abteilung: Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher. Erste Reihe: Grammatiken. 20.

Hirt, H., Handbuch des Urgermanischen. Teil I: Laut- und Akzentlehre. VIII, 168 S. Heidelberg, Winter = Indogermanische Bibliothek, herausgeg. von H. Hirt und W. Streitberg †. Erste Abteilung. 1. Reihe. 21.

Lindholm, Elmo, Stilistische Studien zur Erweiterung der Satzglieder im Lateinischen. Lund, Gleerup. 225 S. (Bringt auch Grundsätzliches zum Gesetz der wachsenden Glieder.)

Müller, Karl, Die rhythmischen Maße. 130 S. Berlin und Bonn, Ferd. Dümmler.

Schmitt, Alfred, Akzent und Diphthongierung. VII, 137 S. Heidelberg, Winter. Rostocker Habilitationsschrift.

Bader, Karl Siegfried, Die Flurnamen von Gutmadingen. 34 S. Heidelberg, Winter = Badische Flurnamen. Band 1, Heft 1.

Barthel, Helene, Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf. Ein Beitrag zur bäuerlichen Ethik. VII, 147 S. Münster, Phil. Diss. Aschendorff = Veröffentlichungen der volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde. Reihe 1, Heft 3.

Baumgart, Hermann, Goethes lyrische Dichtung in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Erster Band. Herausgeg. von Gertrud Baumgart. 339 S. Heidelberg, Winter.

Bebels Facetien. Drei Bücher. Histor.-krit. Ausgabe von Bebermeyer. 208 S. Leipzig, Hiersemann = Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. 276.

Berger, Kurt, Rainer Maria Rilkes frühe Lyrik. Entwicklungsgeschichtliche Analyse der dichterischen Form. XII, 148 S. Marburg, Elwert = Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. 40.

Beyer-Fröhlich, M., Aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation. 313 S. Leipzig, Reclam = Deutsche Literatur, Reihe 25, 4.

Bischoff, H., Die deutsche Sprache in Belgien. Ihre Geschichte und ihre Rechte. 166 S. Eupen, Esch.

Böx, H., Kleists politische Anschauungen. Hamburg, Diss. 70 S. Hamburg, Advent-Verlag.

Bohne, F., Wilhelm Busch und der Geist seiner Zeit. Leipzig, Diss. 86 S. Jena, Vopelius.

Borchardt, Rudolf, Deutsche Literatur im Kampfe um ihr Recht. 47 S. München, G. Müller.

Borelius, Hilma, Die Nordischen Literaturen s. o. Handbuch der Literaturwissenschaft.

Bressem, Margarethe, Der metrische Aufbau des Faust II und seine innere Notwendigkeit. 154 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien 105.

Bruns, Th., Peter Rosegger. Untersuchungen über seine Erzählungstechnik. Münster, Diss. 107 S. Emsdetten, Lechte.

Bühlmann, Heinrich, Goethes Faust. Weg und Sinn seines Lebens, seine Rettung. 108 S. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag.

Deutsche Literatur. Reihe Barock: Barockdrama Band 3: Das Schauspiel der Wanderbühne. Herausgeg. von Willi Flemming. 340 S. — Reihe Deutsche Selbstzeugnisse Band 4: Aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Digitized by Google

Herausgeg. von Marianne Beyer-Fröhlich. 313 S. Leipzig, Reclam.

Deutsche Literatur. Reihe Aufklärung. 4: Vorboten der bürgerlichen Kultur. Johann Gottfried Schnabel und Albrecht von Haller. Herausgeg. von F. Brüggemann. 324 S. — Reihe Reformation. 2: Die Sturmtruppen der Reformation. Ausgewählte Flugschriften der Jahre 1520—25. Herausgeg. von Arnold E. Berger. 369 S. — Reihe Romantik. 4: Lebenskunst. Herausgeg. von P. Kluckhohn. 334 S. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Deutsches Nationaltheater. Jahrbuch für das Jahr 1930/31. Schriftleiter: A. Teichs. 63 S. München. Theaterkunst.

Deutsch-schweizerischer Sprachverein. Jährliche Rundschau des Deutsch-schweizerischen Sprachvereins. 1930. 42 S. Bern, Flück.

Dietrich, Hans, Die Freundesliebe in der deutschen Literatur. Leipzig, Diss. 191 S. Leipzig, Hellbach.

Dietz, Max Anton, Goethes Zahnleiden und Zahnärzte. Würzburg. Diss. 24 S. Volkach, Hart.

Dinter, Kurt, Fünfzig Jahre deutscher Dichtung. Vom Naturalismus zur Gegenwart. 99 S. Breslau, Priebatsch.

Einsiedel, Wolfgang von, Die dramatische Charaktergestaltung bei Heinrich von Kleist, besonders in seiner „Penthesilea". 127 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien. Heft 109.

Engel, Eduard, Deutsche Stilkunst. 31. Aufl. XI, 529 S. Leipzig-Wien, Freytag.

Fabian, E., Das egozentrische Kompositum im Deutschen. 498 S. Leipzig, Eichblatt = Form und Geist. 20.

Fehse, Wilhelm, Im Spiegel des alten Proteus. Wilhelm Raabe als Seher unserer Zeit. 192 S. Berlin, Deutsche Rundschau.

Fischer, Paul, Goethes letztes Lebensjahr. VIII, 171 S. Weimar, Böhlau.

Flemming, Willi, Der Wandel des deutschen Naturgefühls vom 15. zum 18. Jahrhundert. VIII, 144 S. 1931. Halle, Niemeyer.

Flemming, Willi, Das Schauspiel der Wanderbühne. 340 S. Leipzig, Reclam = Deutsche Literatur. Reihe 13 b, 3.

Forst-Battaglia, Otto, Der Kampf mit dem Drachen. Zehn Kapitel von der Gegenwart des deutschen Schrifttums und von der Krise des deutschen Geisteslebens. Eine Abrechnung mit den falschen Grössen der Zeit. VIII, 293 S. Berlin, Verlag für Zeitkritik.

Geissler, Ewald, Nationale Freiheit und Dichtung. 76 S. Langensalza, Beyer = Schriften zur politischen Bildung. Reihe 8, H. 10 = Friedrich Manns pädagogisches Magazin. Heft 1343.

Geithner, Oskar, Goethe im Lichte des Göttlichen. Eine Betrachtung seiner Weltanschauung und Religion. Dritte, vollst. umgearb., bed. erweit. Aufl. 112 S. Dessau, Salzmann.

Görner, Otto, Vom Memorabile zur Schicksalstragödie. 97 S. Berlin, Junker & Dünnhaupt = Neue Forschung 12.

Goethe: Briefwechsel mit Georg und Caroline Sartorius . . . im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs herausgeg. und bearb. von Else von Monroy. XLII, 228 S. Weimar, Böhlau.

Goldstein, Walter, Carl Hauptmann. Ein Lebensbild. 189 S. Schweidnitz, Bergland-Gesellschaft für Volksbildung.

Gras, E. J., De noordse Loki-Mythen in hun onderling verband. 130 S. Haarlem, Tjeenk Willink & Zoon.

Greulich, Helmut, Georg Heym (1887—1912), Leben und Werk. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des deutschen Expressionismus. 160 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien, Heft 108.

Grillparzer: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgeg. von Karl Glossy. Jahrgang 30. 155 S. Wien, Perles.

Grimm, J. und W., Deutsches Wörterbuch. Herausgeg. von der Preuss. Akad. d. Wiss. Band 4, 1, Teil 6, Lieferung 5, Spalte 641—800 (Grün—Grundfest). Bearbeitet von A. Hübner mit Unterstützung von H. Neumann. Leipzig, Hirzel.

Gundolf, F., Annette von Droste-Hülshoff. 49 S. Berlin, Maximilian-Gesellschaft.

Hallenbarter, L., Das Wallis im Lichte der deutschen Literatur. 15 S. Verey, Säuberlin & Pfeiffer.

Heberle, Josef, Die ältesten Hofnamen der Altusrieder Pfarr. 19 S. Altusried (Allgäu), Diet.

Heckel, Adolf, Goethes Kindheit. Erlangen, Diss. 67 S. Nürnberg, Gröschner.

Hefele, Hermann, Goethes Faust. 204 S. Stuttgart, Frommann.

Heidelberger, Ernst, Formen der Publizistik bei Börne und Courier. 102 S. München, Hueber = Wortkunst, Neue Folge 5.

Hempel, G., Heinrich von Kleists Hermannsschlacht. Erlangen, Diss. 140 S. Chemnitz, Suske.

Hennings-Ball, Emmy, Hugo Balls Weg zu Gott. Ein Weg der Erinnerung. 189 S. München, Kösel & Puster.

Henze, H., Otto Brahm und das Deutsche Theater in Berlin. Erlangen, Diss. 38 S. Berlin, Mittler = Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 3 und 4.

Hessel, Karl Robert Heinrich, Heinrich Heines Verhältnis zur bildenden Kunst. XI, 186 S. Marburg, Elwert = Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. 39.

Heusler (Andreas) und Schneider (Hermann). Uebungsbuch zur deutschen Versgeschichte. VIII, 104 S. Heidelberg, Winter = Germanische Bibliothek. Abt. 1, Reihe 3, Band 11.

Heyer, Ilse, Eichendorffs dramatische Satiren im Zusammenhang mit dem geistigen und kulturellen Leben ihrer Zeit. 140 S. Halle, Niemeyer. = Hermaea, herausgeg, von Ph. Strauch, G. Baesecke und F. J. Schneider. XXVIII.

Hoffmeister, Johannes, Kaspar von Barths Leben, Werke und sein Deutscher Phönix. Mit einem Manulneudruck des Deutschen Phönix. 163 S. Heidelberg, Winter. = Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, begr. von W. Wetz, Neue Folge, herausgeg. von M. Freiherr v. Waldberg. XIX.

Hübner, Arthur, Die deutschen Geisslerlieder. Studien zum geistlichen Volksliede des Mittelalters. 263 S. Berlin-Leipzig, de Gruyter & Co.

Huch, Ricarda, Die Romantik. I. Blütezeit der Romantik. 391 S. II. Ausbreitung und Verfall der Romantik. 370 S. Leipzig, Haessel.

Hulshof, Franz, Alban Stolz in seiner Entwicklung als Schriftsteller. 249 S. Graz, Wächter-Verlag = Deutsche Quellen und Studien. 8.

Jabben, Oltmann Tjardes. Die friesische Sprache der Karrharde. Lautlehre. 110 S. Breslau, F. Hirt = Schriften der Baltischen Kommission zu Kiel 19 = Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft. 30.

Jacobsen, Lis, Nye runeforskninger. Søborg. Tornby. Ravnkilde. Glavndrup. København, Levin & Munksgaards Forlag.

Joesten, Maria, Untersuchungen zu ahd. (as.) ë, i vor u der Folgesilbe und zur 1. Pers. Sg. Präs. Ind. der starken e-Verben (Klasse III b, IV, V). 70 S. Giessen, v. Münchow = Giessener Beiträge zur deutschen Philologie. 28.

Jostes, Franz, Sonnenwende. Forschungen zur germanischen Religions- und Sagengeschichte. II. Band. Germanische Wanderungssagen. Die Religion der heidnischen Merovinger. Der Mythus in Kult und Legende. 691 S. Münster, Aschendorff.

Kallenbach, Hans, Georg Forsters Frische Teutsche Liedlein. Giessen, Phil. Diss. 62 S. Giessen, v. Münchow = Giessener Beiträge zur deutschen Philologie. 29.

Kehl, Hildegard, Stilarten des deutschen Lustspielalexandriners, untersucht an Gryphius „Der Schwermende Schäffer", Gellert, „Das Band", Goethe, „Die Laune des Verliebten", Müllner, „Die Vertrauten". VI, 119 S. Halle, Niemeyer = Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur. 31.

Keil, Max, Altisländische Namenwahl. Berlin, Diss. XII, 136 S. Leipzig, Mayer & Müller = Palaestra. 176.

Keudell, Elise von, Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis der von ihm entliehenen Werke. Herausgegeben mit einem Vorwort von W. Deetjen. XIII, 391 S. Weimar, Böhlau.

Kinkel, Gottfried s. u. Sander.

Klein, K. K., Deutsches Schrifttum in Siebenbürgen. Seine Entwicklung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 72 S. Dresden, Berger.

Kohlmeyer, O., Wilhelm Raabe als Erzieher. Bodenständige Persönlichkeitsbildung. 228 S. Magdeburg, Lichtenberg & Bühling.

Krauss, Ingrid, Studien über Schopenhauer und den Pessimismus in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. 198 S. Bern, Haupt = Sprache und Dichtung. 47.

Kretschmer, Max, Schicksale deutscher Dichter. IV, 355 S. Langensalza-Berlin-Leipzig, J. Beltz.

Kretschmer, Max, Wilhelm Raabe. Zur 100jährigen Wiederkehr seines Geburtstages am 8. September 1931. 32 S. Langensalza-Berlin-Leipzig, J. Beltz.

Lang, Walther, Die Flurnamen von Neuhausen ob Eck. 203 S. Stuttgart, Silberburg = Schwäbische Volkskunde. Buch 6.

Digitized by Google

Laserstein, B., Ludwig Börne oder Die Ueberwindung des Judentums. 32 S. Wien, Lányi.

Löfstedt, Ernst, Nordfriesische Dialektstudien. 310 S. Lund (Gleerup)-Leipzig (Harrassowitz) = Lunds Universitets Årsskrift. Neue Folge 1, 26, Nr. 4.

Mack, Heinrich, Georg Ludwig Heinrich Spohrs und Conrad Heusingers Fehde über Heusingers Gedicht „Lessings Tod". Herausgeg. von Heinrich Mack. 32 S. Leipzig, Degener & Co. = Veröffentlichungen des Braunschweiger Genealog. Abends zum Goethe-Lessing-Jahr 1929. Nr. 2.

Mahnke, Georg, Die Schlawer Mundart. Sprachgeschichtliche und dialektgeographische Untersuchung. 109 S. Greifswald, Ratsbuchhandlung. Greifswald, Diss. = Vorarbeiten zum Pommerschen Wörterbuch. 3.

Majut, Rudolf, Lebensbühne und Marionette. Ein Beitrag zur seelengeschichtlichen Entwicklung von der Genie-Zeit zum Biedermeier. 143 S. Berlin, E. Ebering = Germanische Studien, Heft 100.

Mangold, H., Die Mundart von Adelsheim. Heidelberg, Diss. 68 S. Walldorf bei Heidelberg, Lamade.

Menck, Hans Friedrich, Der Musiker im Roman. Ein Beitrag zur Geschichte der vorromantischen Erzählungsliteratur. VIII, 127 S. Heidelberg, Winter = Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. 18.

Meyer-Benfey, Heinrich, Hebbels Agnes Bernauer. XV, 139 S. Weimar, Böhlau.

Milch, Werner, Carl Hauptmanns schlesische Sendung. 20 S. Breslau, Priebatsch.

Möwe, Ernst, Otto Flake. Leben, Werk, Gestalt, Beispiel. Und Otto Flake, Nationale Erziehung. 205 S. Leipzig, W. R. Lindner.

Mojmir, Hermann, Wörterbuch der deutschen Mundart von Wilamowice. Bearb. von Adam Kleczkowski. I. XXIII, 355 S. Kraków (Krakau), Polska Akademja Umiejętnósci. Nr. 18.

Mühlberger, Josef, Marie von Ebner-Eschenbach. Eine Studie. 65 S. Eger, Liter. Adalbert-Stifter-Gesellschaft = Jahresgabe der Liter. Adalbert-Stifter-Gesellschaft in Eger = Sudetendeutsche Sammlung der Liter. Adalbert-Stifter-Ges. 14.

Müller, Johannes, Untersuchungen zur rhein-moselfränkischen Dialektgrenze. Marburg, Diss. 148 S. Bonn, Röhrscheid = Rheinisches Archiv 17.

Mumbauer, Johannes. Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit. I. Band. 623 S. Freiburg i. B., Herder.

Mundarten der deutschen Schweiz. Aufgenommen in Gemeinschaft mit dem Phonogrammarchiv der Universität Zürich. Stadt Bern. Stadt Zürich. 7 S. Berlin, Preuss. Staatsbibliothek = Schweizer Mundarten = Lautbibliothek Nr. 100, 101.

Munker, Friedrich, Die Sprache des Alltags. Moderne feststehende Redewendungen im Deutschen und ihre Aequivalente in fremden Sprachen. Eine Sprachvergleichung. 1. Teil. 104 S. Nürnberg, Schrag.

Nibelungenlied. Herausgeg. von Karl Bartsch. 9. Aufl. XXVI, 420 S. Leipzig, F. A. Brockhaus = Deutsche Klassiker des Mittelalters. 3.

Pfeiffer, Johannes, Das lyrische Gedicht als ästhetisches Gebilde. Ein phänomenologischer Versuch. 113 S. Halle, Niemeyer.

Raabe-Gedächtnisschrift. Herausgegeben von Heinrich Goebel. Neue, vollst. umgestaltete Ausg. 123 S. Hildesheim-Leipzig, Lax.

Reimann, Hans, Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache. 409 S. Berlin, Kiepenheuer.

Richter, P. K., Willibald Alexis als Literatur- und Theaterkritiker. 172 S. Berlin, (Teil als) Diss. Berlin, Ebering = Germanische Studien, Heft 107.

Rickert, H., Helena in Goethes Faust. 62 S. Erlangen, Palm & Enke.

Röhl, Hans, Wörterbuch zur deutschen Literatur. 2. Aufl. VII, 279 S. Leipzig und Berlin, Teubner = Teubners kleine Fachwörterbücher. 14.

Röttger, Fritz, Phonetische Gestaltbildung bei jungen Kindern. 218 S. München, Beck = Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, herausgeg. von F. Krueger. 10.

Roffler, Thomas, Gottfried Keller. Ein Bildnis. 220 S. Frauenfeld-Leipzig, Huber.

Sander, Richard, Gottfried Kinkel. Selbstbiographie. 1838 bis 1848. Herausgeg. von Richard Sander. XXIV, 255 S. Bonn, Cohen = Veröffentlichungen aus der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek. Bonn I.

Sandweg, W., Die Fremdwörter bei Tannhäuser. Köln, Diss. 60 S. Bonn, Scheur.

Schaarschmidt, Ilse, Der Bedeutungswandel der Worte „bilden" und „Bildung". Königsberg, Diss. 77 S. Berlin, Weidmann.

Schaumann, Ursula, Zur Geschichte der erzählenden Schäferdichtung in Deutschland. 50 S. Duderstadt, Kohlus.

Schiffmann, Konrad, Neue Beiträge zur Ortsnamenkunde Oberösterreichs. 24 S. Linz, Winkler.

Schiller, Karl, und Lübben, August, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Photomechan. Neudruck. Band 6. Münster, Aschendorff.

Schlösser, Rainer, Struensee in der deutschen Literatur. IV, 177 S. Altona, Lorenzen.

Schmidt, Bertha, Gegenwart der deutschen Literatur 1900 bis 1930. 48 S. Karlsruhe, Buchdruckerei Fidelitas.

Schneider, Wilhelm, Ausdruckswerte der deutschen Sprache. Eine Stilkunde. 256 S. Leipzig und Berlin, Teubner.

Schöllkopf, H., Die Flurnamen der Gemeindemarkung Engstlatt O. A. Balingen (Bad. Dürrheim). 22 S. = Flurnamen in Württemberg. 3.

Schön, Friedrich, Geschichte der deutschen Mundartdichtung. 3. Teil. (Die ausserreichsdeutsche Mundartdichtung in Europa. Die Mundartdichtung in Oesterreich und den ehemaligen österr.-ungar. Landen, in der Schweiz, in Luxemburg). VII, 191 S. Freiburg i. Br., Fehsenfeld.

Schönherr, K., Die Bedeutung E. T. A. Hoffmanns für die Entwicklung des musikalischen Gefühls in der französischen Romantik. 70 S. München, Mandruck.

Schrank, Willi, Sein und Erziehung im Werke Rainer Maria Rilkes. 83 S. Weimar, Böhlau = Pädagogische Studien und Kritiken. 6.

Schröder, Walter, Heinrich Mann. Wien, Verlag Der Wille.

Schulz, geb. Burkhardt, Dora, Das Bild des Herrschers in der deutschen Tragödie. Vom Barock bis zur Zeit des Irrationalismus. 113 S. Kallmünz, Lassleben.

Schwarz, Ernst, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. 507 S. München, Oldenbourg = Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken. Folge 2, Band 2.

Seibt, W., Zur Dialektgeographie der hessischen Bergstrasse. Giessen, Diss. 77 S. Giessen, v. Münchow = Giessener Beiträge zur deutschen Philologie. 27.

Selver, Henrik, Die Auffassung des Bürgers im deutschen bürgerlichen Drama des 18. Jahrhunderts. VII, 126 S. Engelsdorf-Leipzig, Vogel.

Sittig, Ernst, Das Alter der Anordnung unserer Kasus und der Ursprung ihrer Bezeichnung als „Fälle". 35 S. Stuttgart, Kohlhammer = Tübinger Beiträge zur Altertumswissenschaft. Heft 13.

Stolte, H., Bauernhof und Mundart in Ravensberg. Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde. 120 S. Bielefeld, Küster.

Tack, Paul, Ueberrollenmässige Sprachgestaltung in der Tragödie. 64 S. München, Max Hueber = Wortkunst. Untersuchungen zur Sprach- und Literaturgeschichte. Neue Folge. 6. Heft. Herausgeg. von O. Walzel.

Tyroff, Edgar, Das Heimaterlebnis in den Werken Otto Ludwigs. 176 S. Berlin, Ebering = Germanische Studien. 106.

Weber-Ebenhof, Alfred, Bruckners Elisabeth-Drama im Lichte der historischen und dramaturgischen Wissenschaft. 39 S. Frankfurt a. M., Franzmathes-Verlag, C. F. Fleischer, Leipzig.

Weigert, Gertrud, Peter Hille. Untersuchungen und Texte. 144 S. Königsberg, Gräfe & Unzer = Königsberger deutsche Forschungen, Heft 9.

Wiese, Benno von, Lessing. Dichtung, Aesthetik, Philosophie. XII, 172 S. Leipzig, Quelle & Meyer = Das wissenschaftliche Weltbild, herausgeg. von P. Hinneberg.

Zucker, A. E., La vie d'Ibsen. Paris, Nouvelle Revue Française = Collection Vies des hommes illustres.

Alberts-Arndt, Barbara. Die englische Gesellschaft im Spiegel der Romane von George Meredith. 104 S. Karlsruhe, G. Braun.

Buck, Gerhard, Die Vorgeschichte des historischen Romans in der modernen englischen Literatur. 115 S. Hamburg, Friederichsen, de Gruyter & Co. = Britannica, herausgeg. von E. Wolff. 2.

Cazamian, Madeleine, L'autre Amérique. Paris, H. Champion.

Digitized by Google

Curme, George O., Syntax. A grammar of the English language III. XV, 616 S. D. C. Heath and company. Boston — New York — Chicago — Atlanta — San Francisco — Dallas — London.

Deutschbein, Max, System der neuenglischen Syntax. 4. Aufl. XIII, 322 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Fischer, Walther, Die englische Literatur der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 138 S. Wildpark-Potsdam, Athenaion (Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft).

Genesis: The Later Genesis and other Old English and Old Saxon Texts relating to the Fall of Man. Edited by Fr. Klaeber. New Edition, with Supplement. 69 S. Heidelberg, Winter = Englische Textbibliothek, herausgeg. von Hoops. 15.

Hecht-Schücking, Englische Literatur im Mittelalter s. o. Handbuch der Literaturwissenschaft.

Hittmair, Rudolf, William Caxton, Englands erster Drucker und Verleger. 54 S. Innsbruck, Wagner.

Hotson, Leslie, Shakespeare versus Stollow. 376 S. London, Monesuch Press.

Keller-Fehr, Englische Literatur von der Renaissance bis zur Aufklärung s. o. Handbuch der Literaturwissenschaft.

Kothen, B., Quellenuntersuchungen zu Walter Scotts Romanen The Monastery und The Abbot. München, Diss. 70 S. Weimar, Wagner.

Neuse, Werner, Die literarische Entwicklung von John Dos Passos. Giessen, Diss. VIII, 109 S. Giessen, Glagow.

Oras, Ants, Milton's editors and commentators from Patrick Hume to Henry John Todd (1695—1801). A study in critical views and methods. 381 S. University of Tartu (Dorpat) — Humphrey Milford, Oxford University Press, London.

Pfeffer, Karl Heinz, England im Urteil der amerikanischen Literatur vor dem Bürgerkrieg. X, 178 S. Leipzig, Mayer & Müller = Palaestra. 177.

Reesink, H. J., L'Angleterre et la littérature anglaise dans les trois plus anciens périodiques français de la Hollande (1684—1709). Paris, H. Champion = Bibliothèque de la Revue de littérature comparée. 67.

Rosenblatt, Louise, L'idée de l'art pour l'art dans la littérature anglaise pendant la période victorienne. 328 S. Paris, H. Champion = Bibliothèque de la Revue de littérature comparée. 70.

Schnöckelborg, G., August Wilhelm Schlegels Einfluss auf William Hazlitt als Shakespeare-Kritiker. Münster, Diss. 55 S. Emsdetten, Lechte.

Schücking, L. L., und Ebisch, W., Grundlinien einer Bibliographie zum Studium der englischen Philologie. 24 S. Leipzig, Haberland.

Volckmar, W., Soziologische Studien zur neuenglischen Syntax. Jena, Diss. 75 S.

Ayne, Louis, Rabelais, professeur de gaieté. 80 S. Paris, Bernardin-Bechet.

Bailly, Auguste, Maeterlinck. 216 S. Paris, Firmin-Didot & Cie. Collection Visages contemporains.

Barolo, A., Folklore Monferrino. 172 S. Torino, Bocca = Piccola biblioteca di scienze moderne. 381.

Bataillon, Le roman picaresque. 160 S. Paris, La Renaissance du Livre = Collection Les cent chefs-d'œuvre étrangers.

Bérenger, Henry, Chateaubriand, héros de l'aventure romantique. 264 S. Paris, Hachette = Figures du passé.

Bertault, Philippe, Balzac et la musique religieuse, avec documents inédits. 111 S. Paris, Jean Naert.

Bidet, F., Stendhal. 60 S. Paris, Le Soudier.

Brendan, An Old Italian Version of the Navigatio Sancti Brendani. Edited by E. G. R. Waters. With a foreword by J. Vising. 83 S. London, Humphrey Milford, Oxford University Press = Publications of the Philological Society X.

Burgund, E., Die Entwicklung der Theorie der französischen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert bis zur Revolution. 131 S. Breslau, Priebatsch = Sprache und Kultur der germanisch-romanischen Völker. C. Romanistische Reihe. 8.

Burkart, R. s. u. Spitzer.

Causse, A., La Bible de Reuss et la Renaissance des études d'histoire religieuse en France. 43 S. Paris, F. Alcan. || Cahiers de la Revue d'histoire et de philosophie religieuse, publiés par la Faculté de théologie prostestante de l'Université de Strasbourg. 19.

Cervantes. A tentative bibliography of his works and of the biographical and critical material concerning him. Prepared by J. D. M. Ford and R. Lansing. XII, 239 S. Cambridge, Harvard University Press.

Cramer, Friedrich, Die Bedeutungsentwicklung von Jean im Französischen. 107 S. Giessen, Romanisches Seminar = Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie, begr. von D. Behrens, herausgeg. von K. Glaser. Heft 23.

Dabney, Lancaster E., Claude Billard. Minor French dramatist of the early seventeenth century. 130 S. Baltimore, The Johns Hopkins Press — London, Humphrey Milford, Oxford University Press — Paris, Les belles lettres = The Johns Hopkins Studies in Romance Literature and Languages. Volume XIX.

Deschamps, Jules, Sur la légende de Napoléon. 276 S. Paris, H. Champion. Bibliothèque de littérature comparée. 73.

Dieckmann, Herbert, Die Kunstanschauung Paul Claudels. 110 S. Bonn, F. Cohen.

Dupuy, Aimé, Un personnage nouveau du roman français l'enfant. Paris, Hachette.

Emmerich, Hanna, Das Judentum bei Voltaire. 263 S. Breslau, Priebatsch = Sprache und Kultur der germanisch-romanischen Völker. C. 5.

Ettmayer, Karl, Analytische Syntax der französischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung des Altfranzösischen. II. Bd. 2. Lieferung. Die Wortselektion (Begriffsbildung, Affektwert und Geltungen). S. 379—442. Halle, Niemeyer.

Ford (J. D. M.) — Whittem (A. F.) — Raphael (M. J.), A tentative bibliography of Brazilian belles-lettres. 201 S. Cambridge, Massachusetts. Harvard University Press.

Gräf, Hermann, Der Parallelismus als Stilmittel im Rolandslied. 41 S. Wertheim am Main, E. Bechstein = Beiträge zur Kultur der Romania, herausgeg. von A. Hämel. Heft 5.

Heiss, Romanische Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts s. o. Handbuch der Literaturwissenschaft.

Henriot, Emile, Epistoliers et mémorialistes. 256 S. Paris, Nouvelle revue critique = Essais critiques, artistiques, philosophiques et littéraires. 23.

Hilka, A., Französische Philologie. Studienplan und Lektürekanon. 130 S. Göttingen, Selbstverlag des Verf.

Hirschmann-Günzel, G., Der Todesgedanke bei Pierre Loti. 119 S. Hamburg, Diss.

Hobohm, Freya, Die Bedeutung französischer Dichter in Werk und Weltbild Stefan Georges (Baudelaire, Verlaine, Mallarmé). 155 S. Marburg a. d. Lahn, Elwert = Kölner Romanistische Arbeiten, herausgeg. von Leo Spitzer. 3. Band.

Kämpffer, Annemarie, Romain Rollands Frauengestalten. Jena, Diss. 103 S. Charlottenburg, Gebrüder Hoffmann.

Klassen, Peter, Baudelaire. Welt und Gegenwart. 149 S. Weimar, Lichtenstein.

Koll, E., Der Zwiespalt im Denken und Dichten von Sully Prudhomme. Köln, Diss. 112 S. Bergisch-Gladbach, Heider.

Martinet, Edward, André Gide, l'amour et la divinité. 224 S. Paris, Attinger.

Meyer-Lübke, W., Romanisches etymologisches Wörterbuch. 3. Aufl. Lieferung 5, S. 257—320 (eréctus—gibb). Heidelberg, Winter.

Michaux, F., Essais bibliographiques concernant les œuvres de Victor Hugo parues pendant l'exil. VIII, 131 S. Paris, L. Giraud-Badin.

Miethlich, K., Bezeichnungen von Getreide und Heuhaufen im Galloromanischen. Zürich, Diss. 128 S. Aarau, Sauerländer.

Mönch, Walter, Charles Nodier und die deutsche und englische Literatur. Eine Studie zur romantischen Denkform in Frankreich. 128 S. Berlin, Ebering = Denkform und Jugendreihe. Arbeiten aus dem romanischen und germanischen Kulturkreis, herausgeg. von E. Wechssler. Heft 1.

Mounier, Emmanuel — Péguy, Marcel — Izard, Georges, La pensée de Charles Péguy. VIII, 425 S. Paris, Plon. = Le roseau d'or.

Musset, Georges — Pellisson, Marcel — Vigen, Charles, Glossaire des patois et des parlers de l'Aunis et de Saintonge. Tome 2. XXIII, 659 S. La Rochelle, Masson fils et Cie.

Palgen, Rudolf, Le cimetière marin von Paul Valéry. Versuch einer Deutung. 50 S. Breslau, Trewendt & Granier.

Petrarca, Briefe des Francesco Petrarca. Eine Auswahl, übersetzt von Hans Nachod und Paul Stern. XLVIII, 405 S. Berlin, Die Runde.

Digitized by Google

Poirier, Alice, Les idées artistiques de Chateaubriand. 462 S. Paris, Presses universitaires de France.

Preissig, Erhard, Der Völkergedanke. Eine motivgeschichtliche Untersuchung über das französische Schrifttum der Frühklassik, Klassik und Frühaufklärung. 374 S. Brünn-Prag-Leipzig-Wien, R. M. Rohrer. = Schriften der philosoph. Fakultät der Deutschen Universität in Prag. 9. Band.

Quack, Gertrud, Gabriel Monod: 1844—1912. Studien zu seinem Werden. 135 S. Berlin, Ebering. = Denkform und Jugendreihe. Arbeiten aus dem romanischen und germanischen Kulturkreis, herausgeg. von E. Wechssler. Heft 2.

Reesink s. o.

Riemer, Herbert, Der Ausdruck des Besitzverhältnisses in der französischen Sprache. Berlin, Diss. XVI, 55 S. Berlin, Basista.

Rivera, Guillermo, A tentative bibliography of the belleslettres of Porto Rico. 61 S. Cambridge, Massachusetts. Harvard University Press.

Romanische Sprachen. Bearb. unter Leitung von E. Gamillscheg. Französische Mundarten. 12 S. Berlin, Preuss. Staatsbibliothek = Lautbibliothek Nr. 87.

Rops, Daniel, Edouard Estaunié. 120 S. Paris, F. Alcan. Collection Les Quarante.

Rouget, Marie Thérèse, George Sand socialiste. 224 S. Paris, L. Venot.

Saul, Tragédie de Pierre Du Ryer (1639—1640). Edition critique par Henry Carrington Lancaster. 120 S. Baltimore, The Johns Hopkins Press — Paris, Société d'édition Les belles lettres — The Johns Hopkins Studies in Romance literature and languages. Volume XVII.

Spitzer, Leo, Romanische Stil- und Literaturstudien. I. 301 S. Marburg a. d. Lahn, Elwert = Kölner Romanistische Arbeiten, herausgeg. von Leo Spitzer. 1. Band (Enthält: 1. Zur sprachlichen Interpretation von Wortkunstwerken. — 2. Marie de France — Dichterin von Problem-Märchen. — 3. Zu einer Stelle bei Eustache Deschamps. — 4. Zur Auffassung Rabelais'. — 5. Die klassische Dämpfung in Racines Stil. — Anhang. Rosemarie Burkart, Leben, Tod und Jenseits bei Jorge Manrique und François Villon.)

Stirner, Berta, Ariost und die französische Poesie der Renaissance. 80 S. Münster i. Westf., Helios-Verlag = Universitas-Archiv 54. Romanistische Abteilung, herausgeg. von E. Lerch. 2.

Strowski, Fortunat, Montaigne. 2e éd. 356 S. Paris, F. Alcan. = Les grands philosophes.

Szogs, Siegfried, Aspremont. Entwicklungsgeschichte und Stellung innerhalb der Karlsgeste. XII, 150 S. Halle, Niemeyer = Romanistische Arbeiten, herausgeg. von K. Voretzsch. XVIII.

Tobler-Lommatzsch, Altfranzösisches Wörterbuch. 14. Lieferung. S. 897—1088. Berlin, Weidmann.

Voretzsch, K., Introduction to the study of Old French Literature. Authorized translation of the thirst and last German edition by Dr. Francis M. Du Mont. XII, 532 S. Halle, Niemeyer.

Wartburg, Walther v., Französisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 20. S. 363—426 (factura—fascina). Heidelberg, Winter.

Waxman (Samuel Montefiore), A bibliography of the belleslettres of Santo Domingo. 31 S. Cambridge, Massachusetts. Hard University Press.

Weith, Otto, Romantisches im Theater Honoré de Balzac's. 78 S. Wertheim a. Main, E. Bechstein = Beiträge zur Kultur der Romania, herausgeg. von A. Hämel. Heft 4.

Wenzel, D., Der literarische Impressionismus, dargestellt an der Prosa Alphonse Daudets. 87 S. München, Diss. München, Straub.

Wyss, Ida, Virtù und Fortuna bei Boiardo und Ariost. 94 S. Berlin-Leipzig, Teubner = Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, herausgeg. von W. Goetz. Band 48.

Yard, Francis, Almanach normand, contenant les dictons et proverbes, chansons et devinailles de maître Ansbert Guenet, berger de la Ferme perdue, recueillies par Francis Yard. 253 S. Rouen, Henri Defontaine.

Zeller, Hugo, Die Grammatik in der grossen französischen Enzyklopädie. Heidelberg, Diss. 59 S. Weisswasser, O. L., E. Hampel.

Zunker, Luise Dorothea, Flauberts Kunsttheorie in ihrem Werden. 81 S. Münster i. Westf., Helios-Verlag = Universitas-Archiv 53. Romanistische Abteilung, herausg. von E. Lerch. 1.

Personalnachrichten.

Der o. Professor der germanischen Philologie an der Universität Frankfurt, Dr. H. Naumann, wurde zum Nachfolger Meissners an der Universität Bonn ernannt; der a. o. Professor an der Universität Giessen, Dr. Fr. Maurer, zum o. Professor in Erlangen als Nachfolger von Fr. Saran, der o. Professor Dr. J. Nadler in Königsberg zum o. Professor in Wien als Nachfolger von Kluckhohn. Dr. Erich Funke, Studienrat in Halle, ging als Professor der deutschen Sprache und Literatur an die Universität Jowa (U. S. A.). An der Universität Genf wurde Dr. A. Thibaudet zum o. Professor der französischen Literatur ernannt, an der Universität Basel Dr. A. Janner zum a. o. Professor der italienischen Sprache und Literatur.

An der Universität Frankfurt habilitierte sich Bibliotheksrat Dr. Ulrich Leo für romanische Philologie, in Göttingen Dr. Gerhard Fricke für deutsche Philologie.

Geh. Rat Prof. Dr. M. Foerster in München wurde die Ehrendoktorwürde von der Universität Dublin, Frl. Helene Richter in Wien die Ehrendoktorwürde von den Philosophischen Fakultäten zu Heidelberg und Erlangen verliehen.

Notiz.

Professor Dr. Leo Spitzer (Köln) teilt mit, dass das von ihm geleitete Deutsch-Italienische Forschungsinstitut nicht identisch ist mit dem Deutsch-Italienischen Zentralinstitut (Petrarcahaus), das unter Leitung Professor Farinellis (Turin) kürzlich in Köln begründet wurde.

Den germanistischen Teil leitet Otto Behaghel (Giessen, Hofmannstrasse 10), den romanistischen und englischen Kurt Glaser (Giessen, Wilhelmstrasse 12), und wir bitten, die Beiträge (Rezensionen, kurze Notizen, Personalnachrichten usw.) dementsprechend gefälligst zu adressieren. Die Redaktion richtet an die Herren Verleger wie Verfasser die Bitte, dafür Sorge tragen zu wollen, dass alle neuen Erscheinungen germanistischen und romanistischen Inhalts ihr gleich nach Erscheinen entweder unmittelbar oder durch Vermittlung von O. R. Reisland in Leipzig zugesandt werden. Nur in diesem Falle wird die Redaktion stets imstande sein, über neue Veröffentlichungen eine Besprechung oder eine kürzere Bemerkung in der Bibliographie zu bringen. An O. R. Reisland sind auch die Anfragen über Honorar und Sonderabzüge zu richten.

Hierzu je eine Beilage von
Junker & Dünnhaupt, Verlag, Berlin, und R. Oldenbourg, Verlag, München.

Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, Thür.

Ausgegeben im Dezember 1931.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03956 4128

BOUND
1933
UNIV. OF MICH.
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

C 521,734

Digitized by Google

C 521,734